Quellen zu seinem Leben und Werk

2 Karten (lose) eingeklebt





Hermann Gundert

Quellen zu seinem Leben und Werk

HGS

HERMANN GUNDERT SERIES

herausgegeben
von
Albrecht Frenz
und
Scaria Zacharia

Band 3.1 (Deutsch)
Hermann Gundert
Quellen zu seinem Leben und Werk

Die Titel der ganzen Reihe (Malayalam) –
jeweils mit einer kritischen Einleitung:

Hermann Gundert

Band 1 A Malayalam and English Dictionary
Band 2 Grammatische Werke
Band 3 Quellen zu seinem Leben und Werk
(*3.1* Deutsch, *3.2* Englisch,
3.3 Malayalam)
Band 4 Geschichtliche und literarische Werke
Band 5 Christliche Literatur
Band 6 Malayalam-Bibel

Gesamtherstellung der Malayalam-Werke
D. C. Books Kottayam, Kerala, Indien

In Verbindung mit der
Dr. Hermann-Gundert-Konferenz Stuttgart
19.–23. Mai 1993

Umschlagfoto: Hermann Gundert in Amsterdam
August 1867 (Deutsches Literaturarchiv/Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar)

Gesamtherstellung von Band 3.1
Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm

Hermann Gundert

Quellen zu seinem Leben und Werk

zusammengestellt und kommentiert

von Albrecht Frenz

Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Gundert, Hermann:
Quellen zu seinem Leben und Werk
Hermann Gundert
Zusammengestellt und kommentiert von Albrecht Frenz
Band 3.1 der *Hermann Gundert Series* (HGS)
Hrsg. von Albrecht Frenz und Scaria Zacharia
D. C. Books Kottayam, Kerala, Indien
Ulm: Süddeutsche Verlagsgesellschaft 1991
ISBN 3-88294-168-5



Vorwort

Dieses Buch ist Teil einer Reihe, in der Hermann Gunderts Werke in diesem und im nächsten Jahr in Kerala nachgedruckt werden. Diese Reihe trägt den Titel *Hermann Gundert Series* (HGS) und wird in zwei Abschnitten erscheinen. Der erste Abschnitt umfaßt Hermann Gunderts *A Malayalam and English Dictionary*, seine *Malayalam-Grammatik* und eine *Biographie* Hermann Gunderts in Malayalam und Deutsch. Dabei ist die deutsche Ausgabe – gedruckt in Ulm – weitgehend als Quellenbuch aus Hermann Gunderts Briefen und Publikationen zusammengestellt. Sowohl der Malayalam- als auch der deutschen Version wird eine vorläufige Bibliographie beigefügt. Der zweite Abschnitt der HGS soll 1992 erscheinen und wird durch die *Literarischen Schriften*, die *Christlichen Schriften* und die *Malayalam-Bibel* Hermann Gunderts gebildet. Die Veröffentlichung der HGS wurde von dem Verleger und einstigen Weggefährten Mahatma Gandhis während der Unabhängigkeitsbewegung, D. C. Kizhakemuri – *D. C. Books*, Kottayam, angeregt und mit ihm gemeinsam geplant. Die erste Begegnung fand Anfang September 1990 bei dem Hermann-Gundert-Seminar einer interreligiösen Konferenz des Indian Institute of Christian Studies in Palai, Zentralkerala, statt. Der Termin für die Herausgabe des ersten HGS-Abschnitts wurde bewußt auf Anfang Oktober dieses Jahres gelegt, denn am 6. Oktober 1838 überschritten Hermann und Julie Gundert in Neyattingiri die Grenze nach Kerala und kamen noch am selben Tag nach Tiruvananthapuram. Wir danken D. C. Kizhakemuri, daß er die nicht einfache Unternehmung auf sich genommen hat.

Die HGS entsteht im Zusammenhang mit der *Dr. Hermann-Gundert-Konferenz*, die vom 19. bis 23. Mai 1993 in Stuttgart stattfindet. Dieser Konferenz soll eine Ausstellung zum Leben und Werk Hermann Gunderts, ebenso ein internationales Seminar von Dravidologen vorausgehen. Bei einer Podiumsdiskussion dieser Konferenz soll auf der Internationalen Gartenbauausstellung auch die deutsch-indische Partnerschaft zur Sprache kommen. Veranstaltet wird die Konferenz durch die Deutsch-Indische Gesellschaft, Stuttgart – die Schirmherrschaft übernahm der Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg. Das Konferenzjahr beginnt im Frühjahr 1992 in Kerala und findet dort im Herbst 1993 seinen Abschluß.

Einen wesentlichen Impuls zu dieser Konferenz gab Herr Helmut Nanz, Honorargeneralkonsul der Indischen Republik, ohne dessen Ermutigung und Weitsicht die Pläne nicht ausgeführt worden wären. Herr Dr. Eberhard Zwink, Oberbibliotheksrat an der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, zeigte früh den zeitlichen Rahmen und die inhaltlichen Vorgaben zur Konferenz auf. Ebenfalls schon am Anfang der Planung formulierte Professor Dr. Heinrich von Stietencron die Konferenzziele, wodurch der ganzen Veranstaltung ein wissenschaftlicher Hintergrund gegeben ist. Das geplante Konferenzseminar für Dravidologie unmittelbar vor der Gundert-Konferenz wird Professor Dr. Dieter Kapp leiten. Dem GENO-Haus und dem Leiter der Werbeabteilung, Herrn Jürgen Veiel, danken wir, daß die Konferenz-Ausstellung in den Räumen dieses Hauses stattfinden kann.

Wir danken der Deutsch-Indischen Gesellschaft, daß sie die Konferenz veranstaltet und freuen uns über das gute Klima zu der Geschäftsstelle mit ihrer früheren Leiterin, Frau Brigitte Etzel und der neuen Leiterin, Frau Marika Berbergall. Der Evangelischen Landeskirche in Württemberg und ihrem Ökumenereferenten, Oberkirchenrat Walter Arnold, ist zu danken, daß sie angesichts der missionarischen Leistung Dr. Hermann Gunderts vier Jahre lang eine halbe Pfarrstelle zur Vorbereitung der Konferenz zur Verfügung stellte. Der Archivar der Basler Mission in Basel, Paul Jenkins, gab viele Hinweise zur Quellenlage der frühen Jahre der Basler Mission in Malabar. Der frühere Ministerpräsident, Lothar Späth, wie auch der jetzige Ministerpräsident, Erwin Teufel, förderten mit ihren Mitarbeitern die Konferenz schon zu einem frühen Zeitpunkt.

Für die Vergabe eines Sonderstipendiums an Professor Scaria Zacharia durch die Alexander von Humboldt-Stiftung sind wir außerordentlich dankbar. Die Anträge dafür wurden von Dr. Felix Leonhard, dem Direktor der Universitätsbibliothek Tübingen, und Dr. George Baumann, dem Leiter der Orientabteilung dieser Bibliothek, zusammen mit Dr. Karl Heinz Grüßner eingereicht; auch die wissenschaftliche Begleitung lag bei ihnen. Durch die Forschungsarbeit von Prof. Scaria Zacharia konnten wertvolle Erkenntnisse über Hermann Gundert und sein Werk gewonnen werden. Das Deutsche Literaturarchiv/Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, Handschriftenabteilung, gewährte durch Herrn Dr. Werner Volke die Bearbei-

tung der Briefe Hermann Gunderts. Viel Entgegenkommen fanden wir bei den Nachkommen Hermann Gunderts im Steinhaus Calw.
Die Stiftung der Württembergischen Hypothekenbank für Kunst und Wissenschaft unter dem Kuratoriums-Vorsitzenden, Prof. Dr. Dr. h. c. Bernhard Zeller, stellte dankenswerterweise für den Druck der deutschen Ausgabe des dritten, hier vorliegenden Bandes der HGS einen Druckkostenzuschuß zur Verfügung.

Albrecht Frenz

Stuttgart, 7. Juli 1991 – 155. Jahrestag der Ankunft Hermann Gunderts in Madras.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Als wir vor zehn Jahren begannen, das Tagebuch Hermann Gunderts zu transkribieren und samt Beigaben 1983 und 1986 in drei Bänden zu veröffentlichen, dachten wir noch nicht daran, auch Gunderts Briefe zu bearbeiten. Erst als sich zeigte, daß sich in den Briefen weit über das Tagebuch hinausgehende Aussagen finden, entschlossen wir uns, sie zu erfassen und auszudrucken. Obwohl erst die Briefjahrgänge von 1833 bis 1871 bearbeitet sind, beläuft sich die Sammlung nun auf beinahe 13 000 Seiten. Auszüge daraus bilden die Grundlage der ersten Hälfte dieses Quellenbuchs.

Je weiter wir in den Briefjahrgängen vorankamen, desto deutlicher wurde, daß Gundert wesentlich mehr veröffentlichte, als wir annehmen konnten. Bereits die fünfziger Jahrgänge zeigten, daß Gundert in seinen Briefen – spärlich genug – zu seinen Werken Aussagen macht, die unvollständige Angaben an anderen Stellen ergänzen oder ganz neue Aspekte aufzeigen. Diese Beobachtung gilt auch für die späteren Jahre, in denen Gundert zeitenweise fünf Zeitschriften nebeneinander herausgab und es schon deshalb vermied, seinen Namen bei den von ihm verfaßten Artikeln und Aufsätzen zu nennen. Erst die Bearbeitung der Briefe brachte Licht in diesen Zusammenhang und in die Autorenschaft so mancher Beiträge. Darunter ist auch die informationsreiche Schrift *Arbeiter in der Tamil-Mission.* Diese und andere Schriften Gunderts bilden den zweiten Teil dieses Bandes.

Obwohl noch weit nicht alle Briefjahrgänge bearbeitet sind und vor allem die Briefe an Gundert, die ebenso umfangreich sind, der Erfassung harren, wagen wir es, eine vorläufige, unvollständige Bibliographie Gunderts zu veröffentlichen. Sie berücksichtigt die Jahre, in denen er seine wichtigsten Werke verfaßte. In dieser Bibliographie werden auch die Handschriften aufgeführt, die Gundert sammelte und die sich in seinem Nachlaß befinden.

Hermann Gunderts Briefe sind zu einem großen Teil erhalten und liegen im Deutschen Literaturarchiv/Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar bei Stuttgart. Die Briefe Gunderts an seinen Sohn David gehören zu einer eigenen Sammlung, die nach der Konferenz ebenfalls nach Marbach kommt. Dasselbe gilt auch für die erst kürzlich aufgetauchten Briefe Gunderts an seinen Sohn Samuel. Bislang sind die Briefe an David und Samuel teilweise als Abschriften der Marbacher Sammlung beigegeben. Alle Briefe sind jahrgangsweise geordnet und enthalten weitgehend auch die Briefe von Julie Gundert-Dubois. Briefe Gunderts ans Missionskomitee in Basel und an den Inspektor liegen der Marbacher Sammlung als Abschrift bei. Leider konnten die Briefe Gunderts an Gottfried Weigle bisher nicht gefunden werden. Wegen der darin enthaltenen linguistischen Diskussionen wären sie von großem Gewinn für die Darstellung des Lebens und Wirkens von Hermann Gundert.

Die Auswahl der Briefabschnitte in diesem Band berücksichtigt mehrere Anliegen. Zunächst ging die Überlegung davon aus, Quellenmaterial zusammenzustellen, mit dem eine Biographie Hermann Gunderts in Malayalam abgefaßt werden könnte. Dann kamen Wünsche aus verschiedenen Richtungen: Einmal sollte die linguistische Leistung Gunderts beschrieben werden, auf die sich zweifellos seine Hauptbegabung erstreckte. Zum andern sollten seine Aufzeichnungen über die Geschichte Keralas – auch der Mappilas – zugänglich gemacht werden, und schließlich bestand Interesse daran, Gunderts gesellschafts- und kulturbezogene Aspekte aufzuzeigen. Dabei hatten wir ausschließlich die Menschen in Kerala vor Augen. Als sich der Umfang und die Bedeutung des Briefmaterials abzeichnete, konnte der Vorschlag, den gesammelten Stoff auch in der deutschen Version zu publizieren, nicht mehr verdrängt werden. Dazu kamen die für Südindien wichtigen und für das deutsche Publikum nicht unwesentlichen Aufsätze Gunderts über Land und Leute Südindiens sowie über Mission und Kulturgeschichte. Das unterschiedliche Material wurde, so gut es ging, zusammengefügt.

Das Buch möchte Material für verschiedenste Anliegen und Interessen zur Weiterarbeit an die Hand geben. Die im zweiten Teil abgedruckten Abhandlungen Gunderts wurden mit Einleitungen versehen, in die weitgehend auch Gunderts Anmerkungen aufgenommen wurden. Diese Einleitungen werden über den ganzen Satzspiegel hinweggeführt, während Gunderts Original zweispaltig abgedruckt wird. Einige Briefe und Abschnitte wurden aus der englischen Vorlage ins Deutsche übersetzt.

Bei der Zusammenstellung der Abschnitte waren zwei Prinzipien maßgebend: Zusammenhänge aufzuzeigen und die zeitliche Abfolge einzuhalten, wobei ein Sachgebiet möglichst fortlaufend dargestellt werden sollte. Nicht die Meinung des Redakteurs war gefragt, sondern die Aussage Gunderts. Diese Vorgaben führten an einigen Stellen zu harten Übergängen, wurden jedoch in Kauf genommen, um möglichst viel Quellen-Information aus Gunderts Hand auf möglichst knappem Raum zu bieten. Nicht immer konnten Wiederholungen vermieden werden. Dies rührt daher, daß sich Gundert manchmal in mehreren Briefen über dasselbe Thema äußert, dabei aber Akzentverschiebungen vornimmt. Eine erneute Zitierung dessen, was in den Tagebüchern veröffentlicht oder bereits im *Briefnachlaß* (s. Bibliographie) zu Beginn dieses Jahrhunderts publiziert wurde, wurde möglichst vermieden.
Während sich die Transkribierung der Briefe in der Marbacher Sammlung streng an das Original hält, wurden Rechtschreibung und Zeichensetzung in diesem Band – vor allem auch wegen der indischen Leser – dem heutigen Stand angeglichen. Zurückgehend auf die englische Schreibweise wird bei indischen Namen und Begriffen *C* häufig wie »K« verwendet; *c* und *ch* wird wie »tsch«, *j* wie »dsch« gesprochen. Abkürzungen wurden nach Möglichkeit ausgeschrieben. Gängige Abkürzungen im Original sind *l* für »liebe/lieber«, *u* für »und«, *zus.* für »zusammen«; die Nachsilbe *-lig* wird »-lich«, wie *allmäh-lig* zu »allmäh-lich« oder *-lich* zu »ig«, wie *bedächt-lich* zu »bedächt-ig«. Ab und zu wird der Fall verändert, wie *im Atem halten* zu »in Atem halten« oder *ins Vaterland deren* zu »ins Vaterland derer«. Mehr Schwierigkeit bereiteten die englischen oder anderen Fremdwörter innerhalb der Zitate. Sie wurden meist direkt in Klammern mit der deutschen Bedeutung versehen. Für das englische *jungle* wurde die Eindeutschung »Dschungel« verwendet. Ortsnamen wurden nach Möglichkeit in der in Indien üblichen Schreibweise wiedergegeben, wie Thalassery für Tellicherry, für das Gundert selbst mehrere Schreibweisen bot: »So wird man über Talacceri, Talasseri etc. streiten können, und beides wäre recht.« (GB 24.9.63). Die englische Bezeichnung *Nettur* für den Hügel, auf dem Gundert lange wohnte und auf dem sich heute das NTTF (Nettur Technical Training Foundation) befindet, wurde durch den in Kerala üblichen Namen »Illikunnu« ersetzt. Wort- und Namenerklärungen können neben den »Worterklärungen« auch über die Register erschlossen werden.
Der vorliegende Band stellt verschiedene Quellen bereit, die Fragen zu Gunderts Leben und Werk beantworten können. So wird schon seit Jahren darüber diskutiert, ob Gunderts Malayalam-Grammatik in Malayalam eine Übersetzung seiner Malayalam-Grammatik in Englisch ist oder eine neue Fassung darstellt. Die Frage beantwortete Gundert selbst: In einem Bericht an das Missionskomitee in Basel schrieb er, daß er zuerst eine Malayalam-Grammatik in Englisch verfaßte und diese dann ins Malayalam übersetzte. Von dieser Fassung schrieb er eine weitere, nochmals vereinfachte für den Schulgebrauch. Auf diese Weise kann jetzt sicher gesagt werden, daß Gunderts erste Malayalam-Grammatik in Englisch abgefaßt war. Sie ist die komplexeste und gewährt tiefe Einsichten in die Malayalam-Sprache und die übrigen dravidischen Sprachen. Niemand wagte es bisher, diese Grammatik zu bearbeiten. Wenn die Voraussetzungen gegeben sind, will sich Professor Scaria Zacharia mit dieser Grammatik befassen und seine Ergebnisse bis zur Konferenz 1993 veröffentlichen.
In den ersten Jahren seines Wirkens in Südindien entfaltete Gundert insbesondere seine sprachwissenschaftliche Begabung. Mit der Zeit paßte er sich der missionarischen Ebene an und verwirklichte sein Sprachtalent vor allem in Übersetzungen. In seiner Biographie läßt sich dies auch durch den Umstand belegen, daß er nur während seiner ersten Jahre auf Illikunnu Munschis (Lehrer) hatte, die ihn in Malayalam, Sanskrit, Geographie, Geschichte, Religion und Philosophie unterrichteten. Lehnte Gundert in seiner ersten Zeit die Straßenpredigt ab und war ganz mit dem Erlernen der Sprachen und dem Bekanntwerden mit seiner Umgebung und ihren Menschen beschäftigt, so konnte er später selbst auf der Straße predigen oder Katechisten dazu anhalten. Während Gundert in seinen ersten Bibeltraktat die indische Geschichte und Gedankenwelt mit aufnahm, bemühte er sich je länger je mehr, der biblischen Vorlage getreu nachzugehen. Die geistige Weite wurde nach und nach durch den missionarisch-pietistischen Blickwinkel eingeengt, obwohl Gundert für die weltweiten Geschehnisse offen blieb. Die Sprache war jedoch zeitlebens das Mittel, über das sich Gundert am besten auszudrücken vermochte. Seine Sprachbegabung war eine außergewöhnliche. Seine scharfe Beobachtungsgabe und seine Fähigkeit, den Dingen und Verhältnissen auf den Grund zu schauen, kleidete Gundert oftmals in schwer verständliche Sätze. Nur dem Eingeweihten erschließt sich seine

mitunter hintergründige Ironie. Für den Europäer ist es teilweise schwierig, die indischen Zusammenhänge richtig zu erkennen und zu erfassen, während dem indischen Leser die europäischen Bilder und Ausdrucksweisen in vielem fremd bleiben.

Der erste Teil dieses Bandes wird durch Tafeln vom zweiten Teil abgesetzt. Die ersten acht Tafeln zeigen Gundert und seine Familie. Das erste Bild hat eine Vorgeschichte. Zum Geburtstag von Christiane Gundert am 1. September 1831 hatte ihr Mann den ältesten Sohn portraitieren lassen: »Die Mutter zu beruhigen, hatte G. Ludwigs Portrait in B. malen lassen.« (CD 361). Auch am nächsten Geburtstag der Mutter sollte eine ähnliche Überraschung erfolgen: »Auch um H. war die Mutter sehr angefochten; daher der Vater schon an Ostern beschlossen hatte, er solle sich malen lassen, damit der heurige erste September dem vorjährigen nicht nachstehe. Mai: »Daß du im Portrait stattlich aussehen wirst, stelle ich mir vor, und wünsche nur, daß die untere Lippe nicht zu sehr hervorstehen möge, wie sie es früher unter gewissen Gemütslagen zu tun pflegte; sondern das Bild sei freundlich, wie in der letzten Vakanz, an die ich länger denken werde.«« (CD 387). An Mutter Christianes Geburtstag – dem letzten, den sie feierte – wurde ihr das Portrait ans Bett gebracht (vgl. CD 405). Durch die Bearbeitung der Briefe können gegenüber dem *Calwer Tagebuch* die Bilder genauer datiert werden. Wenn neue Daguerreotypien oder Photos gemacht wurden, berichtete Gundert gewöhnlich darüber. Die zweite Hälfte der Tafeln kommen zum Teil aus dem ersten Missionsfotoalbum des Archivs der Basler Mission. Dieses Album kam um 1860 nach Basel und stammt von Missionar C. Richter, der am 3. Dezember 1855 zusammen mit Missionar Hoch in Cannanore ankam. Gundert trug am 10. Dezember 1856 in sein Tagebuch ein: »mein Bild von Richter« (TM 247). Das Bild mit der Bezeichnung *Nettur* dürfte kurz nach dem Bau der Eisenbahn entstanden sein. Im einzelnen sind die Bilder im Archiv der Basler Mission nicht datiert. Das Umschlagbild wurde auf der Konferenz in Amsterdam aufgenommen (vgl. unten »Die Mission und die Volkssprache«).

Der zweite Teil beginnt mit *Arbeiter in der Tamil-Mission* und enthält neun Biographien. Der zweite Beitrag befaßt sich mit dem Beginn der Basler Mission in Indien und stammt aus der Feder von Gottfried Weigle. Diesen kannte Gundert vom Stift her. In Indien tauschten die beiden ihre linguistischen Fragen und Beobachtungen aus und gaben sich gegenseitig Anstöße zur Veröffentlichung verschiedener Werke.
Die Gründung der Basler Mission in Malabar begann mit einer Reise Gunderts auf die *Zimtplantage Anjarakandy* im Hinterland von Thalassery und Cannanore. Während seines Heimaturlaubs im Jahr 1846 verfaßte Gundert einen *Abriß der Geschichte der Station Thalassery*, der die Anfänge der Basler Mission in Malabar darstellt. Diesem Artikel wurde eine längere Beschreibung der Orte um Thalassery, die Gundert bei der Herstellung der Malabar-Karte verfaßte, beigegeben. Die Karte liegt diesem Buch bei, ebenso diejenige von Südkanara, die Gottfried Weigle erstellte.
Der dritte Unterabschnitt befaßt sich mit *Kerala* und beginnt mit zwei Manuskripten, die im Original abgedruckt werden. Der Kommentar zur *Kerala Utpatti* bedarf einer eigenen Untersuchung, die erst dann in Angriff genommen werden kann, wenn der vierte Band der *Hermann Gundert Series* erschienen ist. Das Manuskript dieses Kommentars kam auf wunderliche Weise in meine Hände und verdient schon deshalb Beachtung. Der kurze Artikel zu den *Kasten* wird ebenfalls als Manuskript, das sich im Privatnachlaß von Karl Graul in Leipzig befindet, abgedruckt. Da die Abhandlung so viele Informationen über die Einteilung der Kasten und das Erbrecht enthält, wobei vor allem die Erbfolge in der weiblichen Linie *(Marumakkattayam)* zu erwähnen ist, soll sie der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden.
Gezögert habe ich länger, das Gedicht *Der Missionar und der Saktipriester* zu veröffentlichen, da die Frage der Verfasserschaft noch nicht befriedigend geklärt werden konnte. Vielleicht ergibt die künftige Beschäftigung mit Gunderts Briefen weiteren Aufschluß. Allerdings kann ich mir kaum vorstellen, daß der Verfasser ein anderer als Gundert ist.
Einen breiten Raum in Gunderts Wirken nahm die *Bibelübersetzung* ein. Damit beschäftigte sich Gundert schon während seiner Maulbronner Zeit. Er setzte die Arbeit an der Bibelübersetzung in England fort, wo er sich vor allem dem Johannesevangelium in Bengali widmete. In Sinduponturei lernte er Rhenius' Prinzipien der Bibelübersetzung kennen. Nach diesen Prinzipien verfuhr Gundert bei seinen Bibelbearbeitungen und -übersetzungen im Tamil und dann besonders im Malayalam.

Eigentlich sollte der Verbindung und der Beeinflussung Gunderts durch Rhenius eine ausführlichere Darstellung, als dies hier möglich ist, gewidmet werden. Neben den Regeln zur Bibelübertragung lernte Gundert bei Rhenius die Missionsarbeit kennen. Diese hatte zwei Hauptstützen: Die monatliche Missionsreise und die wöchentliche oder monatliche Versammlung der Katechisten und Lehrer. Gundert setzte dieses Prinzip bereits in Chittoor in die Tat um und baute es in Malabar zu einem System aus, das zum Kennzeichen der Basler Mission in Malabar wurde. Notwendigerweise war dieses System nur durch die Schaffung von Literatur aller Sachgebiete zu festigen und zu verbreiten. Gundert widmete sich dieser Aufgabe außerhalb der Regenzeit vorzugsweise abends und nachts – er übersetzte manchmal, bis es morgens wieder hell wurde. In seinen ersten Jahren in Thalassery verfaßte Gundert Traktate zu den ersten Büchern der Bibel und setzte diese Art der Bibelbearbeitung bis zum Ende der Davidsgeschichte fort (dieses gesamte Werk, *Satyaveda Itihasam*, soll im vierten Band der *Hermann Gundert Series* veröffentlicht werden). Nach der Rückkehr von seinem Europaurlaub nach Thalassery Anfang 1847 und besonders nach seinem Umzug nach Chirakkal im Mai 1849 hielt er eine Übersetzung des Neuen Testaments und der bis dahin von ihm unbearbeiteten alttestamentlichen Bücher für dringend notwendig (geplant als sechster Band der genannten Reihe).
Seine Erkenntnisse und Schlüsse aus der Bibelübersetzerarbeit wertete Gundert auf verschiedenen Interkontinentalen Missionskonferenzen der sechziger und siebziger Jahre aus. Zwei dieser Referate werden hier abgedruckt. Sie zeigen, wie behutsam und respektvoll Gundert mit den verschiedenen Sprachen umging – jede Sprache war für ihn ein eigenes Wunderwerk.
Neben seinen geschichtlichen und geographischen Werken schuf Gundert eine Volksliteratur, die er ins Deutsche übersetzte oder wovon er eine Zusammenfassung fertigte. Nachgedruckt werden hier die *Nala-Geschichte* und die *Nayer-Geschichten*. Obwohl Gundert dabei alten literarischen Stoff behandelte, flocht er Gegenwartsereignisse nahezu nahtlos ein und übersprang so mit Leichtigkeit größere Zeiträume. Er setzte damit die altindische Tradition fort und führte sie ins christliche Schrifttum ein. Die indische, epische Erzählweise war ihm in Fleisch und Blut übergegangen, verbunden mit eigenständigem Sprachgebrauch.
In der *Bibliographie* wird die Fülle der Abhandlungen und Bücher, die Gundert verfaßte, deutlich. Zu berücksichtigen ist dabei, daß Gundert während seiner Zeit in Indien Schreiber und Schreiberinnen um sich hatte, die seine Konzepte ins Reine schrieben. So wurde seine erste Malayalam-Grammatik in Englisch wohl von Margarete Will abgeschrieben. Auch in Calw hatte er verschiedene Mitarbeiterinnen, darunter seine Tochter Marie und seine Cousine Henriette Enßlin, die viele Artikel für die »Blätter« vorbereiteten und korrigierten. Letztere war es, die die *Missions-Bilder* aus den verschiedensten, meist bereits veröffentlichten Beiträgen zusammenstellte oder neue dafür übersetzte, so daß Gundert oft nur die Schlußredaktion blieb.

Das vorliegende Buch hätte nicht erscheinen können ohne die Mithilfe von Frau Waltraud Koch, die die Marbacher Briefe mit dem Computer erfaßt, und von Frau Gertraud Frenz, die die beinahe endlosen Korrekturen mitliest. Das Manuskript des ersten Teils wurde auch von Frau Margret Feldmann, Frau Margret Frenz, Frau Jutta Heuchert und Frau Erika Rabus gelesen – ihnen verdanke ich viele Anregungen und Verbesserungen. Frau Michèle Fritzsche übersetzte *Julies Liebesbrief* aus dem Französischen. Unvergeßlich bleiben mir die gemeinsamen Übersetzungstage mit Professor Scaria Zacharia, mit dem die Malayalam-Version erarbeitet wurde.
Wie schon bei den Tagebüchern hat auch diesmal wieder die Süddeutsche Verlagsgesellschaft in Ulm den Druck übernommen. Verschiedene Gespräche mit ihrem Leiter, Herrn Udo Vogt, und Frau Beate Nadarevic sowie mit weiteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern machten die Entstehung des Buches zur Freude.

QUELLEN ZUM LEBEN



Kindheit und Ausbildung

Das Elternhaus

Wer das Geburtshaus Hermann Gunderts in Stuttgart sucht, findet zwar die Kirchstraße, aber nicht mehr das alte Gebäude, denn dieses brannte während des Zweiten Weltkriegs völlig aus. Es war ein Geschäftshaus und lag zwischen Rathaus und Stiftskirche in der Kirchstraße, vom Marktplatz aus auf der linken Seite (vgl. S. 17, Urkarte 1828 von Geometer Gentner, Katasteramt Suttgart) – Gundert nannte einmal die Nummer 3. Die kaufmännische Tradition von damals ist geblieben, aber die Familie Gundert-Enßlin wohnt schon lange nicht mehr dort. Die Briefe an seinen Vater adressierte Hermann Gundert anfangs ohne Nennung der Straße – oder er schrieb an die »Bibelanstalt« (später mit dem Zusatz »verlängerte Christophstraße«, wohin die Familie am 9. April 1832 umzog).
Christiane Enßlin, die Mutter Hermann Gunderts, wuchs in der Kirchstraße auf und heiratete im Oktober 1810 den Kaufmann und Lehrersohn Ludwig Gundert. Dieser war ein überzeugter Pietist mit einem Sinn fürs Praktische. Auch Christiane war Pietistin. Sie verinnerlichte diese Glaubensrichtung im Laufe ihres Lebens immer mehr, bis sie schließlich unter Depressionen litt. Sie schloß sich eng an den Erweckungsprediger Christian Adam Dann (1758–1837) an, der sie konfirmiert und getraut hatte und schließlich auch beerdigte. Während ihrer Brautzeit schrieb Christiane ihrem Verlobten: »Was mich seit einiger Zeit hauptsächlich beunruhigt, ist, daß ich viele rechtschaffene Christen kenne, die einen gewissen Zeitpunkt zu nennen wissen, von dem an es augenscheinlich besser mit ihnen wurde, die nach vielem Ringen und Kämpfen, Zittern und Beben um ihre Seligkeit ihrer endlich gewiß wurden und, Gottes Frieden im Herzen, ihre Bahn nun ruhig fortpilgern. Wie ganz anders ist es bei mir! Ich weiß keine Zeit, wo mir die Angst um mein – ewiges – Wohl schlaflose Nächte gemacht hätte, ich lebe in den Tag hinein und könnte am Ende wohl gar noch – daß es Gott verhüten wolle! – ich könnte noch eine Heuchlerin werden! Aufrichtigkeit, Redlichkeit soll er mir schenken, der treue Heiland, damit ich mich und andere nicht betrüge. – Ach bete für mich, daß mir unser Erlöser ein neues Herz und einen neuen Geist schenke.« (CD 26). In diesen wenigen Sätzen konnte sich später der Sohn selbst charakterisieren. Das »neue Herz« war der Kristallisationspunkt für Mutter und Sohn.
Im Zuge der Neuordnung Europas und dem Friedensschluß nach den Freiheitskriegen setzte ab 1812 ein allgemeiner geistiger Aufbruch ein. In diesem Jahr wurde durch die britische Bibelgesellschaft die Gründung der Württembergischen Bibelanstalt in Stuttgart veranlaßt. Ludwig Gundert war einer der Gründungsmitglieder des neuen Vereins. Einige Monate nach der Völkerschlacht bei Leipzig (16.–19. Oktober 1813) wurde Hermann Gundert am 4. Februar 1814 geboren und zehn Tage später in der Stiftskirche getauft.
Der weltweite Bezug war im Gundertschen Hause gegenwärtig. Immer wieder kamen Besucher aus verschiedenen Ländern und mit vielfachen religiösen Hintergründen. So kam während Hermann Gunderts Kindheit Stephan Grellet (1773–1837) wiederholt nach Stuttgart und traf mit Gunderts Vater zusammen. Grellet entstammte einer altadligen katholischen Familie Frankreichs, war nach Amerika ausgewandert und hatte sich dort den Quäkern angeschlossen. Mehrmals kam er in einfachster Anspruchslosigkeit nach Europa zurück, zum erstenmal wohl kurz vor der Geburt Hermann Gunderts: »Grellet kam über Frankreich, Schweiz, Bayern von Nürnberg 28. Januar 1814 nach Stuttgart, wo er viel christliche Einfalt fand, gerade von Danns Verbannung hörte und dann auch diesen in Tübingen besuchte.« (GM 3.2.69). Viele Jahre später schrieb Hermann Gundert eine Biographie über »Stephan Grellet« (JB 1868,2, 26–52; 97–108; obwohl Gundert seine Verfasserschaft nicht nannte, weist ihn die intime Kenntnis des Stoffs, wie die Begegnung Grellets mit dem »Stuttgarter Kaufmann« (98), als Verfasser aus).
In seinem Vorspann zu dieser Biographie charakterisierte Gundert nicht nur Grellet und seinen Vater, sondern formulierte auch seinen eigenen späteren Lebenssinn, der als Zusammenfassung dieser ganzen Quellensammlung gelten kann: »Da und dort gibt es wohl auch in Deutschland noch einen im Mittag seines Lebens stehenden Mann, der sich zu erinnern weiß, wie sein Vater ihm einst erzählte, daß kaum je ein anderer Mensch einen ähnlichen Eindruck auf ihn gemacht und durch eine Begegnung von wenigen Augenblicken einen so entscheidenden Einfluß auf seine ganze künftige Lebens-

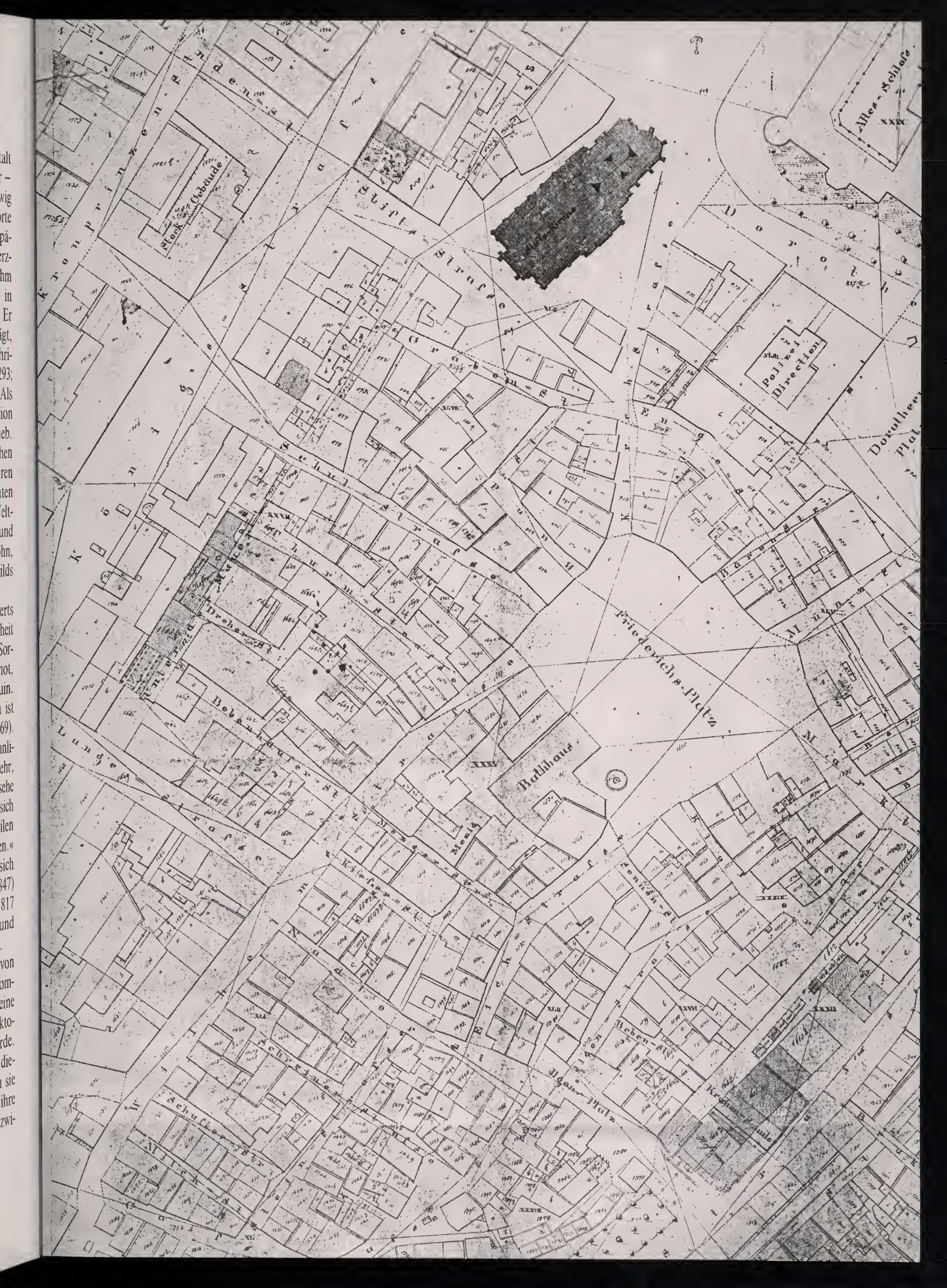
richtung ausgeübt habe, wie ein edler Fremdling, den sein Liebesdrang aller eigenen Bequemlichkeit entsagen und eine Reihe von Jahren hindurch mit kurzen Unterbrechungen von Land zu Land ziehen hieß, um allenthalben für das Wohl seiner Mitmenschen tätig zu sein. Die köstliche Gabe, mit etlichen treffenden Worten im geselligen Verkehr eine Seele zu fassen, wodurch schon manchmal in wenigen Minuten mehr Früchte für die Ewigkeit geschaffen wurden als durch die gewöhnliche Predigtweise in vielen Stunden, war diesem Fremdling in seltenem Grade geworden. Es war ihm geschenkt, durch die feinen, ansprechenden Umgangsformen, die er mit einer durch und durch evangelischen Gesinnung paarte, in vielleicht beispielloser Weise die Herzen der Höchstgestellten unter seinen Mitmenschen wie die der Ärmsten und Elendesten zu gewinnen, und durch den Impuls zu edlen Bestrebungen, den er in andern erweckte, ungleich mehr zu erreichen, als eine vereinzelte Kraft auszurichten vermag. Die Türen der königlichen Paläste, ja selbst die Tore des Vatikans, sie öffneten sich gleichermaßen wie die Pforten der Gefängnisse, Irren-, Armen- und Krankenhäuser vor dem Apostel der Liebe und des Friedens, *Stephan Grellet*.« (Ebd., 25).

In seiner Zusammenfassung beschreibt Gundert die Weite Grellets gegenüber den verschiedensten Strömungen innerhalb des Christentums – es war schließlich auch Gunderts eigene Offenheit: »Was ihn trieb, war nicht menschlicher Eifer, sondern einzig und allein die Liebe Christi. Obgleich Quäker und Protestant, wollte er weder der Gesellschaft der Freunde, wie die Quäker auch genannt wurden, noch dem Protestantismus überhaupt Anhänger gewinnen. Unsterblichen Seelen die Liebe Gottes in seinem für die Sünden der Welt dahingegebenen Sohne zu verkünden, das war der große Zweck seines Lebens. Und so durfte er denn auch unter Leuten fremder Zunge und fremden Glaubens in der wunderbarsten Weise den Schutz und die Durchhilfe des Herrn, dem er diente, erfahren. Ja wunderbar, unerhört darf in der Tat genannt werden, was der treue, demütige Zeuge in Italien und Spanien, jenen damals jedem andern Versuch evangelischer Mission hermetisch verschlossenen Ländern, erlebte.« (Ebd., 107 f.).

Nach einem Besuch von Johannes Evangelista Goßner (1773–1858) in Stuttgart ließ Ludwig Gundert dessen Traktat von der Rettung des Sünders – das »Herzbüchlein«, das ursprünglich in Frankreich erschienen und 1812 in neuer Gestalt von Goßner deutsch herausgebracht worden war – drucken und verbreiten. Dafür mußte Ludwig Gundert mehrmals zur Polizei, die ihn verhörte und schließlich die Traktatgesellschaft verbot. Später, als Hermann Gundert in Malabar das Herzbüchlein ins Malayalam übersetzte, stand ihm Goßner vor Augen. Goßner war wie Grellet in einem katholischen Elternhaus geboren worden. Er wurde stark von Thomas von Kempis geprägt, bekehrte sich bei Martin Boos und predigte »Christus für uns und Christus in uns«. (MM 1874, 293; vgl. unten »Abgrenzungen in der Mission«). Als Sechzigjähriger hatte sich Goßner der Mission zugewandt, durch die er bis heute bekannt blieb. Gundert hielt fest: »Mit fünf einfachen christlichen Jünglingen hatte er 1836 angefangen; in 21 Jahren waren es 140 Missionare, darunter 15 Kandidaten der Theologie, die er [Goßner] nach den vier Weltteilen ausgesandt hatte.« (Ebd., 300). Grellet und Goßner wirkten bestimmend auf Vater und Sohn, wobei Grellet die Stelle eines geistigen Vorbilds einnahm.

Damit eilten wir dem Leben Hermann Gunderts weit voraus. Wir kommen wieder in seine Kindheit zurück. Das Jahr 1816/17 war ein Jahr voller Sorgen. Eine Mißernte führte zu einer Hungersnot, und viele Handelsgeschäfte standen vor dem Ruin. Ludwig Gundert schrieb: »Unser Auskommen ist so kärglich, als nur immer möglich ist.« (CD 69). Selbst im nächsten Frühjahr noch mußte er Ähnliches feststellen: »Oft sehe ich keinen Ausweg mehr, auch jetzt durchaus keinen. Da stehe ich, sehe weder vorwärts, noch rechts, noch links, wie sich der Weg um die Ecke wenden wird; und den steilen Berg hinauf bin ich sehr, sehr müde geworden.« (CD 71). Inmitten der Ratlosigkeit öffnete sich nach einer Reise mit J. H. Enßlin (1778–1847) nach Calw für Ludwig Gundert im Sommer 1817 die Möglichkeit, bei jenem als Buchhalter und nebenher im Büro der Bibelanstalt zu arbeiten.

Immer mehr jedoch wurde Ludwig Gundert von der Arbeit in der Bibelanstalt in Beschlag genommen, so daß es ihm und seiner Frau wie eine Erlösung vorkam, als er am letzten Tag des Oktober 1820 ganz als Bibelsekretär angestellt wurde. Auch den Söhnen Ludwig und Hermann kam dieser Wechsel zugute. Nach der Schule konnten sie zu ihrem Vater ins Büro gehen, neben ihm ihre Hausaufgaben erledigen und anschließend zwi-



Altes-Schloss
Polizei Direction
Friederichs-Platz
Rathhaus
Metzig

schen Papierballen und Druckerpresse manch lustiges Spiel ausprobieren: »Im Bebenhäuser Hof wurde von der Regierung ein leerstehendes Häuschen der Bibelgesellschaft zur Benützung eingeräumt; da arbeitete nun die Presse, während Gundert im Nebenzimmer seine Bücher führte und abends die Kleinen neben sich ihre Schulaufgaben fertigen ließ. Der Pferdestall unten füllte sich mit Bibelballen, hinter denen sich, wie in den Krippen und Raufen, ausgezeichnet Verstecken spielen ließ.« (CD 108).

Später, als Hermann Gunderts beide älteste Söhne bei ihren Großeltern aufwuchsen, erinnerte er sich an das Haus und schrieb an seinen Sohn Samuel: »Es freut mich nun zu hören, wo Dein Arbeitsstüblein ist. Nicht wahr, dort herum wohnt »der Kaulla«, in meinen Tagen der reichste Mann von Stuttgart. Ich habe in jener Gegend viel gespielt, nämlich um das alte Bibelhaus herum, welches in dem Bebenhäuser Hof seinen Eingang, aber ein Fenster auf die Schmale Straße hinaus hatte. An jenem Fenster stellte Papa seine Blumentöpfe auf, ja einmal pflanzte er Reis dort, den er nämlich aus einer Reisstrohbürste herausklaubte – er wuchs aber nicht hoch. Du hast ihn schon höher und reifer gesehen, ums Thalassery Missionshaus herum, wirst aber kaum mehr wissen, wie er aussieht. – Was mir in jener Gegend auch sehr erbaulich war, das waren die ersten Blicke, die ich dort ins Justizfach warf, ich sah durch Türritzen, wie man den Delinquenten aufmaß, um sie zum Geständnis zu zwingen, sie waren aber sehr unschuldige Leute und hatten nie nichts getan, dessen sie sich erinnern könnten. Der Weg unter der Mauer aber ist fast mein täglich Brot gewesen, wie auch für den lieben Papa, nämlich vom Bibelhaus in die Kirchgasse, C.* Nro. 3. an allerlei Holgen vorbei.« (GM 16.10.54).

Schulzeit

Ihre Anfangsstudien machten die Brüder Hermann und Ludwig Gundert unter »Anleitung des alten Hausfreundes Flatt.« (CD 74). Im Oktober 1820 kamen sie zusammen auf die Stuttgarter Lateinschule: »Die Söhne waren im Oktober ins Gymnasium eingetreten, etwas frühe für den Jüngeren; aber der ältere wollte einmal nicht allein »in die Klasse«; so ließ man den Hermann mitlaufen.« (CD 94). Im selben Jahr starb der Bruder Theodor Gundert vierjährig (1822 wurde ein zweiter Theodor geboren). Nachdem 1813 die Schwester Christiane Luise im Alter von zwei Jahren gestorben war, war es schon das zweite Kind der jungen Familie, das früh ins Grab gelegt wurde. Ludwig Gundert sprach seiner Frau Trost zu: »Laß uns nicht kleben an der Kreatur! Der Geist, der unsere lieben Kinder beseelte, gehe mit seiner kindlichen Liebe, mit seinem Duldersinn und seinem Gehorsam in uns über. – Dann finden wir unsere Kinder wieder in uns selbst und – noch mehr, wir finden sie wieder bei Gott. Und wo wir einen kindlichen Sinn, wo wir Duldung, wo wir Einfachheit finden in der ganzen weiten Erde Gottes, da finden wir unsere Kinder – denn wir kleben nicht an der Schale, wir wollen den Kern.« (CD 94 f.).

Hermann Gundert sah oft ausländische Besucher im Bibelhaus. Im Jahr 1821 begegnete Vater Ludwig Gundert zum erstenmal J. P. Greaves, dessen Büchlein »Grounds & Reasons of the Christian Regeneration or the New Birth« er ins Deutsche übersetzte und nach der Durchsicht durch Christian Gottlieb Blumhardt (1779–1838) drucken ließ. Die einfache Lebensweise Greaves' machte auf die ganze Familie Gundert einen nachhaltigen Eindruck. Vorbereitet mit diesem Wissen, besuchte Ludwig Gundert zusammen mit Blumhardt 1822 das zweite Jahresfest der Basler Mission. Dabei traf er viele Persönlichkeiten, die ihm geistig nahestanden und die sich gegenseitig Mut machten, die Mission in alle Länder zu tragen. Vom kommenden Jahr an gab Ludwig Gundert die sogenannten »Stuttgarter Missionsnachrichten« heraus (s. Abbildung: »*Nachrichten aus der Heidenwelt.* Herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart. Die Probe mit dem rothen Wasser.«; NH 1823,1). Früh schon wurde der Schüler Hermann Gundert mit Nachrichten aus aller Welt bekannt und konnte bald manchen Beitrag aus dem Englischen für diese Zeitschrift übersetzen. Bei dem neu eingerichteten jährlichen Stuttgarter Missionsfest bekam Hermann Gundert manche Anregung.

Als 1827 die innig geliebte Schwester Marie Theodore mit sieben Jahren nach fünfzehnmonatigem Leiden starb, traf es Hermann Gundert schwer. Er durchlebte diese Todeserfahrung bewußt. Bei allem nach innen gerichteten Schmerz erfuhr er eine Weitung zu Gott hin: »Nicht fruchtlos waren die schweren Schickungen des ersten Jahrzehnts an dem treuen [Eltern-]Paare vorübergegangen. Es

Nachrichten aus der Heidenwelt.

herausgegeben von der Missions-Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart.



Die Probe mit dem rothen Wasser.

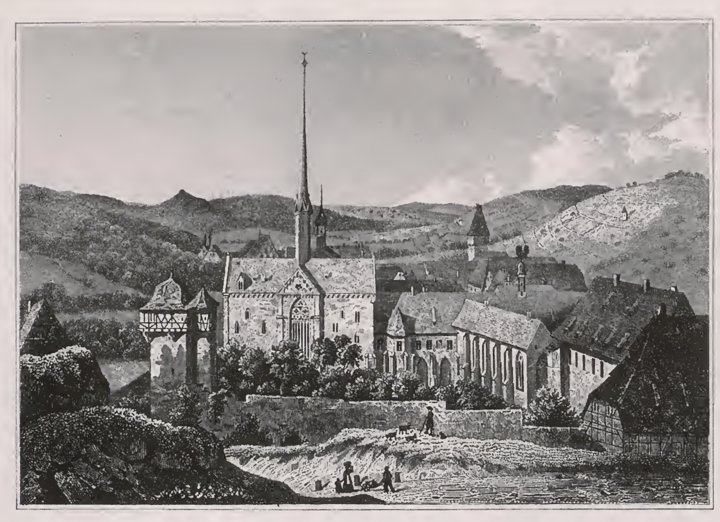
No. I. 1823.

hatte sich losgewunden aus allerhand Verkettungen und sich gestärkt zum freien Streben aus allem, was die göttliche Liebe in der Reihe der Tage ihm zuschickte, Kraft zu ziehen zum Wachsen am inneren Menschen.« (CD 95).

Im Herbst 1827 wurde Hermann Gundert in das Seminar in Maulbronn aufgenommen. Es befindet sich in einem Zisterzienserkloster aus dem 12. Jahrhundert, das 1504 zu Württemberg kam und im Zuge der Reformation durch Herzog Christoph von Württemberg in eine evangelische Klosterschule umgewandelt wurde (s. Abbildung: Kloster Maulbronn 1841, Ansicht von Osten. Gezeichnet von H. Schönfeld, gestochen von L. Thümling. Alle Rechte bei Buchhandlung Krüger, Am Klostertor, 7133 Maulbronn). Diese Schule hatten unter anderem auch Johannes Kepler (1571–1630) und Friedrich Hölderlin (1770–1843) besucht. Den frischen Seminaristen begleiteten die Wünsche der Mutter, die ihm zum Geburtstag 1828 schrieb:

»Geliebter Sohn!

Nur herzlichen Gruß und Glückwunsch zum 15. Geburtstag. Dein Eintritt in dies Leben hat Deine Eltern hoch erfreut, und Dein Gang dadurch hat uns immer mit Hoffnung für die Zukunft erfüllt. Besonders warst Du mir in mancher Trauerstunde zum Trost und zur Erquickung. Der Segen des Gottes der Liebe ruhe auf Dir! Mögest Du, mein



teures Kind, bewahrt bleiben durch die göttliche Gnade vor *aller* Verführung von außen und den eiteln Eingebungen des eigenen Herzens. Möge der gute Geist Dich leiten in *alle* Wahrheit und Weisheit und Dich zu einem gesegneten Werkzeug in Seinem Reich heranbilden. O mein Sohn! Wie ruhig kann eine Mutter ihre zunehmende Schwäche empfinden, wenn sie es weiß, daß ihre Kinder auf gutem Wege wandeln. Gott segne und behüte Dich und lasse es Dir recht wohl gehen.

Herzlich grüßt Dich
Deine Mutter« (AG 5.2.28).

Der Vater schrieb auf die Rückseite dieses Briefs: »O daß es Dir recht klar würde, dieses Reich der Wahrheit und der Liebe. Wenn es vom kindlichen Herzen so recht erfaßt und in sich aufgenommen ist, dann erst wird der durch Wissenschaft gebildete, durch Gottes Geist erleuchtete Verstand recht brauchbar in Gottes Hand! Mögest Du doch vor dem Irrtum bewahrt bleiben, daß Wissenschaft als solche im Gebiete des Unendlichen etwas nütze *ohne* ein kindliches Gemüte.

Es ist Dir vielleicht lieb, ein van Eßsches Testament zu besitzen, ich sende Dir dasjenige zum Geburtstag, was ich von van Eß' Hand selbst empfing.

Die liebe Mutter legt ein Federmesser hinzu, daß Du recht schön schreiben *kannst*.

Die liebe Großmutter ein Stückchen Geld zu Äpfeln.

Elbe, Zeitung. Ferner folgen ein Atlas und eine Schere.

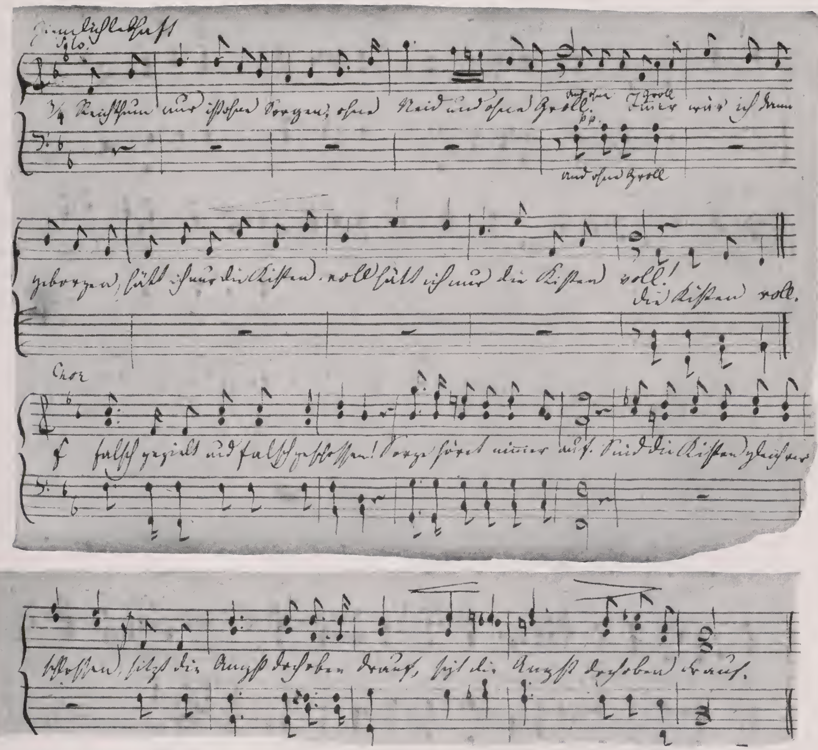
Die liebe Mutter ist nur während des Bettordnens außer demselben. Doch ist's wirklich etwas lichter. Lebe wohl, lieber Herrmann. Von heute in fünfzig Tagen grüßen wir Dich in unserem Zimmer. Adieu, adieu

Dein treuer Vater
L. Gundert«

Hermann Gundert hatte in den schulischen Fächern keine Schwierigkeiten. Dagegen kam er ab und zu mit der Hausordnung in Konflikt – ein Mondspaziergang zum Beispiel brachte ihm sogar Karzer ein. – Er lernte Latein, Griechisch, Hebräisch, Englisch und Französisch, liebte Geographie und Geschichte, ebenso naturkundliche Fächer und Mathematik. Neben den griechischen und lateinischen Schriftstellern zog ihn vor allem Goethe an. Zum Stundenplan gehörte auch die Musik. Gundert spielte Klavier, Orgel und wohl auch Geige. Für andere und für sich selbst schrieb er ganze Werke von Dichtern – wie Goethes Faust – und Musikern ab. Einmal kopierte er sich den Klavierauszug der Zauberflöte und besuchte die Oper in Stuttgart – der Musik wegen. Das Ein-

trittsgeld hatte er sich durch Privatstunden und Notenabschreiben verdient. Ein Liederbuch blieb erhalten. Es trägt den Titel *Lieder 1829* und gibt auf nahezu 150 Seiten zahlreiche Lieder mit Gesangstimmen wieder, darunter »*Die Wünsche*, Gedicht von B. G. Denzel, für vier Männerstimmen in Musik gesetzt von F. G. Frech, Stuttgart« – ein lustiges Lied mit mehreren Strophen, deren erste lautet: »Reichtum nur ist ohne Sorgen, ohne Neid und ohne Groll. Immer wär ich dann geborgen, hätt' ich nur die Kiste voll! Falsch gespielt und falsch geschossen! Sorge höret nimmer auf. Sind die Kisten gleich verschlossen, sitzt die Angst doch oben drauf.« (S. Abbildung.)

Sehr viel ernster dagegen liest sich Gunderts *Versuch einer Übersetzung des einundzwanzigsten Kapitels im Ezechiel*, der das Datum: »1830. 13. Aug.« trägt (s. Abbildung; von Hermann Gundert jun. ist ergänzt: »von Hermann Gundert sen., Maulbronn, s. Brief dazu in Christ. Dkmal a 328, do p. 59 b«). Wie aus einem Brief Gunderts vom selben Datum hervorgeht, war diese Übersetzung sein Geburts-



tagsgeschenk an seinen Vater, geboren 13. August 1883: »Es ist ein Versuch einer Übersetzung des 21. Kapitels im Ezechiel mit Anmerkungen, mit denen ich, Hartmanns Erklärungen folgend, den Sinn noch etwas erleichtern wollte.« (Nach der Abschrift von Hermann Gundert jun. in seinem Handexemplar »Christianens Denkmal«, S. 59 b.).

Ezechiels 21. Kapitel

Jehovahs Wort erging an mich, er sprach:
Nach Süden[1] wende dich, o Menschensohn!
Laß strömen deine Rede gegen Mittag!
Weissage gegen Südens waldig Feld!
Zum Wald des Mittags sollst du sprechen:
Das Wort Jehovahs höre!
So spricht der Herr und Gott Jehovah: siehe!
Anzünden will ein Feuer ich in dir,
Verzehren soll es alles grüne Holz
Und alles dürre; – löschen soll man's nicht!
Ein wachsend Flammenfeuer soll es sein! –
Ja, brennen soll von Süd bis Nord der Wald;
Und alles Fleisch erkenne, daß Jehovah
Es angezündet hat; – nicht soll's erlöschen!

Da sprach ich, ach mein Herr und Gott Jehovah!
Sie[2] sprechen: Dieser Mensch sagt lauter Rätsel.
Auf dies erging an mich das Wort Jehovahs:

Versuch

einer

Uebersetzung des

ein-und-zwanzigsten

Capitels

im

Ezechiel.

von Hermann Gundert sen.

Maulbronn.

1830.
(13. Aug.)

s. Brief dazu
in Christ. Ekmal a 321.
do p. 59. b

Gen Salem wende dich, o Menschensohn!
Laß strömen deine Rede nach dem Tempel!
Weissage gegen Israels Gebiet!
Und sprich zu Israel, so sagt der Herr,
An dich will ich, will aus der Scheide ziehen
Mein Schwert, den Guten und den Bösen töten.
Weil ich den Guten und den Bösen töte,
Drum soll mein Schwert aus seiner Scheide fahren,
Von Süd bis Norden, über alles Fleisch.
Und alles Fleisch erfahre, daß Jehovah
Sein Schwert gezückt; zurück soll's nimmer kehren!

Ja klage, Menschensohn, mit bitterm Schmerz,
Und mit Erschütterung der Lenden seufze;
Ja, seufze, daß sie's sehn. Und werden sie
Dich etwa fragen, »warum seufzest du?«[3]
Dann sollst du sagen: ob der Schreckenskunde;
Denn ach, es naht[4]: und alle Herzen zagen,
Und aller Hand erschlafft, der Mut sinkt allen,
In Wasser fließen aller Kniee hin.
Es kommt und wird geschehen, spricht Jehovah.

Und es erging an mich das Wort Jehovahs:
Weissage wieder, Menschensohn, und sprich:
So sagt Jehovah: sprich: Das Schwert, das Schwert,
Es ist gespitzt, es ist geschärft, das Schwert.
Zum allgemeinen Schlachten ist's gespitzt;
Daß es dem Blitze gleiche, ist's geschärft.
Wie, oder sollten wir uns freuen[5]? Verachtet
Der Szepter meines Sohns nicht alles Holz?
Es ist gewetzt, daß mit der Hand man's fasse;
Es ist geschärft, das Schwert, es ist gewetzt,
Um in die Hand des Würgers es zu legen.
Drum schrei und heule, Menschensohn, denn über
Mein Volk kommt es, kommt über alle Fürsten
Von Israel; sie stürzen in das Schwert,
Samt meinem Volk, drum schlage deine Lenden.
Denn er hat sie geprüft; was hat's geholfen?[6]
Wird auch der stolze Szepter nichts mehr nützen?
So lautet Gottes Wort, des Herrn Jehovah!

Du aber, Menschensohn, weissage ihnen,
Und schlage deine Hände aneinander![7]
»Verdoppelt kommt das Schwert, ja dreifach kommt
Das Würgeschwert, das Schwert des großen Mordens,
Das sie ins innerste Gemach verfolgt.
Damit die Herzen zagen, und daß viele
An allen Toren fallen, habe ich
Zum scharfen Würgschwert es für mich gemacht.
Ha! sieh! wie glänzt's, wie ist's gewetzt zur Schlacht!
Vereine dich[8]! hau rechts! merk auf! hau links!
Wohin du dich nur wendest; – Niederlagen!
Da will auch ich in meine Hände klatschen
Und meinen Grimm ausüben und vollenden.
Ich, Gott Jehovah, habe es gesagt.

Und es erging an mich das Wort Jehovahs,
Du Menschensohn, zwei Wege mache dir,[9]
Auf welchen kommen kann das Schwert des Königs
Von Babel, beide gehn aus einem Lande!
Und an des Weges Anfang steh ein Zeiger.
Der eine Weg, auf dem es kommen kann,
Der geh' nach Rabbath in dem Lande Ammon,
Der zweite nach Jerusalem, der festen.
Denn an der Wege Spitze steht der König
Von Babel, an der Straße Scheidpunkt,
Wahrsagen läßt er sich daselbst und raten.
Mit Pfeilen schüttelt er, ersucht den Abgott
Um ein Orakel und beschaut die Leber.
»Zur rechten Hand!« befiehlt der Götterspruch,
»Hin nach Jerusalem!« um aufzustellen
Sturmböcke, um das Mordschwert zu entblößen,
Um anzustimmen das Geschrei der Schlacht,
Um vor dem Tor den Sturmbock aufzustellen,
Den Wall zu schütten, aufzubaun die Mauer.[10]
Zwar scheint's ein nicht'ger Götterspruch den Seinen,
Auch schwören sie sich's zu, doch er gedenkt
An ihren Frevel, um sie zu vernichten.

Darum, so spricht der Herr und Gott Jehovah;
Weil ihr ja selbst an eure Frevel mahnet
Und eure Sünden sichtbar werden laßt,
Daß eure Missetat gesehen werde
In eurem ganzen Tun; ja weil ihr mahnet –
Sollt ihr in seiner Hand gefangen werden.
Und du, unheil'ger Frevler, Judas Fürst,[11]
Des Stunde naht, die Zeit der letzten Strafe; –
Wegnehmen, spricht der Herr Herr, will ich dir
Die Königskron', abreißen deine Binde;
Was jetzt ist, soll es nicht mehr sein! Das Kleine
Will ich erhöh'n und das Erhab'ne stürzen!
Zu nicht, zu nicht, zu nicht will ich es machen;
Sein soll es nicht, – bis der erscheinen wird,
Dem dieses Recht gebührt, von mir erteilt.[12]

Anmerkungen

1. Die Weissagung geschah ein Jahr vor Nebukadnezars letztem Einfall in Juda, 592 v. Chr. Ezechiel wohnte als Exulant (seit 599 v. Chr.) am Chaboras (Chebar. Ez. 1,1), einem Fluß Mesopotamiens, also lag ihm Judäa, gegen das er hier weissagt, so ziemlich südlich.
2. Die mit Ezechiel abgeführten Israeliten, welche so wenig als ihre zurückgelassenen Brüder glauben konnten, Jehovah werde ihr Land und seine Wohnung den Chaldäern preisgeben. Weil sie also das Gleichnis nicht verstehen wollten, erhält Ezechiel Befehl, es offen zu erklären.
3. Es kommt außerdem noch öfter vor, daß die Exulanten Ezechiel um nähere Erklärung seiner symbolischen Handlungen bitten, so 12,9; 24,19 usw.
4. Vorsätzlich unbestimmt gelassen: Das Verderben.
5. Schwierige Stelle, die vielerlei Erklärungen zuläßt. Wie es hier übersetzt ist, ist der Sinn: Können wir uns denn freuen (statt zu seufzen), daß der stolze Nebukadnezar, Gottes Werkzeug, alle übrigen Fürsten, also auch Zedekia, verachtet und mit seinem Heer das jüdische nicht zu fürchten hat?
6. Bezieht sich auf die vielfachen Strafen, durch die Gott sein Volk zu sich zurückführen wollte. Da diese den gewünschten Zweck verfehlten, will er sie von dem rachsüchtigen Nebukadnezar aufs tiefste demütigen lassen.
7. Zeichen des Triumphierens. Ezechiel handelt hier nicht als Jude, sondern als Gesandter Gottes, wenn er eine Siegeshymne auf Judas Untergang dichtet.
8. Aufruf an das »dreifache Schwert«. Haue mit vereinten Kräften.
9. Ezechiel erhält hier Befehl, ein Gemälde (Landkarte) zu entwerfen, worin Babylon und die Wege nach Ammon und Juda angezeigt sind. Nebukadnezar schwankend, welchen er wählen soll, überläßt die Entscheidung dem Los (mit drei Pfeilen, von welchen der eine Rabbath, der andere Jerusalem bezeichnete, der dritte leer blieb. Diese wurden in einem Helm geschüttelt, und der, welcher zuerst herausflog, entschied die Richtung des Zugs oder sein gänzliches Aufgeben). Gott fügte es, daß Nebukadnezar den Weg nach Jerusalem einschlug und die kriegerischen Ammoniten im Rücken ließ, was freilich seinen Feldherrn und Soldaten, die es vom strategischen Standpunkt aus ansahen, verderblich schien. Sie bekräftigten auch ihre Meinung in ihren Gesprächen mit den gewöhnlichen Soldatenschwüren, aber Nebukadnezar freute sich über diese Entscheidung, die ihm bald gestattete, seine glühende Rache an Judas treulosem König zu kühlen. [S. Abbildung].
10. Die gewöhnlichen Belagerungsarbeiten der Alten. Es sollten Schutzwehren gegen etwaigen Entsatz (wie nachher wirklich Pharao Hophra oder Apries Jerusalem wieder auf einige Monate entsetzte) und eine Circumwallationslinie um die ganze Stadt sein, um so die Blockade mit Erfolg handhaben zu können.
11. Daß diese Stunde kam, sagt uns Jeremias. Zedekias verlor seine Augen, nachdem er alle seine Kinder und Freunde hatte bluten seh'n, und starb im härtesten Gefängnis.
12. Wenn das Schlachtlied mit seiner düstern Erhabenheit und die schreckende Drohung gegen das von seinem Gott verlassene Volk den Gedanken an die Gerechtigkeit und Größe Gottes mächtig in uns aufregt, so muß dagegen dieser Schluß (wie die milde Abendröte nach stürmischem Tag) einen frohen Eindruck auf uns machen, besonders, da wir erfahren haben, daß dieses gütige Versprechen der Liebe Jehovahs in eine Erfüllung gegangen ist, die auch die höchsten Erwartungen der Zeitgenossen des Propheten weit überstieg.

Am 27. September 1830 hielt Gundert ein Referat mit dem Titel »Der Dreißigjährige Krieg« (s. Abbildung S. 29). Gundert arbeitete Persönlichkeiten wie Ferdinand II., Wallenstein, Gustav Adolf von Schweden und Richelieu heraus und gab somit dem Geschehen Profil. Beeindruckend begann er sein Referat und widmete zum Schluß den Folgen des Westfälischen Friedens 1848 breiten Raum: »Daß wir lernen dürfen, was lernenswürdig ist, daß wir leben dürfen, wie es freien Deutschen ziemt, daß wir glauben dürfen, was unser Verstand und Herz als gut und beseligend erkannt hat, das verdanken wir der Reformation, Männern wie Melanchthon, Zwingli, Reuchlin und dem unvergeßlichen Luther. Aber als jene Herren ihrer Zeit geschieden waren, als gütliche Vergleiche der abgefallenen Tochter mit der Mutter erfolglos blieben, als der Widerspruch der Ansichten, auf die sich beide Parteien stützten, immer greller hervortrat, da erkannte jeder Denker, welcher mit dem Geist

lichst aufgeben.). Gott fügte es, dass Nebuc. den Weg nach Jerus. einschlug, und die kriegerischen Ammoniten im Rücken liess, was freilich seinen Feldherrn und Soldaten, die es vom strategischen Standpunkt aus ansehen, verderblich schien. Sie bekräftigten auch ihre Meinung in ihren Gesprächen mit den gewöhnlichen Soldatenschwüren; aber Nebuc. freute sich über diese Entscheidung, die ihm bald gestattete, seine glühende Rache an Judas treulosem König zu kühlen.

10. Die gewöhnlichen Belagerungsarbeiten der Alten. Es sollten Schutzwehren gegen etwaigen Entsatz (wie nachher wirklich Pharao Hophra oder Apries Jerusalem wieder auf einige Monate entsetzte) und eine Circumvallationslinie um die ganze Stadt ziehen, um so die Blokade mit Erfolg handhaben zu können.

seiner Zeit vertraut war, daß ein Kampf bevorstehe, von dem die Entscheidung abhänge, ob es eine protestantische *Kirche* geben solle. Der kurze, mit dem Passauer Vertrag endende Krieg beider Teile, hatte die Erbitterung der Streitenden nur gesteigert; wie konnte ein Vertrag, den eine einzige Waffentat erzwungen, die protestantische Kirche schützen; sie war unbeschützt, ⟨gewährte ihr nicht die Furcht vor ihrer Macht Sicherheit⟩ wenn die Furcht vor ihr[er] W[affenta]t aufhörte, die ihr bisher Sicherheit gewährt hatte. Gegenseitiges Mißtrauen bewachten jeden Schritt des Gegners . . . Ich komme auf den letzten Punkt, auf die Folgen, die dieser merkwürdige Krieg und der ihn endende Frieden hatte. In letzterem wurden Frankreich und Schweden als den Gewährleistern desselben große Vorteile zugesichert, deutsche Provinzen überlassen, Säkularisationen begonnen, die Reichsstände vom Kaiser unabhängiger, die Niederlande und die Schweiz für frei erklärt, Religionsübung, wie sie im Normaljahr 1624 gewesen, und völlige Gewissensfreiheit im ganzen Reiche gestattet. Durch dieses Meisterwerk französischer Politik war Richelieus Plan erreicht worden, und drohender als früher stand Frankreich seinem Nachbarn gegenüber, seinen steigenden Einfluß auch durch seine Sitten und Sprache beurkundend. – Viele schädliche Folgen hatte der Krieg, denn Deutschland hatte mehr als zwei Drittel seiner Bevölkerung verloren und stand durch Feuer, Schwert und Pest überall schrecklich verödet und zerrüttet da; nur langsam konnte es sich von seinen schweren Wunden erholen. Die schon aufblühende Kultur war wieder gesunken und die Entwicklung allgemeiner Bildung für eine Generation gehemmt; aber doch war der Westfälische Frieden für deutsche Bildung sehr einflußreich. Denn durch die freiere Lage der Reichsfürsten wurde es möglich, daß in den verschiedenen, besonders protestantischen Landen, durch Fürsten, die in der Sorge für Kultur wetteiferten, ungehindertes Studium und eine Denk- und Pressefreiheit begünstigt wurde, welche wir in jenen Zeiten und in diesem Grade bei wenig andern Nationen finden, – in der Kriegskunst sowie in der Politik begann eine neue Epoche, denn die erstere hatte Gustav Adolf ungemein vervollkommnet, in der zweiten Richelieu ein neues System aufgestellt. Eben dieses politische System bewirkte, daß Europas Staaten von nun an sich einander immer mehr näherten, daß sich innigere Teilnahme der Staaten aneinander bildete, was, wie Schiller richtig sagt, allein schon Gewinn genug wäre, den Weltbürger mit den Schrecken dieses Krieges zu verschonen. Nun erst begann sich weltbürgerlicher Sinn und Gedankenfreiheit unter den Völkern zu entwickeln. Dazu war der *Krieg* notwendig, notwendig aber auch ein *solcher* Krieg. Denn die Erbitterung, welche die Trennung der Kirche herbeiführte, war weder bei den Katholiken, welche größtenteils fanatischen Abscheu vor allen Ketzern hatten, noch bei den Protestanten, deren übertriebener Eifer für ihren Glauben nicht minder jeder freundlichen Annäherung zuwider war, durch friedliche Vergleiche zu heben, noch konnten die Streitpunkte durch einen kurzen Kampf entschieden werden. Um dahin zu gelangen, mußte sich der gegenseitige, durch das lange Ansichhalten noch genährte Ingrimm auslassen, und erst wenn der Vulkan völlig ausgetobt hatte, konnte durch die Erschöpfung Ruhe eintreten. Zu dieser Annäherung trug die Anschließung des katholischen Tr's [Territoriums] an die deutschen Protestanten, Wallenstein und die übrigen Feldherrn nach seinem Vorbild dadurch bei, daß sie Protestanten und Katholiken einmal unter ihren Fahnen vereinigten, wodurch sich der alte Haß allmählich unter einem großen Teil des Volkes verlor. Und welche hohe Wohltat wurde nicht dadurch erfochten, daß die Gedanken nicht mehr durch naturwidrige Gebote beschränkt wurden, daß der Mensch glauben durfte, wovon er überzeugt war, ohne dafür irgendeine Verfolgung befürchten zu müssen. Was die Väter mit Tränen säten, durften die Enkel mit Freuden ernten. Erst mit dem Westfälischen Frieden endete die Reformation. Er verschaffte diesem Gottesgeschenk die würdigende Anerkennung der Völker.« (Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw). In dieser Rede des Sechzehnjährigen verdient der weite Blick für Europa und der Gedanke an ein Weltbürgertum besondere Beachtung. Noch heute befinden wir uns auf dem Weg dorthin. Aus der Sicht dieses Referats und von seinen Ergebnissen her erscheint der zurückliegende Golfkrieg mit seinen Folgen als Produkt einiger Wahnsinniger im Orient wie im Westen – und dies auf der Schwelle zum Jahr zweitausend!

Zu Beginn der dreißiger Jahre kamen Revolutionsgedanken auf und erfaßten auch das Seminar in Maulbronn. In der nahen Stadt Vaihingen gründete 1831 ein Drucker den *Grenzboten*, für den

Der dreißigjährige Krieg. Rede gehalten 27 Sept 30.

daß wir lernen dürfen, was Lernens würdig ist, daß
wir leben dürfen, wie es freyen Deutschen ziemt,
daß wir glauben dürfen, was unser Verstand und
Herz als gut und beseligend erkannt hat, das ver-
danken wir der Reformation, Männern, wie
Melanchthon, Zwingli, Reuchlin und dem unvergeßlichen
Luther. Aber als jene Heroen ihrer Zeit geschieden waren,
als gütliche Vergleiche der abgefallenen Tochter
mit der ~~Tochter~~ Mutter erfolglos blieben, als der Widerspruch
der Ansichten, auf die sich beyde Partheien stützten, immer
greller hervortrat, da erkannte jeder Denker, welcher
mit dem Geist seiner Zeit vertraut war, daß ein
Kampf bevorstehe, von dem die Entscheidung abhinge,
ob es eine protestantische Kirche geben solle. Der kurze
mit dem Passauer Vertrag endende Krieg, beyder
Theile hatte die Erbitterung der Streitenden nur
gesteigert; wie konnte ein Vertrag, den eine ein-
zige Waffenthat erzwungen, die protestant. Kirche
stützen; sie war unbeschützt, gewährte ihr nicht die
Furcht vor ihrer Macht Sicherheit. Gegenseitiger Miß-
trauen bewachte jeden Schritt des Gegners und der

(Randnotiz: wenn die Furcht (vor jeder) aufhörte, die ihr bisher Sicherheit gewährt hatte.)

Hermann Gundert politische Aufsätze beisteuerte: »Ein alter Buchdrucker des Vaters, der sich in Vaihingen niedergelassen, wollte mit dem Jahr 1831 einen »Grenzboten« ins Leben treten lassen und empfahl sich den Seminaristen insbesondere zu Beiträgen. Der Vater warnte, aber der Kitzel war zu stark, und das Blatt begann mit politischen Aufsätzen aus H[ermann]s Feder.« (CD 336). Der Grenzbote wurde kurze Zeit danach konfisziert und verboten.
Der Freiheitsdrang wurde schließlich so groß, daß Gundert den Wunsch äußerte, ans Gymnasium nach Stuttgart zurückzudürfen. Des Vaters und der Mutter Bedenken waren jedoch beinahe überflüssig, denn »die Verhältnisse wurden schnell wieder geregelt, indem David Strauß als Professoratsverweser nach Maulbronn kam, dessen Geist und Liebenswürdigkeit die jungen Leute bezauberte und mit neuen Ahnungen der Universitätsherrlichkeit erfüllte.« (CD 352). David Friedrich Strauß (1808–1874) zog die jungen Seminaristen in seinen Bann. Mit Begeisterung gingen sie dann nach Tübingen, wo Strauß ab 1832 Repetent wurde und 1835 sein berühmtestes Werk, »Das Leben Jesu«, veröffentlichte.
Gundert löste sich mehr und mehr von seinen Eltern. Sie freuten sich über die Offenheit ihres Sohnes, waren aber auch über mancherlei besorgt und gaben Ratschläge. Sein Vater schrieb an ihn: »Daß du »auch oft im Finstern« suchst, dies Los teilst du mit allen deinen Mitmenschen; gottlob, daß du es weißt. Daß du, daß jeder Mensch die Hilfe nicht verdient, ist ebenfalls wahr. Es steht ja deutlich in der Bibel, daß wir nichts verdienen. Es wäre brahmanisch, das zu erwarten; und erst vergeblich. Du mußt noch ein paar Stäffelein weiter heruntersteigen und aus purer lauterer Gnade die Hilfe annehmen.« (CD 362). Dieser Brief zeigt, daß sich Vater und Sohn trotz der Lösung nicht auseinanderlebten, sondern sich als Partner und Freunde zu nähern begannen. Als die Mutter ihrem Sohn in einem Brief etwas ins Gewissen geredet hatte, bemerkte der Vater: »Ich für meine Person hätte der teuren Mutter letzten Brief nicht geschrieben, weil ich gewohnt bin, meine großen und kleinen Kinder zutrauensvoll dem Einen Vater zu empfehlen, hie und da ein Wörtlein fallen zu lassen, auf die Kindesliebe zu bauen und des Anliegens Gang wahrzunehmen.« (CD 368).

Studienbeginn

In Begleitung seines Vaters zog Hermann Gundert am 24. Oktober 1831 nach Tübingen, um an der dortigen Universität Theologie zu studieren. Er wohnte im Evangelischen Stift, einem ehemaligen Augustinerkloster, das 1557 unter dem bereits erwähnten Herzog Christoph seine maßgebliche Bestimmung zur Heranbildung des theologischen Nachwuchses erhielt.
Der Vater hatte in Übereinstimmung mit der Mutter seinem Sohn das Versprechen abgenommen, »nie in eine Burschen- oder Korpsverbindung zu treten.« (CD 367). Später mißfiel dem Vater der enge Umgang seines Sohnes mit Strauß. In seinen Formulierungen gebrauchte der Vater, wie schon in oben erwähntem Brief, eine indische Begrifflichkeit. Offensichtlich war die indische Geisteswelt allgemein bekannt. Der Vater schrieb: »Ich will mich nun weiter erklären. Strauß hat schon in Maulbronn angefangen, stark auf dich einzuwirken, um so mehr als der sonstige Unterricht der nötigen Lebendigkeit und Wärme ermangelte. Ich mochte dir diese Ambrosia im letzten Semester gar wohl gönnen, weil ich wohl sah, daß deine Seele im toten Buchstaben ermatten wollte, und freute mich auf Tübingen im Gedanken, der Unterricht älterer, erfahrener Männer werde auch praktisch auf dich einwirken, du werdest dem Evangelium lernen die Philosophie anpassen, nicht umgekehrt. Nun kommt Strauß nach Tübingen, nimmt alle nach edlem Ziele Strebenden in Beschlag und spannt sie samt und sonders an Hegels Wagen, den sie nun . . . in lustigem Rausche daherziehen. Auch mein lieber Sohn befestigte seinen Strang an diesem Götterwagen und erkor sich Brahma Hegel und Vishnu Goethe (vgl. Abbildung; NH 1823,7), daß er unter ihrem Schutze gegen alle Anfälle des Ichs und der Welt (muß den Teufel auch noch nennen) und des bösen Feindes gesichert sei. Aber wenn das Leben in seiner wahren Gestalt dir erscheint, wenn du selbst in deinem nackten Wesen dir erscheinst, wenn die Platzregen fallen, die Gewässer kommen, die Winde wehen, dann bist du in einem Hause auf Sand gebaut.« (CD 389 f.). Gundert antwortete ausweichend darauf.
Neben die Studien und gewöhnlichen Alltägsnöte trat mehr und mehr die Sorge um die kranke Mutter. Zu ihrem Geburtstag am 1. September 1832 hatte der Vater seinen Sohn Hermann porträ-

Nachrichten aus der Heidenwelt.

Herausgegeben von der Missions Hülfs-Gesellschaft in Stuttgart

SIVA.

VISHNOO.

BRAHMA.

№ VII 1823.

tieren lassen (vgl. unten). Darüber freute sie sich sehr. Ihr Zustand hatte sich aber bereits so verschlechtert, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. An Weihnachten besuchte Hermann Gundert sie noch einmal von Tübingen aus. Als er am 20. Januar 1833 zu ihr kam, war sie gerade gestorben. Es blieb ihm nur, seinen Vater zu trösten. Aber der Gedanke an die Mutter ließ ihn nicht mehr los. Er verfaßte eine umfangreiche Biographie über seine Mutter mit dem Titel »Christianens Denkmal«, die erst 1868 als Manuskript gedruckt wurde.

In Tübingen wurden manche Studenten an der Lehre von Strauß irre und gerieten in tiefe Glaubenszweifel. Gundert galt nicht nur als Freund von Strauß, sondern war auch wegen seiner seelsorgerlichen Gaben geschätzt. Manchmal ging er nachts zu einem Mitstudenten und brachte ihn am anderen Morgen wieder zurück nach Tübingen. Eines dieser Erlebnisse verursachte eine Wende in seinem Leben.

Bei Hechingen

Einer seiner Freunde lief eines Tages von Tübingen weg. Dessen Mutter wandte sich an Gundert mit der Bitte, ihrem Sohn zu helfen. Gundert brach auf, fand den Kommilitonen nahe der Schweizer Grenze und begleitete ihn zurück nach Tübingen. Zwischen Balingen und Hechingen, als sie vom Berg Lochen herabgekommen waren, »zwischen den nebeltauigten Bäumen ins Unterland schielend«, gestaltete sich die Reise am schwierigsten. Gundert schrieb: »Schon vor Balingen endet das Gespräch, vor der Stadt kurzer Regen, wir lehnen an der Kirchhoftür . . . Aber er weiß nicht Weg noch Steg, in tiefer Beklemmung schritt ich voran, durch erbetene Geisteskraft ihn stille nachziehend, ob er auch oft nach Nebenwegen sah. In Engstlatt kneipte er und besann sich lange; als ob er sich meines Kummers erbarmt hätte, gewährt er dies letzte, nötigt mir aber dagegen das Versprechen ab, ihn nicht weiter nach Mägerkingen zu geleiten. Müdigkeit und andere Sinne waren geschwunden, als wir die zwei Stunden hinschritten, er in zunehmender Angst, ich in ungestillten Tränen und heißem Flehen nach Gottes Reich. Eine halbe Stunde vor Hechingen ermannte ich mich und äußerte, wir wollen die letzte Stunde uns nicht mehr so schwer machen.« (GT 2.8.33). Da kam ihnen ein Freund entgegen, und die Gefahr war fürs erste behoben. Auf der Weiterfahrt war es Gundert eigenartig zumute. Er schilderte: »Mich grinsten die Bäume und Stauden im Grenzwald an, als wollte jedes mein eigen Zerrbild zurückspiegeln, sie bildeten sich, drangen nahe und zuckten zurücke, wie die zarten Herzfibern.« (Ebd.). Erst Jahre nach dem Tod des Freundes legte sich Gunderts Unruhe: »Als ich Günzlers Tod hörte, spürte ich besonders in den Nerven einige kritische Stunden. Und jetzt möchte ich sagen, bin ich frei und froh, lasse dahinten dahinten sein, sehe gerne vorwärts.« (GM 29.12.35).

Nach Jahren nahm Gundert wieder Bezug auf dieses Erlebnis und zeigte die Verbindung mit der Mission in Indien auf. Dabei fällt auf, daß Gundert an den Nahtstellen eines Ortswechsels in Indien auf dieses Erlebnis zu sprechen kam – beim Wechsel nach Chirakkal und nach Mangalore. Kurz vor dem Umzug nach Chirakkal schrieb Gundert: »Aber als ich noch an nichts dachte, hat mir der liebe Gott auf dem Weg zwischen Engstlatt (bei Balingen) und Hechingen das Missionsfeld gezeigt und mich auch darauf zu bringen und bisher zu erhalten gewußt.« (GM 19.4.49).

Jahre später in seinem ersten autobiographischen Brief erklärte Gundert 1856 seinen Söhnen das Erlebnis von Hechingen. Dabei gab er die Antwort darauf, weshalb er gerade nach Indien ging. Er schrieb: »Am 2. August zwischen Balingen und Hechingen kam ich meiner Kraft auf den Boden: Ich wollte einen Verzweifelnden halten und erlag, bis ich in stillen Tränen dahinlaufend mich ans Beten wagte – nicht für mich, nur für den Freund – und Erhörung fand. Es geschah dies mit törichten Ansichten vom Gebet, als einer magischen Kraft, aus unverstandenen Jugenderinnerungen geschöpft. Weil ich aber dann unleugbar arm und elend war, ließ mich der Herr Gewißheit finden, daß ich meine Bitte haben solle, – zugleich ließ der Regen nach, der Abendhimmel erheiterte sich, und ich meinte, es tue sich mir eine Aussicht auf aus unserem toll bewegten Treiben in eine stille, geordnete Tätigkeit für das Himmelreich – als Missionar in Indien. Wie gerade der Name aufkam, kann ich nicht erklären: doch hatten wir manche Elemente in unserem damaligen Traumleben, und von früher her war ich mit Missionsblättern und dergleichen vom Bibelhaus aus bekannt.« (GM 27.2.56). Immer, wenn Gundert im Innersten

erschüttert wurde, fand er in der Erinnerung an das Erlebnis bei Hechingen neue Kraft.
Einige Tage nach dem Erlebnis schrieb Gundert ein Gedicht:

»Am zwölften August 1833

Daß es Abend wird,
Soll ich's beklagen?
Daß die Sonne geht,
Müde von Tages Arbeit,
Daß die Wolken rings
Düstere Schatten ziehn,
Daß herab die Gestirne
Flimmern auf nächtliche Stille?

Draußen schreitest du jetzt,
Durch welke Herbsteserstlinge,
Die wenigen Opfer kalter Nächte!
Aber um dich am Hügel
Kochet sich milder Wein
In reichlichem Drange, –
Saugen die reifenden Früchte
Mütterliche Kräfte, –
Regen auch Blumen sich noch,
Kindlich zufrieden, –
Und ein friedlicher Stern
Grüßet dankbar nickend
Blumen und Rebengewinde
Und Blätter und Früchte
Und das ernste Menschenantlitz,
Das ihrer sich freuet,
Und den ährenschüttelnden Wagen,
Der nach der Scheune ächzet.

Das sind Bilder
Aus freier Gotteswelt.
Aber sie wechseln
In bunter Erscheinung. –
Eines nur kehret mir stets zurück,
Das Menschenauge, das sie fasset!

Warst *du* die Blume nicht,
Träumend an Mutter Brust? –
Du nicht die reifende Frucht
Im Lebenssommer? –
Bist du nicht noch die kochende Beere,
die des Kelterers harret,
Daß er prüf' ihre Kraft und Milde? –
Auch die Ähre wohl bist du
Auf trockener Furche,
Die ihre Schwestern sieht
Den Schnittern verfallen,
Und im Schmerze sich beugt,
Wenn sie die Rosse erschaute,
Die ihr Nächstes tragen
In unbekannte Kammern.

Aber von wechselnder Erdgeburt
Siehst du hinauf zum ewigen Himmel!
Und wenn ein Laub dir schwebt
Im Abendwinde
Welk auf gewelktes Haar, –
Achtest du nicht der Wind und Wolken:
Spähest lieber durch müde Zweige
Nach dem blühenden Sternenlicht. –

Denn der Tag ist zu Ende,
Da des Jünglings flammende Kraft,
Stehend auf Bergeshöhe,
Sonne zu werden sich schwur
Für unendliche Geister.
Nun er sieht, daß Abend geworden,
Und verdeckt die Lebenssonne
Dem tiefgefurchten Erdental,
Wünschet er nur zu gleichen den Sternen,
Um für ewig die Sonne zu schauen,
Und mit den Lichtern droben
Ihr nachzustrahlen in die Wette.

Auf der Schwelle stehst du
Deines Jahrhunderts!
Hier die Wiege, da du geweinet,
Dort die Welten, die dich erwarten!
Und die Vollendeten droben,
Winkend zu froherem Wirken,
Und die Anvertrauten unten,
Schwankend in redlichem Streben!

Beut die Rechte hinauf,
Die du ihr einmal gegeben, –
Daß die Kampferprobte
Helfe zum letzten Schritt! –
Der ewig Geliebten!
Aber die Linke laß
Und dein mahnendes Auge
Und der Liebe Gedächtnisflamme
Den jüngeren Pilgern!«

(Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw).

Bei allem Erleben behielt Gundert die innere Balance und schrieb sich frei – einmal indem er seine Gedanken in Gedichtform oder in Briefen äußerte, dann indem er griechische Gedichte oder Dramen übersetzte. In der Mitte seines Studiums beschäftigte sich Gundert intensiver mit der griechischen Dichtung und Philosophie. Als Ergebnis dieser Arbeiten sind u.a. die Übersetzungen von Sophokles' *Antigone* (vgl. CT, 18 f.) als Manuskript erhalten, ebenso *Herrscher Oedipus*. Im Sommer 1833 dürfte die Übersetzung *Philoktetes* von Sophokles entstanden sein:

»Philoktetes,
scheidend von Lemnos (Sophokles)

Auf denn! Doch scheidend erst ruf ich dem Land!
Leb wohl mein Dach, mein hütender Schutz!
Ihr Wasserbewohner, Nymphen der Aue,
Und du tosende Meerflut der ragenden Küste,
Wo mir so oft in dem Winkel der Kluft
Dies Haupt genäßt der brausende Süd,

Wo mir so oft der hermäische Berg
Die eigenen Laute herübergesandt,
Des Umstürmten rückprallende Seufzer! –
Nun aber, ihr Quellen, liebliches Labsal,
Scheiden wir von euch, scheiden wir alsbald,
All' die Herrlichkeit nimmer zu schauen.
Lebwohl, umflutetes Lemnos,
Und mich send' ohne Fehl
Auf günstigen Furchen
Dahin, wo das gewaltige Schicksal fordert,
Und der Freunde Gemüt
Und der allwaltende Geist,
Der solches geboten.«
(Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw).

Gundert war mit dem Griechischen so vertraut, daß er es sein Leben lang pflegte und vor allem bei der späteren Bibelübersetzung ins Malayalam anwandte.

Tübinger Umbruch

Je weiter das Studium fortschritt, desto mehr suchte Gundert, sich über seinen künftigen Weg klar zu werden. Gebetsartige Abschnitte in seinem Tagebuch zeigen, wie er damals mit sich, der Welt und Gott rang: »O lieber Heiland: Wie bist du nur so reich: Woher so viele Gnade, für mich – der ich sie immer wieder herabmäkle und zu komplizieren, ineinanderzurühren trachte. Klaren, ungemischten [Wein] gibst du mir zu trinken, und immer noch ist mir das Lebenswasser zu fad, zu lauter! O Herr und Gott, die böse Art des Herzens, die vernichte du mit Schwert und Feuer: Sonst hat dein Same nicht Raum zu wohnen in den Gefilden deiner Ehre! Sieh, ich habe immer noch Sorge bei der Freude. Deine Gnade und Treue bei der entsetzlichen Tücke meiner Seele scheint mir oft ein Fallstrick, darin ich müsse gefangen werden: Aber in der Tat willst du mich doch nur dazu treiben, in der Freude, wie später wahrscheinlich im Leid, dich zu loben! Ich danke dir (fast mit nichts, denn das neue Herz ist noch so klein), daß du mich nur so behutsam deine Steige führst, wie ein Kind mich gängelnd, bis ich stark geworden bin, daß du, auch wenn du scheinbar zur Seite trittst, mir verleihst, an die Kraft deines Arms und die Aufsicht deiner Liebe fest zu glauben! Stärke, stärke mich!« (GT 13.7.34). Es ist eine der ersten Stellen, an denen Gundert vom »neuen Herzen«, dem das alte, böse gegenübersteht, spricht. Zeitlebens begleitete ihn dieser Gegensatz, von dem aus seine ganze Mission gesehen werden kann. Denn wo immer er mit Menschen zu tun hatte, wies er auf das »neue Herz« hin.

Wenige Tage nach dem soeben genannten Gebet bekam er die Brechruhr, begleitet von Todesgedanken und Depression. Dabei verschaffte er sich auch Klarheit über das Verhältnis von Bibel und Philosophie: »Sich eine Philosophie machen, ist gerade keine Kunst. Aber alles, was ist und war, hineinordnen, das ist eine Kunst. Hegel spottet derer, die an Bibelworten hängen. Hätte aber einer sich so sehr ausgezogen, daß er nur Bibelgedanken in sich hätte und daß sie alle organisch in ihm würden, ist das nicht Philosophie zu nennen? Dann würden freilich immer noch einige Punkte übrig bleiben, z.B. Naturphilosophie im Speziellsten etc. Aber bei den Philosophen bleiben Punkte übrig wie Freiheit, positiver Gott, Offenbarung etc., ohne Hoffnung, auf dem Wege der Philosophie sie sich anzueignen, während diese Hoffnung dem Bibelphilosophen bleibt.« (GT 24.7.34). Durch äußere Umstände mußte sich die Theorie im Alltag bewähren.

Zwei Freunde starben kurz hintereinander, einer davon an der Ruhr. Derselben Krankheit erlag auch nach kurzem Krankenbett Prof. Schübler,

den Gundert sehr gut kannte. Selbst wieder genesen, begann Gundert mit der Probepredigt, von Herzen dankbar, daß die Krankheit vorübergegangen war: »O Herr, was ist das, daß du in alle Ewigkeit dein Angesicht von keinem abwendest, und – mag er es nun als ein zürnendes oder als ein liebendes sehen – jedem ins Auge leuchtest, daß er vergehen möchte vor Scham. Ach Herr, ich habe mich so oft dagegen gesträubt, dir mich so ganz hinzugeben, wie du in deiner ganzen Gestalt vor mich hintrittst. Mach doch ein Ende mit dem steifen, stolzen, mäkelnden Herzen und nimm mich ganz dir zu eigen!« (GT 9.8.34). Der rationalen Phase folgte eine mystische, ohne dabei die kritische Einschätzung seiner selbst aufzugeben. Gundert hielt die Spannung zwischen Lebenswirklichkeit und Glaubenshoffnung aus. Hingabe an Gott und Annehmen der Alltagswirklichkeit bildeten bei ihm eine Einheit. Indem er sich Gott ganz ließ, konnte er den Tag voll ausschöpfen.
Die Lösung vom Elternhaus wurde ihm durch das freudige Ereignis, daß sein Vater wieder heiratete, immer leichter. Am 22. Juni 1834 fand die Hochzeit des Vaters mit Louise Emilie geb. Mohl statt. Dazu verfaßte Hermann Gundert ein dem Anlaß entsprechendes Gedicht:

»Nimmer noch, ihr lieben Leute,
Sang ich Hochzeitscarmina,
Dennoch dränget es mich heute
Zu gestehn, wie mir geschah.

Als am Morgen ich erwachte,
Schlug ich im Kalender nach,
Und mein erster Blick bedachte,
Daß der *längste* Tag anbrach.

Daran lasset uns bedenken,
Wie *der* Tag ein Zeichen sei,
Das der Herr euch wollte schenken
Zu der künft'gen Tage Weih'.

Weil es Tag ist, sollt ihr leisten,
Was der Herr will, treues Paar,
Dazu schenkt er heut die meisten
Tagesstunden in dem Jahr.

Aber weil der Tag so lange,
Muß er auch ein heißer sein;
Werd' euch darum doch nicht bange,
Bricht die Mittagshitz' herein.

Um zu löschen solche Hitze,
Abends oft ein Wetter dräut:
Rollen Donner, zucken Blitze,
Denkt, so braucht's die heiße Zeit.

Sommer*nacht* ist kurz und kühle.
So denn sei auch eure Ruh,
Daß euch frische Dankgefühle
Jeder Morgen hauche zu.

Endlich einigen sich heute
Frühlings und des Sommers Zeit,
Blüt' und Früchte euch zur Freude
Lächeln all' in Einigkeit.

Jetzt noch eins: Im höchsten Norden
Glühet heut' ein ew'ger Tag.
Kaum ist's Dämmrung dort geworden,
So wird's Morgen, wird es Tag.

Und es singt die deutsche Sage,
Wie dies Fest so heilig sei,
Weil an ihm der Herr der Tage
Ohne Nacht sein Licht erneu!

Nachtlos von des Himmels Pforten
Winkt euch heut ein höchstes Licht.
Ist *der* Tag ein ew'ger worden,
Weitre Wünsche braucht er nicht.«
(Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw).

Bei solchen Ereignissen konnte Gundert trotz allem Ernst, der das Studium manchmal kennzeichnete, seinem Humor und seiner Fröhlichkeit Ausdruck geben.
Neben seinen Studien und der Examensvorbereitung hielt Gundert seit August 1834 Kinderstunden, in denen er sein Wissen in praktische Arbeit umsetzen und pädagogische Erfahrungen sammeln konnte. Zunächst hatte er regelmäßig wöchentlich eine, dann zwei Kinderstunden: »Indessen habe ich manche Freude; fast die meiste in meinen Kinderstunden. Wenn ich leer und müde komme, weckt Er mich auf schon durch die klaren Augen der Kleinen, gibt mir Liebe zu ihnen und Achtung, da ich sie sonst hätte gering achten müssen, und macht ihnen und mir das Wort der Wahrheit lieb. In den letzten Wochen habe ich auch einem Waisen, der lange vernachlässigt war, Konfirmationsunterricht zu geben angefangen – und er hat Liebe

und Zutrauen zu mir gefaßt. Noch auf mancherlei Weise laufen Räder ineinander.« (GM 12.8.35). Durch seine einfache und bildhafte Sprache erreichte Gundert die Herzen der Kinder. Im Tagebuch vermerkte er nach seiner ersten Kinderstunde: »Gott gab mir Gnade, im Glauben jung und klein zu werden. Was ist es doch um das Wort »Heiland«! – Vater, Mutter, Bruder, Kind, Arzt, Lehrer, Freund, alles, was man nur wollen und brauchen kann!« (GT 15.8.34).
Wie tief ihn die Begegnung mit den Kindern berührte, zeigt ein Gebet, das er mit dieser ersten Kinderstunde verband: »Sieh auf mich als auf dein Kind und tue mir nach deinem Wohlgefallen. Laß mich nichts mehr allein tun! . . . Laß keinen Mischmasch von schönen Gefühlen oder originalsüchtigen Worten sich um dein Lebenswort herziehen und es verschleimen, sondern wasche es immer klar und rein durch die Taufe deines heiligen Geistes, daß mein Auge nicht so viele Schritte hin und her und rechts und links brauche, dich zu finden, sondern in geradem Strahl immer auf dich treffe.« (Ebd.). Diese Worte drücken Gunderts Hoffnung aus, in die er zeitlebens mehr und mehr hineinwuchs.
Glauben und Vermitteln des Glaubens bildeten bei Gundert eine Einheit. Sie waren bestimmt von den beiden sich ergänzenden Bewegungen: sich öffnen und sich öffnen lassen. Er schrieb: »Glaube, Glaube! Alles ist möglich dem, der glaubt. Was ist Glaube? Das Hinausdenken von sich und Welt (aktiv gemeint), das Hereindenken von Gott und Christus (teilt sich in Fasten und Beten).« (CT 29.8.34). Gundert entwickelte die Fähigkeit, seine Umwelt genau zu beobachten, um dann auf andere zuzugehen und sich auf sie einzustellen. Was bei den Kindern in Tübingen begann, setzte sich später in Indien bei den unterschiedlichsten Menschen fort und gewann in den Schulen ebenso Gestalt wie in den zahlreichen literarischen Arbeiten im Malayalam und später im Deutschen.

Schweizer Freundschaft

Im Herbst 1834 schloß Gundert Freundschaft mit den beiden Schweizern Olivier und Auguste Bernard. Mit ihnen kam er oft zusammen. Er zeigte ihnen einmal Stuttgart und erfuhr seinerseits manches von der französischen Schweiz: Bernard »erzählt von seinem Leben, von Fornet Dessous, von seiner Kinderzeit und Kindlichkeit, von Vater, Mutter, Geschwistern . . . Olivier ist fest in der Gnade und scharf in ihrer Handhabung. Herzlich liebes Gebet.« (GT 27.9.; 1.10.34). Nachdem er die beiden verabschiedet hatte, ging Gundert nach Maichingen, um den dortigen Pfarrer für einige Tage zu vertreten.
In diese Zeit fiel die erste Begegnung mit Spleiss aus Schaffhausen, als dieser an einem Novembertag 1834 auf einem Theologenkränzchen in Tübingen seine Gedanken vorbrachte. Am anderen Morgen warteten Gundert, Mögling und zwei weitere Studenten bei der Neckarbrücke, hielten das Fuhrwerk an und verwickelten Spleiss in ein langes naturphilosophisches Gespräch. Gundert war beeindruckt von Spleiss' Ansichten, vor allem von seinem ganzheitlichen Verständnis der Natur, angefangen von der Milchstraße und ihrem Zusammenhang mit der »Freitätigkeit des Menschen« bis hin zu den Urgebirgen mit ihren Kristallen, die durch Geschiebe und »durch den Druck des Granits zusammengepreßt aus dem Malteserkreuz lauter Andreaskreuze gemacht haben.« (GT 5.11.34). Der Mensch sei berufen, frei, sündenfrei zu sein. Innerhalb des Planetensystems mit der Sonne als Zentrum befinde sich die Grundlage »für die Freitätigkeit des Menschen«. Spleiss erzählte sehr bildreich und mitreißend. Er konnte seine Gesprächspartner in eine andere Welt entführen: »Sündenfrei, sagte er, und schlug den Mantel zurück, den Stock gegen den Himmel streckend, als sollte er daran hinaufgezogen werden – sündenfrei, und klopfte mir auf die Schulter . . . Die Sonne trat hinter dem Bläsiberg vor, der Wald war herrlich beleuchtet, die Nebel wurden gerötet, als schämten sie sich – und wir sündenfrei, jetzt in überschwenglicher Hoffnung, einst in der Fülle der Wirklichkeit! Da nahmen wir Abschied: Es war genug, wir wären sonst betrunken worden.« (Ebd.).
Auf ein erhebendes Erlebnis dieser Art folgte bei Gundert oft eine Phase der Auseinandersetzung mit sich selbst und seiner Umwelt. Es waren die Stellen in Gunderts Leben, an denen er tiefer, umfassender, weiter und offener zu denken und zu handeln begann. Als Beispiel dafür kann ein Gebet von ihm genannt werden, das zwar etwas später entstand, aber als Reaktion auf die überschwengliche Begeisterung in Spleiss' Reden typisch sein könnte: »Rotte aus, o Herr, rotte aus, was heuchle-

risch ist in mir: Mache alles neu – und wenn es nicht anders wird – nimm mich bald aus dieser Erde! Aber weiß ich denn nicht, daß du den Tod des Sünders nicht willst, sondern daß er lebe und sich bekehre. Bekehre mich du, so leb' ich! Ja, dein Kreuz, deine schwere Marter und die Anfechtung, die du im Fleische erduldet, dein wahres Sterben für mich und meine Sünden, das macht, daß ich lebe: Und mit Tränen lobe ich dich, daß du meine Seele erhört, mein Sehnen gestillt hast. Du wirst mich nimmer verlassen noch versäumen. Herr, in deine Hände bin ich auch gezeichnet.« (GT 9.2.35).

Als Gundert im März 1835 eine Anfrage seines Freundes Oehler aus Basel erhielt, ob er mit dem Freimissionar Anton Norris Groves (1795–1853) als Hauslehrer für dessen beide Söhne nach Indien reisen wollte, hatte Gundert zunächst gesundheitliche Bedenken. Um sich mehr Klarheit über den Ruf zu verschaffen und seine Gesundheit zu prüfen, entschloß er sich, seine Schweizer Freunde in deren Heimat zu besuchen. Erwartungsvoll reiste Gundert am 6. April 1835 zusammen mit Bernard von Tübingen ab. Ihr Weg führte sie über Balingen und Tuttlingen zunächst nach Schaffhausen. Dort kehrten die Reisenden bei Spleiss ein, wo sie den russischen Grafen Felician Zaremba (1794–1874) trafen, der 1818–1821 im Basler Missionshaus ausgebildet und als Missionar nach Südrußland ausgesandt worden war. Dieser hatte Groves in Persien kennengelernt und ihn dann in Basel empfohlen. Zaremba mahnte Gundert und seinen Freund, gleich nach Basel weiterzureisen, um dort Groves noch zu treffen. Dies hatte sein Gutes darin, daß sie bei Spleiss nicht Wurzel schlagen konnten. An seine Eltern schrieb Gundert: »Wir selbst meinen, man sollte hier eine Hütte bauen: Denn wo Christus ist, ist mehr als Moses und Elias. Aber wir sollen Pilger bleiben, und solange wir das sind, ist er ja doch auch Begleiter. Darum nirgends faul sein, nirgends ausruhen, aber in Ruhe weitergehen.« (GM 7.4.35).

Trotz des raschen Aufbruchs von Schaffhausen kamen sie zu spät nach Basel. Groves war schon abgereist. Ihre Wanderung, unterbrochen durch eine »wundernette Barkenfahrt von Waldshut nach Lauffenburg« (GM 10.4.35), hatte sie über Beuggen nach Basel geführt. Bernard ging sogleich weiter, um möglichst schnell nach Hause zu kommen. Gundert traf Oehler und fand auch Spuren seines Studienfreundes Mögling (vgl. unten). Dieser hatte gute Aussicht, von der Basler Mission angestellt und nach Indien gesandt zu werden. Am Sonntag nachmittag (12.4.35) hielt Gundert seine erste »Stunde« in der Martinskirche in Basel. Damals ahnte er nicht, daß er später regelmäßig in dieser Kirche sprechen würde. Für diesmal ging die Reise weiter in den Schweizer Jura.

Über Delémont und Moutiers kam Gundert zu seinen Freunden nach Fornet Dessous: »Der Weg über Delémont und Moutiers ist exzellent durch die mannigfaltigsten Naturwunder, die alle aus der einzigen Erscheinung eines Flusses, kämpfend mit dem Kalkgebirge, sich ableiten. Häufige Durchbrüche, wie mir scheint, immer durch Unterhöhlung herbeigeführt, darüber eingestürzte Massen, felsiges Bett, Wasserfälle, tropfende Moosüberhänge, Kapellen, Mühlen, Burgen in die Ecken oder auf die Vorsprünge der Felsenschichten hingepletzt – das alles läßt einen nicht müde werden. Von Delémont an, wo sich das Tal für einen Augenblick erweitert, besteht der Wald aus Tannen, die bald in großen Massen, bald in Felsenritzen gewachsen, dem Anblick noch mehr Neuheit und Mannigfaltigkeit geben.« (GM 13.4.35).

Sogleich fühlte sich Gundert in der neuen Umgebung seines Freundes Bernard wohl. »Ich bin nun mitten im Jura, unter vielem Schnee: Wie es denn auch jetzt gerade tüchtig schneit. Bernards Haus ist ein sehr großes, nagelneues Bernerhaus, fast wie ein Schloß. Die eine Seite ist noch nicht ausgebaut. Statt der verbrannten Urgroßvaters Orgel steht ein nagelneuer Flügel im Hauptzimmer. Der Ofen daneben ist aus dicken Steinplatten, terrassenförmig. Abends setzt sich die Familie darauf. Auf der Seite des Ofens geht ein Loch in die Wand, wo man abends statt des Lichts ein Feuer anzündet und dabei die schönsten Gespräche führen kann.« (GM 13.4.35).

Fast eine Woche war Gundert in Fornet. Die Herzlichkeit und Freundschaft war so stark geworden, daß der Abschied schwer fiel: »Abschied mit Tränen von Mutter und Justine, Elise gerührt. Olivier führt durch Courtelary und St. Imier den Chasseral hinan, wir beten. Weinend kehrt er sein Pferd um. Mich will meine Lieblosigkeit fast erdrücken.« (GT 18.4.35). Gundert empfand das Scheiden sehr tief. Die Reise wurde für ihn nicht nur eine Prüfung für seine Gesundheit, sondern auch ein Hinweis darauf, daß Trennungen Schmerzen bereiten kön-

nen: »Schon als ich in Fornet von Mutter und Geschwistern Abschied nahm, sah ich, daß sie mich weit über meine eigene Liebe lieb gehabt hatten. Aber erst bei Oliviers Scheiden erkannte auch ich recht deutlich, was Scheiden heißt, und daß es unerträglich wäre, wenn nicht die Hoffnung feststünde, daß es nur ein Scheiden für diese Erde gibt.« (GM 21.4.35).

Noch am selben Tag kam Gundert nach Neuchâtel. Lange sah er nichts von der Stadt: »Endlich, als ich tief genug gestiegen war, sah ich sie ganz tief unten, wie wenn sie im Meer schwämme.« (Ebd.). Am Ostermorgen fuhr er am See entlang, sah die Weinberge von Corcelles-Cormondrèche und kam über St. Aubin nach Yverdon. Von dort ging er über Lausanne weiter nach Vevey und besuchte seinen Bruder Ludwig, machte mit diesem einen Ausflug nach Montreux, Chillon und Villeneuve und fuhr tags darauf über Bulle nach Fribourg. Seit dieser Zeit bewegte ihn ab und zu die Frage, warum die Gnade Gottes bei Brüdern mit denselben Eltern, derselben Erziehung und denselben schulischen Möglichkeiten so verschieden wirkte.

Gunderts Weiterreise gestaltete sich schon fast wie seine späteren Missionsreisen. So rasch wie möglich strebte er seinem Ziel zu, verweilte jedoch an Orten und bei Personen, bei denen er etwas lernen konnte: »Ich bin Mittwoch morgens in Fribourg angelangt, von da nach Bern gelaufen, habe dort viele Christen kennengelernt, und bin tags darauf um ein Uhr über Aarau nach Zürich abgefahren. Nach einer bösen Nacht kam ich dort an, blieb bei einem christlichen Bäcker über Mittag, schlief in Winterthur und ging Samstags nach Buch, wo ich den Schaffhauser Professor Spleiss zweimal predigen hörte. Sonntag mittag nahm ich Abschied von dem lieben Ehepaar, kam noch nach Tuttlingen, wo ich bei einem pietistischen Feldmesser über Nacht blieb, wie tags darauf bei dem Leinwandhändler Baumann in Balingen. Dienstag morgens lief ich mit einem kindlichen Schöntaler Seminaristen nach Tübingen, speiste mit Steudels und kam abends mit dem Eilwagen in Stuttgart an.« (GM 10.5.35).

Die Reise war gelungen. Gundert war selbst überrascht, wie gesund er geblieben war. Das hielt er für ein gutes Zeichen, daß er für Indien geeignet war. »Meine Gesundheit ist mir auffallend gestärkt worden, kaum fühle ich noch einige Müdigkeit! So hat Gott selbst entschieden, daß ich seiner Stimme folgen soll, und mit Freuden habe ich nach England geschrieben, daß ich bereit sei, im Herbst zu kommen . . . Darum habe ich weiter nichts zu tun, als mich ganz und gar in meiner Nichtigkeit zu erkennen – und mich als ein leeres, beflecktes und zerstoßenes Gefäß dem Herrn zu übergeben, daß er mir Kräfte hineingieße, wo und wie er will. Ich will meine Kräfte nicht mehr messen, ob sie für Württemberg oder für Ostindien, für Vikariate oder Lehrerstellen zureichen – wie kann man messen, wo nichts ist! Der Herr hat mich einmal gerufen, und ich will gehen.« (GM 10.5.35; vgl. GM 18.5.35; CT 47 f.). Gundert erwartete von sich selbst nichts, von Gott alles – ein leeres Gefäß, bereit, sich füllen zu lassen.

Ende der Studienzeit

Ende März 1835 hatte Gundert, wie oben erwähnt, eine Anfrage erhalten, ob er als Hauslehrer nach Indien gehen wollte. Gundert schrieb in sein Tagebuch: »Ostindien! – Bin ich in die alten Träume der letzten Jahre zurückgesunken, vom Zigeunermädchen, dem wahnsinnigen Eduard, von der Missionsreise des Bekehrten ins Vaterland derer, die er verderbt hat? – Ostindien! Ja, es ist kein Traum: Es ist eine Wirklichkeit, die der Herr mir auftut, mich zu prüfen, zu benützen, zu erziehen für sein Reich. Nur nichts Eigenes wollen!« (GT 22.3.35). Als dann Georg Müller (1805–1898) aus Bristol, ein Schwager von Groves, nach Tübingen kam und Gundert besuchte, wurde er sich seines weiteren Weges sicherer. Gundert schrieb in sein Tagebuch: »Georg Müller, Prediger aus Bristol, besucht, prüft, ermahnt, begeistert mich, auch eine der Stimmen, die mir Gottes Barmherzigkeit zusendet.« (GT 25.3.35).

An seinen Freund Oehler im Missionshaus in Basel schrieb Gundert einige Monate später: »Über meine Zukunft wollen wir nimmer unruhig sein. Es hilft zu nichts. Ich weiß es, daß Gott mich berufen hat, damit auf diesem Wege meiner Seele Seligkeit gewirkt werde.« (GM 3.6.35).

Mit der Entscheidung, Groves nach Indien zu folgen, hatte er ein festes Ziel vor Augen. Seinem Freund Oehler schrieb er: »Als eine besondere Gnade Gottes rühme ich in dem letzten Jahre das, daß das Tagbuchhalten, das »objektive« Reflektieren und subjektive Ausschwatzen und Großtun in Briefen einen Hauptstoß erlitten hat, von dem es

sobald nimmer aufstehen wird, so wahr Gott lebt! Ich mußte, weil ich meinem Vater die letzten Jahre meiner Mutter zusammenzustellen hatte [»Christianens Denkmal«], nur stampfen und weinen über der Tollheit meiner 18/20 Jahre, ausgesprochen in den zahlreichen Reliquien der letzten Jahre. Und unter der Hand habe ich mit dem Erlöser auch den Schöpfer preisen lernen, daß er eine solche intendierte Selbstvernichtung jahrelang fortgehen ließ, ohne daß die Natur sich aufrieb. Es ist etwas Großes und Herrliches um diese Gnade, die auch, ehe sie noch neue Kreaturen macht, das Elende und Zufallende allenthalben hält und trägt und fast dem durchdachtesten Bösewicht noch stetig sich erneuerndes und ausheilendes Leben spendet. Wäre es nach dem Recht der Natur gegangen, ich hätte vollgültigen Anspruch auf irgendeine Irrenheilanstalt aufzuweisen. – Und jetzt bin ich da und darf fröhlich sein!« (GM 4.3.35).

Nun fügte sich eins zum andern. Bei der Auslosung des Militärdiensts zog sein Vater ein glückliches Los für ihn. Der Vater schrieb: »Zuerst die Nachricht, daß das Los dich vom Militär frei machte: Ich habe gestern 194 gezogen. Es ist mir dies zum Dank gegen Gott, weil Du keine Freiheit, die nur auf Ausnahme vom Gesetz beruht, hast, sondern wie jeder andere.« (AG 3.3.35). Vater und Sohn sahen darin einen Fingerzeig Gottes, der auf die bereits erwähnte Anfrage Oehlers wies. Hermann Gundert schrieb über diesen Zusammenhang: »Wie

es nun auch stehen und weitergehen mag: Das ist mir gewiß, daß Oehlers Antrag einen Gedanken Gottes verwirklicht hat, nämlich den, daß ich über die pomadige Gegenwart hinwegsehen und bedenken muß, zu was ich bestimmt bin.« (GM 22.3.35).
Auch sein Freund und Lehrer, Dr. Steudel, riet ihm zu, die Möglichkeit zu ergreifen: »Herrn Dr. Steudel habe ich, da er auch einen Brief, ohne daß meiner darin Meldung getan wäre, erhalten hat, zu Rate gezogen. Er sagte, »er habe auch an mich zuerst gedacht«; und fände, wie mir scheint, meine wissenschaftlichen Zeugnisse zureichend. »Jedenfalls bliebe bei der bloßen Hofmeistersstelle die Aussicht auf etliche Jahre beschränkt. Er selbst, wenn er solche Gelegenheit gehabt hätte, wäre (schon linguistischer Studien wegen) gegangen. Jetzt aber seien die Verhältnisse ja um vieles günstiger geworden.«« (Ebd.).
Gundert begann, sich auf den englischen Lebenskreis vorzubereiten: »Indessen habe ich mit Deker englische Sprechstunden angefangen.« (GM 21.5.35). Wieder war es Dr. Steudel, der ihn ansprach und ermunterte, die Promotion zum Dr. phil. abzulegen: »Gelegentlich habe ich auch Herrn Dr. Steudel über meinen künftigen Titel gefragt. Es könnte wohl möglich sein, daß ich nach erhaltener Antwort von Bristol mich zum Dr. philosophiae machen ließe, um etwas Amtliches über meinen Bildungsgang vorweisen zu können, wenn ich befragt werde. Es ist so gewöhnlich bei denen, die ins Ausland gehen. Indessen habe ich, so klein die Sache ist, doch was von Eitelkeit dabei verspürt: Was meinst Du zu der Sache? Ich müßte einen kleinen Aufsatz machen und mich eine Stunde darüber mit den Professoren besprechen.« (Ebd.).
Sein Vater riet ihm, diese Möglichkeit zu ergreifen.
Anfang Juni 1835 reichte Hermann Gundert mit der Bitte um Beurlaubung vom württembergischen Staats- beziehungsweise Kirchendienst für den Missionsdienst auch einen kurzgefaßten Lebenslauf *(Lebensumstände)* ein, in dem er seinen Schul- und Studiengang zusammenfaßte:
»Ich, Hermann Gundert, bin geboren zu Stuttgart 4. Februar 1814, wo mein Vater Ludwig Gundert Kaufmann war, nun aber seit fünfzehn Jahren in den Diensten der dortigen Bibelgesellschaft steht. Meinen ersten Unterricht genoß ich im elterlichen Hause, zum Teil von den Eltern, besonders aber in den Privatlektionen des (verstorbenen) Hauslehrers Jeremias Flatt. Aus Rücksicht auf einen älteren Bruder wurde ich schon im Herbst 1819 zugleich mit diesem ins untere Gymnasium zu Stuttgart aufgenommen – und durchlief mit ihm die sechs regelmäßigen Jahresabteilungen in acht Jahren, indem ich in der ersten und sechsten Klasse zwei Jahre blieb. Durch Beschluß des königlichen Studienrats vom 18. September 1827 wurde ich ins Seminar zu Maulbronn aufgenommen. Eines sicher befolgten Studienplans wüßte ich mich nicht zu rühmen: Ich trieb mit wechselnder Vorliebe die vorgeschriebenen Fächer, nebenher die Geschichte der neueren Zeit, die französische und englische Sprache, die Elemente der Naturgeschichte. Eine Bekanntmachung vom 15. Oktober 1831 rief mich mit meiner gesamten Promotion ins königliche Stift zu Tübingen. Ich studierte anfangs Psychologie, dann die neuere Philosophie, bis ich nach manchem Schwanken dem Studium der Theologie Geschmack abgewann. Um hierin festen Fuß zu fassen, suchte ich in den letzten Semestern besonders den Zusammenhang der biblischen Geschichte und Lehre auf und verband damit die erneuerte Beschäftigung mit den heiligen Grundsprachen. Die detaillierteren Resultate meines hiesigen Aufenthalts sind der hochwürdigen Prüfungskommission bekannt.« (Landeskirchliches Archiv Stuttgart; s. vorige Abbildung).
Gundert beantragte nun einen Paß (vgl. S. 48f.) und richtete am 28. Mai 1835 eine Bittschrift an den König, ihn vom Dienst in der heimatlichen Kirche freizustellen. Darin nannte er den Grund und den Zweck seiner Ausreise:
»Euer Königliche Majestät
erlaubt sich der Unterzeichnete mit einer untertänigsten Bitte anzugehen. Da derselbe sich nun fast vier Jahre im königlichen Seminar auf den Dienst an der vaterländischen Kirche vorbereitet hat, sieht er sich durch die Fügung der Umstände veranlaßt, noch vor erstandenem Examen seine weitere Zukunft ins Auge zu fassen. Nachdem ihm nämlich durch Gottes Gnade die Gewißheit geworden war, daß er nicht nach eigenem Wunsch und Willen seine künftige Arbeit wählen dürfe, sondern daß er dafür des Herrn Ruf abzuwarten habe, ist ihm im März dieses Jahres, ohne sein Zutun, der Antrag gemacht worden, mit einem Herrn Groves auf einige Jahre nach Calcutta zu gehen. Dieser, früher Arzt in London, hat sich seit kurzem, ohne irgendeiner Gesellschaft anzugehören, einzig um für die Zwecke der ostindischen Mission in der Nähe wir-

QUOD DIVINUM NUMEN FELIX FAUSTUMQUE ESSE JUBEAT!

CLEMENTISSIME INDULGENTE

AUGUSTISSIMO ET POTENTISSIMO DOMINO

GUILIELMO

REGE WURTTEMBERGIAE,

RECTORE UNIVERSITATIS MAGNIFICO

ROBERTO MOHL

JURIS UTRIUSQUE AC OECONOMIAE PUBLICAE DOCTORE ET PROFESSORE PUBLICO ORDINARIO.

FACULTATIS PHILOSOPHICÆ DECANO

HENR. CHRISTOPH. GUIL. SIGWART

PHILOSOPH. DOCTORE ET PROFESSORE PUBL. ORD.

ORDO FACULTATIS PHILOSOPHICÆ

IN REGIA UNIVERSITATE TUBINGENSI

VIRUM PRAENOBILISSIMUM AC DOCTISSIMUM

DOMINUM

HERMANN GUNDERT

STUTTGARTIANUM

POST COMPROBATAM ERUDITIONEM

PHILOSOPHIÆ DOCTOREM SEU ARTIUM LIBERALIUM MAGISTRUM

CREAT

HOCQUE DIPLOMATE RENUNTIAT

TUBINGAE DIE XXI. SEPTEMBR. MDCCCXXXV.



TYPIS EIFERTIANIS

ken zu können, nach Calcutta begeben und wünscht seine zwei Söhne, welche denselben Zweck verfolgen, durch einen Hauslehrer in den biblischen Grundsprachen und den Elementen der Theologie unterrichten zu lassen. Am liebsten wäre es ihm, wenn der Lehrer zugleich mit den Zöglingen einen Anfang in der Missionstätigkeit machen würde. Der gehorsamst Unterzeichnete wurde durch den Schwager des Herrn Groves, Prediger Müller aus Bristol, über die näheren Verhältnisse belehrt und konnte nach der Art und Weise seiner bisherigen vorbereitenden Beschäftigung sowie nach der besonderen Leitung dieser Angelegenheit den Antrag nicht als zu fernliegend abweisen. Vielmehr hat er, ohne sich über die Mangelhaftigkeit seiner Kräfte zu täuschen, nach reiflicher Überlegung, auf den Rat treuer Freunde und mit der Zustimmung seines Vaters sein vorläufiges Jawort gegeben; und wünscht nun durch die Entscheidung seiner gesetzlichen Behörde Gottes ferneren Willen zu erfahren. Er fühlt sich dabei gedrungen, zu erklären, daß er keine Nebenabsicht irgendeiner Art im Herzen hat, sondern gewissenhaft jeder seiner Verpflichtungen nachzukommen wünscht, wie sie ihm durch den vieljährigen Genuß der Staatswohltaten auferlegt sind. Nur glaubt er bei dem Überfluß, den das Vaterland derzeit an examinierten Theologen hat, in einem hieran ärmeren Lande seine Vikariatsjahre zu größerem Nutzen für sich selbst wie für die Kirche anwenden zu können. Und, wenn es möglich ist, in einer so manchen Wechseln ausgesetzten Sache von der ferneren Zukunft zu reden, so schmeichelt sich der Unterzeichnete gerne mit der Hoffnung, gereift durch die Resultate neuer Studien sowie durch die praktischen Erfahrungen eines übungsreichen Berufs, in den Dienst der vaterländischen Kirche zurückzukehren. Indessen stellt er samt seinem Vater die ganze Angelegenheit dem Ausspruch Eurer Königlichen Majestät anheim.
Noch bittet der gehorsamst Unterzeichnete um Entschuldigung, daß er, ohne zuvor das Resultat seines Kandidaten-Examens abgewartet zu haben, schon die Bitte über seine künftige Bestimmung vorzubringen wagt. Es bewog ihn dazu der Wunsch des Herrn Groves, vor seiner Rückreise nach Calcutta (welche noch diesen Sommer erfolgen wird) eine entschiedene Antwort zu erhalten. Sodann wäre es dem Unterzeichneten selbst nicht unerwünscht, falls er im Herbst dem Herrn Groves folgen dürfte, zuvor mit Ruhe einige Vorbereitungen treffen zu können. Daher bat er das Hochwürdige Inspektorat des Seminars um seine gefällige Verwendung; und erwartet nun mit Vertrauen Eurer Königlichen Majestät allerhöchste Entscheidung.« (Landeskirchliches Archiv Stuttgart; vgl. GM 28.5.35).
Nachdem dieses Gesuch auch dem Konsistorium, dem Leitungsgremium der Landeskirche, vorgelegt worden war, erlaubte der König in dem Schreiben vom 21. Juni 1835 Gunderts Ausreise nach Indien. Darüber schrieb der Vater an eine Bekannte: »Dieser liebe Sohn hat nun die Erlaubnis der Behörde zur Reise nach Ostindien erhalten – ich hätte freilich dem lieben Gott, nach Menschen Weise zu reden, einen recht schönen Dank gesagt, wenn Er dem König ins Herz gegeben hätte, nein zu sagen, und wenn er also bei uns bleiben dürfte. Ich muß jetzt eben Geduld haben – die Zeit wird auch kommen, wo ich Ihm danken werde, daß Er hat »Ja« sagen lassen. Er ist ja Sein Kind, und darum wird er von dem Herrn geführt werden, wie ein Vater seinen Sohn führt.« (AG 7.7.35).

Die Ausreiseerlaubnis war Hermann Gundert ein Zeichen mehr, daß er den richtigen Weg gewählt hatte. Dies gab ihm Mut, seine Promotion in Angriff zu nehmen: »Meinen Aufsatz fürs Doktorieren will ich noch diese Woche machen.« (GM 22.6.35; vgl. vorige Abbildung). Weniger erfolgreich lief eine Predigt, zu der er aufgefordert wurde: »Ich habe heute noch eine Preispredigt abzugeben. Prof. Schmid forderte mich auf, eine zu machen. Ich zweifelte lange, ob ich es tun sollte: Wenn aber die anderen viel von Eigenem und Erlerntem bringen, warum sollte ich nicht auch sagen, was mir Wahrheit ist. Die Predigt ist jetzt auf die Gefahr hin gemacht, daß man mir sie als zu gewöhnlich zurückschickt. Es ist aber genug, daß mir Gott Freudigkeit gegeben hat, die Predigt biblisch zu machen, und daß die Lust zu exzellieren [glänzen] nicht Nahrung erhält.« (GM 15.7.35).
Im Sommer 1835 fing das theologische Examen an. Für die Zulassung zum Examen reichte Gundert auch ein Verzeichnis seiner gehörten Vorlesungen ein (die Namen der Professoren und Lehrer werden hier ohne Titel genannt):

»H. Gundert, th. st., hat während seines Universitätsaufenthalts folgende Vorlesungen gehört:

1.) Winter 1831–32
a.) Psychologie – Eschenmaier
b.) Geschichte – Haug
c.) Hiob – Jaeger
d.) Logik – Sigwart
e.) Sagengeschichte – Uhland
f.) Aristophanes – Walz

2.) Sommer 1832
a.) Geschichte – Haug
b.) Entwicklungsgeschichte Europas – Haug
c.) Sagengeschichte – Uhland
d.) Logik und Metaphysik – Strauß

3.) Winter 1832–33
a.) Erklärung alttestamentlicher Stellen – Steudel
b.) Stilübungen – Pfizer
c.) Scholae plat. – aristot. – Strauß
d.) Geschichte der neueren Philosophie – Strauß

4.) Sommer 1833
a.) Moral – Schmid
b.) Dogmatik – Kern
c.) Johannes – Steudel
d.) Alttestamentliche Stellen – Steudel
e.) Neueste Geschichte – Haug

5.) Winter 1833–34
a.) Kirchengeschichte – Baur
b.) Moral – Schmid
c.) Dogmatik – Kern
d.) Apokalypse – Steudel
e.) Messianische Weissagungen – Steudel
f.) Geometrie – Ofterdinger
g.) Philosophie der Geschichte – Binder

6.) Sommer 1834
a.) Synopsis, zweiter Teil – Kern
b.) Altes Testament, Historische Bücher – Steudel
c.) Kirchengeschichte – Baur
d.) Kirchenrecht – Steudel

7.) Winter 1834–35
a.) Dogmengeschichte – Baur
b.) Katholische Briefe – Kern
c.) Altes Testament, Prophetische Bücher – Steudel
d.) Homiletik und Katechetik – Schmid

8.) Sommer 1835
a.) Dogmengeschichte – Baur
b.) Hebräer und Galater – Steudel
c.) Examinatorium – Dorner
d.) Fortsetzung der homiletischen und katechetischen Übungen – Schmid«
(Landeskirchliches Archiv Stuttgart).

Mitte August schrieb Gundert: »Mein Examen hat Freitag angefangen . . . am 18. September ist das Examen aus; dann hoffe ich vor Publikation des Resultats abkommen zu können.« (GM 17.8.35). Im nächsten Monat berichtete er vom Examen selbst: »Die Haupttage vom Examen sind nun heute vollendet, Predigt, Kinderlehre und alles Schriftliche ist seit Donnerstag in fortgesetztem Tagewerk abgemacht – die nächste Woche Ruhe – bloß noch zwei Tage in der übernächsten fürs mündliche Examen restieren. Auch das wird Gott zum Ende schaffen, Zeugnis, Abschied und Abreise in Richtigkeit bringen, wie es ihm gefällt.« (GM 6.9.35). Das Examen lief gut. Gundert wurde der Zehnte von fünfzig (s. Abbildungen S. 43 und S. 45). Wenige Tage nach dem Examen hatte er seine Angelegenheiten in Tübingen geregelt.

Den Rhein hinab

Nun galt es, dem Elternhaus und der Stadt Stuttgart Lebewohl zu sagen. Am 2. Oktober 1835 reiste Gundert von dort ab. Er kam nach Heidelberg, sah sich das Schloß an und fuhr weiter nach Mannheim. Mit dem Schiff ging es den Rhein hinab über Mainz, Köln, Nymwegen nach Rotterdam. Hier traf er auf der Straße den ihm empfohlenen Herrn van Oord, dem er sich mit einem Brief von seinem Schweizer Freund Bernard vorstellte. Da van Oord auf sein Büro mußte, zeigte er Gundert den Weg zu seinem Haus vor der Stadt, wo er wohnen durfte. In dieser Familie fühlte er sich wie zu Hause und blieb mehrere Tage.
Während der stürmischen Überfahrt von Rotterdam nach London, bei der das Schiff zunächst wieder nach Rotterdam zurückkehren mußte, hatte Gundert Zeit, seine Ansicht über die Mystik klarer zu fassen. Dabei ging es ihm vor allem um die Frage nach Gesetz und Gnade: »Ist es genug für die Erkenntnis der göttlichen Heilsanstalt, Sünde und Gnade einander gegenüberzustellen, so daß Gnade eben Herstellung des durch die Sünde Verlorenen ist – oder gehört zum Verständnis dieser Punkte von A–O das Nebenhereinkommen des Gesetzes (Römer 5)? Wird, wenn das Gesetz ein ewiges Glied der geoffenbarten Gottesgedanken ist, nicht schon beim Urzustand davon die Rede werden müssen, so daß dieser nicht mehr bloß das natürliche Leben mit, in und aus Gott bedeutet, wie es bei den Mystikern erscheint, sondern auch als Folge eines ausgesprochenen Gesetzes, als ein Bund der Werke? . . . Warum spricht Christus immer so hoch vom Gesetz und seiner ewigen Dauer, wonach es also Glied in allen Gottesanstalten ist, die Mystiker aber so spärlich von dieser göttlichen Haushaltung, indem sie immer psychologisch beginnen mit dem Adel des Urmenschen?« (GM 11.10.35). Die Frage nach der Stellung des Gesetzes beantwortete Gundert christologisch: »Macht nicht die ewige Versöhnung durchs Blut Christi diesen Ausspruch des Gesetzes und somit auch das Gesetz selbst zu etwas ewig Gültigem?« (Ebd.). Gundert hatte die Kraft, die in ihm durch die Mystik aufgebrochene Quelle in die Alltagswirklichkeit umzusetzen.

England und die Reise um Afrika

London

London beeindruckte Gundert sehr: »Also in London bin ich. Ich sah im Vorbeifahren die ganze Pracht und Macht des Seevolkes, gebaut und zusammengestellt in Schiffen, Schlössern, Städten etc., als sollte immer eines das andere halten für eine Ewigkeit. Und das ist ja auch eitel.« (GM 11.10.35). Neben den vielen Bauten sah er die verschiedensten Menschen, deren Lebensverhältnisse und -gewohnheiten ihn beschäftigten:
»Gesichter waren auch genug vorübergestreift – von Kaufleuten, Staatsmännern, abtrünnigen Deutschen, Matrosen etc., wenig ungewöhnliche, noch weniger mit dem Siegel des himmlischen Friedens – dabei Ausrufer und Kutschengerassel den ganzen Tag und das die Augen zerrende und abstumpfende Inschriftenwesen an allen Häusern, wodurch all ihr Innerstes, Waren und Namen und Eigenschaften etc. nach außen gekehrt ist. Durch alles das und noch vieles, das ich gesehen oder nicht gesehen habe, qualifiziert sich London als eine große Stadt, in welcher der Betrieb der einzel-

Zeugniß.

Der Theologiae Studiosus und Seminarist Hermann Gundert, gebürtig von Stuttgart, hat bei der im Herbst 1835 erstandenen Candidaten-Prüfung das Zeugniß "sehr gut" in der Classe I, b. erhalten, und wird zu Uebernahme von Vicariats-Diensten für befähigt erklärt.

In Kraft der nachgesetzten Unterschriften und des beigedruckten Insiegels.

Tübingen, den 19 Sept. 1835.

T. Steudel.
Kern.
Baur.
Schmid.

Gesehen von dem

Präsidium des evangelischen Consistoriums

Stuttgart, den 24. Sept. 1835.

[illegible]

nen, und darum auch die Verkehrs- und Austauschmittel ihrer geistigen und leiblichen Produkte, zu einer wirklich wunderbaren Höhe gesteigert sind. Aber die furchtbaren Steinkohlennebel, die auf der Stadt lasten und alles Wasser ungenießbar machen, sind ein anschauliches Bild des Eindrucks, den dieses Stadtleben auf jedes frische Leben macht. Und wenn man morgens an den Straßenecken in Lumpen gehüllte Gesichter von Männern und Weibern unter dem abgelebten Hute erblickt, so schaudert man zurück vor den lebendigen . . . Ruinen, die die große Stadt in sich schließt. Oder wenn man in die Hütten schauen könnte (die jetzt oft in langen Reihen niedergerissen werden, um breiten Straßen oder Palästen Raum zu machen) und alle Alten erzählen hörte, wie sie es allmählich zur Grabesnähe gebracht – das Leben in der Stadt würde einen wie Moder anekeln. Dabei sind aber viele Kinder Gottes in der Stadt, die ein Salz abgeben gegen die fürchterliche Selbstkonsumption [Selbstaufzehrung] aller Potenzen der Stadt. Natürlich sind sie auch hier verachtet wie überall; und zwischen kirchlichem Leben und dem Leben im Geist und der Wahrheit ist derselbe große und augenfällige Unterschied wie anderwärts.« (GM 15.10.35).

Die Kirchenfrage

In dieser Stadt liefen die Neuigkeiten aus aller Welt zusammen, aber die religiöse Welt konnte in ihrer Mannigfaltigkeit auch sehr eng sein. Beim Kaufmann Thompson fand Gundert freundliche Aufnahme mit den Worten: »Fühle dich wie daheim!« Im übrigen wünschte Thompson, daß alle Glaubensbekenntnisse ins Feuer geworfen würden. (GM 15.10.35).

Bei Thompson lernte Gundert die protestantischen Dissenters (Andersdenkende) näher kennen und befaßte sich mit ihrem Katechismus, der ihm »der Einigkeit und Liebe wegen, die er für den ganzen Leib Christi verlangt« (ebd.), gefiel. Danach unterschieden sich die Dissenters von der Church of England in sieben Punkten:

Der erste Punkt bezog sich auf die Gestalt und die Verfassung der Church of England. Wer ihr angehörte, mußte wenigstens dreimal jährlich zum kirchlichen Abendmahl. Die Kirche legte großen Wert auf die Uniformität im Glauben, im Kult und in der Disziplin. Ihre Gestalt war durch das bürgerliche Establishment bestimmt. Dagegen sagten die Dissenters, daß die Religion Jesu Christi in den Herzen der Menschen wohnte und am besten gediehe.

Der zweite Punkt betraf die Kirchlichen Amtsträger, deren Hierarchie vom Erzbischof über die Diözesanbischöfe bis hin zu den Diakonen festgefügt war. Das Recht, Ordination, Konfirmation, Weihung von Kirchen und Friedhöfen vorzunehmen, stand allein den Bischöfen zu. Sie hatten auch starken Einfluß auf die Gesetzgebung im Oberhaus. Das lehnten die Dissenters als nicht-neutestamentlich ab.

Der dritte Punkt richtete sich gegen die Liturgie: Die englische Liturgie konnte nur durch Parlamentsakte ergänzt oder gekürzt werden. Demgegenüber pflegten die Dissenters das frei gesprochene Gebet und legten kaum Wert auf eine feste Liturgie.

Der vierte Punkt betraf die Zeremonien, die nach Meinung der Dissenters nicht schriftgemäß wären, ja, gegen die Schrift stünden. Unter Zeremonien verstand die Church of England zum Beispiel die verschiedenen Verbeugungen an bestimmten Stellen des Gottesdienstes, das Kreuzeszeichen auf der Stirn des Täuflings und schließlich den Unterschied der Kleider in Form und Farbe bei den verschiedenen Priesterklassen.

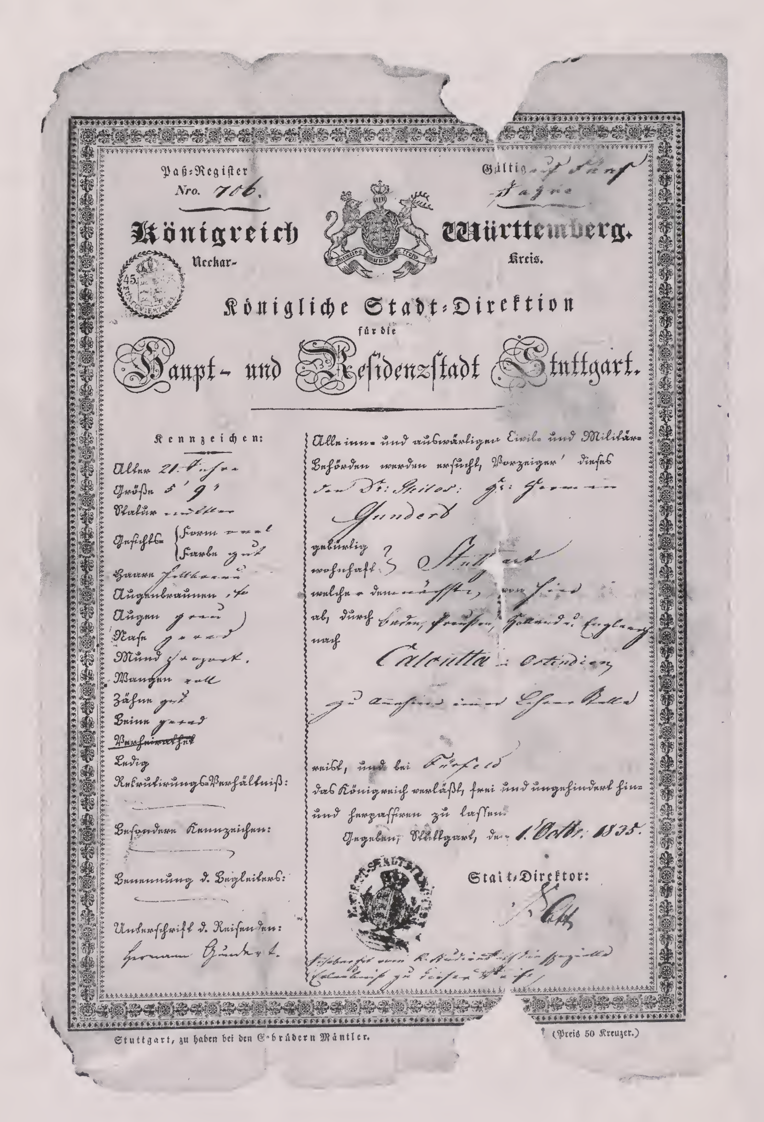
Der fünfte Punkt befaßte sich mit den 39 Artikeln der Verfassung der Church of England. Schon ein Student mußte sich ihnen unbedingt unterwerfen. Daneben mußte der Prediger erklären, daß im Book of Common Prayer [allgemeines Gebetbuch] und im Book of Ordination [Ordinationsagende] nichts Unbiblisches zu finden wäre. Hinzu kam der Eid des kanonischen Gehorsams, nach dem jeder Prediger auf Verlangen des Bischofs den Ausschluß gegen denjenigen aussprechen mußte, der sich gegen das Book of Common Prayer oder Zeremonien äußerte. Ohne Erlaubnis des Bischofs durfte keine Versammlung abgehalten werden. Die Dissenters bestritten nicht den Sinn der Verfassung, sondern die Autorität, mit der diese sich über alles erhob.

Der sechste Punkt setzte sich mit der Wahl der Geistlichkeit auseinander. Freie Stellen wurden vom Patron, meist dem König, ausgeschrieben und besetzt. Volk und Bischof hatten nichts zu sagen. Die Dissenters dagegen wählten ihren Seelsorger selbst.

Der siebte Punkt behandelte die Kirchenzucht, die tief in das Glaubensleben von Laien, Priestern und Bischöfen eingriff. Auch dies lehnten die Dissenters nicht prinzipiell ab, wehrten sich nur gegen die autoritative Handhabung derselben.
Als Konsequenzen nannte Gundert: Die Reformation müßte innerhalb der englischen Kirche in Gang gehalten werden, Treue und Uniformität wären am besten dort hergestellt, wo sich die Gewissen frei vereinigten. In den Vorschriften sah Gundert ein Kirchenjoch, das die Herzen spaltete. Seine Folgerung läßt erkennen, daß er sowohl das bedrückende System als auch den alles abschüttelnden Individualismus ablehnte: »O ich weiß, wie mein eigenes Herz noch viel schlimmere Systeme hegt – aber darum eben trage ich Christi Joch, damit ich von diesen frei werde!« (GM 14.12.35). Eine Verbesserung der Zustände sah Gundert darin, »daß erst der Wettstreit zwischen den verschiedenen Gesellschaften und Privatunternehmen die gegenseitige Kontrolle und das Aufmerken auf die allen gleiche (in Gnade und Strenge gleiche) Kontrolle unseres einen Herrn und Heilandes schärfen wird. O wie viel von unseren guten Menschenwerken werden noch beschämt werden müssen, bis des Herrn Name allein die Ehre behält. Da sind wir alle vor ihm gleich – es ist kein Unterschied.« (GM 15.10.35). Gunderts tiefe, lebenslange Abneigung gegenüber jeglichem Episkopalismus gründete in seiner Begegnung mit dem Anglikanismus.

Missionen in England

Gundert lernte in England die verschiedenen Missionsgesellschaften kennen. Er besuchte in Islington das Missionshaus der Christian Missionary Society und wohnte einer Ordination bei. Gundert liebte die Kathedralen mit ihren Orgeln und ihrer Musik. Damit erregte er Argwohn bei den Dissenters. Trotzdem verkehrte er eng mit Leuten wie Georg Müller und Groves, die zu den Dissenters gehörten – womit er sich die Abneigung der Hochkirchlichen einhandelte. Auf diese Weise mußte sich Gundert zu einem eigenen Standpunkt durchringen. Inmitten des Kirchen- und Missionsnetzes blieb er innerlich unabhängig. Er konnte in die Vielfalt des englischen christlichen Lebens hineinsehen und bekam den Durchblick. Er erkannte aber auch, daß jede Richtung ihre gewisse Berechtigung und ihren Platz in der Gesellschaft hatte. Durch seine innere Freiheit war es ihm möglich, die verschiedensten Persönlichkeiten kennenzulernen. Manchen von ihnen war er schon als Jugendlicher durch die Übersetzung dieses oder jenes Artikels aus einer der Missionszeitschriften begegnet oder begegnete ihnen später in Indien. (Vgl. Martin Brecht, *The Relationship between Established Protestant Church and Free Church: Hermann Gundert and Britain*, in: Protestant Evangelicalism/Studies in Church History Subsidia 7, 1990 = FS Reginald Ward; zum weiteren vgl. EM; G. Warneck, Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen, 9. Aufl., Berlin 1910).
Im Gegensatz zum Kontinent hatten sich in England und Schottland die großen Missionsgesellschaften schon eine Generation früher gebildet. Am 2. Oktober 1792 war auf Betreiben William Careys in Kettering, Northamptonshire, die *Baptist Missionary Society* (BMS) gegründet worden. Diese Gesellschaft bestand aus zwölf Baptistenpredigern und reichte in ihren Anfängen bis 1784 zurück. Damals hatte der baptistische Prediger Andrew Fuller (1754–1815) in Kettering eine Missionsbetstunde begonnen; er wirkte von 1782 bis zu seinem Tod in Kettering. Damit dürfte Warnecks Jahresangabe, nach der die »ersten Missionsbetstunden« Fullers bereits 1764 stattgefunden haben sollen (S. 91), nicht stimmen – Gundert nannte richtigerweise das Jahr 1784 (vgl. EM 9).
William Carey (1761–1834) reiste 1793 nach Calcutta ab und gründete 1800 die baptistische Mission in Serampur, das damals noch dänische Kolonie war. Damit hatte die BMS Indien als ihr erstes Missionsfeld gewählt. Unter den ersten Missionaren waren Ward, Marshman und Yates. In einem Nachruf auf Marshman nach seinem Tod am 5. Dezember 1837 in Serampur heißt es: »Ehe er von hinnen schied, wurde ihm noch das Glück zuteil, die heilige Schrift, ganz oder zum Teil, in vierzig Sprachen und Mundarten von Indien übersetzt, gedruckt und verbreitet zu sehen . . . So groß auch die Vollkommenheit, so wichtig die Arbeiten des seligen Marshman in der orientalischen Literatur im allgemeinen waren, sein Ruhm wird hauptsächlich gegründet bleiben auf seine Kenntnis der geschriebenen Sprache von China.« (NH 1838,8, 34). Die Gesellschaft gab die Zeitschrift *Missionary Herald of the Baptist Missionary Society* heraus. (Vgl. *Carey Lecture 1955, From*



Paß-Register Nro. 706. Gültig [illegible]

Königreich Württemberg.

Neckar-Kreis.

Königliche Stadt-Direktion für die Haupt- und Residenzstadt Stuttgart.

Kennzeichen:

Alter 21 Jahre
Größe 5' 9"
Statur [illegible]
Gesichts- Form oval
Farbe gut
Haare [illegible]
Augenbraunen [illegible]
Augen grau
Nase gerad
Mund proport.
Wangen voll
Zähne gut
Beine gerad
~~Verheirathet~~
Ledig
Rekrutirungs-Verhältniß:
Besondere Kennzeichen:
Benennung d. Begleiters:
Unterschrift d. Reisenden:
Hermann Gundert.

Alle inn- und auswärtigen Civil- und Militär-Behörden werden ersucht, Vorzeiger dieses [illegible] Hermann Gundert
gebürtig / wohnhaft Stuttgart
welcher [illegible]
ab, durch Baden, Preußen, Holland u. England
nach Calcutta in Ostindien
[illegible]
reist, und bei [illegible]
das Königreich verläßt, frei und ungehindert hin- und herpassiren zu lassen.

Gegeben, Stuttgart, den 1. Octbr. 1835.

Stadt-Direktor: [illegible]

[illegible]

Stuttgart, zu haben bei den Gebrüdern Mäntler. (Preis 50 Kreuzer.)

Gesehen, Stuttgart, den 1.ten Octbr. 1835.

Aus Auftrag des prov. Chefs des Departements des Innern, der Kanzlei-Direktor:

[illegible]

N. 2698. Gesehen Stuttgart, den 1ⁿ Octobr 1835.

Aus Auftrag des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, der Kanzlei-Direktor:

[illegible]

Vu à la légation de S. M. britannique
Stuttgart le 2 octobre 1835
[illegible]

N° 311. Vu à la Légation Royale des Pays-Bas à Stuttgart, le 2 8bre 1835.
Le chargé d'affaires
[illegible]

LÉGATION ROYALE DES PAYS-BAS À STUTTGART

2090
Gesehen Stuttgart 8/10 35
[illegible]

No 2683. Gesehen, Stuttgart den 2ten Octobr. 1835.
der grossherzoglich badische Geschäftsträger
[illegible]

Regist. sub No. 11344
Nijmegen den 6 october 1835
gaande naar Rotterdam
de Commissaris van Policie
[illegible]

N 4760 VISIRT NACH Cöln
MIT DAMPFSCHIFF DEN 7/10 35
DER K. PR. POLIZEI BEAMTE
[illegible]

N. 5299 Regt. Rotterdam
den 8 october 1835 gaande naar Londen
de Directeur van Politie
[illegible]

Tranquebar to *Serampore*, J. Sandegren, Serampur 1955.)
Wenig später entstand die *London Missionary Society* (LMS). Die vorbereitende Versammlung wurde am 21. September 1795 in London abgehalten. »Das Charakteristische bei der Stiftung dieser Gesellschaft, die man schlechtweg »die Missions-Sozietät« nannte, war die Vereinigung von Geistlichen und Laien aus den Independenten, Presbyterianern, Methodisten und Bischöflichen.« (Warneck 93). Da bald danach die Presbyterianer, Methodisten und Kirchlichen jeweils ihre eigene Missionsgesellschaft gründeten, trat das independentische Element in der Gesellschaft immer mehr in den Vordergrund und mußte jetzt eine kongregationalistische genannt werden, getragen von den 418.000 Gliedern der 4.528 kongregationalistischen Gemeinden Großbritanniens (vgl. EM 13). Die Arbeit der LMS in Indien nahm ihren Anfang in Visakhapatnam und Travankor und breitete sich allmählich über Süd- und Nordindien aus. Unter den bedeutendsten Missionaren in Indien waren Lacroix, Mullens und Sherring. Die Zeitschrift der LMS hieß *The Chronicle of the London Missionary Society*.
Von der LMS spaltete sich am 12. April 1799 die *Society for Missions to Africa and the East* ab. Um die Verbindung mit der Anglikanischen Staatskirche deutlicher werden zu lassen, wurde der Name der Gesellschaft 1812 in *The Church Missionary Society for Africa and the East* (CMS) geändert. In Calcutta und Nordindien hatte die CMS seit 1816 Missionare. Bis 1815 sandte die CMS nur deutsche Missionare aus, darunter Rhenius, Weitbrecht, Leupold, Pfander, Kölle, Gobat, Krapf, später auch Missionare aus anderen Ländern. Allein von der Basler Mission kamen im Laufe der Jahre 88 Missionare durch die CMS in viele Länder (vgl. EM 7). Ihre Organe waren: *Church Missionary Review* (früher *Church Missionary Intelligencer*); *CMS Gazette*, *Church Missionary Gleaner*; *Annual Report*.
Eine der ältesten Evangeliumsverbreitungsgesellschaften in Europa, die *Society for Promoting Christian Knowledge* (SPCK), wurde neu belebt. Dr. Bray, Bischof von London, hatte 1701 die kirchliche und staatliche Anerkennung für die *Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts* (SPG) bekommen. Präsident dieser Gesellschaft war stets der Erzbischof von Canterbury. 1702 wurde der erste Missionar nach Boston gesandt; 1752 wurden die ersten Missionare nach Westafrika und an die Goldküste geschickt; 1795 wurde die Verbindung mit Australien aufgenommen und 1818 begann die Mission in Indien. Ab 1824 übernahm die SPG einen Teil der alten Halleschen Mission in Südindien. Die SPG gab die Zeitschriften *The Mission Field* und *The East and the West* heraus.
Die Methodisten kamen aus der SPG. John Wesley (1703–1791) war 1735 selbst als Missionar der SPG nach Amerika gegangen. Von Anfang an hatten die Methodisten einen starken Missionssinn, entsprechend dem Ausspruch Wesleys: »Die Welt ist meine Pfarrei«. Aber erst 1813 ergab sich die Notwendigkeit einer eigenen Missionsgesellschaft. Diese konstituierte sich 1816 als Zusammenfassung aller bis dahin vorhandenen Missionsgebiete. Die Gesellschaft nannte sich *Wesleyan Missionary Society* (WMS) und gab die *Wesleyan Missionary Notices* heraus.
Bedeutung erlangten auch die presbyterianischen Missionen. Schon 1796 wurde die *Glasgow Missionary Society* gegründet. 1824 entstand die Schottische Staatskirchliche Mission *Church of Scotland Committee for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts* (EC). Diese Mission gründete vor allem Schulen und Colleges. So wurde 1829 Dr. Duff nach Calcutta gesandt, wo er der Begründer der Missionsarbeit für höhere Erziehung wurde. Weitere Missionare waren: Mitchell, Nesbit und Wilson. 1843 kam es zu einer Krise, in der die meisten der Missionare in die Freikirche übertraten. Zuvor jedoch wurde 1835 die Mission der *United Presbyterian Church* (UP) gegründet. Großes Ansehen erlangte die *Free Church of Scotland Mission*, die im Mai 1843 entstanden war. In Indien trat diese Mission die Nachfolge der EC an und legte ihren Schwerpunkt auf die Schul- und Erziehungsarbeit in englischem Sinn. Ihr Organ war *Free Church Monthly and Missionary Record*. (S. unten »John Anderson«.) Geschahen die letzten Missionsgründungen bereits in der Zeit, in der Gundert in Indien arbeitete, so gibt die Zusammenstellung der wichtigsten – vor allem älteren – Missionsgesellschaften einen hinreichenden Einblick in die Vielfaltigkeit der englischen kirchlichen Organisationen mit ihren jeweiligen Missionswerken. Gundert hielt den Kontakt zu Persönlichkeiten aus allen Missionsgesellschaften während seiner Zeit in Indien und auch später in Calw aufrecht.

Rhenius

Beeindruckt war Gundert von den Gedanken und dem Schicksal von Karl Theophilus Ewald Rhenius (1790–1838). Rhenius war der Sohn eines preußischen Offiziers und besuchte Jänickes Missionsschule in Berlin, wurde lutherisch ordiniert und von der Church Missionary Society (CMS) 1814 von London aus nach Südindien entsandt (vgl. unten »Karl T. E. Rhenius«). Nach einem Streit mit dem Bischof wurde Rhenius 1835 entlassen, setzte aber seine Arbeit fort. Von dieser Auseinandersetzung erfuhr Gundert in England durch ein Büchlein von Groves, das er in einem Brief erwähnte: »A brief account of the present circumstances of the Tinnevelly Mission [eine kurze Zusammenfassung der gegenwärtigen Situation der Tinnevelly Mission]. Sehr klar – Hauptsache: der Kirchenstreit. Die Pamphlete nur nachträglich benützt, nachdem Rhenius ein Exemplar nach London geschickt, und die Gesellschaft hierauf ihn beizubehalten versprochen hatte. Er redet mit factis und sehr bescheiden.« (GM 11.10.35).

Gundert übersetzte und bearbeitete die Schriften von Rhenius unter dem Titel »Rhenius und die Mission der englischen Kirche« und sandte die Abhandlung an seinen Vater mit der Ansicht, »daß ich nach längerer Überlegung es für Pflicht erachte, die Sache in Deutschland zu veröffentlichen.« (GM 15.10.35). Dies jedoch geschah damals nicht. Sowohl sein Vater als auch David Spleiss rieten von einer Veröffentlichung ab. Dabei dürfte letzterer den Ausschlag gegeben haben. Spleiss schrieb am 15. März 1836 an Hermann Gundert:

»Deine Zeilen aus London, mein lieber Freund, habe ich erhalten, aber das Msp. nicht. Jedoch, – *ich edierte es nicht*, würde auch *nicht dazu raten. Der Herr* wird gewiß schon *fein fahren*. Es ist ja schon Anfang dazu da. Deine Wahrnehmung von der Erregung fleischlichen Eifers bei dem Übersetzen ist auch ein Zeichen dazu.

Am wichtigsten ist's, daß wir das Anliegen oft und treulich vor den Herrn bringen. Dazu will ich auch ferner mithalten.

Gott erhalte und stärke Dich in dem Bande seines unauflöslichen Lebens. . . in Treue und auf ewig mitverbunden

Br D. Spleiss« (AG 15.3.36).

Das von Gundert übersandte Manuskript befindet sich im Archiv der Basler Mission in Basel und wurde in »Schriften und Berichte aus Malabar« veröffentlicht (vgl. SB 21–71). In dieser Abhandlung befindet sich auch Rhenius' Artikel »Die Vereinigung aller Christen«: »Ich habe mich besonders an den christlichen Lehrstand gewendet. Mit einigen Worten an die Gemeinden will ich schließen. – Ich hoffe, daß die Zeit vorbei ist, da die Gemeinden von der Meinung und dem Buchstaben des Priesters gegängelt wurden, gleich als wären sie ebenso viele Blinde. Ihr habt nun Gottes Wort in Händen und dürft frei urteilen.« (SB 70).
Nicht nur in Indien, sondern auch in England erregten Rhenius' Ausführungen Aufsehen. Gundert schrieb: »Die Augen aller ostindischen Missionsfreunde sind derzeit auf die Stadt und den Distrikt Tirunelveli gerichtet, wo seit dem Jahr 1820 Missionar Rhenius die gesegneten Vorarbeiten seiner deutschen Brüder Schwartz und anderer angetreten und unter des Herrn Beistand zu einer vielversprechenden Blüte gefördert hat. Von kleinen Anfängen war die Mission im Jahr 1831 so weit gediehen, daß die Zahl der europäischen Brüder nicht mehr zum Dienste hinreichte und der Beistand von Nationalgehilfen, besonders für Taufe und Abendmahl, notwendig wurde. Daher Rhenius nach dem Vorgang seiner Landsleute und gemäß den Grundsätzen, auf welche die ganze Mission mit Bewilligung der englisch-kirchlichen Gesellschaft gebaut war, diejenigen Getauften, welche er im Dienst des Worts geprüft erfunden hatte, auch die Sakramente verwalten lassen wollte. Die englische Kirche hatte bisher nicht bloß die halbhundertjährigen Dienste der deutschen Brüder gebilligt, sondern auch ihre Ordination anerkannt, sowohl in Tirunelveli als in Thanjavur (wo der alte Kohlhoff, selbst von Schwartz ordiniert, eine Menge Nationalgehilfen ordiniert hat). In einem besonderen Falle waren sogar die Deutschen ausdrücklich von der Kirchlichen Missions-Gesellschaft ersucht worden, einen englischen Missionar in Chunar zu investieren. Nun aber sprach der Bischof der englischen Kirche das Recht an, alle neuen Diener der Gesellschaft zu ordinieren, im geraden Gegensatz gegen die Grundsätze, welche dieser deutschen Mission zugestanden waren. Rhenius wollte sich gerne verstehen, die Handauflegung an sich dem Bischof zu überlassen – nur daß die, welche er zur Freiheit in Christus erzogen, nun zu allen Verpflichtungen der bischöflichen Kirche gezwungen werden sollten, deren er sich selbst mit Aufopferungen im Jahr 1820 erwehrt hatte, das konnte er nicht mit seinem Gewissen vereinigen. Über die Vorzüge seines oder des kirchlichen Systems zu entscheiden, ist hier nicht der Ort. Gewiß ist, daß noch keines solche Früchte gebracht hat als das in Tirunelveli befolgte. Doch suchte Rhenius um alles, die Verbindung mit der Kirchlichen Gesellschaft zu erhalten. Er schlug vor: 1. Der Bischof möge ordinieren, entweder mit Verpflichtung auf die Bibel (wie Rhenius selbst ordiniert worden war) oder auf ein dem Gewissen der Verpflichteten angepaßtes Bekenntnis. Dies wurde verworfen. 2. Wo nicht, so sollten die bisherigen Privilegien bleiben. Verworfen. 3. Vielleicht dürften die Nationalgehilfen die Sakramente reichen, ohne daß überhaupt Ordination für sie nötig sei. Hierüber sich ins Reine zu setzen, wollte Rhenius nach England gehen, als die vereinten Bitten aller seiner Freunde und Amtsbrüder, ja selbst des Komitees in Madras ihn bestimmten, in seinem Posten zu bleiben, wo seine Gegenwart von allen als unentbehrlich betrachtet wurde. Nach reiflicher Überlegung mußte er sich sogar entschließen, unter allen Umständen bei dem Werk zu verharren, worin ihn der Herr so sichtlich gesegnet hatte. Und, während viele Freunde die Hoffnung auf eine Ausgleichung bei dem kritischen Stand der kirchlichen Partei in England selbst aufgaben, schmeichelte er sich noch immer, auch ohne seine persönliche Gegenwart werde die Gesellschaft von selbst den Schaden eines lauten Ärgernisses vor neubekehrten Gemeinden erkennen. Diese Erwartung wurde getäuscht. Die Gesellschaft löste die achtzehnjährige Verbindung auf, durch welche eine Mission von mehr denn 10 000 Gliedern unter 120 National-Katechisten entstanden war. – Viele haben den endlichen Bruch der Herausgabe von zwei Büchlein zugeschrieben, in welchen Rhenius die Grundsätze der englischen Kirche bekämpfte. Dies widerlegt sich leicht durch die Aufeinanderfolge der Ereignisse.« (GM 15.10.35).
Rhenius wurde durch Missionar Pettitt ersetzt und von einem Herrn Tucker auf taktlose Weise widerlegt. Einige Zeit hielt sich Rhenius westlich von Madras auf, wo er eine Mission unter den Jainas beginnen wollte. Kaum jedoch war er weggezogen, riefen ihn die Gemeinden von Tirunelveli wieder zurück. Er folgte dem Ruf und siedelte außerhalb

von Palayankottai, jenseits des Flüßchens, in Sinduponturei. Gundert schrieb: »Rhenius' Briefe zeigen, daß er ruhig und voll Vertrauen die Entlassung aufnahm. Die anderen Missionare wollten ernstlich bleiben der Gemeinden wegen, aber die Engländer fuhren durch, gaben Nachfolger.« (GM 21.12.35). Die Sympathien Gunderts lagen bei Rhenius.
Um diese Zeit arbeitete Gundert über die Kindertaufe – er legte sich auf keine Richtung fest und ließ die verschiedensten Ansichten nebeneinander bestehen: »Über die Kindertaufe soll Dir Bet[ulius] meinen ersten Anlauf schreiben. Das war Flut, nun ist Ebbe. Der liebe Papa droben im Himmel, der aber Menschenherzen lenkt wie Wasserbäche, hat mich – nicht überzeugt, nicht pro, nicht contra, hat mir aber – vor Seinem heiligen Angesicht sage ich's, das mich durch und durch prüft und sichtet – *Er* hat mich bewogen, die Sache nun einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Ich bin zu arm, zu elend, zu schlecht im Kleinen gewesen, und bin's noch – habe noch gar nichts über so Großes zu sagen – habe mich bitterlich zu schämen, daß ich eine Zeitlang so voranfuhr, habe immer, immer umzukehren, – aber freilich habe [ich] auch Gottes Wort und Befehl zu folgen, wo Er mir's sagt. Ich warte nun, bis *Er* mich distinkte ruft, über die Taufe nachzudenken. Mein Bibelprüfen und Beten darüber ist darum nicht verloren – bleibt Ihm anheimgestellt. Er hat mich, wie ich bin und stehe! Das hat Er mir jedenfalls gezeigt – mit Kirchen- und Menschenordnung reiche ich nicht mehr aus, muß ganz und gar Seine Wege gehen, im Kleinsten, im Äußerlichsten – aber aus Dankbarkeit, aus brennender Liebe: nicht im Feuer des eigenen Herzens, das gern schnell vollkommen wäre. Lieber, lieber Heiland, du hast mich erkauft; mich: nicht mein Herz, meinen Verstand, meinen Geist, oder wie man die Kammern heißt – *mich*: den ganzen Staub, von Adam befleckt, von der ewigen Weisheit und Barmherzigkeit vor Jahrtausenden vorausbeschlossen, zubereitet, erkauft und erneuert: darum gehört dieses Stäublein dir! Darauf treibe uns immer mehr zurück! Lasse uns unser eigenes Tun immer so schwer, so herzzudrückend werden, daß wir schnell, schnell wieder darauf zurückkommen!« (GM 14.12.35). Taufe, Ordination oder sonstige kirchliche Rituale stellte Gundert nicht grundsätzlich in Frage, aber er stufte sie weit unter die Forderung zur Erneuerung des Herzens ein.

Eine Ordination

Nachdem Gundert über Weihnachten einer Ordination in London beigewohnt und sich mit dem Verhältnis der englischen Kirche zu Basler Missionszöglingen auseinandergesetzt hatte, wuchs seine Abneigung gegen das hochkirchliche Verhalten noch mehr. Seine Gedanken zur Gestalt der Kirche zeigen Oetingerschen Einfluß: »Die Frage, was ist Kirche? . . . Kirche ist *ekklesia,* eine Anzahl armer Sünder, aus der Welt herausgerufen, sich gemeinsam vom Heiland zu nähren . . . Liebe ist besonders darin tätig zusammenzuhalten: Aber ebendarum bemüht auszuscheiden, was nur aufs Zersprengen ausgeht. Denn wir wissen unsere Schwachheit. Zur Liebe gehört Gütergleichheit: d.h. daß jeder so viel hat, als er braucht, um durch diese Welt durchzukommen. Dann folgt aus der Liebe von selbst, daß die Kirche wachsen will, sie ruft heraus von nah und fern, aber nur nach dem Maß des Berufes, der ihr gegeben ist. Alle z.B. sind verpflichtet, die Kinder in Schule und Predigt etc. innerhalb den Bereich des Evangeliums zu bringen: Nach außen folgt das Prinzip der Bibel- und Missionsgesellschaften (oder wenigstens Hilfsgesellschaften). Das Leben der Kirche ist dasselbe, aus dem sie geboren ist – der heilige Geist. Es gibt aber Schwache und Starke. Stark ist einer nach dem Maße, als er den Schwachen dienen kann.« (GM 10.1.36).
In einem Brief an seinen Freund Oehler bestimmte Gundert später seinen Standpunkt zwischen den Extremen, zwischen einem hochkirchlichen Episkopalismus und einem liberalisierten Kongregationalismus: »Die Malayalam-Sklaven liegen mir näher am Herzen – die sind mir noch wie ein Rheniussches Vermächtnis. Abneigung gegen CMS im ganzen habe ich nicht, aber auch keine Vorneigung, noch irgend hohe Erwartung für die Madras Provinz der CMS. Die neue charge [Anweisung] des Bischof Daniel [von] Calcutta, worin er zwar die katholische Neu-Oxfordlehre verwirft, aber über den Sieg der bischöflichen Gewalt gegen Missionarsdemokratie triumphiert und weiteres portentiert [in Aussicht stellt], lassen einen froh sein, sich aus so einem großen und doch spinnwebigen Petrus-Netz draußen zu wissen. Dagegen liebe ich auch die Unkirchlichkeit zu Hause nicht: Und wenn Du vom Aufrichten der Heiligungsgerechtigkeit statt der alten konfessions-

gemäßen Glaubensgerechtigkeit sprichst, macht mir das mehr Sorge als ein oder zwei Stricke mehr am Joch der äußeren Kirche. Wir hier außen lernen die äußere Kirche insofern schätzen, als wir eben jeden Tag besser lernen, daß die innere nicht ohne sie gebaut wird.« (GM 16.2.39).
Während seines Aufenthalts auf den Nilagiri [Blauen Bergen] 1851 hatte sich Gunderts Standpunkt weiter gefestigt. Er schrieb: »Wir beide glauben Eine heilige Kirche, und wie wir eben Leute sind, legen wir heute den Nachdruck auf das heilig, ärgern uns an allem Unreinen, und finden nur an den Stellen, wo uns heiliges Leben entgegentritt, und natürlich auch in den Formen, in welchen es sich für uns so ansprechend äußert, *die* Kirche. Das ist ganz recht, denn es ist die Kirche, und was nicht heilig ist, ist auch nicht Kirche.« (GM 3.6.51). Dabei erkannte Gundert, daß er sich immer nur zwischen Heiligem und Unheiligem hin und her bewegen konnte: »Ich oszilliere aber zwischen den zwei und bring es nicht in ein gleiches, völliges Wesen. [Ich] tröste mich dann über meiner Unvollkommenheit mit dem heiligen, großen und weiten Herzen Jesu, unseres hochgelobten Heilands, in welchem so viele Sünder Platz fanden und immer weiteren Platz haben, nicht wegen der Montur [Kleidung], in der sie kamen, sondern um ihrer Nacktheit und Erbärmlichkeit willen – und doch hat keine Sünde Platz in diesem weiten Herzen.« (GM 3.6.51).

Bristol

Einen völlig anderen Eindruck als London machte Bristol auf Gundert: »Heute [19. Oktober 1835] bin ich besonders fröhlich – ich sah die erste Sonne in England. Sie schien mir schon ins Bett herein. Bristol ist nicht so überdampft wie London, es hat mehr Abwechslung von Berg und Tal und darum mehr Luftzug. Auch bin ich in einem fast ländlichen Stadtteil, und die Häuser lasten nicht so schwer auf einem. Ich glaube, daß hier fast alle Häuser bloß von einer Familie bewohnt sind.« (GM 15.10.35).
Der Aufenthalt in Bristol war weniger durch Groves als durch Georg Müller bestimmt. Ihn empfand Gundert als sehr liebevoll, seinen Umgang, vor allem mit Kindern, herzlich und seine Predigten überzeugend. Geboren 1805 in Kroppenstedt bei Halberstadt, hatte Müller in Halle studiert und sich auf einer Reise durch die Schweiz 1825 zu einem neuen Lebenswandel entschlossen. 1829 war er nach England gekommen, wo er sich den Plymouthbrüdern anschloß. Er heiratete die Schwester von Groves und ließ sich in Bristol nieder. Angeregt durch Schriften von G. H. Francke, begann Müller den Ärmsten zu helfen. Er gründete »die Anstalt für Schrifterkenntnis« zur Verbreitung von Traktaten und Bibeln und gründete sein erstes Waisenhaus. Daraus entstanden verschiedene große Waisenhäuser, in denen bis zu 2000 Kinder ein neues Zuhause bekamen. Müller starb 1898 in Bristol.
In seiner kurzen Beschreibung G. Müllers hielt Gundert fest: »In einem ungläubigen, ebenso tief materialistischen als geistig hochstrebenden Zeitalter, da die Welt nur auf gewaltige Maschinen, mächtige Heere, alles bezwingende und erklärende Spekulationen ausgeht, die Kirchen aber vielfach über Worte streiten, lesen sich die jährlichen Berichte G. Müllers wie Anhängsel an das Buch der Apostelgeschichte, als ein tatsächlicher Beweis, daß der einfältige Glaube, der durch die Liebe wirkt, nicht ausgestorben ist.« (JB 1871,1, 339).
Mit Müller und dessen Familie kam Gundert außerhalb der Mahlzeiten kaum zusammen. In der übrigen Zeit lehrte Gundert Kälberer, einen einfachen Schneidergesellen von Basel, Englisch. Kälberer war unabhängig und ungebeten an demselben Tag wie Gundert zu Müller gekommen mit dem Ziel, Missionar in Indien zu werden. Zunächst hatte Gundert Schwierigkeiten, mit dem ungebildeten Mann zusammenzuwohnen, erkannte aber bald, daß in dem einfachen Schneider ein guter Kern steckte. Der sprachbegabte, gelehrte Akademiker lernte, daß nicht nur der Verstand zählt, sondern auch das Herz.
In Bristol sah Gundert, wie das Waisenhaus entstand, das durch Müller aufgebaut wurde, und dessen Eröffnung am 1. April erfolgen sollte. Auf dieses Waisenhaus konzentrierten sich die selbstlosen Anstrengungen Müllers. Gundert schrieb: »Es war ja alles so gemein, so bürgerlich, so buchstäblich biblisch bei ihnen: Nichts genteeles [Vornehmes], Universitätisches, Politisches! Es ist nun durch die ganze Stadt anerkannt, daß besonders in der Cholerazeit (1833), wo fast alle Prediger flohen (!), die römisch-katholischen ausgenommen (!), Müller und Craik das meiste an den Armen und Kranken getan haben, Tag und Nacht bereit zum

Besuch in den Hütten, zu zeitlicher und geistlicher Hilfe. Und seit dem letzten Jahr ist es auch bekannt geworden, wie Br. Corser, der aus einer reichen und angesehenen Familie gekommen, die Staatskirche trotz schöner Aussichten verlassen hat und nun Müllers Armut teilt, wie der mit den Armen lebt, und auch durch große Geld- und Zeitopfer sie zur Liebe Christi zu bringen sucht.« (GM 2.3.36). Gundert erkannte, daß sich das Armutsideal günstig auf die Verbreitung der Lehre auswirkte.

Gerne hätte Gundert in Bristol mit Groves darüber geredet. Denn das Armutsideal hatte auch in Indien Anhänger gefunden. Aber Groves war wochenlang nicht zu sehen. Wenn er kam, so nur für kurze Zeit. Immer war er auf dem Sprung. Groves hatte das Armutsideal auch so verstanden, daß andere ihr Hab und Gut mit ihm teilen sollten. Deswegen hatten sich bereits einflußreiche Leute von Groves getrennt.

Um in Indien einen Ort zum gemeinsamen Leben zu suchen, war Groves von der Bagdad-Mission 1833 nach Indien geschickt worden: »Groves aber«, schilderte Gundert, »war von Bombay nach Tirunelveli, 1833/34 von Tirunelveli nach Madras und Bengalen, von Calcutta endlich nach England 1834/35, von England nach Deutschland und in die Schweiz 1835 geflogen und 1836 endlich mit erneuertem Handwerk, zweiter Heirat, neuen Arbeitern zurückgekehrt, alles ohne gemeinsame Beratung.« (GM 10.2.39).

Indische Sprachen

Im Juni 1835 schrieb Gundert das erstemal, daß er Sanskrit gelernt hätte. Sein Vater hatte ihm in falscher Orthographie von Sanskrit geschrieben. Darauf antwortete Gundert: »Du schreibst »Sungscrit«. Ich habe aber bereits so große Fortschritte in der Sprache gemacht, daß ich Dich korrigieren kann. Bloß die Engländer bringen so falsche Orthographien auf. Man schreibt das Wort (staune nur!) *sanskrt* . . . Aber laß Dich keinen zu großen Respekt anwandeln, noch auch Sorge, als tue ich zuviel darin. Ich nehm es nur so nebenher, und suche, ehe ich an die englischen Arbeiten in diesem Fache gehe, etwas von der gründlicheren deutschen Literatur . . . darüber kennen zu lernen.« (GM 15.6.35). Diese hier angekündigte Gründlichkeit behielt Gundert bei und arbeitete sich später in manche weitere indische Sprache ein.

Die lange Wartezeit in England nützte Gundert zum Erlernen von Sprachen. Zunächst begann er mit Bengali. Kaum hatte er sich darin eingearbeitet, dachte er auch schon daran, eine Bengali-Grammatik zu schreiben: »Ich verstehe nun das 1. Kapitel Johannes in dieser Sprache und besinne mich darauf, bloß aus diesem Vorrat eine Grammatik zu schreiben, in Englisch, um mich darin festzusetzen.« (GM 29.10.35). Im selben Brief erklärte er Bengali-Wörter und fügte hinzu: »Die Formen sind alle sehr regelmäßig, nicht so überreich als im Sanskrit. Daher leichter zu übersehen und zu behalten.« (Ebd.).

Um die Jahreswende 1835/36 lernte Gundert J. W. Newman, eine interessante Persönlichkeit, kennen. Newman war einst der beste Student in Oxford gewesen, hatte die Verfassung der Church of England unterzeichnet, sich bekehrt und war aus dem Establishment ausgetreten. Er folgte Groves und wurde Missionar in Syrien, kehrte dann aber über Persien und Konstantinopel zurück, um an einem College zu lehren. Newman sprach Alt- und Neugriechisch, Arabisch in einigen Dialekten und andere Sprachen. Er schenkte Gundert ein nützliches sprachvergleichendes Buch: Pritchard, *Über den Ursprung der Kelten von dem Indogermanischen Stamm.* (Vgl. GM 7.2.36). Gundert bewunderte Newmans außerordentliche Sprachkenntnisse und stellte außerdem fest, daß sie beide ein Oetingersches Christentum dem englischen vorzögen. Von Newman erfuhr Gundert auch über die Prinzipien der früheren Bagdad-Mission durch Groves und seine Freunde: Sie wollten sich nur von Gott allein leiten lassen, wollten ohne Bindung mit irgendeiner Missionsgesellschaft oder heimatlichem Komitee auskommen. »Ja, nicht einmal einer bestimmten Kirchengemeinschaft gehörten sie an; sie hofften, der Name Christi, den sie damals gleichermaßen anriefen, werde sich als genugsames Band erweisen.« (JB 1869,1, 372). In den Deutschstunden, die Gundert ihm gab, lasen sie Oetingers kurze Herzenstheologie miteinander. Obwohl Gundert solche sprachlichen Abwechslungen sehr willkommen waren, sehnte er sich nach Indien: »Ich freue mich von ganzem Herzen, nach Indien zu kommen, spüre auch den eigentlichen Missionsberuf deutlicher und reiner, als ich mir es vordem bewußt war.« (GM 2.3.36).

Endlich legte das Schiff ab. Zunächst ging es von Bristol nach Milfordhaven. Dort mußten sie auf

die nach Indien segelnde »Perfect« warten. Die Reisegesellschaft war bunt gemischt und auf drei Unterkünfte verteilt: In der ersten waren Anton Norris Groves und seine Frau, eine malayische Dienerin, William Baynes (Bruder von Frau Groves). In der zweiten waren John Groves (Vetter von A. N. Groves) mit seiner Frau und ihren kleinen Kindern Jessie und Emilie, Emma Groves (Schwester von John Groves), Julie Dubois und Marie Monnard, die von der Gemeinde Rolle in der Schweiz für den Schuldienst in Indien ausgesandt worden waren. Gundert sollte die drei jungen Frauen Bengali lehren. In der dritten Unterkunft waren die Barnstabler Brüder Bowden und der Schuhmacher Beer mit ihren Frauen, ebenso der Schullehrer Brice und Kälberer, denen Gundert Hindustani beibringen sollte. Mit Beer und Bowden sollte Gundert außerdem Telugu lernen. Ein alter Freund von Groves, Mr. Clulow, der in Indien jahrelang Telugu gesprochen hatte, hatte Gundert darin unterrichtet und ihm auch eine gute Grammatik geschenkt. In dieser Gruppe war Gundert der am besten Geschulte und der Begabteste, was ihm zu einer herausgehobenen Stellung verhalf, aber auch Neid weckte. – Am 1. April 1836 brach die »Perfect« nach Indien auf. Eine lange Reise ums Kap der Guten Hoffnung wartete auf die Missionarsgesellschaft.

Die Überfahrt

Kaum waren sie zwei Wochen auf See, als Groves zu Gundert auf Deck kam und ihm sagte, »daß es das Beste sei, wenn ich mit ihm in Madras bleibe.« (GM 11.4.36). Zugleich machte Groves eine lokkende Versprechung: »Noch erwähnte er, daß er wünschte, wenn ich in Madras einmal sei, daß ich dann auch gelegentlich freundschaftliche Verbindungen mit deutschen Brüdern aufsuche, und dazu würde er mir vielleicht einen Ausflug nach Mangalore möglich machen können. Alles das kam mir aus Gottes eigener Hand . . . Für Madras aber sehe ich meinen Weg offen und deutlich. Bengalisch zu lernen, alle Gelegenheit.« (Ebd.). Dabei war Gundert ganz auf Calcutta eingestellt. Seine drei Schülerinnen machten gute Fortschritte in Bengali, und Gundert konnte sein Englisch und Französisch verbessern, wobei er feststellte: »Ich wundere mich oft selbst, wie mir die Worte zu allem, was wirklich nötig ist, hinreichen, und wie man sich so leicht versteht, wo man sich verstehen will.« (Ebd.).

Das Meer wirkte überwältigend auf den Landmenschen Gundert. Mit Hingabe studierte er Kompaß und Wind, Wellengang und Gestirne, unterhielt sich mit dem Kapitän und freute sich über das Leben in und auf dem Meer: »Zum Beispiel, schon zweimal des Abends die Phosphorfunken in den Furchen des Schiffes, aufsteigend aus der Tiefe bis zum hellsten Glanz und auf der Oberfläche erlöschend. An einem Morgen ein Heer großer Fische, spielend in der Sonne; weithin sah man sie einen über den andern hüpfen, im Vorbeigehen das Schiff anschauen, und dann ungestört ihren sicheren Kurs nach NW verfolgend. Meertiere in Menge. Noch keine fliegenden Fische zur Verwunderung des Kapitäns. Mit Kompaß etc. habe ich mich gelegentlich bekannt gemacht; manchmal werfen wir selbst die Leine über Bord, die Schnelligkeit des Schiffs zu messen, und lernen das Logbuch einigermaßen verstehen. Dazu helfen uns Kapitän und Groves, die am Essen die Unterhaltung führen. Zusammen sind sie fast überall gewesen, und beide haben Augen für das, was sie sehen wollten, daher wir auf die angenehmste Weise Geist und Magen zugleich füttern. Der Kapitän war mit Nelson bei Trafalgar, kennt besonders auch Australien und Südamerika. Ich lerne den Unterschied von Lesen, Hören, Sehen, Mittun verstehen, den mir in einer gewissen Zeit insbesondere die Hirngespinste einer »Wesen schaffenden« Spekulation völlig verwischt hatten. Ich bin aber überzeugt, daß ich noch tausend andere Gnaden im Schiff genieße, von denen ich nicht ein Sterbenswörtlein weiß. Nun einiges, das ich weiß, habe ich geschrieben, und anderes einstweilen für mich behalten . . . Seither sind uns schon drei Fische ins Schiff hereingeflogen, und der eine hat sich an der Küche selbst den Kopf zerstoßen. Oft sehen wir sie sich im Wasser erheben, wenn sie von irgendeinem Raubfisch gejagt werden, und nach einigen Schritten flugs wieder untertauchen.« (Ebd.).

Langsam näherten sie sich dem südlichen Atlantik. Am 25. April »morgens passierten wir die Linie im 19. Längengrad . . . Täglich erwarten wir die südöstlichen tradeswinde [Passatwinde], die uns bis zum ca. 20. Grad südlicher Breite Brasilien zuführen sollen«. (Ebd.). Einen Monat später gelangten sie in den Indischen Ozean: »Am 25. und 26. [Mai] fuhren wir über die Bank von Südafrika; das Meer

hatte eine ganz andere Farbe als bisher, auch hätten wir bei hellerem Wetter Land sehen können.« (GM 9.7.36).
Einmal nahm Gundert morgens ein Bad im Meer. Am nächsten Morgen wollte er es wieder tun. Als er aber einen Haifisch sah, blieb er an Bord. Lang wurden ihm die Zeiten der Windstille. Schließlich kamen sie nach über drei Monaten an ihr Ziel: Am 7. Juli 1836 machte die »Perfect« auf der Reede vor Madras fest, und anderntags gingen diejenigen, die für Madras bestimmt waren, an Land.
Fast auf den Tag genau war 130 Jahre zuvor auch Bartholomäus Ziegenbalg an dieser Stelle gelandet (vgl. unten). Gundert war nun im Tamilland, in dem Tamil, die älteste der dravidischen Sprachen, gesprochen wird. Schon der erste Tag in Madras war sehr bewegt. Gundert schrieb an seine Eltern: »Man landet in Madras in den Booten der Eingeborenen, über eine hohe surf [Brandung] hinübergeschnellt. Die gewöhnlichen Schiffsboote würden von dem Schwall zertrümmert. Für unsere Landung (am Freitag morgen) war der surf sehr leicht. Vor uns das Fort St. George, lang hingestreckt. Wir fuhren zu van Somerens Haus (auf der Nordseite, bei der Black Town, in Rayapuram) für dinner. Sprach Mr und Mrs Smith von der London Mission Society. Groves sprach Tucker, der sehr freundlich gegen ihn, aber traurig über die Geschichte mit der Tinnevelly Mission sich bezeugte . . . Am Abend zurück durchs Fort dem Süden zu in die »Cadets' Barracks« [Kadettenkaserne], das Landhaus am Ende der europäischen Stadt, welches Groves gemietet hat. Es ist fast ein Schloß, d.h. zwei- und dreifach hohe Zimmer und viele Zimmer, und Dachabstufung etc., aber keine Möblierung. Keine Fenster, bloße Jalousieläden. Garten (dürr und sandig) vorn und hinten. Die Pflanzen, Bäume, Tiere etc. neu für mich, aber nicht so üppig, als ich mir vorgestellt hatte, da Madras sehr unfruchtbar ist. Wir liegen teilweise auf Matratzen auf dem Boden. Ich fand mich zu meinem Verwundern unmolestiert [unbelästigt] von Moskitos.« (GM 9.7.36).

Im östlichen Südindien

Der Banyanbaum in Melur

Der Aufenthalt in Madras dauerte für Gundert nur knapp einen Monat. Groves' Söhne hatten kein Interesse daran, Hebräisch und Griechisch zu lernen. So war Gundert überflüssig und wurde von Groves nach Sinduponturei zu Rhenius gesandt. Dort sollte er die Verhältnisse auskundschaften, aber ebenso die Arbeitsweise von Rhenius kennenlernen. Gundert verließ Madras-Vepery am 5. August 1836 im Palankin (Tragsessel, Sänfte) und reiste über Sadras nach Pondicherry und von dort über Cuddalore, Mayavaram, Kumbakonam und Thanjavur nach Tiruchirapalli. Nach kurzer Ruhepause zog er weiter über Tovarankurichi und Kotampatti nach Melur, wo er am Abend des 16. August 1836 vor dem Travellors' Bungalow ein tiefgehendes Erlebnis hatte.
Gundert beschrieb dieses Ereignis: »Dieser Abend wird mir erinnerlich bleiben. Ich saß vor dem Bungalow, gegenüber dem größten und schönsten Banyanbaum, den ich in Indien gesehen, mit unzähligen durcheinandergewachsenen Stämmen: Die Stille der Nacht, die milde Luft, die hellen Sterne – alles half mir, einmal auch recht dankbar zu sein, daß Gott mich auf diesen Wegen geführt hat. Wir brauchen solche Punkte in unserem Lauf, wo wir haltmachen und vom Geist Gottes aller der halben, ängstlichen, aufgeregten Gedanken und Wünsche und Erinnerungen entleert werden, indem er ihnen einen Ausweg in das große Herz Jesu öffnet.« (GM 19.8.36).
Kennzeichnend sind die Aussagen über Stille, Entleerung und Öffnung. In der Stille bereitet sich der Mensch vor, Gott zu erfahren; in der Entleerung überläßt sich der Mensch Gott völlig; in der Öffnung tritt der Mensch ein in die Weite Gottes, wie es zum Beispiel im Yogasutra des Patanjali (2,47), im ersten Beispiel Bi-yän-lu (vgl. *Bi-yän-lu*, verdeutscht und erläutert von Wilhelm Gundert, München 1977) oder in der Apokalypse des Johannes (Offenbarung 21,15 ff.) beschrieben wird. Wer sich Gott öffnet, ist gleich einem Lotus, der all seine Spannkraft in der Knospe auf den ersten Sonnenstrahl konzentriert, um sich zu öffnen und sich vom Licht der Sonne füllen zu lassen. Von da an hatte für Gundert alles eine neue Bestimmung. Theologisch verband er das Erlebnis mit dem

Kreuz Christi: »Ich freue mich mehr und mehr auf Christus, den Gekreuzigten, beschränkt, d.h. erweitert, zu werden, alte Vorurteile und falsche, voreilige Schlüsse fallen zu lassen und von ihm zu lernen, was ich in den 24 Stunden jedes Tages zu tun habe.« (Ebd.). Die Wirklichkeit ist an das Kreuz und die Auferstehung, an den Tod und das Leben, an die Trauer und die Freude in gleicher Weise gebunden.

In Melur fühlte sich Gundert den deutschen Missionaren der Westküste sehr nahe: »Ich erfreute mich dort einer besonderen Zusicherung der Verheißungen, die unserem Werk sowohl im allgemeinen als auch in der täglichen Herausforderung gegeben ist. Dabei fühlte ich mich auch ganz sicher, daß der Herr seinen Arbeitern unter den Heiden viel mehr Einheit und den Geist der herzlichen Zusammenarbeit gewähren möge, so daß z.B. die sieben Basler Brüder auf der Westküste sehr nahe seien.« (GM 17.8.36).

Anderntags besuchte er Madurai. Bei den amerikanischen Missionaren frühstückte er und war verwundert, daß man ihm weniger Gutes über die Tamilchristen berichtete. Bei einem Besuch des beeindruckenden Meenakshi-Tempels mit seinen vier gewaltigen Tortürmen und fünf kleineren Türmen, geräumigen Hallen, dem Tempelteich, der Tausendsäulenhalle und seinen zwei Heiligtümern für Meenakshi und Shiva hatte er besondere Gedanken: »Es ist nicht auszusprechen, wie man . . . sich beengt und beengter fühlt, je näher es dem Allerheiligsten des Tempels zugeht, wie alles so viel determinierter, so ewig als menschenmöglich aussieht; und man fühlt am Herzen etwas arbeiten, das der Herr den Israeliten so dringlich untersagt hat – Neugierde, Geheimsucherei, Vorspiegelungen von nie geahnter Lust und Erkenntnis . . . Am Anfang, glaube ich, war es auch ein geistvolles System; die mannigfaltigen Wirkungen Gottes wurden in der Kreatur verfolgt, und dann – statt Gott die Ehre zu geben, erfreute man sich an den lügenhaften Phantasien und Philosophemen über Weltseele und Gott-atmende Kreaturen.« (GM 19.8.36).

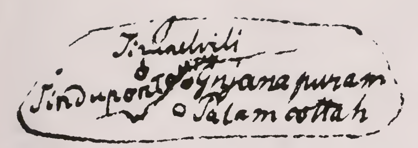
In der Arbeitsweise des Missionars Poor, der zunächst auf Sri Lanka und dann in Madurai eine hervorragende Schularbeit begonnen hatte, erkannte Gundert seine eigene Ausrichtung: »Das Werk dieser Mission, einem Zweig der Ceylon-Mission, ist noch neu und wird meist in Schulen betrieben. Sie haben tausend Kinder im Unterricht: Die Schullehrer und ältesten Knaben kommen zweimal monatlich in Poors Haus zusammen und erhalten weiteren Unterricht in Schriftwahrheit. Predigt im Schulhaus und unter der Veranda des Missionsbungalows . . . Bazar-Predigen und Konversieren würde gewöhnlich vielfach unterbrochen; daher sie es nicht aufsuchen. Manche kommen aber auf Poors Zimmer und fragen weiter.« (Ebd.).

Das Erlebnis von Melur und seine Auswirkung auf den Madurai-Besuch prägten Gundert nachhaltiger, als sich zunächst vermuten ließ. In dieser komplexen Erfahrung lag der Grund für seine Offenheit der indischen Umwelt gegenüber. Ebenso empfing er dabei die entscheidenden Impulse für seine spätere Arbeitsweise mit den Schwerpunkten Schule und literarische Arbeiten.

Bei Rhenius

Gundert verließ Madurai am frühen Morgen (18. August) und reiste über Tirupparankundram, wo sich ein bedeutender Tempel am Fuße eines gewaltigen Granitkegels befindet, nach Süden. Über Tirumangalam, Virudhunagar, Sathur und Kayathar kam er am Sonntag, dem 21. August 1836, nach Sinduponturei bei Tirunelveli (*Tirunel-veti* »heiligen Reis haben« (GM 15.11.39)) und traf Rhenius. Seine Erwartungen und Hoffnungen, die sich während seiner Beschäftigung mit Rhenius' Gedanken bei ihm gebildet hatten, erfüllten sich. Gundert erfaßte die Situation von Rhenius und seiner Mission in wenigen Tagen: »Samstag, 20. August, in Kayathar. Rhenius schickte mir bis hierher einen Mann entgegen, mich zu grüßen und den nächsten Weg nach Tirunelveli zu zeigen. Wir hatten fast die ganze Nacht zu reisen und kamen mit Sonnenaufgang vor Rhenius' Haus an. Es ist ein großes Feld und Garten, mit verschiedenen Gebäulichkeiten für Herren, Diener, Pferde, Seminaristen, Schule; von einem Mohammedaner an Rhenius für 17 Rs monatlich verliehen. Tirunelveli ist noch eine halbe Stunde davon entfernt und liegt näher den blauen Gebirgen zu. Palayankottai mit dem verfallenen Fort und der Church Mission (sie haben aber keine congregation [Gemeinde] in der Umgegend) liegt auf der andern Seite des Flusses.

Ich bin also gerade in der Mitte dieser Ortschaften in Sinduponturei und habe vom Westen die Bergwinde und auf der anderen Seite den Fluß nahe genug. Rhenius hat drei Kirchen hier, eine in Tiru-



nelveli, eine in Gnanapuram und eine auf dem Missionsboden, natürlich ärmliche Gebäude, die Schulhaus und Rathaus etc. sein müssen, mit Palmblättern bedeckt, alle erst im letzten Jahr errichtet. Denn alle Gebäude, die früher mit der Mission verbunden waren, wenn auch der Boden dem Dorf gehörte oder die ganze Erbauung vom Volk bestritten und nur mit kleinen Gaben unterstützt wurde, sind jetzt von der Kirchlichen Mission verschlossen und vernagelt worden: Sie wollen sie lieber von weißen Ameisen auffressen lassen, ehe sie untersuchen, ob sie nicht vielleicht von Rechts wegen den armen Gemeinden gehören.« (GM 19.8.36).

Im Jahresbericht vom 31. Dezember 1835 gaben die Missionare von Tirunelveli den Umfang ihrer Arbeit an: »Unsere Missionsfamilie besteht aus 17 Personen. Ende letzten Dezember wurden 154 Dörfer mit 1561 Familien und 5581 Mitgliedern durch 75 Katechisten und Assistenten versorgt. Seitdem kamen eine Gemeinde in einem römisch-katholischen und sechs Gemeinden in Hindu-Dörfern hinzu. Die Zahl der Familien in diesen Dörfern ist nicht bekannt; die Zahl der Katechisten jedoch stieg nun auf achtzig; wir haben auch vierzig Schulen mit ebenso vielen Lehrern und Hilfslehrern; ein Seminar mit 24 Jugendlichen und eine Vorbereitungsklasse mit neun Personen, die sich auf den Dienst unter Menschen vorbereiten.« (Vgl. *First Half Year Report of the German Missionaries* in Tinnevelly, at the end of June 1836, S. 11–15). In der Mitte des Jahres 1837 waren es 206 Dörfer mit 2071 Familien und 7005 Mitgliedern, die von 107 Katechisten betreut wurden. Die Anzahl der Schulen war auf 92 gestiegen. Gundert kam also in stark wachsende Gemeinden, deren Basis sich durch das Schulwesen bildete.

Mit erstaunlichem Einfühlungsvermögen und neuer Energie begann Gundert sein Leben und seinen Unterricht in Sinduponturei. An demselben Sonntagmorgen, an dem er angekommen war, hörte er Rhenius' Tamil-Predigt, ohne ein Wort zu verstehen. Aber schon am nächsten Tag unterrichtete Gundert Seminaristen und Katechisten. Wie? Das beschrieb er seinen Eltern: »Schon am folgenden Montag wurde ich ins Tamilische hineingepreßt und lerne es nun seither von Alt und Jung; insbesondere will Rhenius' sechsjährige Sophie mein Munschi [Sprachlehrer] sein. Mit den halbnackten, ihrer Bücher beraubten Seminaristen begann ich Geographie und Griechisch – beides in englischer Sprache, aber so, daß ich mich zugleich von ihnen Tamil lehren lasse. Es ist eine Freude, junge Leute zu lehren, die erst aus der heidnischen Finsternis herausgekommen und noch auf allen Seiten davon umringt sind.« (GM 19.8.36).

So schnell wie möglich wollte Gundert fließend Tamil sprechen und schreiben: »Ich fühle mich angeregt, so schnell wie möglich dazu beizutragen, die Tamil-Literatur mit einigen kleinen Übersetzungen zu bereichern, und dafür, denke ich, könnte ich an keiner anderen Stelle die notwendige Hilfe von Europäern und Eingeborenen bei so wenig Ausgaben und Mühe wie hier bekommen. Ich habe schon einen kleinen Anfang eines Griechisch- und Tamil-Lexikons für das Neue Testament gemacht, was ein großes Erfordernis ist.« (GM 7.10.36).

Die Situation der Mission von Rhenius beschäftigte Gundert anfangs mindestens ebensosehr wie der Lernstoff. Da er sich in England bereits mit Rhenius' Schrift über die Missionsgesellschaft und die englische Kirche auseinandergesetzt hatte, konnte er sich in kürzester Zeit ein Bild von der Realität machen. Hatte er sich in Madras noch vorgenommen, die Dinge möglichst objektiv zu beurteilen, überzeugten ihn Rhenius und seine Arbeit so sehr, daß er sich schon bald nach seiner Ankunft eindeutig auf die Seite von Rhenius stellte. Er schrieb an Groves: »Die Gemeinde in Tirunelveli ist durch christliche Brüder ihrer Kirche beraubt. Sie erhielt einen Tag nach einem ängstlichen Gebet wegen dieser Sache das Angebot von einem Heiden, ihnen einen schönen Platz in der Stadt für eine Kleinigkeit zu verkaufen. Sie waren sehr besorgt darüber, denn es gab in der Stadt kaum einen Platz, auf den sie hoffen konnten zu bekommen, da ihnen die Heiden nicht gerne etwas verkaufen und die Plätze in der Stadt auch sehr teuer sind. Aber die Kirche außerhalb der Stadt zu haben, wäre sehr ungeschickt gewesen, da die Stadt sehr groß ist. An manchen Orten gaben und geben Brahmanen Plätze gratis an Rhenius, um Schulen

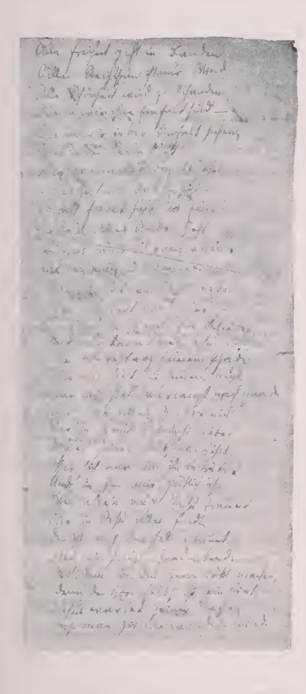
und Kapellen darauf zu bauen. Es gibt immer noch ganze Dörfer und zahlreiche Familien, die kommen, um im Christentum unterrichtet zu werden und die anbieten, ihre Götterbilder zu zerstören. Rhenius sieht dies sicher nicht als sein Verdienst an, sondern als Zeichen von des Herrn besonderen Absichten in dieser Provinz. Wer sagt, dies sei nicht so, sieht nichts oder will nichts sehen.« (GM 6.9.36). Die Tatsache, daß die eigenen christlichen Brüder der anglikanischen Mission die schärfsten Gegner von Rhenius waren, die Hindus ihm aber in vielen Belangen sehr freundlich gesonnen waren und ihm halfen, war ein lehrreiches Zeichen. Der Starrsinn der dogmatischen und bischofhörigen Kirchenleute wurde durch Gottes Großzügigkeit beschämt, indem er die Herzen der Nichtchristen für das Christentum öffnete.

Gundert hatte die Gabe, Menschen sicher und offen zu beurteilen. Er bildete sich allen gegenüber eine feste Meinung. Obwohl er durch Groves zu einer bestimmten Ansicht über Rhenius gedrängt und »mehr als sein Spion« (GM 10.9.36) zu Rhenius gesandt worden war, stand nach kurzer Zeit sein eigenes Urteil fest: »Es war am Freitag abend, als ich dem ersten privaten Zusammensein der vier Missionare beiwohnte, um die Situation zu beraten. Rhenius ist wirklich ein Geschäftsmann, der all die kleinen Rechnungen und Dinge, die getan werden, in so klarer und scharfsichtiger Ordnung hält, daß für eine Menge Arbeit wenig Zeit genügt. Die Ereignisse der vergangenen Woche wurden durchgesprochen, über das Buch Tuckers [die Gegenschrift zu Rhenius' Aufsatz] wurde beraten, und Rhenius stimmte schließlich mit den Brüdern überein, ihm nicht zu entgegnen, sondern die Freunde bei den Zeitungsredaktionen zu bitten, ihre Zweifel usw. durch Briefe bekanntzumachen. Rhenius betete ernstlich für Freunde und Gegner und breitete das Buch vor dem Herrn aus, daß er dem Unheil, auf das hin das Buch berechnet ist, entgegenwirken möchte. – Am Samstag beendete ich die kurze Übersicht zu Tuckers Buch, das ich auf vier Seiten zusammengefaßt hatte, um alle Belastungen in eine übersichtliche Ordnung zu bringen. Dann gab ich es Rhenius. Lechler sah ihn abends sehr bedrückt. Die Bitternis und die Unredlichkeit des Angriffs traf ihn tief. Nie zuvor schien er sich Gedanken gemacht zu haben über solche gehässigen und erdrückenden Anklagen. Keiner seiner Schritte blieb unbeurteilt, kein Teil der Arbeit ungetadelt, alles von ihm war nichtswürdig, weltlich, nicht wert, von der Kirche unterstützt zu werden. In aller Ruhe nannte er (Rhenius) es »teuflisch«. Da er darunter gedemütigt wird und bekennt, daß er in dieser Lage nicht mehr länger existieren könne, wenn ihn der Herr nicht aufrecht hielte, sage ich auch – er hat recht . . . und danke Gott, daß ich hier bin. Schon während der beiden ersten Abende war ich überzeugt von der Wahrheit von Rhenius' Wegen; als er mit mir zu meinem Bungalow ging und zu den Sternen emporschaute, sagte er, daß sein Gewissen in dieser Angelegenheit vor Gott rein wäre und: »Wenn mir der Herr kein besonderes Maß an Gnade gegeben hätte, könnte ich nicht hier stehen.«« (GM 6.9.36).

Es ist schade, daß Gunderts Briefe zwischen November 1836 und August 1837 bis auf eine Notiz an seine Eltern verlorengingen. Ein längeres undatiertes und unadressiertes Schreiben, wohl von Anfang November 1836, enthält die Bitte um Handwerker und den Vorschlag zur Mischehe. Von den deutschen Missionaren wurde erwogen, europäische Handwerker anzufordern, um den handwerklichen Standard in Südindien zu heben: »Sie wünschen nämlich christliche Handwerker aus Deutschland zu bekommen, die entschlossen wären, dem Herrn durch ihre Arbeit, ihren Wandel und auch gelegentlich durch Predigt zu dienen. Die indischen Handwerker binden sich alle streng an die ärmlichen Wege, die sie von ihren Voreltern erlernt haben; jedes Handwerk ist eine besondere Kaste, und jede Kaste hat ihre besonderen Anordnungen, welche Arbeit man in ihr zu verrichten hat, so auch, wie sie zu verrichten ist und mit welchen Werkzeugen usw. So ist keiner veranlaßt, auf neue Entdeckungen zu kommen.« (GM Nov.36).

Solche Handwerker sollten unverheiratet herauskommen und bereit sein, indische Mädchen zu heiraten: »Es ist wünschenswert, daß solche neuen Arbeiter Glauben haben, daß der Herr ihnen auch in Indien geben könne, was ihnen gut ist; daß sie nach kurzem Aufenthalt in Indien nicht wieder heiratshalber nach Europa zurückgehen, sondern wenn der Herr ihnen keine Europäerin zusenden sollte, sie sich auch an der Ehe mit einer farbigen Christin nicht stoßen würden. Es ist hier beizufügen, daß ein solcher Schritt ihnen in der Achtung der meisten Europäer großen Eintrag tun würde. Darum gehört freilich Glauben dazu.« (Ebd.).

Bei Rhenius lernte Gundert ein Christentum kennen, das, frei von äußerlichem Gehabe, in aller Einfachheit nach außen wirkte. Gundert schätzte die Freiheit und Offenheit von Rhenius und dessen kindlichen Glauben. Auf einen Brief, der den Poststempel »Madras 30. Dezember 1836« trägt, schrieb Gundert ein Gedicht, das seine damalige Stimmung wiedergibt:



»Alle Freiheit geht in Banden,
Aller Reichtum ist nur Wind,
Alle Schönheit wird zuschanden,
Wenn wir ohne Einfalt sind. –
Wenn wir in der Einfalt stehen,
Ist es in der Seele licht.
Aber wenn wir doppelt sehen,
So vergeht uns das Gesicht. –
Einfalt faltet sich ins Eine,
In dem alles andre steht;
Einfalt hängt sich ganz alleine
An den ewigen Magnet.
Wer nur hat, was Jesus gibet,
Wer nur lebt aus seiner Füll',
Wer nur will, was ihm beliebet,
Und nur kann, was Jesus will,
Wer nur geht auf seinem Pfade,
Wer nur sieht bei seinem Licht,
Wer nur stets verlangt nach Gnade
Und mag alles andre nicht,
Wer ihn so mit Inbrunst liebet,
Daß er seiner selbst vergißt,
Wer sich nur um ihn betrübet
Und in ihm nur fröhlich ist,
Wer allein auf Jesu trauet,
Wer in Jesu alles find't,
Der ist auf den Fels erbauet
Und ein seligs Gnadenkind.
Wohl dem, der den Herrn läßt machen,
Denn der Herr selbst ist sein Hirt,
Jesus wartet seiner Sachen,
Daß man sich verwundern wird.«

Im Januar 1837 konnte Gundert an der Gründung zweier wichtiger Institutionen teilnehmen. Rhenius hielt am 28. Januar fest: »Heute richteten wir den *Satyaputtaka Sangam*, d.h. eine Gesellschaft für religiöse Bücher, ein; ebenso den *Samadana Sangam*, d.h. eine Friedensgesellschaft, die zum Ziel hat, Land zur Bildung christlicher Dörfer zur Verfügung zu stellen für solche Familien, die im Wort Gottes unterwiesen werden wollen und zerstreut unter Nichtchristen leben. Die Versammlungen waren interessant – zwischen zwei- und dreihundert Leute waren beisammen.« (*Fifth Half-yearly* Report of the German Evangelical Mission in Tinnevelly, to the end of June 1838, Madras, S. 16). Seit Rhenius' Rückkehr nach Tirunelveli am 22. Oktober 1835 und der Gründung der *German Evangelical Mission in Tinnevelly* nahm das Werk einen raschen Aufschwung.

Dieses stand und fiel mit Rhenius. Der Chronist bemerkte nach Rhenius' Tod über ihn: »Die Beständigkeit seines Geistes war ungewöhnlich. Hatte er etwas als seine Pflicht erkannt, gab es nichts anderes für ihn. Daran hielt er bei aller Gegnerschaft fest und beachtete keine andere Mei-

nung, es sei denn, sie leuchtete seinem eigenen Denken und seinem Gewissen ein. Hatte er einen Plan – und er faßte keinen ohne Gebet und reifliche Überlegung – ruhte er nicht, bis er, sofern möglich, in die Tat umgesetzt war.« (Ebd., S. 24; die erste nach Rhenius' Tod veröffentlichte Biographie über ihn, S. 19–28).

Groves wollte der Verbindung von Gundert und Rhenius ein Ende machen und berief Gundert zurück. Dieser willigte jedoch nur unter der Bedingung ein, eine Missionsstation gründen zu können. Zusammen mit zwei Seminaristen brach Gundert Anfang März 1837 nach Tuticorin auf, um mit einem Boot der Ostküste entlang nordwärts zu fahren. Wegen des Gegenwinds benötigten sie zwölf Tage bis Pamban und verweilten einige Tage in Ramesvaram. Dort unterhielt sich Gundert mit Colonel Monteith, der zusammen mit Ingenieuren die Wasserstraße vertiefte. Am 31. März erreichte Gundert Madras, wo er eine zerstrittene Hausgemeinschaft vorfand.

Es ist schwer herauszufinden, welche Gefühle Gundert damals hegte. Sicher ist, daß er die Verbindung mit Sinduponturei nicht leicht lösen konnte. Briefe von Katechisten zeigen, wie beliebt Gundert war und was sie ihm dort verdankten. Ein Lehrer dankte Gundert für das »kleine hebräische Wörterbuch«, das dieser in den wenigen Monaten verfaßt hatte (AG 15.4.37). Ein weiterer Brief lautete ähnlich und fügte hinzu: »Wir haben keine entsprechenden Bücher in Englisch und Griechisch.« (AG 15.4.37).

In einem kleinen Gedicht, das Gundert auf einen Brief mit dem Datum »Madras 16. März 1837« schrieb, drückte er die Lage, in der er sich befand, sinnig aus und brachte das Problem auf den Punkt:

»Man möcht' oft corrigieren –
Und könnt' es wohl auch tun,
Wenn man nur das -»rigieren«
Ließ auf sich selbst beruhn:
Und, wo man corrigierte,
Das »cor»- zumeist premierte.

Wo Freunde sind entzweit,
Zu helfen bin ich bereit:
Doch eh' man kann verbinden,
Wäre zuerst der Spalt zu finden,
Der scheint gar tief gesessen
Und nicht mit Zollen zu messen.« (AG 16.3.37).

Schulen in Andhra Pradesh

Gundert war froh, als er sich auf den Weg machen und eine Missionsstation gründen konnte. Groves hatte im Sinn, bei Palmaner eine neue Station ins Leben zu rufen. Rhenius hatte von diesen Plänen gehört und schrieb eindringlich an Gundert: »Wenn Du nach Palmaner oder in die Nachbarschaft davon gehst, wo hauptsächlich Telugu gesprochen wird (ich war dort), ist das nicht so schlecht; aber warum den ursprünglichen Plan aufgeben? Da Herr Groves eine Niederlassung in Madras haben muß, wäre es das Beste, wenn Du Deine Mission in der Nachbarschaft hättest. – Ich fürchte, daß die Wechsel mit dem neuen Plan nicht aufhören werden; deshalb sei wachsam und beständig – ich möchte nur hinzufügen, daß, wenn Du einen gerechten Grund siehst, Deinen gegenwärtigen Partner zu wechseln, Sinduponturei den allernächsten Anspruch auf Dich hat. Der Herr möge Dich leiten!« (AG 15.4.37).

Auch Mögling, der zu dieser Zeit in Dharwar war, registrierte, daß Gundert auf der Suche nach einer Missionsstation war und schrieb deshalb nach Basel: »Der liebe Br. Gundert, den ich gar gerne seinerzeit unserer Mission beitreten sähe, was ich ihm auch geschrieben habe, hat seinem letzten Brief zufolge Sinduponturei, wo er seit August bei den Brüdern gelebt, mitgelehrt und Tamil gelernt hatte, verlassen und ist mit dem lieben Br. Groves

und dessen ältestem Sohn auf dem Weg nach der Gegend von Arcot, wo sie eine Mission zu errichten gedenken. Er wartet immer auch auf Briefe von Europa, da er erst einen einzigen erhalten hat. Es sollen viele Schiffe letzten Winter verunglückt sein.« (AG 18.4.37).

Mit einem Empfehlungsschreiben kam Gundert am 1. Mai 1837 nach Chittoor (heute südliches Andhra Pradesh) und quartierte sich bei Richter Lascelles und dessen Frau ein. Dieser Frau ist es zu verdanken, daß Gundert in den folgenden Monaten seine Lage halbwegs erträglich zu gestalten vermochte. Sogleich ging er mit den zwei Katechisten, die er von Sinduponturei mitgebracht hatte, daran, eine Schule zu eröffnen, einen Kirchenraum zu schaffen und eine Gemeinde zu sammeln. Bis die übrige Grovessche Gesellschaft im Juni von Madras nach Chittoor übersiedelte, hatte Gundert das neue Werk bereits über die ersten Anfänge hinausgeführt. Frau Groves eröffnete gemeinsam mit Julie Dubois und Hanna Thoma ein Waisenhaus.

Im ersten Jahr trug Julie Dubois in Chittoor die Hauptlast, die darin bestand, die Kinder zu unterrichten und zu versorgen. Später wurde diese Arbeit von Hanna Thoma übernommen. Hanna Thoma wurde 1810 in Mosul in einer wohlhabenden Familie chaldäischer Christen geboren. Nachdem ihr Vater, ihre Mutter und ihre Schwester gestorben waren, zog sie mit ihrem Bruder nach Bagdad. Dieser wurde krank und starb trotz der Pflege und der Besuche von Groves, der damals in Bagdad weilte. Hanna Thoma schloß sich Groves an und hielt ihm die Treue bis an ihr Lebensende. Sie reiste 1834 nach Indien, war in den Diensten einer Engländerin in Kozhikode und kam nach Madras, als die Grovessche Gesellschaft dort gelandet war. Als Groves 1852 gesundheitshalber nach England zurück mußte, übernahm sie weitgehend die Verantwortung für die Missionskolonie in Chittoor. Groves erholte sich nicht mehr, so daß auch seine Frau mit der übrigen Familie und Hanna Thoma nach England reisen mußten. Hanna Thoma sah ihren Meister nicht mehr, fand aber einen Brief von ihm vor: »Meine eigene kostbare Hanna! Ich hatte schon besorgt, ich werde dir nicht mehr eine Linie schreiben können, ehe ich sterbe, und doch trieb mich's so sehr, dir zu sagen, wie mein Herz in seinen letzten Stunden an dir hing und aller deiner treuen, wahren Liebe gedachte.« (JB 1869,1, 383). In seiner bewegenden, Ende der sechziger Jahre veröffentlichten Biographie über *Hanna Thoma* (JB 1869,1, 361–390) zeichnete Gundert ein so ansprechendes Bild von Anton Norris Groves, meist einfach *Groves* genannt, daß alle Spannungen in Chittoor vergessen schienen.

Für Gundert ging der Alltag in Chittoor weiter. Mit großer Freude und guten Erinnerungen an Rhenius weihte er das neue Kirchlein in Chittoor ein: »Heute, 20. August, Sonntag, jährt sich meine Ankunft in Tirunelveli. Ich habe noch oft für den dortigen Aufenthalt zu danken. Nach allem, was ich von dem Jahr, das die Grovesschen in Madras verlebten, gehört habe, habe ich den Vorzug, aus ihrem Kreise so lang in den ruhig tätigen, deutsch fühlenden Sinduponturei-Kreis versetzt worden zu sein, als eine unverdiente Gnade anzuerkennen. Als Dank dafür scheint Gott zu fordern, daß ich das Gelernte nun auch schnell praktiziere. Heute vor einem Jahr hörte ich die erste Tamil-Predigt (von Rhenius), ohne noch ein Wort zu verstehen, heute habe ich die erste Predigt in unserem neugebauten, fein beschatteten Kirchlein gehalten. Ich wählte Lukas 16.« (GM 13.8.37).

In der Missions- und Schularbeit erprobte Gundert, was er bei Rhenius gelernt hatte. Mit ihm hielt er Verbindung. Er schrieb: »Rhenius, den ich in meiner ganzen Missionars-Lehrlingschaft beständig zu Rate zog, schrieb mir etliche Male.« (GM 10.2.39). Ohne Groves zu fragen, eröffnete Gundert eine Schule im nahe gelegenen Dorf Sandapetti. Dies führte zu einer Verstimmung zwischen Groves und Gundert, die lange nicht bereinigt wurde. Wie in Tirunelveli machte Gundert monatlich eine Missionsreise in die umliegenden Dörfer. Neben den Gesprächen mit den Leuten war ihm die Einrichtung von Schulen das größte Anliegen. Zusammen mit dem von Rhenius gesandten Katechisten Andreas ging er »morgens und abends in die Dörfer und begann, Schulen zu errichten«. (GM 10.2.39).

Zunächst beschränkte sich Gundert auf die nähere Umgebung von Chittoor. Er schrieb an seine Eltern: »Ich habe heute (5. September 1837) ein kleines Reislein angetreten; . . . zunächst, um einige Plätze für Schulen auszusehen, sodann um zu predigen und das Land auszukundschaften. Ging zuerst (mit Andreas und Vedamuttu im bullockbandi [Ochsenwagen]) nach Iruvaram, wo Tamil- und Telugu-Rettis, meist Kaufleute und



Feldarbeiter, wohnen. Diese wünschten eine christliche Schule, wollen aber, obwohl sie reich sind, nicht selbst den Schulmeister unterhalten.« (GM 13.8.37). Aber auch andere als Geldgründe wurden vorgebracht, eine Schule abzulehnen: »In dem Parayerdorf hinter Iruvaram fürchteten sie sich noch vor einer Schule, weil keiner von ihren Vorfahren bisher etwas gelernt hat, besonders sind die alten Weiber dagegen.« (Ebd.; vgl. Abbildung).

Wie eine solche »erste Schule« oder das Gespräch um eine Schule verlaufen konnte, beschrieb Gundert: »Ich saß mit ihnen unter einem dicken grünen Baum, unter welchem sie acht runde, unförmige, ölgesalbte Steine als Götter aufgesetzt [hatten]. Sie sagten mir aber, sie glauben nur [an] einen höchsten Gott; zu dem dürfen aber die Parayer so wenig kommen, als sie in eines gentleman's Zimmer zu gehen erlaubt seien.« (Ebd.). Gundert ging auf die Leute ein, indem er an ihrer unmittelbaren Umgebung anknüpfte und einiges über ihre Götter sagte. Ohne Umschweife kam er auf den wichtigsten Punkt – die »Erneuerung des Herzens«.

Je mehr Schulen entstanden, desto notwendiger wurde die begleitende Weiterbildung der Lehrer. Gundert schrieb: »Die Schulen sind im Zunehmen begriffen, die Schulmeister habe ich jeden Samstag nachmittag bei mir, um die Bibel, die sie mit den Kindern lesen, ihnen verständlicher zu machen. Jede Woche verbringe ich wenigstens eine, zwei Stunden in jeder Schule, die Kinder zu fragen, zu lehren, und den umstehenden Erwachsenen zu predigen.« (GM 18.12.37). Neben der Schularbeit setzte er seine Tamil-Übersetzungen (CT 61) fort. Für Gundert war – im Gegensatz zu manch anderem Missionar – die Schule ein unabdingbares Glied der Mission. Er schrieb: »Hebich ist sehr gegen Schulen eingenommen. Das bin ich nun gar nicht, solange wir Schulmeister und Schulbücher und Zugang zur Schule in unserer Hand haben. Ich denke, wir werden noch einmal ernten von dem, was wir in Schulen säen. Aber mehr Schulen wünschte ich auch nicht, als die unter gehöriger Aufsicht gehalten werden können.« (GM 18.12.37).

Seine Missionspredigt war von der Liebe bestimmt. Trotz aller Schwierigkeiten mit der Grovesschen Missionshaushaltung hielt er an der Liebe fest, ja wuchs tiefer in sie hinein. Eines seiner Gespräche mit Hindus faßte er so zusammen: »Ich zeigte dann, was das Kennzeichen eines lebendigen Gottes ist, jede Lebenskraft, die er uns gegeben hat, wird er auch selbst haben und offenbaren. Er hat uns Sprache, Ohr, ein Herz und Auge gegeben – wird er sprachlos sein, taub, herzlos, blind, wenn wir zu ihm schreien, als arme Bettler vor ihm stehen? Liebe erlaubt es ihm nicht, denn das Band alles Lebens ist Liebe.« (GM 16.3.38). Sie war für ihn kein allgemeines Prinzip, sondern Bekenntnis. Mit Besorgnis stellte Gundert fest, daß seine hohe Sprache viel mehr Eindruck machte als die eines einfachen Predigers. Die Schulmädchen lachten diesen aus, während sie Gundert bewunderten: »Sie denken, eine gelehrte, grammatikalische Sprache, wie ich sie leider noch habe, sei viel heiliger als

eine, die sie ganz verstehen. Da fiel mir das Latein der Katholiken, das Sanskrit der Brahmanen ein. Wie töricht doch der alte Mensch ist. Der Zimmermannssohn darf ein für allemal nicht in Ehren gehalten werden. Der Herr helfe uns nichts, als Christus und sein Kreuz zu wissen, damit die Scheidewände und Bollwerke der törichten Vernunft niedergerissen werden. Ich erinnere mich, daß es meinem alten Menschen in Kusterdingen einmal lächerlich vorkam, ein gut schwäbisches, ernstlich gemeintes, aber nicht heilig tönendes Gebet zu hören, während doch der neue Mensch große Freude daran hatte.« (GM 13.8.37).

Bis in die letzten Tage seines Aufenthalts in Chittoor unterrichtete er: »Ich habe Salomos Sprichwörter nach Oetinger mit den ältesten Mädchen begonnen, von denen vier das letztemal das Abendmahl mitgenossen (Josephine, Anema, Penina, Charlotte). Da hören wir von der Weisheit, und sie verschmäht nicht, mit uns zu spielen. Betet für mich, daß (nach Sprüche 1) mein Ohr fürs Hören, nach Kapitel 2 mein Auge fürs Unterscheiden und Suchen, nach Kapitel 3 mein Wahlvermögen fürs Finden des Nützlich-Einfachen, die innere Anschauung fürs Überströmen in tägliche Treue und Bruderliebe von oben geübt, gereinigt und täglich erneut werden, daß ich unter Zucht ausharre, Gott vor Augen behaltend, Pläne schmiede, und so mit Lebenswasser gefüllt werde, daß mein Mund von des Herrn Herrlichkeit überströme.« (GM 26.6.38).

Ein Jahr nach seiner Ankunft in Chittoor eröffnete Gundert eine Knabenschule mit acht Schülern. Diese war der Vorläufer zu den späteren Waisenschulen mit Internat. Nun mußte er am Ort bleiben. Dies erhöhte die Spannung mit Groves und steigerte sich bis zum Bruch. Gundert schrieb: »Seit wir aber mit dem 1. Mai eine Knabenschule auf dem compound [Anwesen] anfingen, konnte ich nicht mehr so leicht weggehen, da niemand sonst sich des Werks annimmt.« (Ebd.). Gundert verbrachte die meiste Zeit in Lascelle's Anwesen, um die Schule zu beaufsichtigen.

Die beiden bereits genannten Schweizerinnen, Julie Dubois und Marie Monnard, hatten schon in Madras gegen harten Widerstand – vor allem seitens Frau Groves – eine Mädchenschule für Waisenkinder gegründet. Aus gesundheitlichen Gründen hatte Marie Monnard schon von Madras in die Schweiz zurückkehren müssen. Daher wurde Julie Dubois besonders viel aufgebürdet. Dennoch tat sie ihre Arbeit zur Freude der Kinder: »Die Liebe der dreißig Kinder zu ihr [Julie] ist lieblich anzusehen. Die älteren weinten, wenn sie vom Abschied hörten.« (GM 17.7.38).

Als Gundert im Juli 1838 den Wunsch äußerte, Julie Dubois zu heiraten, war der Bruch mit Groves unvermeidlich. Gundert wurde ständig bewacht, denn Frau Groves fürchtete, mit der Mädchenschule allein gelassen zu werden, wenn Julie ginge. Wie sehr Julie an die Schule gebunden war, zeigt auch der Umstand, daß sie für das Ja-Wort aus der Schule geholt werden mußte: »Ich [Gundert] wünschte nun Julie zu sprechen, und so brachte er [Groves] sie aus der Schule zu mir ins Haus herüber.« (Ebd.). Durch die Heirat der beiden wäre ein Bleiben unmöglich geworden.

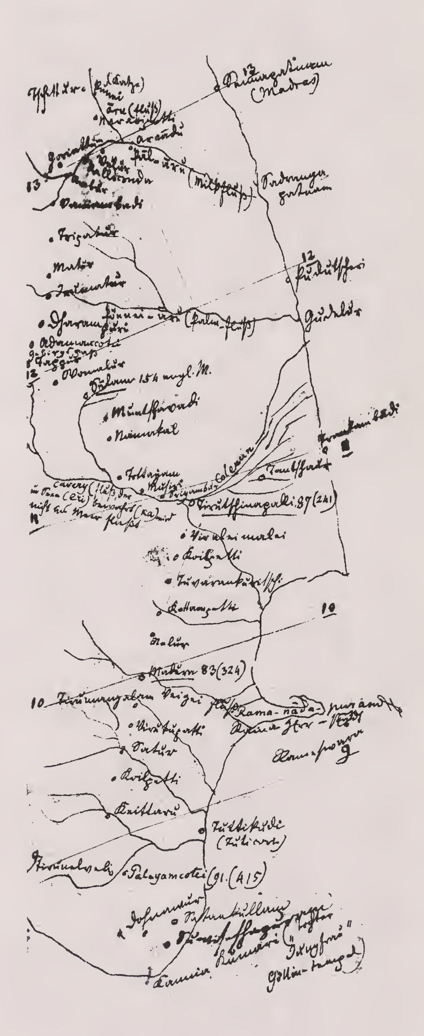
Bis zum Sommer 1838 hatte Gundert an die zehn Schulen in und um Chittoor gegründet. Im Hinblick auf diese fiel ihm der Abschied sehr schwer. Er schrieb: Das »schwerste ist das Werk, das nun einmal angefangen und in – für mich augenfällige – Weise vom Herrn gesegnet worden ist, andern Händen zu überlassen. Da sind die acht bis neun Schulen, die nun gerade übers Abc hinaus wachsen: In allen bereits etliche Knaben, die die Schriftwahrheit zu verstehen angefangen haben. Die Schulmeister und Knaben kennen mich, und gegenseitiges Zutrauen hilft der Arbeit voran.« (GM 26.6.38).

Im Büffelwagen nach Süden

Der Abschied wurde aber insofern leichter, als Gundert durch Rhenius' Tod ein neues Ziel in Palayankottai vor sich sah. Ende April hatte Rhenius zum letzten Mal an Gundert geschrieben. In diesem Brief leuchtete noch einmal Rhenius' Energie auf, die bereit war, den Druck, gegen den Strom zu schwimmen, auszuhalten, sogar dagegen anzugehen: »Mein teurer Gundert, Sei so gut und gib den eingeschlossenen Brief dem Br. Groves. Sein letzter Brief war einer der sonderbarsten, die ich je von ihm erhalten habe – welches mir wehe tut. Er wird Dir wohl meinen Brief zu lesen geben, und so darf ich die Sache nicht hier wiederholen. Er muß in einer großen fidget [Unruhe] gewesen sein, als er ihn schrieb. – Er meint, eine Vereinigung mit der Londoner Missionsgesellschaft sei

»ein Wegfliegen vom Vertrauen auf den Herrn zu den Beuteln der Gesellschaft, – eine Verwerfung des Herrn und Wählen des Saulus – eine Versicherung der sichtbaren für eine unsichtbare Versorgung – ein Wandeln im Sehen und nicht im Glauben – eine Absetzung des Herrn von der Hauptmannschaft in der Mission etc. etc.!!
Br. Start schreibt, daß es nicht nötig sei, daß die Katecheten wissen, zu lesen und zu schreiben! Die Seminaristen brauchen nicht Griechisch und mathematische Wissenschaften zu lernen etc. etc. – Er hat nichts in Deutschland ausgerichtet. Keiner war ihm gut genug. –
By the divine blessing we are all well. I am just going into the Country, so I must conclude. [Dank des göttlichen Segens geht es uns allen gut. Ich bin gerade im Begriff, aufs Land zu gehen, deshalb muß ich schließen]. –
Peace be with you all [Friede sei mit Euch allen]
Yours affectionately [mit herzlichen Grüßen]
C. Rhenius
Palayankottai April 30th 1838« (AG 30.4.38).
Gundert schrieb über Rhenius: »Ich weiß keinen in Indien, in dem ich so wie in Rhenius den Vater verehrte, und er liebte mich auch als ein ziemlich folgsames, im Zusammensein mit ihm beglücktes Kind. Sein Abschied tönte mir wie ein Ruf, an die Stelle zu gehen, wo er selbst so sehr wünschte, mich festzuhalten und ins Missionswerk noch weiter einzuführen. In der Minute, in der ich's hörte,

kam ich zu voller Freudigkeit, mein Leben dem Herrn als Opfer anzubieten.« (GM 26.6.38).
Am 5. Juni 1838 war Rhenius in Palayankottai gestorben. Zwar hatte sich die Situation verändert, aber die Missionare in Palayankottai wollten Gundert nach wie vor bei sich haben. Missionar P. Schaffter von dort schrieb: »Komme mit einer lieben Frau, kommt beide mit einem liebenden Herzen, komme mit dem Wunsch, Dich hinzugeben und hingegeben zu werden im Dienst des gekreuzigten Heilands, komme mit guter Erwartung, um allerlei Arten von Widerwärtigkeit in uns selbst und in der Mission zu finden. Alles in allem komme mit einem Herzen, das nach Demut und Liebe dürstet, komme, und Du wirst mein Herz offen finden, um Dich zu empfangen. Ich liebte Dich immer als einen teuren Bruder und ich kann hinzufügen – ohne mich selbst zu täuschen – den ich höher achte als mich selbst.« (AG 8.7.38). Wie sehr sollte Gundert enttäuscht werden!
Fünfzehn Monate hatte die Verbindung mit Groves in Chittoor gehalten. Eine Woche nach ihrer Hochzeit am 23. Juli 1838 trennten sich Hermann und Julie Gundert von den alten Bekannten und zogen nach dem Süden. Gundert hatte das Anerbieten von Lascelles, in Chittoor oder doch wenigstens in der Nähe zu bleiben, mit dem Hinweis auf einen Traum abgelehnt: »Ich sagte ihm [Lascelles] aber, daß ich einmal mich im Traum mit einem Ochsenwagen gesehen habe, Julie innen sitzend und ich hintennach wandernd, und wenn ich recht daran sei, habe der Ochsen Stirne südwärts gesehen.« (GM 26.6.38).
Dieser Traum erfüllte sich. Am Montag, dem 30. Juli 1838, fuhren die beiden von Chittoor ab (vgl. Abbildung): »Wir fuhren in Herrn Bretts Büffelwagen (eine Art zweirädriger Kutsche), für den er alle Ausgaben auf seine Rechnung nahm – haben dabei ein ‚Reitpferd und zwei doppelgeräderte Güterwagen. Vier bis acht Reisestunden des Tags ist alles, was wir hiermit vermochten.« (GM 30.8.38). Die Reise führte sie über Vellore, Vaniyampadi nach Dharmapuri, das ihnen sehr gefiel. Zwei Tage später kamen sie nach Selam, wo sie sich einige Tage bei den Missionarsleuten Walton von der London Missionary Society (LMS) einquartierten. Sie setzten ihre Reise über Namakkal, Musiri und Srirangam nach Tiruchirapalli fort. Dort besuchten sie Missionar Schreyvogel, einen Deutschen aus Lindau am Bodensee, der



schon 34 Jahre im Dienst der Propagation Society gearbeitet hatte. Er vermittelte ihnen für mehrere Tage eine Unterkunft bei dem jungen Missionar Schmitz aus Berlin.
In Tiruchirapalli fanden sie einige Briefe von den Missionaren aus Palayankottai vor. Nach dem Tod von Rhenius hatten die verbliebenen deutschen Missionare um Aufnahme bei einer der englischen Missionsgesellschaften gebeten. Als Gundert dies erfuhr, entschloß er sich, seine Reise an die ehemalige Wirkungsstätte Rhenius' in eine Besuchsreise umzuwandeln. Damit war die Zukunft für ihn völlig offen. Hermann und Julie reisten weiter. In Melur trafen sie einen alten Freund, Arulappen, der versprach, in Chittoor Gunderts Stelle einzunehmen. In Madurai sahen sie den Meenakshi-Tempel und die 24 Schulen des Missionars Poor. In Sathur, in Kayathar und auf dem Weg nach Palayankottai begegneten sie alten Bekannten. Von seinem Freund und Schüler, dem Seminarlehrer Sarcunnen, hörte Gundert, daß Schaffter befürchtete, er wollte ihn verdrängen. Bei der ersten Begegnung konnten Schaffters Ängste beseitigt werden. Gundert wandte sich an die Basler Missionare in Mangalore: »So legte ich meinem Weib den Gedanken vor, um Aufnahme in die Basler Gesellschaft zu applizieren [bewerben]. Ihr war es, als wäre ein schwerer Stein vom Herzen gefallen . . . Ich schrieb [am] 1. September an Mögling, dachte an Dharmapuri als eine passende Tamilstation.« (GM 30.8.38).
In Mangalore hatte die Generalkonferenz unter Möglings Leitung beschlossen, Gundert nach Mangalore einzuladen. Mögling teilte Gundert den Beschluß vom 25. August 1838 mit (s. Abbildung): »Lieber Bruder,
Die hiesige Generalkonferenz hat mir den Auftrag gegeben, Dir privatim den folgenden Beschluß mitzuteilen: Mangalore, den 25. August. Generalkonferenzprotokoll, S. 30.
Beschlossen: Den lieben Bruder Gundert und seine Frau, deren Verbindungen mit Groves und den Tirunelveli-Brüdern sich unerwarteterweise aufgelöst haben, einzuladen, in unsere Missionsgemeinschaft einzutreten. Wir bedingen, daß der liebe Gundert sich verpflichte, unserer Missionsverfassung in allen Stücken beizutreten und insbesondere verspreche, bei uns und unserem Werke unter den Kanaresen zu bleiben.
Wir sind überzeugt, daß wir auf diese Weise für das Interesse unseres Werkes nach bestem Wissen sorgen, (denn wir bedürfen Hilfe und Br. Gundert ist ein tüchtiger Missionsbruder) – auch hoffen wir zuversichtlich, daß unser Komitee die von uns hier gebrauchte Freiheit billigen wird, da Aufschub unter den gegenwärtigen Verhältnissen Br. Gunderts, wie sie Br. Mögling der Generalkonferenz vorgelegt hat, nicht möglich ist.
Dieser Beschluß der Generalkonferenz soll vorderhand privatim durch Br. Mögling dem lieben Br. Gundert mitgeteilt werden und angefragt, ob er die beschlossene formelle Einladung der Generalkonferenz, wenn sie an ihn komme, annehmen werde.« (AG 25.8.38).
Hinzugefügt war von Mögling: »Hier, lieber Bruder, hast Du meine und unsere Herzensmeinung über den Weg, den Du gehen sollst. Wenn Du Augen hast für des Herrn Wege, besonders in der letzten Zeit, unbefangen zurückzusehen, so wirst Du begreifen, daß der Herr Dein und mein Gebet um eine göttliche Wendung Deiner Sachen erhört hat. Sowie Du kommst, vorderhand hierher nach Mangalore, so wirst Du hinreichend Arbeit finden und, da Du Tamil verstehst, wirst Du nach kurzer Zeit ganz in unsere Arbeit eintreten können. Raum für Euch beide ist hier genug.
In Indien zu bleiben, hast Du Dich ja nach Rhenius' Tod schon entschlossen, und über unsere neue Verfassung habe ich Dir schon berichtet und bin gewiß, daß Du zu *allem* mit Freuden ja sagen wirst. Die Hauptsache bei unserer Missionsverfassung ist, daß wir unser ganzes Werk als ein *gemeinschaftliches* treiben unter der Leitung der Generalkonferenz, deren Mitglieder alle Brüder sind, und welche alles beratet und beschließt: Gründung von Stationen, Versetzung von Brüdern, Geldangelegenheiten der ganzen Mission und einzelner Brüder usw. Wir haben keine Besoldungen, sondern nehmen aus der Generalkonferenz-Kasse jedes Jahr, was wir für unser Werk und was jeder für sich brauchte.
Nun, lieber Bruder, Du siehst, ich habe schon über ein Jahr an Dir gezogen, und Du hast nicht gewollt. Jetzt stehen noch meine Brüder bei mir, und der Herr hat die Türe aufgetan, so komm! Sagst Du »Ja« zu unserem Vorschlag, so reise nur gleich weiter, Mangalore zu, ohne Dich in Tirunelveli aufzuhalten, wo Du doch unter den jetzigen Verhältnissen eine Last bist. Es versteht sich von selbst, daß, wenn Du Dich auf den Weg machst

Mangalore den 25sten August 1838.

Lieber Bruder,

die hiesige Generalconferenz hat uns den Auftrag gegeben, dir [illegible] den folgenden Beschluss mitzutheilen: Mangalore den 25. August. G. C. Protokoll § 10.

beschlossen: den lieben Bruder Gundert und seine Frau, [illegible] Verbindungen mit Groves und den Tinnevelli Brüdern [illegible] aufgelöst haben, einzuladen in unsere Missionsgemeinschaft einzutreten. [illegible]

[illegible]

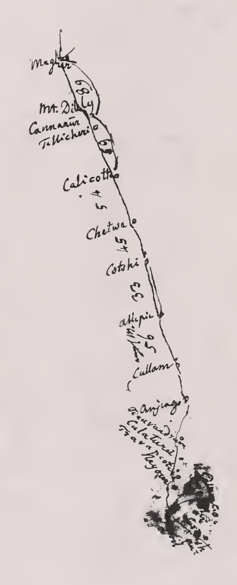
und Geld brauchst, wir Dich damit versorgen.
Vielleicht kommt dieser Brief vor Dir nach Tirunelveli, es sollte mich freuen. Der Herr lenke Dir Dein Herz und mache Dich los von allen selbstgemachten Plänen.
Unter herzlichen Grüßen und Segenswünschen von uns allen Dein H. M.« (Ebd.).
Gundert hatte Augen – und schnelle Füße. Am 21. September 1838 hatte er in einem unauffindbaren Brief, wie er im folgenden Brief sagte, heimgeschrieben: »So wiederhole ich kurz, daß ich nach Rhenius' Tod (5. Juni), von den Tirunelveli-Brüdern eingeladen, schnell und verheiratet zu kommen – was schon der Ausgaben wegen nicht mit Warten und auf langen Wegen geschehen konnte –, so weit in Harmonie mit Groves, durch ihn um Julie Dubois anhielt (14. Juli), [mich] mit ihr nach englischer Kirchenform (23. Juli) vermählte, (30. Juli) mich auf den Weg machte, für Lebenszeit – wie ich nun dem Herrn anbieten konnte – in Tirunelveli zu bleiben. In Tiruchirapalli angelangt (Mitte August), hörte ich von Schaffters return [Rückkehr] zur CMS, setzte die Reise als Besuchsreise fort und fand bald nach der Ankunft in Tirunelveli (Ende August) auch Müller mit seinem südlichen Distrikt von dem LMS Komitee für Travankor aufgenommen. Anträge von beiden Teilen, mich an sie anzuschließen, hatten viel Schwieriges, der Zertrennung wegen. Ich beschloß daher, bis unter Gottes Leitung von Basel Antwort über eine zu unternehmende Tamil-Mission käme, nach einem Anerbieten Müllers bei diesem zu bleiben, und besonders literarischen Beschäftigungen, die durch Rhenius' Tod ins Stocken gekommen waren, obzuliegen, als diesen Brief eine Einladung der Mangalore-Generalkonferenz durchkreuzte, worin – nach Beschluß vom 25. August – sie wagen, mich zum kanaresischen Mitarbeiter zu erwählen. Obgleich auch hier nicht ohne Zweifel, nahm ich es doch als einen Schritt näher zur Heimat an.« (GM 18.11.38). Die in Palayankottai verbleibende Zeit füllten Hermann und Julie Gundert mit Unterrichten aus: »Morgens lehre ich drei Stunden Weltgeschichte im Seminar, die Bibel als Leitfaden, habe nachmittags die Präparandi, abends Bibelerklärung mit der Gemeinde und Gebet. Mein Weib lehrt die Mädchen weibliche Arbeit vormittags und nachmittags.« (GM 30.8.38).
Am 1. Oktober, dem Geburtstag von Julie Gundert, schrieb Gundert in sein Tagebuch, »entschieden für Mangalore« – und die beiden reisten sogleich ab. Zwar mußte das Komitee in Basel noch zustimmen, aber Mögling hatte die Angelegenheit richtig eingeschätzt. Denn Gundert war in Basel kein Unbekannter. Palayankottai lag bald hinter ihnen: »Der Abschied von Palayankottai war mir leicht, der so ganz veränderten Position der Mission ist es zu danken. Auch Frau Schaffter war unser überdrüssig. Ich ging zu Pferd, meine Frau in einem für 25 Rs angekauften alten Palankin. Abends Nangancheri, zwanzig englische Meilen.« (GM 18.11.38). Anderntags kamen sie im fünfzehn Meilen entfernten Panakkudi an, wo sie »in der Vorhalle des großen Tempels unter dem Trommeln und Geigen (des Götzen Nachtmusik) ein Quartier fanden. Examinierte hier eine feine Schule der Nagercoil-Brüder.» (Ebd.). In Arampuli (3. Oktober) überquerten sie frühmorgens unbehelligt die Grenze nach Travankor und kamen zum Frühstück bei Missionar Mault in Nagercoil an. Mit großem Interesse besichtigte Gundert die Mädchenschule mit 120 Kindern und prüfte im Seminar »Geographie, Kirchengeschichte, Geometrie, Arithmetik« (Ebd.). Er mußte seinerseits über die Chittoor-Mission und über Groves Auskunft geben. Am Abend beobachtete er die Mondfinsternis, bei der der König mit großem Gefolge am Kap Komorin gebadet hatte.
In Nagercoil ließ Gundert seine Tamil-Werke bei einem Drucker zurück, hatte selbst aber wenig Hoffnung, daß sie jemals gedruckt würden. Um welche Werke es sich handelte, wird aus einem Brief an seine Eltern ersichtlich: »In Nagercoil erhielt ich das Versprechen alles Beistands zum Drucken meiner bereitliegenden Tamil-Ausarbeitungen (hebräische Grammatik, ausführliche Kirchengeschichte bis auf Gregor VII. geschrieben, griechisches Lexikon). Einen Traktat über die Madagaskar-Verfolgung ließ ich dort zum Drucken zurück.« (Ebd.). Zumindest die letztgenannte Schrift sollte gedruckt werden, denn Gundert schrieb: »Ob das andere (Grammatik, Kirchengeschichte, Lexikon) je zur Ausführung kommt, wenn ich nicht auf eine Tamil-Station zurückkomme, ist eine Frage.« (Ebd.). In Neyyur (4. Oktober), zehn Meilen von Nagercoil entfernt, beeindruckte ihn die »schöne Mädchenschule« und das »Drucken, Buchbinden, Weben usw.« der Inder.

Im westlichen Südindien

Die Malabarküste

Je weiter die beiden Reisenden nach Westen kamen, desto grüner wurde die Landschaft. Sie entdeckten eine neue indische Welt: »Das Klima kalt, da gerade der Monsun, der die westliche Küste benetzt hat, jetzt sich im Süden wie auf dem Fuße nach der Ostküste herumdreht. Die Berge alle grün, das Land wie ein Garten Gottes für einen, der aus dem verdorrten Karnatik herüberkommt. Nach kurzer Begleitung der Missionars-Familie (5. Oktober) unter Regenschauern durch Tiruvankottei (woraus *Travankor* [wurde], große Hindu- und Mohammedaner-Stadt) nach Kuzhithurai (15 Meilen), wo wir unter Ungeziefer auch ein Lager fanden. – 6. Oktober, ermüdende Reise über Neyyattingiri, der Tamil- und Malayala- (»Bergland«-) Sprache Grenzpunkt, wo wir zu mittag kochten, nach Tiruvananthapuram, Hauptstadt des Travankor- oder Malayala-Königreichs. Bis Kuzhithurai ist alles Palmyrapalme, von dort an fast die ganze Westküste hinauf ein Kokoswald. Sandland, augenscheinlich vom Seegrund angeschwemmt, daher von der Hauptstadt bis Chetwa sogenannte *backwaters*, Salzwasser mit süßem Bergwasser gemischt enthaltend. Der äußere Küstenstrich ist eine mehr oder weniger erhöhte Sandbank voll Kokosnüssen.« (GM 18.11.38). Nach einigen Tagen Ruhepause beim englischen Schullehrer fuhren sie am 9. Oktober abends in einem Boot auf dem Kanal bis Anjengo. Dann überquerten sie einen Landrücken, nahmen ein Boot und kamen nach Collam, auch Quilon genannt. Bis hierher reichte der Einfluß der LMS. Am 12. Oktober fuhren sie mit einem Kajütenboot über Nacht nach Alapalli [Alleppey], wo die erste Station der CMS war. (Vgl. Abbildung).

Auf Kanalbooten erreichten sie am 18. Oktober Kochi, wo sich die backwaters mit der offenen See vermischen. Gundert traf Missionar Ridsdale, der sich bei den holländischen Häuserreihen ein Haus im gotischen Stil gebaut hatte. Über Ridsdale schrieb Gundert: »Einer der interessantesten Männer, voll Gaben, in den Nerven leidend, fertig zu Sprachen und besonders Musik. Er paßt ganz für diesen Platz und seine gemischte Bevölkerung, predigte früher am Sonntag Malayalam, Englisch und Portugiesisch. Hat jetzt das letztere so ziemlich durch englischen Schulunterricht entbehrlich gemacht. Hier sahen wir auch eine liebe bekehrte Jüdin, eine bekehrte Mohammedanerin und Frau Ridsdale, eine Tochter des Marschalls Graf Pembroke, von England, [sie] lehrt in einer Mädchenschule von allen Kasten und Volksarten das Nötige in angenehmer Form.« (Ebd.). In Kochi bekam Gundert viele Anregungen für seine spätere Arbeit. Daneben erfreute er sich bei Ridsdale an Musik und Bekannten: »Ich fühlte mich dort ganz zu Haus, spielte des Tags zwei Stunden auf der Orgel alles Haendelsche und was mir von Chorälen einfiel. Er hat eine Haus- und eine Kirchenorgel selbst durch bekehrte Heiden erbauen lassen, ohne andere Meister. Alle Kinder talentvoll, und der kleinste, zweieinhalbjährige, spielt Haendels Halleluja. – Machte die Bekanntschaft eines schwedischen Barons d'Albedhyll. Sein Großvater hatte eines Totschlags halber zu fliehen, war in holländische Dienste getreten, der Vater Kommandant in Surat, jetzt Ackerbauer im Großen in Kochi. Der



Sohn ein lieber Mann, Fjellstedts Schüler auf den Nilagiri, half mir, ein *Pattimar* (Schiff der Eingeborenen) nach Mangalore um 60 Rs zu erhalten. In Kochi vom 18. Oktober morgens bis 23. Oktober morgens.« (Ebd.).

In dem leichten Pattimar, bemannt mit unerfahrenen Bootsleuten, kamen sie vor der Malabarküste in große Gefahr: »Am 24. Oktober (gegenüber Chetwa) überfiel uns nach Sonnenuntergang ein Sturm. Ich sah die Wolke heranrücken und schrie, sie sollten das Segel einziehen. Einer kam und strengte sich vergeblich an, da strömte der Regen, alle verbargen sich. Das große Segel, unser einziges, zerfetzte im Nu. Wir flogen dem Westen zu (ohne Kompaß etc.), das Steuerruder war verlassen: »Wir verderben, wir verderben«, schrien sie alle zusammen. Meine Frau, bereits im Palankin schlafen gegangen, wachte durch mein Anklopfen auf, hörte auch zugleich den Sturm. Ich sagte ihr nicht die ganze Gefahr, doch wurde sie sehr angegriffen. Die Schiffsleute sprangen alle zu uns, ich solle zu meinem Gott beten. Das tat ich dann laut in Tamil (von den Malayalis verstanden) und predigte auch ein paar Worte über Furcht und Glauben und Auferstehung. Ich wollte das Steuerruder ergreifen, aber meine liebe Frau hatte beinahe das ruhige Bewußtsein verloren, so mußte ich bei ihr bleiben und tröstete mich unter dem Bespritzen von Wellen rechts und links, daß wir jetzt ganz in Gottes Hand seien, da – menschlich gesprochen – das Fahrzeug aufgegeben war. Die erste Welle hätte es gefüllt. Meine Frau konnte ich nun mit Trost aus der Offenbarung des Johannes (wenn auch das Meer seine Toten ausgeben wird) stärken – und wie wir ruhig waren, stand auch Wind und Meer still. Mit einem alten Segel, hundertfach durchlöchert, fuhren wir den nächsten Morgen weiter nach Norden, entschlossen, diese Taufe als gutes Omen für neuen Missionseintritt anzusehen.« (Ebd.).

Als sie vor Kozhikode waren, mußte Gundert alles tun, um die Schiffsleute am Landen zu hindern. Am Sonntag, dem 28. Oktober 1838, ankerte das Boot vor Thalassery, um Trinkwasser an Bord zu nehmen: »Ich landete nicht«, schrieb Gundert, »hatte Predigt im Schiff. Zwei Tage strengten wir uns umsonst an, um Mount Dilli herumzukommen. 1. November abends ankerten wir vor Mangalore und landeten 2. November morgens.« (Ebd.).

Eine lange, über zweijährige Wanderschaft, die reich an Stürmen war, ging damit zu Ende. Von Deutschland aus hatte die Reise Gundert über England nach Tamilnadu und Andhra Pradesh geführt. Er hatte Tamilnadu mehrere Male durchquert, den Weg nach Kerala gefunden und war schließlich bei den Basler Missionaren in Mangalore angekommen: »2. November, angelangt. Ich fiel Mögling um den Hals, konnte kaum Deutsch sprechen. Er, von Bauchentzündung gerade geheilt, sagte: »Nun ist alles recht.« Möge es immer mehr so werden.« (TM 40).

Nun waren sie in Mangalore in Kanara angekommen. Gundert beschrieb dieses Land mit seinen Menschen und Landschaften in der Biographie *Herrmann Mögling* (Calw & Stuttgart 1882): »Kanara heißt derjenige Teil des fruchtbaren wohlbewässerten Abhangs der Westghats, welcher zwischen dem portugiesischen Goa und dem Pfefferland Malabar liegt. Er war damals von etwa einer Million Menschen bewohnt (jetzt von 1 300 000). Diese sind aber keine einheitliche Nation, sondern zusammengesetzt aus allerlei Bevölkerungen; im Süden Malayalen, die an der Sitte und Sprache Malabars teilnehmen, im Norden Konkanis, wie wir sie in Goa finden. Der mittlere Kern des Landes teilt sich in das Tulugebiet, wo ursprünglich eine besondere dravidische Sprache, das Tulu, herrschte, und in einen nördlich anstoßenden Streifen, in welchem vorzugsweise Kanaresisch gesprochen wird. Kanara (eigentlich Kannada) heißt das ganze Land nur infolge der Eroberung, durch welche die Könige des weiten Hochlandes Karnataka (oder Kannada) den westlichen Küstenstrich sich unterworfen hatten. Durch ihre Beamten, Soldaten und Handelsleute drang dann allmählich die kanaresische Sprache in alle Teile des unterjochten Niederlandes, ohne die übrigen Sprachen zu verdrängen. Die Engländer hatten 1799 diese Provinz dem Herrscher von Mysore abgenommen und der Präsidentschaft Madras zugeteilt; neuerdings (erst 1861) ist die nördliche Hälfte wegen der innigeren Handelsverbindungen zu Bombay geschlagen worden. Mangalore, die Hauptstadt, bekannt durch rührigen Handel mit Arabien, zählt etwa 30 000 Einwohner, ein Gemisch aller Kasten, unter denen sich Brahmanen, Moslems und Katholiken besonders bemerklich machen. Die evangelische Mission hatte erst im November 1834 ihren Weg hierher gefunden.« (HM 104 f.).

Arbeit gab es genug. Gundert unterrichtete in der englischen Schule und lernte Kanaresisch. Julie Gundert war nun die erste und einzige Missionarsfrau in Mangalore: »An meiner lieben Frau hat mir der Herr gegeben, was ich brauche, eine kindliche Seele, eifrig im Dienst des Herrn, die lieber tut als spricht, und mir zur Treue im Kleinen eine praktische Anleitung ist. Zum Verliebtwerden hatten wir keine Zeit übrig. Jetzt legt jeder Tag zur Innigkeit unserer Liebe zu, obgleich wir, die Reise ausgenommen, den Tag über wenig zueinanderkommen. Sie hat hier Sorge für Tisch und Küche und Kleider der Missionare nebst Mädchenschule und Sorge für die Weiber übernommen, so daß sie alle Hände voll zu tun hat. – Ich habe, seit ich hier bin, selbst auch Bittschrift und Lebensbeschreibung nach Basel geschrieben, die mit diesem Brief abgehen wird.« (GM 18.11.38). Der Unterricht fiel Gundert deshalb nicht so schwer, weil die Muttersprache seiner drei Begleiter Tamil war und die Institutsknaben fast alle Tamilen waren.

Zu Anfang gründeten Hermann und Julie Gundert eine Mädchenschule, die Mitte Dezember von fünf Mädchen besucht wurde. Im März des folgenden Jahres berichtete Gundert von acht Mädchen, die mit ihnen im Hause wohnten: »Meine Frau hat acht Mädchen bei uns im Haus, die sich jetzt besser anlassen und an uns gewöhnt sind.« (GM Mitte März 39). Beim Umzug nach Illikunnu mußte die Mädchenanstalt in andere Hände übergeben werden. Die Arbeit mit den Mädchen gefiel Gunderts jedoch so gut, daß sie an jedem Ort, an den sie kamen, ein Mädcheninstitut aufbauten.

Wegen Erkrankung eines Missionars und der Entlassung eines Lehrers bekam Gundert immer mehr Arbeit an der englischen Schule. Diese Arbeit nahm ihn so in Beschlag, daß er kaum dazu kam, Kanaresisch zu lernen. An Missionar Hebich (s. unten) schrieb er: »Ich habe wegen Löschs Übelbefinden die englische Schule allein übernommen, bin darum übers kanaresische Gebirge noch nicht hinüber, sondern gehe gemach bergauf.« (GM 15.12.38).

Dreißig Jahre später – in einem Brief an seinen Sohn Friedrich, der als Missions-Kaufmann nach Mangalore gesandt worden war – erinnerte sich Gundert an seine Ankunft in Mangalore: »Gestern kam Dein zweiter Mangalore-Brief, der uns recht freute. Dort oben bei Plebsts habe ich mehrmals logiert auf Besuchen, besonders bei Weigle, auch Du selbst und der erste Friedrich haben schon dort und dem nächsten Zimmer geschlafen. Bei Riehm unten war ich noch nie, es entstand erst, als ich ging, wie auch der obere Stock des alten Missionshauses. Unten wohnte da Greiner. Mama und ich bewohnten das angebaute, niedere Haus mit den Mädchen. Mögling mit dem Seminar traf ich in dem (von Hebich) gegen Norden angebauten Hause. Am 2. November 1838 kam ich dort an, so sind also dreißig Jahre seither verflossen.« (GM 1.12.68).

Verbindung mit Stuttgart

Lange war Gundert, als er in Madras, Sinduponturei und Chittoor war, ohne Verbindung mit seinem Vater und seiner zweiten Mutter in Stuttgart. Beiden war es schmerzlich, keine Post voneinander zu erhalten. Im Januar 1839 klärte sich in Mangalore einiges auf, so daß der Briefverkehr geregelter wurde. Ludwig Gundert schrieb am 21. Februar 1838 in Stuttgart (s. Abbildung S. 74):

»Mein teurer Hermann!

Gelobt sei Gott, der mir nach einem Harren von 351 langen Tagen endlich die unbeschreibliche Freude zuteil werden ließ, wieder einmal einen Brief von Dir zu erhalten. Am 31. Januar 1837 empfing ich Dein Schreiben Nro 19 ⟨18⟩ und am 17. Januar 1838 das mit Nro 29 ⟨28⟩. Von 10 Briefen erhielt ich also nur einen! . . .

Mit alter herzlichster Liebe küßt Dich zärtlich

Dein treuer Vater L. Gundert

Ich hatte im Sinne, diesen Brief über Marseille gehen zu lassen; weil ich aber über Deine häuslichen Verhältnisse gar nichts weiß, nicht einmal recht, ob Du bei Mr. Groves bist, so gebe ich diesen Brief dem lieben Hörnle mit, daß er ihn von Dharwar aus oder doch durch Mögling befördere.« (AG 17.1.38). Zwischen dem letzten Brief, der beim Vater ankam, und dem ersten, den Hermann Gundert danach erhielt, waren also fast zwei Jahre vergangen.

Auf diesen Brief antwortete Hermann Gundert mit einem langen Schreiben, das den Poststempel vom 10. Februar 1839 trägt und in dem er versuchte, die wichtigsten Vorkommnisse zusammenzufassen: »Ich habe diesmal das Vergnügen, zwei eurer Briefe zur Beantwortung vor mir zu haben. Der eine ⟨(21. Februar 38)⟩ ist beinahe ein Jahr alt, kam – nicht durch Hörnle, dem Du ihn übergabst,

sondern durch die fünf Brüder [Supper, Sutter, Hiller, Essig, Dehlinger] 15. Januar hier an. Der andere ist vom 7. November 1838, nach welchem Du meine Briefe noch nicht erhalten hast . . . Da der liebe Vater im Brief vom 21. Februar 1838 mir sagt, er habe zwischen Nro 18 . . . bis 29 nichts erhalten, habe ich gerade an Chapman darüber geschrieben. Alle diese Briefe waren volle Bogen wie dieser und großenteils fürs Missionsblatt bestimmte Auszüge aus handschriftlichen Nachrichten, z.B. über die Karenen oder selbst Erlebtes. Ihr Verlust tut mir darum für euch um so mehr weh, als ich kein anderes Tagebuch in jener Zeit hielt, um euch das Erlebte genauer zu wiederholen.« (GM 10.2.39).

Die weiteren Zeilen zeugen von Gunderts gutem Gedächtnis und der Fähigkeit, Begebenheiten kurz und knapp zu schildern, ohne das Wesentliche zu vergessen: »Ich fange nach XVIII kurz zu wiederholen an. 17. August 1836 in Madurai bei den amerikanischen Missionaren und die große Pagode gesehen. 21. August, morgens, Sonntag, in Sinduponturei angelangt, Lechler war der erste, den ich sah. Dann viel Verhandlung über Vorgefallenes. Am 3. September wohnte ich der ersten monatlichen Versammlung der Katechisten bei und schickte XIX ab. Am 5. hörte ich einen Eingeborenen Petrus über Johannes 16,33 predigen und verstand schon etwas. Am 9. September erhielt ich den ersten unangenehmen Brief von Groves, worin er mir vorwarf, mich zu schnell auf die Seite der Deutschen geworfen zu haben, und sich ärgerlich anließ, weil ich an dem kommandierenden Ton seiner Briefe an Rhenius etwas auszusetzen fand

(ich hatte geschrieben: »Wenn alle Kontribuenten Rhenius auf gleiche Weise ihre Ansichten aufdringen, wird er den Austausch eines Herrn gegen so viele Meister bedauern müssen, oder dergleichen«). Während nun Lechler – von Groves abgeschreckt – dennoch nach Madras ging, um sich zu verheiraten (mit meiner Frau oder ihrer Freundin, die nachher, von Krankheit genötigt, zurück mußte), machte ich Ende September mit Schaffter die erste Reise ins Land hinaus, gegen Westen, sah die Schulen und Gemeinden, lernte mehr und mehr Tamil verstehen, wenn ich auch nicht bald sprechen konnte. Indessen hatte Groves mit seiner Profession in Madras eine splendide Zeit, ans Missionieren-Anfangen kam's aber nicht, und die Schweizer Schwestern hatten harte Not, bis sie nur ihre Schule anfangen konnten. Um so mehr machten die Grovesschen Pläne, mich von Palayankottai nach Madras zu berufen.« (Ebd.).

Welch innere Kämpfe Gundert durchlebt hatte, als er über lange Zeit hin keine Nachricht von zu Hause erhielt, drückte er in einem Brief von Chittoor selbst aus: »Mit schwerem Herzen sende ich einen neuen Brief aufs Ungewisse nach Westen. Am 16. März [1838] hatte ich Nro XXXII über Bombay abgeschickt, wollte zwei Monate länger auf Briefe warten. Noch ist keiner gekommen. Es ist nun schon der 16. oder 17. Brief, den ich so hinschreibe, ohne Antworten zu erhalten. Dadurch wird es mir zur betrübtesten Arbeit. In der anderen Arbeit vergesse ich meine Abgeschlossenheit oft, im Briefschreiben aber, wo ich die innere Einheit mit euch fühlen muß und den Gedanken an euch nicht verbannen kann, da möchte mir oft das ganze Herz ausbrechen und sich übers Papier hinschütten. Wenn nicht der Herr in der obersten Verwaltung beteiligt wäre, würde ich sagen können – es ist grausam, es ist mehr als englische Kälte. So aber muß ich mich eben dämpfen und der Lösung des Rätsels entgegensehen. Ihr habt's wohl kaum je erfahren, was es heißt, so ganz allein auf exotischen Boden versetzt zu sein und aller der Anspornungen, Tröstungen, Erfrischungen der Heimat zu entbehren. Ich lerne darunter, wie ich so gar nichts bin, aber die Lektion ist bitter – mit Jona möchte ich wohl manchmal sagen – ich tue recht, Sterben statt Leben zu wählen. – Nun lernet von diesen Worten, wenn sie je euch zukommen, daß das Menschenherz überall dasselbe bleibt, daß aber der Teufel durch Unglauben besonders über Einsame Macht hat. Ihr sagt vielleicht: Du mußt eben dem Teufel widerstehen – welches sehr wahr ist –, aber zum Widerstehen gehört Kraft – helfet ihr auch in eurem Teile, daß die nicht durch übergroße Prüfung völlig verspendet werde.« (GM 29.4.38).

Allein und bedrückt von der Sorge, was er tun sollte, überließ er sich in Chittoor ganz Gottes Führung. An Ostern 1838 trug er in sein Tagebuch ein: »Der Herr öffnete mir am Morgen meinen Mund, das Wunder seiner Auferstehung zu verkündigen.« (TM 15.4.38). Den Eintrag schloß er mit dem Gebet: »Herr, du kennest und erfährest mein Herz, gib mir ein neues festes Herz, das Tod und Leben, Gut und Bös richtet durch Riechen in die Furcht des Herrn, ein Herz, das einfache ewige Pfade wählt und der Trüglichkeit des Zeitbaren sich in Jesus entzieht. Mit dir bin ich doch auferstanden und in himmlische Plätze versetzt – warum beengen mich denn die Glieder hier auf Erden noch so. Aber du willst mich Mitleid lehren, auch mit der, der ich meinem Leib und Seelenwesen nach so sehr zuwider bin! Lehre mich's!« (Ebd.). Und der Knoten löste sich wie damals, als Gundert im August 1836 allein von Madras nach Sinduponturei geschickt worden war.

Gundert wurde im Herbst 1838 von den Basler Missionaren freundlich aufgenommen. Die Aufnahme durch das Basler Missionskomitee erfolgte einige Monate später. Gunderts Vater erfuhr dies und das Vorhaben der Schweizer Bibelgesellschaft in einem Schreiben des Inspektors Wilhelm Hoffmann, bevor die Kunde nach Indien kam. Nun war auch der Boden geebnet für eine kanaresische und Malayalam-Bibelübersetzung durch die Basler Missionare. Hoffmann schrieb, nachdem er das Inspektorenamt am 23. Mai 1839 übernommen hatte, Ende Juli an den Vater Gunderts:

»Teurer Freund in dem Herrn!

Sie verzeihen es wohl einem mit einer Masse von Geschäften, von schmerzlichen Ereignissen, von manchfaltigen Besorgungen umwickelten armen Anfänger, wenn er eine Pflicht spät erfüllt, die er hätte schon vor sechs Wochen erfüllen sollen, nämlich Ihnen anzuzeigen, daß Ihr lieber Hermann von uns mit Freuden unter die Zahl unserer Brüder aufgenommen worden ist. Weiteres als diese einfache Aufnahme konnte leider! seit ich hier bin, für die indische Mission, der er angehört, nicht geschehen, indem wir mit den nächsten Fragen der Existenz so sehr beschäftigt waren, daß wir inzwischen

mit den Verhandlungen über die Ausdehnung des gesegneten Werks in Indien warten mußten. Jetzt aber werden Sie bald weitere Nachrichten bekommen, wenn der Herr Gnade gibt, die Sache in seinem Namen kräftig anzufassen. Die hiesige Bibelgesellschaft hat sich entschlossen, das deutsche Missionsfeld der hiesigen Gesellschaft zu ihrem Bibelverbreitungsgebiet zu machen, weil in der Christenheit noch immer genug geschieht und die Bibel fast im Wert sinkt, seit sie so wohlfeil zu haben ist. Ein schönes Beispiel für die Bibelgesellschaften des Kontinents, die sich bis jetzt noch so wenig hinausgewagt haben.

Mit den herzlichsten Grüßen der Liebe auch an Ihre liebe Gattin

Ihr treu ergebener
W. Hoffmann« (AG 30.7.39).

Basel d. 30 Jul. 1839

Theurer Freund in dem Herrn!

Ihr treu ergebener

W. Hoffmann

Beim Felsenkopf

Beim Abschied von Palayankottai war Gundert von Missionar Schaffter beauftragt worden, den Katechisten Michael auf der Plantage Anjarakandy zu besuchen. Deshalb bat Gundert die Stationskonferenz in Mangalore um Erlaubnis, diesen Besuch machen zu dürfen. Am 24. Januar 1839 fuhr er in einem Pattimar ab und erreichte nach 23 Stunden Fahrt Cannanore, wo er bei Postmeister West wohnte. Dieser war früher »Hilfsarbeiter bei Rhenius, da sein Vater als Oberst in Tirunelveli kommandierte. Nachher wollte er Missionar werden, Griechisch und Hebräisch aber schreckten ihn ab.« (GB 24.1.–10.2.39). West stellte Gundert verschiedenen Leuten vor. Diese wünschten »sehr, einen Missionar in ihrer Mitte zu haben.« (Ebd.).
Nach der Sonntagspredigt wurde der Katechist Michael Gundert vorgestellt. Er erzählte seine Geschichte und die Anjarakandys: Vor etwa fünfzig Jahren »hatte ein Europäer Brown in Gemeinschaft mit der Regierung eine Pfefferplantage in Anjarakandy zur Probe angefangen und nach der Sitte der Malabarküste Sklaven zusammengekauft, sie zu betreiben. Diese Sklaven sind die niedrigste Kaste (weit unter Parayern), die Atmosphäre ihrer Unreinigkeit reicht vierzig Fuß weit. Jeder Hindu, der auf so weit ihnen nahe kommt, muß sich baden, ehe er zum Essen geht. Neuerer Zeit soll man sie nimmer Sklaven heißen, sie erhalten Arbeitslohn (d.h. genug fürs Leben), aber die *tiefste* Unterwürfigkeit gegen ihre Herren ist verlangt, und durch Schläge, Lohnentziehung und andere Strafen abgepreßt. Vom Kind an, das Laufen gelernt hat, bis zum ältesten Greis – jedes hat seine Arbeit zugemessen. Ehe findet im Grunde nicht statt. Der alte Brown hatte mit Sklavinnen Söhne gezeugt, war dann aber nach Europa gegangen, hatte eine Engländerin geheiratet, bekam von ihr einen wohlbegabten Sohn, den gegenwärtigen Besitzer. Er ist wie der Vater ungläubig, doch ist er als Gentleman geachtet, und um die Sklaven aus ihrem Elend etwas gesitteter und klüger zu machen, wünschte er das Christentum unter sie zu bringen. Er hatte von der Metamorphose der Tirunelveli *low cast* [niedere Kaste] durch Rhenius gehört, diesen bat er um einen Katechisten. Rhenius legte die Aufforderung den versammelten Katechisten vor; Michael, bekehrter Katholik, fester, umsichtiger Charakter – nahm den Auftrag nach langem Bedenken an und machte sich mit seiner Familie auf den Weg (Ostern 35).« (Ebd.).
Gundert besuchte Familien und besah sich die Umgebung Cannanores. In den Morgenstunden des 30. Januar 1839 ritt Gundert hinüber zu dem fünf bis sechs Stunden entfernten »Tellicherry (*Talei* – Kopf, *tscheri* – Zusammenwohnen, d.h. Dorf, Stadt. So benannt, weil ein Felsen wie ein Kopf sich ins Meer erstreckt – rings kleine Inseln und Felsen).« (GM 10.2.39). Die heutige Schreibweise ist *Thalassery* und kommt dem Malayalambestand am nächsten. Thalassery liegt auf und zwischen sieben Hügeln, die von sieben Flüssen umspült werden. Wasser, Kokospalmen, Blütenbäume, Fischerboote und der offene Blick über die niederen Felsen hinaus aufs Arabische Meer kennzeichnen die Landschaft (1971 lebten dort 69 000 Menschen. Davon waren knapp 40 000 Hindus, 26 000 Moslems und 3000 Christen – Auskunft der Stadtverwaltung Thalassery vom 20.9.1990.)
In Thalassery hatte sich Gundert bei Richter Anderson angemeldet. Von ihm und seiner Frau wurde er freundlich aufgenommen: »Von hier aus zeigte ich dem Herrn Brown an, daß ich durch Schaffter von ihren philantropischen [menschenfreundlichen] Absichten über die Sklaven unterrichtet [wäre], sie in Anjarakandy zu sehen, über den Katechisten ihr Zeugnis zu hören und über die Verbesserung des Zustands der Sklaven mit ihnen mich besprechen möchte. Ich nehme mir die Freiheit, uneingeladen hinauszukommen, da ich, an Wanderleben gewöhnt, keine Vorbereitungen für meine Aufnahme erwarte. Auf dieses Billett kam in der Nacht eine Antwort von dem eilig zurückgekehrten Herrn Brown, daß er mir sehr verbunden sei, daß ich aber nicht ohne ihn gehen könnte, und daß er noch etliche Tage in Thalassery Geschäft habe.« (Ebd.; vgl. Abbildung S. 78f.).
Da Gundert sein Ziel möglichst schnell erreichen wollte, stattete er Herrn Brown am folgenden Tag einen Besuch ab. Brown überzeugte Gundert, länger zu bleiben. Dies machte sich Gundert zunutze »und knüpfte Bekanntschaft mit dortigen Christen und Eingeborenen, die nach der Taufe verlangen, an. Die hatten ein Gerücht gehört, als ob ich komme, mich bei ihnen niederzulassen, und waren sehr betrübt, als ich sagte, dies gehe nicht an.« (Ebd.). Zum Wochenende hin erklärte sich Brown bereit, Gundert mit hinauszunehmen: »Am 2. Februar (Samstag abend) ließ mir's der Herr gelin-

Tellicherry
30th Jany 1839
7 P.M.

My dear Sir

I am just arrived from the Country and received your note of this day. I shall be happy to see you at Anjara-kandy, and talk with you on the subject of converting those low cast labourers. The Catechist employed there has made some progress in teaching to read and write Malabar; and of explaining the Holy Gospel.

As I have a couple days business here would it suit you to wait that time-

»My dear Sir
I am just arrived from the country and received your note of this day. I shall be happy to see you at Anjarakandy and talk with you on the subject of converting those low cast labourers. The Catechist employed there has made some progress in teaching to read and write Malabar; and of explaining the Holy Gospel.
As I have a couple days business here, would it suit you to wait that time. If not, I will send direction to prepare for your reception
I remain
Very Sincerely Yours
J. Brown«

[Sehr geehrter Herr
Gerade kam ich vom Land hier an und erhielt Ihre heutige Notiz. Ich freue mich, Sie in Anjarakandy zu sehen und mit Ihnen über die Frage der Bekehrung jener niederkastigen Arbeiter zu sprechen. Der dort beschäftigte Katechist machte einigen Fortschritt beim Unterrichten von Malayalam-Lesen und -Schreiben und im Erklären des Evangeliums.
Da ich einige Tage Geschäfte hier zu besorgen habe, würde es Ihnen passen, solange zu warten?

Wenn nicht, will ich Anweisung geben, Ihren Empfang vorzubereiten.
Ich verbleibe
mit freundlichen Grüßen
J. Brown]
(AG 30.1.39).

gen, mit Herrn Brown auf seine Plantage zu gehen (zehn englische Meilen landeinwärts). Der Weg führt durch ein Eden voll aller Arten von Palmen, von Pfeffer, Zimt, Muskatnüssen etc. Um sechs Uhr langten wir am Wohnhaus an, das am Fluß liegt. Gegen hundert Sklaven standen wartend am Ufer; unter ihnen der Katechist, den Herr Brown mir vorstellte, und dann der andere Herr Brown.« (Ebd.)
Gundert machte einen so guten Eindruck auf die beiden Herren Brown und den mitgereisten Verwandten Silva, einen indoportugiesischen Kaufmann, daß sie ihn am Abend nicht abreisen lassen wollten. Die Kinder drängten sich um ihn. Er begann, sie während des Auf- und Abgehens zu examinieren und war über das Wissen der Kinder erstaunt, denn Michael hatte ihm in Cannanore von der ständigen Verkürzung der Unterrichtsstunden gesagt: »Die Schulstunden wurden von drei auf zwei, von zwei auf eineinhalb, von eineinhalb zuletzt auf die Mittagsstunde von zwölf bis ein Uhr beschränkt, die Arbeit in der übrigen Zeit noch drückender geschärft.« (Ebd.)
Gundert hielt seine erste Predigt in Anjarakandy! Er sprach über die Wiedergeburt: »Ein indischer König, der als Brahmane wiedergeboren werden wollte, hatte auf Bereden der Brahmanen eine riesige goldüberzogene Kuh fertigen lassen, in die er, nachdem sie von den Brahmanen eingeweiht war, zum Maul hineinschlüpfte; jedoch nachdem er hinten herausgekrochen, die Kuh den Brahmanen verteilt hatte, wollte keiner derselben mit ihm essen, erkannten ihn also nicht als gleiche Kaste an. Ich sagte, sie, die Sklaven, seien zur Königs- und Priester-Kaste, zur Bruderschaft mit Jesus berufen, und Jesus werde sich, wenn sie seinen Samen in sich aufnehmen und zum engen Türlein durchschlüpfen, nicht schämen, zumal mit allen Heiligen auch sie zu seinem ewigen Nachtmahl zu laden. Zeigte, wie nichts Äußeres Wiedergeburt sei, sondern ein Same, der im inwendigen Menschen zu Leben, Wachstum und Früchten seiner Art kommt.« (Ebd.). Gundert predigte in Tamil, und Michael übersetzte ins Malayalam.
Die englische Predigt, um die er gebeten worden war, mußte jedoch ausfallen. Denn als Gundert ins Haus kam, »war keine Rede von Sonntag, nichts als Rupie zählen, kaufen und verkaufen der geernteten Vorräte etc. Am Essen hieß es, das Werk sei noch nicht alles getan, also erneuertes Rupiegeklapper, Betrunkenheit derer, die bezahlt waren, Fluchen, Schimpfen, Streiten auf allen Seiten. Die Herren hielten es für unschuldige Ergötzung.« (Ebd.) Deshalb zog Gundert vor, wegzugehen und den Katechisten Michael aufzusuchen: »Er war zum Sklavendorf gegangen, dort fand ich ihn unter einem Vordach im Gespräch mit etwa zehn Sklaven anderer Herren, die vier Meilen weit herbeigekommen waren, ihrer Gewohnheit nach, das Evangelium von der Liebe zu hören. Da hatten wir noch langes Gespräch und Gebet in der Straße.« (Ebd.).
Gundert ging noch mit Michael in dessen Haus.
Am Abend machte er mit einem der Herren Brown einen Abendspaziergang und verließ am andern Morgen die Plantage. In Cannanore fand er Briefe von Mangalore vor, die ihn sehr erfreuten.

Julies Liebesbrief

Nach den langen Monaten der Reise und der Anfangszeit in Mangalore war Julie Gundert in der Basler Mission heimisch geworden. Sie war verliebt, ohne dabei ihre Berufung als Missionarin aus dem Auge zu verlieren. Sie schrieb ihrem Mann nach seiner Abreise den ersten Brief auf Französisch: »Heute morgen, nach Deiner Abreise, am Donnerstag, dem 24. Januar, legte ich mich wieder hin und wartete auf den Tagesanbruch. Ich war ziemlich glücklich, da ich sicher war, daß unser guter Gott bei Dir war. Abends bat mich Herr Mögling, mit ihm spazierenzugehen. Da ich Zahnschmerzen hatte, konnte ich glücklicherweise absagen und zog mich in mein Zimmer zurück, ich hatte zarte, verbotene Gedanken. Ich hatte wirklich Zahnschmerzen, aber das größte Leiden war in meinem armen Herzen. Ich kann Dir diesen Schmerz nicht beschreiben, es scheint mir, als ob ein Teil von mir weggegangen wäre. Ich hoffe, daß Gott mir bald helfen wird, diese schmerzende Leere zu füllen. Diese Leere zwingt mich, nach unserem himmlischen Vater zu rufen, wie ein kleines Kind beim Laufen nach seiner Mutter ruft und sie um Hilfe vor einer Gefahr bittet. Ich höre, wie Du mir sagst: Ich freue mich, wenn Du nach Gott rufst, aber ich muß es wiederholen.
Freitag, den 25. Januar. Ich hoffe, daß Du nicht mehr auf dem Schiff bist, jedoch wird es dauern, bis ich einen Brief von Dir bekomme. Viele Gedanken über meinen Geliebten fallen mir ein. »Mein Geliebter«, kaum wage ich dieses schöne Wort zu schreiben. Es scheint, als ob Du mir zuflüstern würdest: Oh, Du Kleingläubige! Ich hatte eine relativ gute Nacht. Heute morgen war ein Teil meines Gesichts ziemlich geschwollen, so daß ich wenig Schmerzen hatte.
Du hast vergessen, die Arznei für diesen Tamilmann zu geben. Wenn Du mir die verschiedenen Ingredienzen mitteilen würdest, würde ich versuchen, diese Arznei so gut wie möglich herzustellen. Wenn mein armes Herz traurig ist, kann ich meine Tränen nicht zurückhalten, und sie rinnen über mein Gesicht, aber ich versichere Dir, daß niemand sie sieht. Ich weiß, es ist kleinlich von mir, während Du das Gotteswerk ausführst. Darum hoffe ich sehr, daß ich bald nicht mehr auf mein Herz, sondern auf meinen Geist hören werde. Ich werde beten, so daß Dein Werk reichlich gesegnet wird und Du dieses Werk in Frieden und Freude erledigen kannst.
Abends. Ich bin froh, Dir zu erzählen, daß ich wieder Ruhe in meinem Geist gefunden habe und freue mich, Dir, mein Geistlicher und Doktor, zu sagen, daß ich ein paar Wörter in Kanaresisch bei den Jungen beim Säen gelernt habe. Frau Palmer besuchte mich und lud mich ein, aber ich antwortete, daß ich lieber wie eine Witwe bis zur Rückkehr meines Herrn zu Hause bliebe. Der Major kam auch, um Dich zu sehen.
Alle Leute sind sehr nett zu mir, besonders Herr Mögling. Meiner Meinung nach sind Herr Essig und Dehlinger die nettesten von den neuen Brüdern. Vielleicht werde ich am Samstag einen Brief erhalten: Oh Lieber! Obwohl ich nicht wert bin, schnell einen Brief zu bekommen, flehe ich Dich an, laß mich nicht zu lange warten.
Samstag früh (den 26.), ein Brief von meinem Geliebten hat viel Freude in mein Herz gebracht und mich gleichzeitig betrübt. Ich muß zugeben, es ist mir peinlich, daß meine Erscheinungen Dich verwirren. Auf keinen Fall möchte ich eine Last für Dich sein. Ich versichere Dir, daß ich mich Gottes Gnade unwürdig fühle und daß ich das Leid, die Unruhe, die Angst, falls vorhanden, auf mich nehmen will. Du sollst glücklich, fröhlich sein und mich vergessen, falls ich eine Last für Dich wäre. Du weißt, wie ich die Zärtlichkeiten schätze, aber sei sicher, durch den Geist erfahre ich, wie unwürdig ich bin und wie dankbar ich bin für das kleinste Liebeszeichen. . .
Heute ist der vierte Tag Deiner Abwesenheit. Sieben Tage von dreißig, von einem Monat, sind nicht viel, obwohl mir alles sehr lange erscheint. Wenn sieben Tage vorbei sind, hoffe ich, daß ein Viertel der Zeit vergangen ist. Oh, könnte ich auch lernen, wie man die Zeit für die Rückkehr des Gatten meiner Seele zählt und auch durch Stöhnen sein Wiederkommen beschleunigt. Vor Deiner Abfahrt habe ich schon geahnt, daß ich sehr traurig sein werde, aber es ist noch schlimmer. Oh Gott! Mach mir die Freude, meinen Geliebten noch einmal zu sehen. Wie Du weißt, will ich nicht nur an Deiner Seite leben, sondern in Deinem Haus sein, Dich einmal am Tag sehen, morgens beim Aufwachen Deine Hand fühlen, wie die von einem guten Freund. Ich höre Dich sagen (wie ich es auch mir selber sage), warum ist Gott nicht all dies für Dich? Ich glaube, er war vor meiner Heirat alles für mich.

Wenn jemand eine Trennung nicht vertragen konnte, habe ich das früher als eine Schwäche und Mangel an Glauben betrachtet. Jetzt muß ich meine eigene Schwäche sehen. Sie ist größer als die Schwäche der Leute, die ich verurteilte. Vielleicht will mich Gott nun für meine Verachtung strafen, ich muß gegen dieses Gefühl kämpfen. Es kommt oft vor, daß wir dieselben Umstände erleben müssen, die andere vorher ohne unser Mitleid durchleben mußten. . .
Habe Mitleid mit Deiner armen Frau, schreibe ihr, und seien es nur wenige Zeilen. Ich verlange nicht, daß Du Deine Pflichten vernachlässigst, um mir einen langen Brief zu schreiben. Aber gib mir nur ein kleines Zeichen der Freundschaft, bete für mich. Ich hoffe, daß Du nie betest, ohne mich in Dein Gebet einzuschließen.
Deine Dich liebende Julie G.« (GM 24.–27.1.39).

Das unglaubliche Angebot

Als Gundert nach Mangalore kam und über seine Reise berichtete, schrieb Mögling sofort nach Basel mit der Bitte ans Missionskomitee, in Malabar eine Missionsstation einzurichten. Bis von dort Antwort kommen konnte, hatten sich die Ereignisse derart überstürzt, daß die Missionare in Mangalore selbst entschieden, die Arbeit in Malabar anzufangen. Gundert trug Ende Februar in sein Tagebuch ein: »Mittwoch, 27. T. L. Strange bietet sein Haus in Thalassery an. Meeting [Sitzung].« Das Angebot war an die Bedingung geknüpft, dort eine Missionsstation zu eröffnen (vgl. CT 65). Das Ergebnis der Beratung teilte Gundert seinen Eltern Mitte März mit: »Am 27. Februar . . . erhalten wir einen Brief von Strange, Richter in Thalassery, worin er sein Haus unserer Mission zum Geschenk vermacht. Es wird nun wohl bald entschieden sein, daß ich mit Br. Dehlinger dort eine Malayalam-Mission anfangen solle.« (GM Mitte März 39).
Gundert wurde Ende März nach Illikunnu geschickt, um das Anwesen zu besichtigen und für die Mission in Besitz zu nehmen. Die Zustände, die er antraf, waren nicht sehr ermutigend, dafür aber war das Haus und das Inventar so schön, daß er es kaum fassen konnte: »Als ich am Donnerstag (21. März) um zwei Uhr gelandet war, ging ich sofort zum Haus (beinahe eine dreiviertel Stunde). Nur schwer konnte ich den betrunkenen Gärtner, der nach dem Anwesen sieht, dazu bewegen, die Terrassen des Dharmaberges (das ist der Name, den die Leute dem Haus Stranges gaben) herunterzukommen, um mich im Boot über die schmale Meeresbucht zu bringen, die das Haus von den anderen Siedlungen Thalasserys trennt. Ich sah viele Diener, kein Wunder: Als ich eintrat – wen anderes sollte ich auf einer unserer Couchen liegen finden als unseren alten Freund West. Major Law war einige Tage zuvor gegangen, und, befremdend zu sagen, während er und seine Frau im Boot nach Kochi fuhren, ließen sie einen Herrn Brecher (ich weiß nicht, ob ich ihn richtig schreibe) mit seiner Frau zurück, beide Europäer, er früher Schreiber und Lehrer auf den Bergen, und mit der ganzen Familie und Laws einzigem zurückgebliebenem Baby (die zwei anderen Kinder sandte er mit Harris nach Europa) im Haus, um auf seine Rückkehr zu warten. West, der mit seiner Frau und Frau Wilton, der Frau eines Offiziers in Cannanore, eine oder zwei Wochen zur Luftveränderung in Mahe verbracht hatte, war auf seiner Rückkehr auch ins Haus gekommen, und so fand ich keinen Raum frei. . . Sie räumten schnell das Zimmer HG für mich, und hier saß ich ganz bequem und da speiste ich angenehm und trank Tee mit ihnen. Das ganze Haus ist voll von Möbeln und wertvollen Büchern, für die neue Missionsstation zurückgelassen! Ich war ganz verwirrt und mußte eine ernste Miene machen, um nicht meine Verwunderung über alle diese Dinge zu verraten. Ich kam mir selbst wie einer, der soeben zum Ritter geschlagen wurde, vor und konnte das alles noch nicht fassen. Aber die künftigen Versuchungen lassen es mich vielleicht verstehen. . .
Die Ausgaben fürs Bauen des Hauses und die Gestaltung des Berges in seine jetzige Form mit Terrassen, durch den roten Stein geschnittene Straßen, Mangobäume von Bombay, Wasserläufe mittels eines großen Rades, hundert Fuß tiefe Kalksteinbrunnen usw., können nicht unter 15 000 Rs liegen. Über die Möbel will ich noch nichts sagen, außer, daß es sehr viel zu sein scheint, sogar Lampen, Teller, Wein usw. – alles für unseren Gebrauch zurückgelassen (aber ein gewisser Freund wird sagen – »außer Sie ziehen vor, es mir zu überlassen«). Die Nebengebäude, Ställe usw., alle aus rotem Stein und Kalkstein, könnten leicht in Schulen und selbst in Wohnräume verwandelt werden. Das Haus selbst scheint für vier unverheiratete Missionare auszureichen, oder für einen ver-

heirateten, zwei unverheiratete. Die Mädchen unterzubringen, ist dann schwierig. – Mit S. werde ich nichts abwickeln, ohne daß West und der Butler dabei sind, und zu guter letzt muß ich vielleicht die Ratschläge der Gentlemen einholen. Aber ich halte es für höchst notwendig, das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist, und es würde mir auch nichts ausmachen, hier zu bleiben, bis meine Frau und Bruder Dehlinger kommen, und dann könnte ich immer noch eine Weile zur Konferenz hinaufkommen. Aber sicherlich kann nichts von dem, was Gott für uns bestimmt hat, verlorengehen. Deshalb will ich auch nicht begierig auf Sattel und Zaumzeug sein, nachdem uns das schöne junge Rennpferd gegeben wurde. Möge nun, liebe Brüder, der Herr uns befähigen, den guten Lauf zu laufen in der kurzen Zeit, die wir hier sind. Ich fühle mich mehr denn je als Fremder und Gast, weil ich mich – bei aller Freude – beinahe fürchte, dies und jenes zu berühren, als gehörte es eine Weile mir, denn ich fürchte, ich sei ein schlechter Haushalter, und der Herr könne schließlich fragen: Ich habe alles so schön für dich vorbereitet – und was hast du daraus gemacht? Heute verbrachte ich einige Stunden kläglich, indem ich mich mit den schönen Büchern, Reisen aus neuester Zeit usw. ablenkte. Der liebe West sagte: »Wir wollen eine kleine Auswahl treffen, und dann ein Feuer!« Dem entgegnete ich: »Halt ein bißchen ein! Schreibe mir einige deiner Gedanken über all diese kleinen Dinge!«« (GM 23.3.39).

Nach seiner Rückkehr nach Mangalore berichtete Gundert der Generalkonferenz. Bei dieser Konferenz waren dreizehn Missionare aus Mangalore und Dharwar mit den jeweiligen Nebengebieten vertreten. Den Vorsitz führte Hebich, Gundert schrieb das Protokoll und Missionar Essig archivierte. Auf der ersten Sitzung am 30. März 1839 wurde folgendes verhandelt:

»1. Gründung einer neuen Station in Thalassery.

Schon seit der Ankunft der ersten deutschen Brüder auf der Westküste von Indien sind Anfragen über die Arbeit unter dem Malayalam-Volk an sie gekommen. Von Thalassery besonders ist (November 1836) ein Ruf der protestantischen Eingeborenen an sie ergangen, welche, nachdem sie sich vergeblich an die Bischöfe von Calcutta und Madras um einen Geistlichen gewandt hatten, sie dringend aufforderten, einen aus ihrer Zahl an sie zu senden. Am 21. Februar dieses Jahres hat Herr T. L. Strange, Richter in Malabar, nach vergeblichem Versuch, von der Kirchlichen Missionsgesellschaft einen Arbeiter für Thalassery zu erhalten, sein dortiges Haus mit Zubehör unserer Gesellschaft als Missionshaus angeboten, was seiner schon am 2. März erfolgten Abreise wegen sogleich (27. Februar) angenommen wurde.

Die Generalkonferenz beschließt einstimmig, in Thalassery eine Missionsstation zu gründen:

a) Zwei Brüder sollen auf die Station gesandt werden.

b) Brüder Gundert und Dehlinger sind hierzu ausersehen.

c) Sie sollen sobald als möglich dorthin abgehen.

Zweite Sitzung (1. April)

d) Thalassery wird für Station (nicht Nebenstation) erklärt.

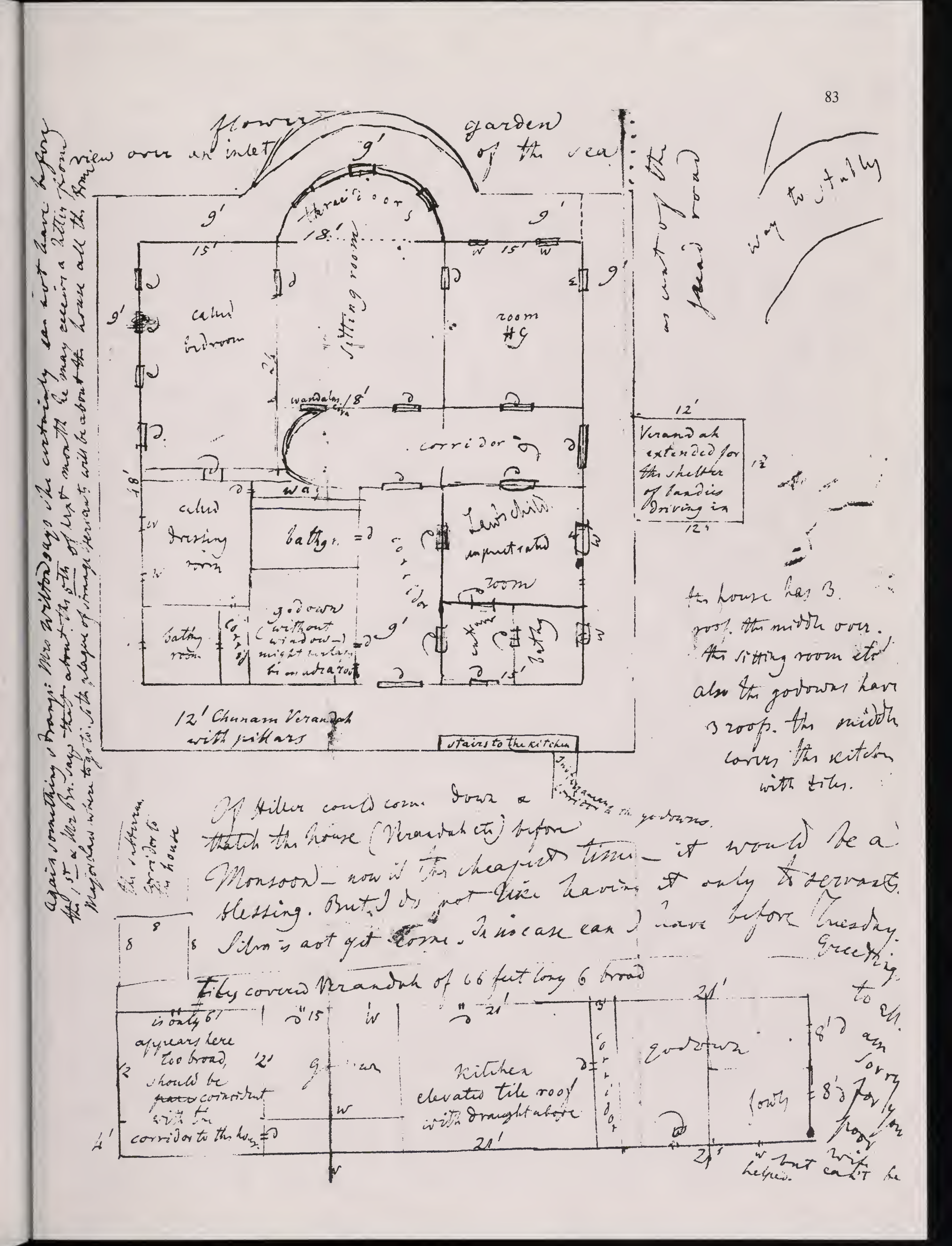
e) Anknüpfung freundlicher Verhältnisse mit den nächsten Malayalam-Stationen wird empfohlen.« (GB, GK 1838/39).

Gundert war zur rechten Zeit nach Mangalore und Thalassery gekommen. Die Ereignisse fügten sich in wunderbarer Weise zusammen, so daß das Werk zügig begonnen werden konnte.

Heimat in Malabar

Auf Illikunnu

Nachdem in Mangalore entschieden worden war, daß Gundert, seine Frau und Missionar Dehlinger nach Thalassery gehen sollten, wurden Kisten gepackt, zum Ankerplatz gebracht und in den Pattimar verstaut. In der Frühe legten sie ab und kamen anderntags in Thalassery an: »Am 12., Freitag abends, langten wir vor Thalassery im Ankerplatz an. Dehlinger ging mit meiner Frau ans Land und in Palankinen dem Haus zu. Ich ordnete das Auspacken der Effekten in fünf kleinen Booten und fuhr im fünften um das Eck herum bis an den Fuß des Missionshügels. Noch vor Einbruch der Nacht hatten wir alles unter Dach gebracht, dann fing es an zu regnen. Wir hatten schon gewaltige Regen, doch soll das alles nichts sein, verglichen mit dem Monsun auf dieser Küste, dessen Anbruch jetzt täglich erwartet wird. – Wir fanden das Haus noch halbbesetzt von Besuchen, die wir nicht gerufen hatten, die auch Streit mit den Dienern hatten.« (GM 7.5.39; vgl. Abbildung).


flower garden
view over an inlet
of the sea
three doors
sitting room
corridor
Verandah extended for the shelter of bandies driving in
bath r.
godown without window
12' Chunam Verandah with pillars
stairs to the kitchen
the house has 3. roof. the middle over. the sitting room etc also the godowns have 3 roof. the middle covers the kitchen with tiles.
Monsoon – now is the cheapest time – it would be a blessing.
Tiles covered Verandah of 66 feet long 6 broad
Kitchen elevated tile roof with draught above
Godown
corridor to the house

Gleich am nächsten Tag trafen sich die Neuankömmlinge zur ersten Stationskonferenz auf Illikunnu:
»Beschlossen:
1. Bruder Gundert soll Stations-Vorsteher und Bibliothekar sein.
2. Br. Dehlinger soll Stations-Protokollführer, Archivar und Stationskassier sein.
3. Geschwister Gundert führen die Haushaltung.« (TM 13.4.39).
Über das erste Wochenende besuchten sie die nahegelegene Stadt Thalassery (vgl. Abbildung) und englische Missionsfreunde. Am Sonntag gingen sie zur Kirche im Fort: »Sonntag, 14., predigte Kaplan Lugard von Cannanore hier. Ich ging mit Dehlinger, ihn zu hören (ein weiter Weg, da die Kirche im Fort ist). Er wünscht, daß ich in seiner Abwesenheit Englisch predige unter der Bedingung, daß ich die Liturgie lese und nur ein Pult, nicht seine Kanzel betrete. Auch so bin ich noch froh daran, unserer besonderen Umstände wegen, die hier mehr Verkehr mit den Gentlemen fordern als sonst.« (GM 7.5.39).
Anfangs der Woche setzte Gundert seine Besuche fort, war jedoch schon bald mit Hausarbeit beschäftigt, da Dehlinger ernstlich erkrankte und Mögling zu Besuch kam. Außerdem hatte es Familienzuwachs gegeben: »Ich machte im Anfang der Woche meine Visiten, Mittwoch, 17., kam ich von einer beschwerlichen zu Vaughan (eine Stunde Wegs Reiten in der Mittagssonne) halbkrank zurück – da hatte gerade meine Frau die ersten Hauseinrichtungen vollendet und fühlte sich ungewöhnlich matt. Wir hatten eine schlaflose Nacht, morgens drei Uhr ließen sich die Wehen nicht mehr verkennen, so schrieb ich an den Doktor – etwas in Furcht, da wir erst Anfang Mai ihre Niederkunft erwarteten. Doch ging alles den regelmäßigen Verlauf, nur hart und langsam. Neun Uhr morgens (18.) machte mein Erstgeborener seine Erscheinung in dieser Welt. Der Doktor, ein fahriges Mäntle, wisperte mir zu, das Kind sei tot – aber meinen Seufzer zum Herrn unterbrach sein kräftiges – mir höchst musikalisches – Geschrei.« (GM 7.5.39).
Schon nach wenigen Tagen war klar, daß Dehlinger seiner Gesundheit wegen Illikunnu verlassen mußte. Mit Mögling zusammen reiste er zurück nach Mangalore und von da aus weiter nach Dharwar: »Als sie jedoch das Erlernen der Malayalam-Sprache, worin beide in Mangalore einen Anfang gemacht hatten, sich mit Ernst zur Hauptaufgabe vorsetzten, gefiel es dem Herrn, Br. Dehlinger durch eine langwierige Diarrhöe, die jetzt in Ruhr überging, von dem Pult weg ins Bett zu nötigen. Nachdem Br. Mögling (zur Taufe eines dem Br. Gundert am 18. April geborenen Sohnes) hier am 24. April angelangt war, machte das zusehends verschlimmerte Befinden des kranken Bruders eine Beratung nötig, was unter solchen Umständen getan werden müsse. Der Arzt riet zur schleunigen Reise auf die Nilagiri, ehe der Einbruch des Monsuns alle Wiederherstellung auf dieser Küste unmöglich mache. Da unsererseits von Dharwar Erwähnung getan wurde, hielt er das dortige Klima noch für ratsamer als das der Nilagiri. Infolgedessen machte sich Br. Dehlinger mit Br. Mögling auf den Weg nach Mangalore (4. Mai), wo er den 7. noch immer sehr geschwächt anlangte. Durch diese ernste Fügung ist die neue Station eines Arbeiters beraubt worden, dessen ganzes Herz in diesem Werke war.« (GB 1.6.39).
Beim Erlernen der Sprache stellte Gundert Vergleiche mit dem ihm vertrauten Tamil an und hätte am liebsten nur noch Malayalam gelernt: »Das Malayalam-Lernen geht unter kleinen Unterbrechungen vorwärts. Es ist nicht von Tamil verschieden, außer in Orthographie, Terminationen und Wahl spezieller Bedeutungen aus demselben Sprachschatz, hat aber durch den in Travankor überwiegenden brahmanischen Einfluß sich ungehörig viel Sanskrit aufdringen lassen. Ich möchte Tamil mit unserem mittelalterlichen Deutsch, Malayalam mit dem französierten Deutsch des letzten Jahrhunderts vergleichen. Was mir das Sprechenlernen am leichtesten machen würde, wäre, Tamil nicht mehr zu hören, die Dienerschaft fortzujagen, etc. Das kann ich aber eben nicht und fahre darum jeden Abend in Tamil Bibellesen, Erklären und Beten und Katechisieren fort, habe auch sonntags Tamilpredigt im Hause nachmittags (vormittags Englisch). – Die Katholiken [sind] hier zahlreich, nicht so scheu wie in Mangalore; mit dem Priester hoffe ich bald auf gutem Fuß zu stehen. Er ist Native, aber gereist in Siam und China, spricht auch Tamil.« (GM 7.5.39). Da sich die englische oder Freischule in der Stadt befand, eröffnete Gundert im Mai eine Malayalam-Schule in der Veranda des Bungalows auf Illikunnu, im Sommer das Mädcheninstitut und im Herbst das



Knabeninstitut. Anfang 1840 kam noch die Fortschule hinzu.
Das Abhalten der Gottesdienste war von Anfang an etwas schwierig, da der zuständige englische Kaplan von Cannanore auf die anglikanische Kirchenform bedacht war. Obwohl Gundert nicht einmal ordiniert war, verstanden sich die beiden gut und fanden eine Lösung:
»Auf Verlangen der englischen Beamten ist englischer Gottesdienst am Sonntagvormittag angefangen und seit dem 28. April ohne Unterbrechung fortgesetzt worden. Die den hiesigen Einwohnern gehörige Kapelle ist nicht bischöflich konsekriert, in der Erwartung aber, daß der Bischof dies bald tun werde, hat der Kaplan den Wunsch ausgedrückt, daß die Missionare deutscher Kirche sich statt der Kanzel des Lesepultes bedienen. Der Besuch des Gottesdienstes ist bisher von den Engländern ziemlich regelmäßig eingehalten worden. – Für die Indobriten wird am Donnerstagabend im Hause des obgenannten Herrn Schmidt eine Erbauungsstunde gehalten, wozu sich etwa achtzehn Zuhörer, worunter auch Katholiken, einfinden.« (GB 1.6.39).
Die Frage nach seiner Ordination beantwortete Gundert dem Komitee gegenüber selbst: »Auf die Frage über Ordination habe ich die Antwort zu geben – ich bin nicht ordiniert. Ich scheue mich nicht zu gestehen, daß ich – in Oetingers Sinn – uns mehr für Schulmeister als Apostel ansehe und

gerne bleiben würde, wie ich bin. Eine Ordination vor dem ⟨Her⟩ausgehen wäre mir ohne Zweifel zur großen Stärkung gewesen und vielleicht auch ein entsprechender Akt der Händeauflegung beim Eintritt in den Kreis Ihrer hiesigen Arbeiter oder insbesondere in die Thalassery Station. Ein solcher Akt jetzt kann nur – wie eben die Verhältnisse in den englischen Besitzungen sind – die bisher verrichteten klerischen [priesterlichen] Funktionen aller Grundlage berauben; und mir für meine Person wenig nützen, weil ich wenig davon erwarte. Wenn Sie aber wünschen, mich ordiniert zu wissen, möchte ich den Vorschlag machen, ob nicht der liebe Herr Inspektor von unserer württembergischen Kirchenbehörde ein Ordinationsschreiben für mich auswirken könnte, welches mir als Zeichen des Vertrauens und fortwährenden Zusammenhangs mit der Kirche, in der ich geboren und gesäugt worden bin, wahrhaft schätzbar sein würde.« (GB 20.1.41). Damit ließ er die Angelegenheit auf sich beruhen.

Gundert war inzwischen drei Jahre in Indien. Er hatte viel gesehen, manches erlebt und einen Ort gefunden, an dem er vom ersten Augenblick an daheim war. Sein Rückblick jedenfalls läßt den Schluß zu, daß er das Vergangene abgelegt hatte und sich auf dem Hügel neu orientierte: »Ich bin nun drei Jahre in Indien, und ein Jahr ist herum, seit ich aus der Grovesschen Verbindung trat. Ihr findet mich nun hier in Thalassery, in dem Haus, von Herrn Strange geschenkt, am Körper so gesund – wenn nicht gesünder – als vor vier Jahren, und auch in der Regenzeit unter manchem Wechsel der Witterung, vom Herrn gestärkt, mein Werk zu tun. Auf meinem einsamen Hügelchen ist mir die Hausfrau eine gute Gabe, sie gibt mit dem Sohn und sechs Mädchen (Portugies., Tamil und Malayal.) das stationäre Element des Hauses ab, während ich rechts und links hinaustrabe und bei der Rückkehr allemal versichert bin, trockene Kleider zu finden.« (GM 15.7.39). Die Arbeit nahm ihn völlig in Beschlag.

Trotzdem versuchte er, die Verbindung mit Europa zu halten. Um das Neue verwirklichen zu können, mußte er seinen Ursprung in die ihm zunächst fremde Umgebung übertragen. Die Verbindung mit Deutschland und der Schweiz sah er auch im Inspektor der Basler Mission gegeben. Ihn lud er ein: »Eine Bitte, die viele mit mir im Herzen tragen würden, die aber bisher nur der liebe [Missionar] Hiller, der hier gerade bei uns ministriert, mit Worten ausgesprochen hat, ist des Inhalts: Könnten Sie nicht zum Einstand bei uns einen Besuch machen? In einer Zeit, wo die Arbeiter unserer Gesellschaft über viele Länder verbreitet waren, hätte der Wunsch kaum laut werden können, dazu kannte auch der selige Blumhardt die früheren Arbeiter und ihr Werk vom Anfang an, und es mochte hinreichend erscheinen, nur immer wieder mit Nachdenken und Gebet von Station zu Station zu reisen. Jetzt aber, da wir nach dem Ausdruck eines Engländers eine indische Kolonie zu bilden angefangen, fühlen wir einen rechten Drang, den Herrn um eine innigere und wirksamere Verbindung mit der heimatlichen Kirche zu bitten. Es ist schwer für uns Anfänger, die noch dazu in unseren jeweiligen Lokalitäten und Umständen befangen sind, recht zu schreiben. Und auch für Sie in der Heimat mag es schwierig sein, recht zu lesen. Wir außen können uns kaum mehr recht vorstellen, wie wir zu Hause über Heidenwelt und die Arbeit darin dachten. Doch kommt es uns zuweilen kurios vor, wenn wir uns aufs eine oder andere besinnen. Es ist eine rechte Schande, aber doch muß man es sagen, wir möchten bald lachen, bald heulen, wenn wir an die Vergleichung zurückdenken. Zu Hause waren wir alle in unseren Schranken und wußten so ziemlich unsere Maße – hier aber wird unser Bewußtsein verwirrt durch den neuen weiten Kreis, wo wir, auf eine ziemliche Höhe gestellt, herumschauen und auch – aufwärts – angeschaut werden. Da sollten wir nun in gewissem Sinn Avatarams werden, wörtlich (con)descensiones [Herabgestiegene]. Aber wir wissen es nicht recht anzugreifen, unser Jackett und [unsere] Sprache verrät uns. Die Kluft zwischen den Leuten und uns läßt sich durch Munschiunterredungen, Geldverhandlungen, Dieneranstellungen usw. wohl etwas überstreichen, wird aber bei unserer Lahmheit, [ban]gem Zagen und jungem Zufahren nicht gründlich geheilt, ja kaum recht distinkt erkannt. Wir predigen mit Worten, die ihnen mehr oder weniger barbarisch sind, mit Werken, die für sie kein leserlicher Brief sind. Bis den Leuten Aug und Ohr über uns aufgeht, darf wohl noch mancher Schnitzer an uns untersucht, ja bis aufs schmerzliche sondiert und bloßgestellt werden. Hierzu brauchen wir – wenn der Herr auch so meint – die Gegenwart, wenigstens den Besuch eines Ältesten, um uns selbst mehr zu kennen und

unsere Gesichtszüge mit denen der Kirche, die uns gesandt und trägt, zu vergleichen. Wir wissen kaum mehr recht, welcher Kirche wir sind, kein Symbol bindet uns, keine Kirchensäule mit grauen Haaren.« (GB 19.9.39).
In dem herausragenden Haus mit seinen vielen Einrichtungen fühlte sich Gundert nicht recht wohl. Er war es gewohnt, bescheiden wie die Einheimischen – nicht wie die Kolonialherren – zu leben. Obwohl er seine Bedenken gegen einen Umzug in die Stadt hatte, ließ er den Gedanken weiter reifen: »Wir in Thalassery haben auch Aussicht, aus unserem schönen Haus etwas hinausgedrückt zu werden. Ein pensionierter Kompanie Beamter Baber (früher in Dharwar) hat ein Haus hier, in dem die Andersons (beinahe christliche, jedenfalls sehr dienstfertige Freunde und Nachbarn) lebten. Der hat ihnen aufgekündigt und will hier den Rest seiner Tage zubringen. Wir offerierten ihnen unbesehen – da sie große Not haben, ein Haus zu kriegen – unser Haus zu verleihen und in ein am Bazar gelegenes (portugiesisches) Häuschen zu ziehen. Sie nahmen es nicht an, dachten, Strange würde sich dadurch beleidigt fühlen. Jetzt haben wir Aussicht, daß Harris – seit zwei Monaten in Kochi – wieder hierher als Richter versetzt wird, und da der in Not wäre, ein Logis zu finden, habe ich ihn heute (nach einem vorher von ihm geäußerten Gedanken) eingeladen.« (GM 23.9.39).
An Mögling schrieb Gundert seine Gedanken, in denen auch deutlich wird, daß er sich existentiell damit auseinandersetzte, alleinstehender Missionar im fremden Land zu sein, ohne Aussicht auf einen weiteren Missionar zu haben. Hinzu kam eine Anfrage von Lascelles, der von Chittoor wegversetzt worden war, ob Gundert Hauslehrer für seine Kinder auf den Nilagiri werden möchte. All das bewegte Gundert in seinem Herzen: »Was ich Dir sagen soll, weiß ich kaum. Der Herr, der uns oft in tiefe Wasser bringt, um umso herrlicher herauszuführen, helfe Dir und uns. [Missionar] Sutter wird wohl bald zu euch stoßen und gemeinschaftlich mit euch beraten. Ich glaube, er hat kein Herz hier zu bleiben ohne bestimmten Auftrag der Brüder. Ihn treibt es zur Arbeit, und hier sollte er vorerst noch lernen. Das ist, was er sagt – ohne daß er es aber vielleicht weiß, wirkt auch das mit, daß Du mehr Magnet für ihn hast als ich . . . Bei Dir geht's frischweg voran, ich lasse mich mehr von Umständen leiten. West war bis gestern da, heute der christliche Lieutenant Harvey, der hierher detachiert wird, Harris ist vor zehn Tagen nicht zu erwarten – ich bin umhergetrieben, möchte heute einen Monat lang reisen, um meine Gedanken zu schlichten, dann ein anderes Mal in die Stadt hinein und Haus und Schule stehen lassen, dann zu Lascelles und Tutor, und Mission Mission sein lassen – am letzteren warst Du eigentlich schuld, es ist eine Schande, daß ich den Gedanken sage. Aber so hast Du mich mit entmutigt. Einstweilen schreibe ich frischweg an Strange über seine property [Besitz] und das geschenkte Haus, um damit völlig im reinen zu sein. Wenn ich eben einmal keinen Bruder haben soll, ist es nur um so besser – da ich selbst noch so wetterwendisch bin.« (GM 17.10.39). Gundert blieb sich als Mensch treu mit allen seinen Zweifeln und Unsicherheiten über seinen Missionarsberuf. Er fand zu einem festen inneren Stand, der sich auch positiv nach außen bemerkbar machte. Was er anpackte, neu gründete oder an Altem weiterführte, gelang und blieb von Dauer. Er selbst sah sich dabei immer nur als Werkzeug der Gnade Gottes und war erstaunt darüber, daß alles so gut voranging: »Im ganzen aber will ich doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß ich, der [ich] nichts bin, mit dem, was ich am Herrn habe und von ihm kriege, noch was Rechtes ausrichten kann, nämlich zuerst mich selbst zu besiegen und aller unechten Absichten loszuwerden durch nähere Erkenntnis Christi, und dann auch andere mit diesem Geist einigermaßen zu tingieren [zu benetzen].« (GM 20.10.39).

Beim großen Brotfruchtbaum

Ende Oktober zog Gundert mit der Missionsgemeinde in das Buggysche Haus beim großen Brotfruchtbaum am Marktplatz von Thalassery. Diesen Schritt hatte Gundert schon während der ersten Wochen auf Illikunnu bedacht. Im April 1839 kam Mögling zu einem Besuch und taufte den ersten Sohn von Hermann und Julie Gundert auf den Namen Hermann. Mögling erzählte von seinen Erwägungen, dem Armutsideal näher zu kommen. Dabei sprach auch Gundert seine Pläne aus. Er war entschlossen, in die Bescheidenheit zu ziehen: »Ich hörte von Mögling, daß die alten Brüder gern einen aus ihrer Zahl hierher gestellt hätten, wenn sie nur früher daran gedacht hätten. Mir war der Einfall nicht gekommen, da ich sie für zu gescheit

hielt, den Vorteil, den sie in Kenntnis der nördlicheren Landessprachen haben, um solcher Nichtsnutzigkeiten wegen aufzugeben. Jetzt aber wäre mir es nachträglich noch recht lieb, wenn irgend jemand Besitz vom Haus und schönen Gut mit all der Arbeit darauf übernehmen und mich dadurch freistellen würde, in die untere Stadt in ein Häuslein zu ziehen, wo ich ohne weitere Verantwortlichkeit nur mit den Leuten um mich zu tun hätte. Wenn bald rechte Brüder von Basel kommen, macht sich das leichter.« (GM 7.5.39). Damit verwirklichte Gundert das von Mögling mit nach Indien gebrachte Ideal der Armut, Bescheidenheit und Volksnähe.

Als sie in Mangalore diesem Ideal entsprechend handelten und sich die Situation auf Illikunnu günstig zeigte, ergriff Gundert die Gelegenheit: »In Mangalore sind sie zu dem Entschluß gekommen, den Missionspalast um 60 Rs monatlich zu vermieten, Mögling lebt auf dem Bazar in einem Brahmanen-Haus, die anderen in den früher so kostbar gebauten englischen und kanaresischen Schulen. Nach diesem allem fühlten wir hier so enge auf unserem Berg, beneidet wegen Aussicht und Zurückgezogenheit von der Stadt, Seltenheit von Besuchenden, Hindus etc., daß wir uns entschlossen, in das portugiesische Quartier nahe dem großen Bazar zu ziehen und die Schularbeit in der Stadt an Knaben und Mädchen zu übernehmen. Wir können wohl auch 60 Rs oder mehr Hauszins lösen und würden wahrscheinlich nur zwölf zu zahlen haben. Dann werden wir suchen, uns mehr mobil zu halten, um das Komitee nicht mehr mit den horriblen [furchtbaren] Baurechnungen der vorigen Jahre zu erschrecken, sondern durch Verminderung der Ausgaben zu baldiger Sendung von neuen Brüdern zu bewegen. Auch das Zusammensitzen auf Stationen wird wohl wegfallen, zwei auf jeder Station sind übrig genug, das Evangelium anzutragen. Hat es einmal irgendwo gepackt, so muß es natürlich neue Anstalten kosten. Meine Frau ist so froh als ich, von unserer Höhe herunterzusteigen. Das Haus sieht wie ein Geschenk aus, ist aber doch ein teures, weil alles auf einen Gentleman berechnet ist. Wir brauchen mehr Diener, kriegen mehr und längere Besuche (wochenlange), müssen den Tisch danach einrichten, was alles wegfällt, wenn wir hinunterziehen. Und je weiter wir freiwillig uns hinuntergeben, desto mehr wird auch die Freigebigkeit der Engländer hervorgerufen werden. So würde ich denn hier Englisch-Malayalam-Schulmeister werden, Sutter in Kozhikode. Drei Stunden täglich Unterricht ist alles, was hierfür nötig ist, in derselben Zeit bekäme meine Frau die Mädchen und Weiber, und Besuchende gäbe es dann in Haufen. An Einfluß mit den Katholiken könnte es nur fehlen, wenn wir proselytensüchtig würden. Bibel aber kann ich mit ihnen lehren und treiben, solang ich will. Ich habe bereits an Herrn Strange von unserem Plan geschrieben, ihm gesagt, daß Rücksicht auf ihn uns bisher abgehalten habe, daß wir jetzt aber überzeugt seien, unser bester Dank sei, wenn wir unser Licht, soviel wir haben, bestmöglich leuchten lassen vor den Leuten.« (GM 20.10.39).

An Missionar Hiller in Mangalore schrieb Gundert am 25. Oktober 1839, dem Umzugstag: »Heute ist alles ein Durcheinander: Der Hauswechsel geht vor sich – nicht mehr als eine Woche zwischen Entschluß und Ausführung. Am Sonntag predige ich schon aus der neuen Pfarrei. Gott gebe mir Gedanken und seinen Segen. . . Die Leute hier wundern sich über unser Hinabziehen, bin aber gewiß, billigen es.« (GM 25.10.39). In seinen autobiographischen Aufzeichnungen erinnerte sich Gundert: »Dort unten im Buggyschen Hause, vor dem ein großer Brotfruchtbaum steht, wurde ich im Mai vom lieben Groves, im Juli von Hebich besucht.« (CT 67).

Durch den Umzug von Illikunnu in den Bazar der Stadt erlebte die Schule einen Aufschwung. Die Eltern schickten ihre Kinder lieber in die Schule, da sie nun keinen so langen Schulweg mehr hatten. Die Missionsarbeit wurde in den Räumen der Freischule eingerichtet: »In unserem neuen compound (vormalige englische Freischule – jetzt ins Haus daneben verlegt) ist Platz für Mädchen und Knaben auf verkleinertem Maßstab, und Maders Mutter wird meiner Frau helfen, sie getrennt zu halten.« (GM 25.10.39).

Gundert konnte sich nun mitten in der Stadt den Leuten bekannt machen. Insgesamt war er froh, bei den Menschen in der Stadt zu wohnen: »Ich begann damals in den Abenden auf dem Bazar Traktate zu verteilen und mit den Umstehenden zu sprechen. Was auch immer die Gabe anderer sein mag, ich hatte nie viel Freudigkeit zu dieser Art Arbeit. Arbeit ist es, aber welche? Mein Erscheinen schon sammelt einen Haufen, ich beginne zu sprechen, die Mohammedaner (auf dem Bazar die

Mehrzahl) schreien mir drein, verspotten meine Sprachfehler und infolge davon halten sich ruhige, gesittete, vielleicht forschende Männer fern von mir, müßige Buben und Marktsteher umringen mich. Im September ging ich nur einmal dahin, im Oktober nie. Ich glaube, durch die ersten Besuche meinen Zweck erreicht zu haben, nämlich, daß mich jetzt jedermann kennt als Lehrer des neuen Wegs, glaube aber nicht, daß auch hundert weitere Predigten irgend jemand einen rechten Begriff von diesem neuen Weg geben würden. Indessen führt mich mein Weg oft über den Bazar, ich habe meist Traktate bei mir, die ich den Fordernden spärlich gebe und lade dabei zu Hausbesuchen ein. Ich würde jedoch mit Freuden zuhören, wenn uns der Herr hier einmal einen gewaltigen Volksredner in indischer Zunge aufrichten wird.« (GM 15.11.39).
Eine der treibenden Kräfte in Gunderts missionarischer Arbeit war seine Frau. Die Biographin A. Hoffmann charakterisierte die gemeinsame Missionsarbeit von Hermann und Julie Gundert während ihrer Zeit auf Illikunnu und in Thalassery zutreffend: »Julie war für sich selbst zu hart und zu streng, als daß sie ihr eigen Fleisch, ihre Kinder hätte liebkosen und bewundern können; auch durften diese sie um keinen Preis von der geliebten Missionsarbeit abhalten. In erster Linie war sie immer Missionarin und dann erst Frau und Mutter. Die Vereinigung der beiden von Natur so verschiedenen Ehegatten war ein Meisterstück der göttlichen Erziehungsweisheit. Hermann wurde durch Julie beständig zur Wachsamkeit und zum Gebet getrieben, während sie durch ihn immer milder wurde, immer reicher an herzlichem Erbarmen und Gütigkeit, sowie an zuwartender Nachsicht und vergebender Einsicht.« (Frau Adolf Hoffmann, *Sie reden noch.* Sieben Missionsbilder aus der Missionsarbeit der Frau, Basel/Stuttgart 1926, S. 43).
Seinem Sohn Samuel, der im August 1863 nach Indien ausreiste, beschrieb Gundert die nähere und weitere Umgebung des Buggyschen Hauses und mahnte, nicht zu viel zu unternehmen: »Also Mrs Buggys Haus und die vier Wände, die Du zum erstenmal angeschaut, kennst Du. Von da die Wege rechts und links vom Fort ans Ufer, zur katholischen Kirche, zu Brennen. Das waren in Deinen zwei ersten Jahren die steten Abendspaziergänge. Marschieren ist freilich gut, mit Mäßigung betrieben. Ich konnte es immer besser im Regen als in der Sonne. Aber einmal ohne Regenschirm (1849) den Berg nach Chovva gegen Thalassery hin hat mich's doch fast geliefert. Also Mäßigung ist gut. In drei Stunden laufen, ist gar zu schnell. In Cannanore habe ich mich auch schon verirrt, also nichts Neues. Früher liefen wir als über Tahe (und Du mit), wo es dann zu waten gab.« (GM 30.10.63).
Je länger jedoch Gundert im Buggyschen Hause wohnte, desto mehr legte sich die stehende und heiße Luft mitten in der Stadt auf die Bronchien. Wiederum ermöglichten günstige Umstände Gundert und den Seinen, nach zwei Jahren auf den Hügel Illikunnu zurückzuziehen. Am Umzugstag schrieb Gundert an Hebich: »4.12. aus der Stadtwohnung nach Nettur hinauf.« (GM 2.12.41). Im nächsten Brief an seinen Vater hieß es: »Ich schreibe dies wieder im alten Strangeschen Haus, wohin wir zurückkehrten, nachdem die Harris das von den Anderson geräumte bezogen. Daher ist viel Arbeit im ersten Monat, die Knaben, Mädchen etc. recht einzurichten.« (GM 23.12.41). Gundert genoß die frischere Luft auf Illikunnu und erholte sich zusehends.

Die englische Schule

Wenige Wochen nach ihrer Ankunft von Mangalore auf Illikunnu hatten Hermann und Julie Gundert die Leitung von drei Schulen übernommen. Am 6. Mai 1839 wurde der Mission zusätzlich die englische Schule von Frau Anderson übergeben. Diese Schule war für den Weitergang der Mission von großer Bedeutung: »Die Schule von Frau Anderson, unter Schulmeister Baptiste, wird unter Aufsicht der Mission gestellt und wöchentlich ein Tag für ihre Beaufsichtigung bestimmt. Die Geldsachen aber bleiben mit Frau Anderson.« (TM 6.5.39). Neben Englisch wurde Malayalam gelernt: In der »Schule, die von sechzig Knaben und Mädchen aus allen Klassen besucht wird, ist Tamil unnütz: Malayalam wird gelernt und Englisch gelehrt.« (GM 7.5.39).
Gundert unterrichtete selbst und zog auch andere Lehrkräfte heran. Rasch erkannte er, daß die Schularbeit die vorhandenen Kräfte zu schnell überforderte. An das Basler Missionskomitee schrieb er: »Ich kann aber wohl sagen, daß hier volle Arbeit auf mehrere Brüder wartet, z.B. eine englische Schule unter der Aufsicht der hiesigen

Residenten. Alle Söhne der portugiesischen halfcast Familien frequentieren sie. In Mangalore und Dharwar ist nichts damit zu Vergleichendes. Obgleich unser Haus beinahe eine Stunde von der portugiesischen etc. Stadt entfernt ist, kommen doch fünfzehn der ältesten Knaben drei Nachmittage in der Woche herauf, Geographie, Naturgeschichte und dgl. zu lernen (fast alle katholisch). Den Donnerstag bringe ich ganz in der Schule zu.« (GB 21.5.1839).

Diese englische Schule war erst knapp ein Jahr vor Gunderts Ankunft nach älterem Vorbild von Frau Anderson aufs neue gegründet worden. Gundert berichtete: »Die englische Schule hier, welche im Juni 1838 durch Beiträge der Einwohnerschaft unter dem alten (CMS) Schulmeister Baptiste neu errichtet wurde, nachdem die Kirchliche Mission sie etliche Jahre zuvor aufgegeben [hatte], wird von etwa fünfzig Knaben und sechs Mädchen besucht. Die Aufsicht darüber ist der Mission übergeben worden. Donnerstag ist der zum Besuch und Examinieren der Schule festgesetzte Tag. Die meisten Knaben sind Katholiken, die Minderzahl Heiden. – Montag, Mittwoch und Freitag nachmittags kommen etwa zehn der Vorgerückteren ins Missionshaus, wo sie Unterricht in Geographie erhalten. – Etliche Mädchen kommen an heiteren Nachmittagen, um bei Schwester Gundert feinere Handarbeit zu lernen.« (GB 1.6.39). Damit Knaben und Mädchen getrennt nach Illikunnu kommen konnten, wurde eine feste Regelung getroffen: »Betreffend die Mädchen und Knaben aus der Freischule [wird] verfügt, daß die Knaben an Montag, Mittwoch, Freitag Nachmittagen kommen, die Mädchen Dienstag, Donnerstag, Samstag.« (TM 20.6.39). Innerhalb weniger Wochen hatte sich Gunderts Unterrichtsplan den indischen Gegebenheiten angepaßt.

Charakteristisch für Gundert war, daß er am Vorhandenen anknüpfte, es pflegte und weiterentwikkelte. Zugleich stellte er damit die Basler Mission in einen geschichtlichen Zusammenhang, der für Mission und Schularbeit günstig war. Deshalb war ihm die Geschichte dieser Freischule sehr wichtig: »Um 1817 kam der (wie ich glaube, respektabel gläubige) Kaplan Hering hierher, der zu gleicher Zeit im Auftrag der CMS eine Station hier gründete, einiges vom Neuen Testament übersetzte, durch den reichen und wohltätigen Hafenmeister Oakes (gest. 1822, hinterließ ein Vermögen von 1280 Rs jährlich Zinsen den hiesigen Armen zur Reisausteilung jede Woche –) Zutritt und Einfluß auf die Armen [erhielt], durch den – gemäßigte Religion begünstigenden – Baber (später in Dharwar, jetzt pensioniert in Thalassery und auf seinen neuen Plantagen im Innern) den Beitritt der höheren Eingeborenen zu einer englischen und Malayalam befassenden [lehrenden] Schule erhielt. Baptiste, noch jetzt hier englischer Schulmeister, aus der Thanjavur Mission von Schwartz, arbeitete im nämlichen Sinn, und da er selbst früher Katholik gewesen, wurden ein oder zwei portugiesische Familien dem Protestantismus gewonnen, bei allen das Vorurteil gegen protestantische Schulen geschwächt, etliche Heiden (zwei in Thalassery, ein oder zwei in Cannanore) getauft, die seither gestorben sind. – Seit [Missionar] Springs Abgang 1826 zerfiel alles.« (GM 20.3.41; vgl. N. N. Moosath, *Beiträge ausländischer Missionare zu Studien der Malayalam-Grammatik* = Bote zwischen Ost und West, S. 39). Erst durch Strange, der von Hebich im Jahr 1837 für den Glauben und die Mission gewonnen worden war, erwachte das Interesse für Mission und Schule wieder. Gundert, der selbst von Rhenius kam, baute auf der früheren Arbeit von Spring, der ebenfalls mit Rhenius in Verbindung gestanden hatte, auf.

Neu war, daß Gundert den Schulalltag soweit wie möglich in die Gemeindearbeit integrierte. Er hielt Schule, lud die Schüler zu sich ein und besuchte die Eltern in ihren Häusern: »Donnerstags lehre ich in der englischen Schule und besuche die Häuser der (in Indien geborenen) halfcast. Ich habe dadurch auch bei Katholiken Eingang gefunden.« (GM 15.7.39). Daß Gundert die Schule Freude bereitete und er sie als etwas Außergewöhnliches betrachtete, geht aus einem Brief an Dehlinger hervor: »Mit der englischen Schule würde ich mich an Deiner Stelle nicht viel abgeben. Hier ist es anders. Viele haben schon Englisch sprechen gelernt – beide, portugiesische Mädchen und Knaben. Ich kann nur gleich in die Schule gehen und die englische Bibel vornehmen, und wenige Worterklärungen sind nötig.« (GM 21.9.39).

Da nach dem Umzug ins Buggysche Haus der lange Schulweg für Lehrer und Schüler entfiel, konnte die Zeit für einen dichteren Lehrplan genützt werden: »In der englischen Schule wurde die Donnerstagsvisitation und Unterricht der höheren Klassen in den Nachmittagen regelmäßig fortgeführt. Der

Hauswechsel hat jetzt eine Änderung möglich gemacht, infolge welcher die ganze Mädchenschule (18 dayscholars [Tagesschüler]) an Frau Gundert übergeben wurde. Die Mädchen lernen jetzt im Missionshaus von neun bis fünf Uhr (mit Ausnahme der Mittagsstunde) Englisch Lesen und Schreiben (die Natives Malayalam), Bibel, Rechnen und Handarbeit. Sie und die Mütter (meist katholisch) scheinen recht froh über unser Herabkommen zu sein. – Ich lehre in der Knabenschule täglich eine bis drei Stunden englische Grammatik, biblische Geschichte und Geographie; das Lokal ist das nächste am neuen Missionshaus und wird, wie auch der Schulmeister, immer noch von Frau Anderson bezahlt.« (GB 15.11.39). Durch diese Schule kam Gundert in sehr engen Kontakt mit der Bevölkerung Thalasserys. Obwohl die Hindubevölkerung zunächst keine Kinder zur Missionsschule schickte, entwickelte sich allmählich gegenseitiges Vertrauen.

Neben aller sonstigen Arbeit maß Gundert der Englisch-Malayalam-Mädchenschule eine große Bedeutung zu, »indem sie das Hauptglied ist, das uns mit der portugiesischen und anderen katholischen Bevölkerung, auch (4) Parsis verbindet. Falls die Engländer vertrieben werden, bleiben die Indoportugiesen und Indobriten. Daher, was für sie getan ist, auch den Natives zugute kommt.« (GB 19.3.40). Mit der Versetzung der Kolonialbeamten veränderte sich die Lage der von ihnen Abhängigen: »Vom Beginn des nächsten Jahres an soll der Obere Gerichtshof hier sowohl als auch in den drei übrigen Provinzialstationen aufgehoben und die Distriktrichter direkt unter den höchsten Madras Gerichtshof gestellt werden. Dadurch werden die drei oberen Richter von hier versetzt, und es wird dies in Zukunft eine von Europäern ziemlich leere, auch vom Wortstreit und Intrigen der vielen Unterbeamten freiere Station werden . . . die Mädchenschule, die meine liebe Frau bisher Tag für Tag hält, wird eine andere Gestalt bekommen – d.h. von einer Schulmeisterin (bisherigen Schülerin) gehalten und nur gelegentlich besucht werden. Vielleicht geht sie auch drauf. Denn die ganze portugiesische, konkanische usw. Bevölkerung ist fast nur um der Gentlemen willen hier und wird sich vielleicht bald nach neuen Erwerbsstellen zerstreuen. Die eigentliche Malayalam-Bevölkerung natürlich bleibt, aber die konnten wir noch zu keiner Mädchensendung bewegen.« (GB 20.11.40).

Von Anfang an war es Gundert ein Anliegen, indische Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen als Lehrer und Lehrerinnen heranzubilden und ihnen Verantwortung zu übertragen: »Die Regel sollte immer werden, treue [einheimische] Leute bis zu den Missionaren hinaufzuheben, wenn sie das Gleiche leisten, aber auch Missionare wie Katechisten auf andere Lebenspfade zu schicken, ehe zu viel von ihnen verderbt ist.« (GM 15.3.65).

Die Schule bestand bis zum Jahr 1842, in dem sie aufgelöst werden mußte. Das ging Gundert sehr nahe: »Die englische Schule hob ich auf unter unangenehmen Umständen.« (GM 5.8.42). Er schrieb ans Komitee in Basel: »Die verfallene englische Schule gaben wir 4. August auf, die 15 Fl monatlich zu ersparen, denn sie leistete kein Äquivalent. Die neue Regierung . . . scheint sich der Sache mit Ernst annehmen zu wollen und hat für Kozhikode, Tiruchirapalli, Bellary, Masulipatnam vier Normalschulen (für die vier Hauptpopulationen der Presidency) in Verbindung mit der Madras University zu errichten beschlossen.« (GB 18.9.42).

Die Malayalam-Schule

Nur eine Woche nach Übernahme der Freischule gründete Gundert eine Malayalam-Schule in der Veranda des Bungalows auf Illikunnu: »In der Veranda eine Malayalam-Schule unter dem ersten Munschi angefangen.« (TM 14.5.39). Während Gundert mit seinem neuen Munschi an einer Malayalam-Grammatik arbeitete, übertrug er die Schule dem alten Munschi: »Den alten Munschi habe ich seither zum Schulmeister in der Veranda gemacht, trotz des Regens kommen zehn Kinder und lesen die Tahiti-Geschichte. Einige lesen recht ordentlich. Meine Frau hat jetzt einige Mädchen der Diener, die meist auch mit den Knaben in der Veranda lernen.« (GM 20.5.39).

Gundert übernahm die Gesamtleitung der Schule und stellte einen Hindu als Lehrer an: »In der Mitte des Mai ist eine Malayalam-Schule in der weiten Veranda des Missionshauses eröffnet worden. Die Schule begann mit etwa zehn Knaben, zu welchen drei Mädchen der Dienerschaft und diejenigen Knechte kommen, welche Malayalam lesen wollen. Der Schulmeister ist ein in Baptistes Schule auferzogener junger Hindu ohne große Gaben, aber willig, unsere christlichen Bücher lesen zu lehren.

Vier der Knaben, die ziemlich gut lesen, werden täglich von Bruder Gundert über das Gelesene katechisiert in Gegenwart des Munschis, was zu gegenseitigem Lernen verhilft.« (GB 1.6.39).
Die Schule entwickelte sich rasch; es kamen immer mehr Schüler: »Die Schule in der Veranda ist in den heiteren Tagen bereits zu achtundzwanzig angewachsen, und einige lernen recht gut. Auch kann ich jetzt in der Schule ziemlich frisch weg parlieren. Die Knaben von Baptistes Schule kommen, soviel man haben will, und in der langen schönen Veranda lernen die Mädchen Spitzen machen.« (GM 19.6.39). Wegen des Regens schwankte die Zahl der Schüler zwischen zwanzig und vierzig Knaben, die Gundert täglich eine Stunde unterrichtete.
Mit dem Umzug in die Stadt wurde die Schule in der Veranda aufgegeben. Gundert bemühte sich jedoch um eine andere Möglichkeit, die Malayalam-Schule unter einem neuen Lehrer neu zu beginnen. Er berichtete: »Die Malayalam-Schule in der Veranda des Strangeschen Hauses wurde bis Oktober beibehalten. Die Zahl der Knaben stieg einmal auf vierzig, hielt sich aber gewöhnlich zwischen zwanzig bis dreißig. Etwa fünfzehn haben einen Malayalam-Katechismus auswendig gelernt und mehrere Traktate (Schöpfung, Sintflut, Tahiti-Missionsgeschichte) durchgelesen. Der Schulmeister befriedigte mich aber nicht, indem er immer heidnische Bücher mit einführte. Als daher das Haus aufgegeben wurde, ist er entlassen worden. Wenn sich aber in dortiger Gegend ein geschickter Platz zeigt, kann die Schule wieder mit einem neuen Meister aufgenommen werden.« (GB 15.11.39). Dies geschah schon wenige Monate später: »Hier habe ich eine Art Scheuertenne als Schule erbaut (etwa 12 Rs Wert), wozu der Collector den Platz gegeben [hat], die Schule wird nächster Tage beginnen.« (GB 19.3.40). Gundert bestätigte: »Malayalam-Schule im Fort angefangen.« (TM 26.3.40).
Die Schule machte erfreuliche Fortschritte und wurde gut besucht. Allerdings stand sie nach der Rückkehr nach Illikunnu etwas im Schatten der Schule in der Veranda, die wieder aufgenommen wurde. Diese vergrößerte sich und bildete die Grundlage für das spätere Seminar. Missionar Christian Irion, der 1842 nach Illikunnu kam, wuchs in die Schularbeit hinein und übernahm sie schließlich: »Dagegen ist in unser Lehren und Lernen ein neuer Eifer gefahren. Irion gibt täglich vier Lektionen, zwei Arithmetik, zwei Singen für Knaben und Mädchen: Er macht sich zu einem tüchtigen Schulmeister, und die Knaben können das brauchen. Ich fahre fort mit Geographie und meinem Unterricht der Erwachsenen. Übersetze jetzt den Zellerschen Katechismus [Christian Heinrich Zeller (1779–1860) war vierzig Jahre lang Leiter der freiwilligen Armenschullehreranstalt Beuggen in Baden]: »Göttliche Antworten auf menschliche Fragen« – das ist exzellent als Spruchbuch zugleich. Denn die Antworten sind durchaus Bibelwort. Nur die Fragen verbinden es.« (GM 29.5.42).
Hierin findet sich Gunderts dialogischer Unterrichtsansatz, wie er auch sonst in Indien üblich war. In seinem Nalacharitam (s. unten »Nala charita saram«), das auf Malayalam und auf Deutsch erschien, wandte er in Übereinstimmung mit der indischen Tradition dasselbe Prinzip an.
Ohne die schulische Grundarbeit hätte sich auf Illikunnu kein Seminar bilden können: Binnen weniger Jahre hatte Gundert das ihm von seiner Ausbildung her bekannte württembergische Schul- und Studiensystem mit entsprechenden Abwandlungen auf die Verhältnisse in Malabar übertragen. Neben der Vermittlung von Bildung hatten die Schulen und Institute die Aufgabe, Kontakte zwischen den verschiedensten Gruppen herzustellen. Im englischen Jahresbericht 1844 steht: »Das Seminar hat nun 29 Knaben, von denen 19 getauft sind, 8 Heiden, 2 Moslem. Sie wohnen in einem großen Raum, der mit dem Zimmer ihres Schulleiters, Br. Irion, verbunden ist. Sie sind eine Mischung aus Malayalen, Tamilen, Teluguern, Portugiesen und Indobriten, aber sie scheinen sich schon ausreichend aneinander gewöhnt zu haben und mit ihrer Stellung und ihren Erwartungen zufrieden zu sein. Br. Irion unterrichtet die höheren zwei (gelegentlich drei) Klassen in täglich fünf Unterrichtsstunden, den oben genannten Katechismus, eine Harmonie der Evangelien, auf die ein Kurs in Kirchengeschichte folgen muß, Geographie, Universalgeschichte, Geschichte des Alten Testaments, Arithmetik und Singen. Br. Gundert gibt täglich eine Englischstunde. Die unteren zwei Klassen werden hauptsächlich durch den einheimischen Lehrer unterrichtet. Ihr Fortschritt ist im ganzen erfreulich, obwohl wenige darunter sind, die höhere Begabung zeigen oder lernen, ohne dazu angehalten zu werden. Vier von ihnen wurden am 23. Juli von Br. Irion getauft, zwei Waisen, etwa sechs

Jahre alt, und zwei aus der ersten Klasse.« (GM 1843/44).
Wie sorgfältig und bewußt Gundert auf die jeweiligen Verhältnisse einging, zeigt ein Brief aus späterer Zeit, in dem er auf die Bitte seines Sohnes Samuel, abstrakte Begriffe zu übersetzen, antwortete: »Übrigens gestehe ich Dir, daß ich von Übersetzung abstrakter Ausdrücke keinen Nutzen für die Zöglinge erwarte. Keine Sprache liefert im Nu upon demand [auf Befehl] das gewünschte Quantum von Kunstausdrücken. Also bedeutet Lehren auch das: Den Stoff konkret machen, ihn so zuschneiden, daß er gekaut und verdaut werden kann. Professoren bedienen sich vor ihrem Publikum mit Recht der einmal ihnen zu Diensten stehenden Sprache; Missionare sollen sich hüten, nicht zu viel Neues zu machen. Geh so weit in Mitteilung von Gedanken, als Du Dich verständlich machen kannst, warum Höheres partout zusammenbringen wollen?« (GM 17.1.78).

Die Kadirur-Schule

Als Gundert auf Illikunnu angekommen war, hatte es den Anschein, als hätten die umliegenden Orte nur darauf gewartet, eine Schule zu bekommen. Von nahe gelegenen Orten kamen die Schüler nach Illikunnu oder Thalassery: »Weiter ist Hauptsächliches nichts vorgefallen als die Errichtung oder Vorbereitung von zwei Schulen, eine im Weberdorf südlich von Thalassery, die andere in Dharmapatnam, woher früher viele Knaben in unsere Schule im Strangeschen Hause kamen. Zu beiden boten sich bisherige Schulmeister an, die auch zwei Monate lang täglich ein bis zwei Stunden Unterricht und Prüfung bei mir hatten. In beiden Dörfern wurde ein Platz zur Schule angeboten, und da keine Häuser, nur Obdächer errichtet zu werden brauchen, wird das Werk schnell instand kommen und uns zwei neue Orte zu regelmäßigerer Verkündigung des Worts geben. Die Weber scheinen gerade etwas interessiert für unsere Botschaft zu sein, und einige von ihnen sehen uns als ihre wahren Freunde an.« (GB 20.4.41).
Als Lehrplan verwendete Gundert denjenigen von Rhenius: »Von etlichen Dörfern bittet man mich, Schulen zu errichten. Ich bin sehr für den Tirunelveli-Unterrichtsplan eingenommen, da er aber nicht bloß Geld, sondern tüchtige Leute erfordert, warten wir, bis die sich zeigen (ich meine Natives).« (GB 21.5.39). Der Tirunelveli-Lehrplan entsprach weitgehend dem, den Gundert seiner Unterrichtsarbeit zugrunde legte und der unten beschrieben wird. Auf indische Lehrer brauchte Gundert nicht lange zu warten. Denn sein Munschi Cugni Veidyen aus dem eine Stunde entfernten Chokli hatte einen Verwandten in Kadirur, der sich als Lehrer zur Verfügung stellte.
Anfang Februar 1840 besuchte Gundert das zwei Stunden entfernte Dorf Kadirur, wo die Tiyer, die dort die wichtigste Kaste darstellten, eine Schule wünschten. Gundert wurde freundschaftlich empfangen. Er nannte ihnen die Bedingungen, und sie stellten einen Lehrer zur Verfügung: »Am 15. Februar begann die Schule mit zwanzig Knaben, am 17. bei der ersten Examination waren es vierunddreißig, alle Tiyer (ein Mädchen), acht können lesen, und an die Examination schloß sich Lehre für die Alten an.« (TM 15.2.40). Gundert ging über Jahre hinweg regelmäßig in das Dorf, examinierte die Schüler, sprach mit dem Schulmeister Chattu und unterhielt sich mit den Dorfbewohnern. Einmal schrieb er an seine Eltern: »In Kadirur vor der Pagode, dort disputierte ein als Gast von Kozhikode gekommenes Brahmanenoberhaupt mit mir . . . Viele Brahmanen und Nayer hörten zu.« (GM 21.11.40). In einem Brief ans Komitee in Basel schilderte Gundert diese Begebenheit etwas ausführlicher: »Am 13. November war ich mit Br. Fritz morgens nach Kadirur gegangen, die dortige Schule zu sehen, hatte auch im Tempel eine längere Besprechung mit dem Hauptbrahmanen des Kozhikode Samorin [eigentlich »Tamurin«], einem interessanten, gelehrten Mann, der in Sanskrit geläufig disputierte und seinen Vishnu mit einem vom Missionar aufgeschnappten heiligen Geist und Jesus Christus identifizierte.« (GB 20.11.40).

Das Umfeld der Kadirur-Schule

Obwohl viele Engländer dem Christentum Eingang verschafften, waren es gerade ihre Gesetze und ihr Verhalten, die das Kastenwesen verfestigten. Deutlich wurde dies bei der Anwendung der Erbgesetze. Gunderts Methode dagegen, beim Lehren auch selbst zu lernen, schuf rasch Vertrauen bei den Leuten. Gundert faßte seinen ersten Besuch in Kadirur in dieser Hinsicht so zusammen: »Bei dem

ersten Besuch legte ich ihnen die Hauptsache der mohammedanischen Religion und unseres Glaubens vor, worauf die Eltern nicht nur keine Sorge zeigten, sondern sogar Andeutungen – freilich unzuverlässige – gaben, daß, wenn Gewißheit da wäre, unsere Anstalten guten Bestand hätten, wohl ganze Familien sich an uns anschließen würden. Hierzu ist unter anderem ein weltlicher Beweggrund guter Art, der in anderen Provinzen nicht stattfindet. Die Eingeborenen hier (außer Brahmanen) lassen die Neffen, nicht die Kinder heiraten, da den Weibern Vielmännerei oder besser Männerwechsel erlaubt ist (nach dem alten Kerala Gesetz). Natürlich aber findet bei jeder besseren Heirat der Vater viel mehr Liebe und Herzenswünsche für seine Söhne als für die Kinder seiner Schwester und sucht daher bei Lebzeiten denen, die er für seine anerkennt, nach Vermögen Geschenke zu geben, in Gold und Artikeln, aber nicht in liegenden Gütern. Auch Testamentmachen hat dem alten Gesetz vielfach Eintrag angetan. Die Folgen sind beständige Prozesse und Familienzwiste, durch welche das ganze Land und jeder Erwerbszweig Not leidet. Keinem Tiyer ist erlaubt, sich nach dem Tamil- oder Sanskrit-Erbschafts- und Kastengesetz zu verhalten – die englische Regierung hat ein für allemal die Kastengesetze geheiligt. Diesem Umstand schreibe ich es zu, daß viele, die nur von weitem von unserer Religion hören, ein gewisses Verlangen danach haben. Denn Christen sind hier auch eine Kaste, sie mögen wollen oder nicht, und dann dürfen sie auch die Vorteile der christlichen Gebräuche sich aneignen.« (GM 19.2.40).

Bei seinen Besuchen in Kadirur ging Gundert manchmal auch nach Kuttuparambu. Dort sah er wiederholt den alten König und sprach etliche Stunden mit ihm, ebenso mit Tiyern und Nayern (vgl. TB 10.–11.4.40 u.ö.). Julie Gundert schien Kuttuparambu zu schätzen und reiste mehrere Male zur kurzen Erholung dorthin. Im Laufe der Zeit war auch hier eine Schule entstanden, die Gundert ab und zu visitierte. Dabei kam er auch nach Kanoti. Schließlich wagte Gundert von hier aus den Sprung nach Manantavadi, um auch dort eine Schule zu gründen. Aber enttäuscht mußte er feststellen, daß ihm dafür keine Lehrer zur Verfügung gestellt wurden: »Morgens . . . durch den Wald und Feld nach Manantavadi. . . Abends Cannanore. Keine Person für Manantavadi.« (TM 7.2.44; 29.2.44).

In der Anfangszeit widmete sich Gundert intensiv den Lehrern: »Unterricht der Lehrer und Schulmeister jeden Morgen zwei Stunden.« (GM 19.2.40.). Bei dieser Gelegenheit lernte Gundert auch die Denkweise seiner Lehrer kennen. Mit seinem alten Munschi Cugni Veidyen verband ihn viel: »Mein liebster Besuch bleibt der alte Philosoph Cugni Veidyen, ein Doktor, jetzt sechsundsiebzig Jahre alt. Ich besuchte ihn letzthin in seinem Haus, eine Stunde von hier, und fand ihn kaum fähig zu laufen. Er trägt es aber mit der besten Geduld. Ich fragte, wo seine Familie sei – nur zwei Weiber waren sichtbar. Ach, sagte er, alle die jungen Leute laufen wie wahnsinnig dem heutigen Fest nach. Unsere Kaste, die Tiyer, verschwenden heute eine Woche Taglohn, sie häufen Reis und andere Opfer vor dem Götzen auf, reiben ihm ein oder zwei Körner zwischen den steinernen Lippen, und dann geht es ans Tanzen in Göttermasken. Ich kann sie nicht halten, sie nicht überreden, daß, was sie verehren, ein Stein ist. Was mich betrifft, so wird mir in diesen letzten Monaten nichts so deutlich, als daß dem christlichen Glaubensweg nichts an die Seite zu stellen ist. – Ich fragte ihn, ob er frühere Lektionen über die Persönlichkeit Gottes und seine persönliche Liebe zu uns, bezeugt durch den Tod seines Sohnes, gefaßt habe. [Ich] fand, daß er noch mit dem naturalisierenden Dämon viel zu schaffen hat, der ihm Gott und die Seele vermischt. Ich ließ mir dann von seiner Schwiegertochter Wasser bringen, und die Weiber, nachdem sie umsonst mir Tee zu machen anboten (es war schon dunkel, und er hat als Doktor auch chinesischen Tee), saßen mit ihm nieder, meine Geschichte alle anzuhören. Diesmal suchte ich den Gegensatz zwischen tötenden, zum Tod hassenden Menschen und einer durch Hingabe in den Tod sie errettenden Liebe möglichst zu schärfen. Für Liebe haben die Hindu schöne Worte, aber kein gemeiner Mann versteht sie – alles darein einschlagende, wie Hingabe, Aufopferung, muß durch Beispiele erklärt werden, die ich dann meist aus ihren ältesten, gesunden Sinn der Urzeit enthaltenden Fabeln nehme und dann mit biblischen Tatsachen kröne. Sünde ist nach Hindubegriffen ein Leiden, ein Geschick – hört einer von einem unnatürlichen Tod, so seufzt er vielleicht *ah papam!* Ach Sünde! – Daß Sünde eine freie Tat (frei im philosophischen Sinn), eine Feindschafts- oder Kriegserklärung ist, davon kein Gedanke.« (GM 19.2.40).

Die hinduistischen Lehrer in Kadirur und im Fort betrachtete Gundert als zu seinem Haus gehörig: »Meine zwei Malayalam-Schullehrer Canaren und Cannen, beide Heiden, aber seit fünfzehn bis zwanzig Jahren in der Form des Christentums unterrichtet und unterrichtend, sind hier so gut als unbekehrte Lehrer zu Haus. Ihre Schulen im Thalassery-Fort und in Kadirur zählen immer zwischen fünfunddreißig und fünfzig Knaben, die meisten [sind] regelmäßige Besucher. Beide werden wenigstens einmal in der Woche von mir gelehrt und examiniert und geben Gelegenheit zu Gesprächen und Predigt an Fremde und Neugierige. Diese Schulbesuche werden mir immer wichtiger in Kadirur, wo sie mir auch zu Hausbesuchen den Weg öffneten, so daß mich dort Kranke und andere oft ansprechen und meine Ankunft in der Regel die früher Angeredeten herbeizieht. Zu dem dort errichteten Obdach für die Schule hatte ich nur die Materialien zu zahlen, die Tiyer daselbst verrichteten die Arbeit (deren sie freilich im Monsun sonst wenig hatten) unentgeltlich.« (GM 14.–17.9.40).
Aber nicht nur in den Dörfern und Stadtteilen war die Schule gegenwärtig, sondern auch im Gundertschen Haus. Der Tagesablauf war weitgehend von Lehre und Schule, Unterrichten und Nacharbeiten bestimmt: »Im Februar (15.) begann ich in Kadirur (eineinhalb Stunden von hier) und März hier beim Fort Malayalam- (christliche) Schulen, unter heidnischen, zwei bis drei Monate lang vorbereiteten Schulmeistern, und habe jetzt zwei andere auf gleiche Weise in der Schule.« (GM 20.3.41).
Als jedoch die Frage nach der Taufe aufkam, erwies sich die Beziehung als nicht so tragfähig, daß der Übertritt zum Christentum erfolgt wäre: Es »sollte der Kadirur-Schulmeister Cannen getauft werden. Er hat sich aber zweimal unter nichtigen Vorwänden der Taufe entzogen, wohl der Aufregung unter seinen Stammesgenossen wegen. Ob er Kraft aus Gott hat zu glauben und dies nur vorübergehende Versuchungen sind, oder ob er, ohne die Rechnung gemacht zu haben, einen Turm bauen wollte und jetzt aller Baugedanken sich entschlagen kann, das kann erst die Zukunft lehren. Er hat einen guten Willen darin gezeigt, daß er mit zwei unserer Leute zu ihrem Essen niedersaß, aber das Reich Gottes ist eben weder im Essen noch im Zopfabschneiden. Einer Art Verschwörung unter den Schullehrern mußte durch Entlassung des ältesten und faulsten, Canaren, seines Verwandten, begegnet werden. Vielleicht daß auch dies ihn bestimmte, sich zurückzuziehen. Cannen ist der Sohn jenes Cugni Veidyen, von dem ich vor zwei Jahren öfters schrieb. Möge sein Ende nicht sein wie das des alten Vaters!« (GB 16.11.41). Als dieser starb, war er weiter vom Christentum entfernt als je zuvor: »11. Januar. Morgens gestorben Cugni Veidyen, ohne Christus bekannt zu haben.« (TM 11.1.41). Offensichtlich machte die Absage an die alten Götter und die Hinwendung zum lebendigen Gott, wie es in der Einleitung zum 1. Thessalonicher-Brief genannt wird, den Schritt zu schwierig. Vielleicht waren auch nur die fremden Sitten und Gewohnheiten der Europäer zu abstoßend.
In Kadirur mußte die Schule vorübergehend wegen des Verhaltens dieses ersten Lehrers geschlossen werden: »Den Schulmeister Cannen von Kadirur, der schon so lange Christ werden will, müssen wir jetzt wegen grober Vernachlässigung der Schule und Lügens entlassen und einstweilen die Schule aufgeben. Die anderen Schulmeister fanden schon lange unsere Milde und Nachgiebigkeit gegen ihn, indem wir den guten Willen tragen zu müssen glaubten, der Parteilichkeit sehr verwandt, und wir müssen jetzt gerade, weil er sich mehr mit der Mission identifizierte, ein um so strengeres Verfahren einschlagen. Ich glaube nicht, daß ein und zwei Jahre Bekanntschaft mit einem Native dem Missionar ein festes Urteil geben, solang eine Geldverbindung mit unterläuft. Diese hat, möchte fast sagen, so gut als der heilige Geist die Kraft, etwas wie zweite Natur erscheinen zu lassen, und etwa mitunterlaufende grobe Sünden aus dem Spiel gelassen, ist es am Ende eben ein Rückblick auf die lange, ohne wahre Früchte gebliebene Zeit des Bekenntnisses und der Versprechungen, was ihre Hohlheit außer Zweifel setzt.« (GM 13.5.42).

Die Schule in Anjarakandy

Hinsichtlich Anjarakandy hatte sich Gundert vorgenommen, so lange zu warten, bis er eingeladen würde. Diese Geduld erwies sich als richtig. Seine Vermutung, daß Strange in England mit dem alten Brown gespochen hatte, um den Weg von Illikunnu nach Anjarakandy zu öffnen, bestätigte sich: »Herr Brown schrieb mir nämlich: »Geschäftsdruck hielt mich ab, mit Ihnen in Verbindung zu treten, um Ihnen den Dank meines Bruders (des europäischen Bruders: Sekretär der

British India Society) für Ihre Besuche bei unseren Leuten hier auszusprechen, und er bittet Sie, Michael, unserem Katechisten, den Gefallen zu erweisen, ihn zu unterweisen. J. Brown, 26. Juni [1839].«« (GM 19.3.40).
Gundert begann sogleich mit der Arbeit. Zuerst ordnete er die Schulverhältnisse: »Am 1. Februar [1840] ging ich daher nach Anjarakandy, wo ich auch Herrn Browns (europäische) Schwester mit ihrem Gatten Allport, einem Kaufmann, aus Kanton vertrieben, traf. Die Herren waren alle freundlich, J. Brown hatte Michael den Tag zuvor angekündigt, daß die Aufsicht über die Erziehungsgeschäfte von nun an dem Missionar übergeben sei. Michael schämte sich seiner früheren Verkehrtheit und bat, Geduld mit seinen Schwächen zu haben. Sonntag (2. Februar) predigte ich zu etwa sechzig bis siebzig Sklaven über die eherne Schlange, als Panier [Banner] der Heilung, hatte nachmittags Schulexamination, in der ich keine Fortschritte, eher das Gegenteil bemerkte (die Pfefferernte ließ zur Schule keine Zeit); taufte Michaels Sohn.« (GB 19.3.40). Dies war die erste Taufe in Anjarakandy. Die evangelische Kirchengemeinde Anjarakandy begann am 23. August 1840 mit der Taufe von sechs Katechumenen (s. Abbildung). Ihnen folgten bis Juni 1841 weitere zwölf Taufen. Nach dem von Gundert selbst angelegten Taufregister waren die Namen der ersten sechs am 23. August 1840 in Anjarakandy Getauften: »Timothy, Andrew, Joseph, Abel, Johann, Gnanappu«, wovon die ersten fünf als Pulayer und Gnanappu als Frau von Ruben, der etwas später getauft wurde, eingetragen sind. Der Älteste, Timothy, war etwa um 1800 geboren und Johann, der Jüngste, 1825. Unter »Bemerkungen« fügte Gundert hinzu: »Baptized by Br. Gundert after 5 years' instruction under Cat. Michael, who had been obliged to quit his place in the beginning of August 1840.« [Getauft von Br. Gundert nach fünf Jahren Unterweisung durch Katechist Michael, der Anfang August 1840 seinen Platz verlassen mußte.] (Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw). Seit dieser Zeit wuchs die Gemeinde trotz mancher Probleme mit Katechisten stetig.
Wie an anderen Orten stellte sich auch hier allmählich die Frage nach einer Regierungsschule. Innerhalb weniger Jahre übernahm die Regierung die ursprünglich von der Mission ausgehende Initiative. Die Gegensätze zeigten sich bereits in den ersten Erlassen des Ministeriums und wirkten sich rasch auch in der Schule von Anjarakandy aus. Herr Brown bat Gundert um Rat: »Vor einigen Tagen schrieb Herr Brown, was er auch auf einen Regierungsbrief antworten solle, der seine Ansicht über Regierungsschulen für die nun frei erklärte Sklavenbevölkerung Malabars einholte. Ich riet unumwunden für christliche Schulen, unter einem Superintendent, den wohl Miss. Societies liefern werden und in Abhängigkeit von der Regierung stellen könnten, wenn die Regierung sich nicht um ihr weiteres Werk unter Erwachsenen kümmere. [Ich] suchte sodann zu zeigen, wie wenig Anstößiges eine Ermutigung des Christentums in dieser Klasse habe. Sollte etwas der Art Anklang finden, so will ich mit der Zeit die Briefe übersetzen. Man weiß eben noch nicht, ob es bloß eine Frage und Glockenläuten wie so oft ist, worauf doch keine Predigt, sondern nur ein Anerkenntnis von Pflichten folgt, die das Government zu Herzen nehme – oder ob der jetzige Gouverneur, ein scheint's entschiedener Christ, nur durch Fragen bei Brown einen Boden gewinnen will, der alten Madras-Eifersucht gegen christliches Interferieren [Eingreifen] mit irgend welchen Natives gegenüberzutreten. So unbedeutend jetzt die einst vom Collector examinierte und gelobte Schule in Anjarakandy ist, so bedeutend könnte sie doch noch werden, wenn man sie als Entschuldigung und Norm ähnlicher Anstalten auf breiterer Basis wählen wollte. Aber dies und alles dem Herrn befohlen.« (GB/GM 21.9.43).

Die Schule in Mahe und Chombala

Seinen ersten Besuch in dem zwei Stunden von Thalassery entfernten Mahe machte Gundert am 13. Juli 1839. Er war sehr beeindruckt von dem Unterschied zwischen der französisch geprägten Stadt und dem sonst in Malabar üblichen englischen Stil: Er machte »einen Besuch in Mahe bei C. Menisse, der dort privatisiert (früher ein Schiffskapitän). Das französische Gouvernement ist aufgehoben. Die früheren (halbbraunen) Einwohner regieren sich jetzt selbst. Tessier, ein reicher Kaufmann, ist König, unbezahlt, Menisse Justizminister, ein Sohn von Tessier ist Handelsminister, ein Goa-portugiesischer curé [katholischer Geistlicher] die gesamte clergy [Priesterschaft]. Der letztere, mit dem ich Französisch, aber auch Tamil mit lateinischen Brocken sprach, schimpfte auf seine 16

Taufregister, Amircandy

	Name	Früherer Name	Heimath, Heiden, Caste	Geburt	Taufe	[illegible]
1	Timothy	—	[illegible]	c. 1800	23d Aug. 1840	Baptized by Mr. Gundert after 5 years instruction under Cat. Michael, who had been obliged to quit his place in the beginning of Aug. 1840. –
2	Andrew	—	son of [illegible]	1820		
3	[illegible]	—	Pul. son of 18	1820		
4	Abel	—	"	1816		
5	Johann	—	"	1825		
6	[illegible]	—	[illegible] wife	1800		
7	[illegible]	[illegible]	[illegible]	1819	4 Oct 1840	[illegible]
8	[illegible]	[illegible]	son of Cat. [illegible]	1832		[illegible]
9	Samuel	—	Pul.	1820		
10	[illegible]	—	"	1822	[illegible] 1840	
11	Gabriel	—	"	1820		
12	[illegible]	—	"			
13	[illegible]	[illegible]		1823	Dec 1840	[illegible]
14	Maria	—	Abel's wife	1822		Died 7 Sept 1846, [illegible] Anna followed her [illegible] 1846

Rs monatliches Einkommen, ohne irgendwelche Aussicht auf Kasualien. Ich fand die Leute sehr zugänglich und fühle den Unterschied zwischen französischer und englischer Gesellschaft sehr markiert. Die Engländer sind mit Freiheit zufrieden, die Franzosen wollen égalité [Gleichheit] und wissen wenigstens den Schein davon täuschend genug zu machen.« (GM 15.7.39).
Bei weiteren Besuchen wurde Gundert in die dortige katholische Schule eingeführt. Auch taufte er einzelne. Die Verbindung wurde enger, als zwei europäische Protestanten die Leitung der Stadt übernahmen. Ende Mai 1841 fand auf Einladung von Menisse und Lloyd der erste protestantische Gottesdienst in Mahe statt (vgl. TM 10.4.; 23.5.41), der für einige Zeit in gewisser Regelmäßigkeit durchgeführt wurde. Im Juni 1844 trug Gundert in sein Tagebuch ein: »Die Maheschule hatte einige Tage mit katholischer Verleumdung zu kämpfen.« (TM 11.6.44). Einen Monat später wurde die Schule verboten.
Schon gleich darauf zeigte sich südlich von Mahe, in Chombala, eine Möglichkeit für die Einrichtung einer neuen Schule, so daß auch die daran interessierten Kinder von Mahe dorthin kommen konnten. Der erste Lehrer von Chombala kam durch merkwürdige Umstände zum Christentum und zur Mission. Einmal entschieden, wurde er zu einem der großen Vorbilder der jungen Kirche:
»Nachdem die französische Regierung (11. Juli 1844) die Errichtung einer Schule in Mahe verboten hatte, war es unser Anliegen, in der Nachbarschaft etwas zu tun. Den dortigen Fischern war es sehr leid, daß das Unternehmen zunichte wurde, und acht Tage darauf kam ein südlich von Mahe ansässiger Arzt, Mannen, sich zum Schulmeister anzubieten. Er hatte die gewöhnlichen spirituellen Begriffe besser erzogener Hindu, daß der Geist rein sei, die Sünde im Körper wohne, alle Geister ein Geist seien. Ich zeigte ihm die Ungereimtheit derer, die vom Geist so viel zu wissen vorgeben und z.B. den menschlichen Körper, in welchem alles klar daliegt, nicht erkennen. Wie man denn in Indien seit Tausenden von Jahren den heiligen Männern aufs Wort glaube, die die Zahl der menschlichen Knochen auf 360 bestimmen, während die skrupulösesten Anatomen nicht mehr als 263 herausbringen. Sonderbar genug, diese Worte schlugen so an, daß ich unsere ganze Geistes- und Heilslehre sagen konnte, ohne daß irgendeine der gewöhnlichen Einwendungen vorgebracht wurde. Der Mann nahm ein Neues Testament und ging nachdenklich fort. Bald darauf besuchte ihn Br. Müller und findet, daß der Platz zu weit südlich von Mahe liegt, als daß eine Schule dort zu errichten für rätlich gehalten wurde. Aber der Mann bittet nicht um Anstellung, sondern nur um Besuche und fängt an, seine und die Nachbarskinder in der Schrift zu unterrichten. Bald kommt er selbst in die sonntäglichen Gottesdienste, liest das Wort Tag und Nacht und verwundert uns alle durch seine Bibelkenntnis. Vor Nayern und Mohammedanern legt er öffentliches Zeugnis ab, er müsse zur Rettung seiner Seele ein Christ werden.« (GM 20.–25.9.44).
»Der 15. September als Tauftag Pauls (Mannen war sein früherer Name) wird uns unvergeßlich bleiben.« (GM 20.11.44). Als dann Grund und Boden für die neue Schule zur Verfüxng stand, konnte das Werk mit dem Lehrer Paul Mannen beginnen: »Den ground [Platz] in Chombala hat [der Kolonialbeamte] Crozier mir verschafft, wie er mir heute schrieb. Die lieben Leutlein dort machen vorwärts.« (GM 19.11.44).
Inzwischen hatte sich die Zahl der Missionare vermehrt. Am 30. November 1842 waren die Missionare Friedrich Müller, Albrecht, Frei und die Lehrerin Katharina Mook auf Illikunnu eingetroffen. Dazu kam am nächsten Tag noch Christian Müller. Damit konnte sich Gundert mehr seinen schriftlichen Arbeiten und dem Lehren der Sprache widmen.

Fortgang der Schulen

Je mehr Schulen entstanden und je mehr neue Missionare kamen, desto weniger konnte Gundert selbst unterrichten. Aber er examinierte die Schulen weiterhin. Zunehmend widmete er sich der Schaffung von neuer Literatur für die jungen Gemeinden und von Schulbüchern. Christian Irion leitete die Schulen auf Illikunnu und Friedrich Müller die in der Stadt. Nach Friedrich Müllers Umzug nach Kozhikode hatte Christian Müller alle Schulen in und um Thalassery zu versehen. Die Lehrerin Mook zog in die Stadt und unterrichtete dort.
Im Jahresbericht von 1844 wurde die Schulsituation beschrieben: »Das Evangelium wurde den Heiden regelmäßig in den sechs Schulen gepredigt, die auf Wunsch der Bewohner nahe der Hauptstraße

auf einem angrenzenden Land eingerichtet wurden. Diese Schulen stehen unter der alleinigen Aufsicht von Pfr. Christian Müller, seit Br. Friedrich Müller uns verließ (Oktober 1843), um die Gemeinde in Kozhikode zu verstärken. Die Schülerzahl der alten Schulen ist: Dharmapatnam 35, Kadirur 45, Thalassery und Weberdorf jeweils 35. Die neueröffnete Schule in Kuttuparambu, die nächste Station an der Wayanadu-Straße, zählt ungefähr 30 Schüler. Auf Illikunnu wurde auf Wunsch eines Nayers eine weitere Schule begonnen. Dieser Nayer hatte begonnen, mit seinen Kindern das Evangelium zu lesen und fand es keineswegs anstößig, vierzig bis fünfzig andere Kinder dazuzunehmen.« (GM 1843/44).

Schon in den ersten Monaten hatte Hermann Gundert begonnen, verschiedene Malayalam-Unterlagen für den Unterricht zu verfassen. Sie dienten als Lehrbücher in den christlichen und bibelkundlichen Fächern. Sein Umgang mit dem Malayalam bestand zunächst in der Erstellung eines Rohmanuskripts. Dieses wurde mit den Schülerinnen und Schülern durchgesprochen und korrigiert. Erst wenn er sicher war, daß er den richtigen Ausdruck im Malayalam getroffen hatte, ließ er den Traktat drucken. Auf diese Weise entstanden Werke wie »Der erste Bibeltraktat«, das »Hohelied« und der Zellersche Katechismus in Malayalam. Gundert übersetzte und bearbeitete die deutsche, englische, hebräische, griechische, lateinische oder Sanskrit-Vorlage. In diesem Arbeitsprozeß spielten das Mädchen- und Knabeninstitut eine große Rolle. Da die Schülerinnen und Schüler aus allen Teilen Malabars und Travankors kamen, kannte sich Gundert bald sprachlich und menschlich in allen Gesellschaftsschichten Keralas aus.

Tages- und Unterrichtsplan

Der Schulbetrieb war in der Anfangszeit ein fester Bestandteil des Gundertschen Familienlebens. In der Beschreibung des Tageslaufs war der Rheniussche Einfluß unverkennbar: »Wir stehen morgens vor sechs Uhr auf, die Kinder jedes einzeln waschen, repetieren ihre Lektionen in diesem und jenem Winkel, und sieben Uhr ist Morgengebet in Malayalam, an welchem zuerst sechs oder sieben der besser studierten Kinder ihre Lektionen (Verse des vorigen Kapitels) hersagen und der Inhalt des gestern Gelesenen kurz rekapituliert, dann ein neues ganzes oder halbes Kapitel gelesen wird; damit lassen sich Erklärungen, Anwendungen auf persönliche Fälle usw. verbinden. Gebet zum Schluß, Frühstück . . . (hier gepflanzter) Kaffee (etliche Bohnen von einem am Haus stehenden Baum) und Brot (nicht teuer, etwa zwanzig Doppelwecken für 1 Rs = 66 Kreuzer) mit Butter (die ich seit 1836 nicht mehr vertragen kann) und Früchten (jetzt gerade Mango, Bananen . . . Ananas, alle geschenkt von der Gentlemen Gärten). Dann (acht Uhr) habe ich meine jungen Leute, Schulmeister etc. und lese paulinische Briefe, sie haben Lektionen herzusagen und lernen Zusammenhang und historisch-geographische Anmerkungen bis neuneinhalb Uhr. Um neun Uhr kommen die Mädchen aus der Stadt, Portugiesen, Indobriten, katholische Konkanis von Goa, Parsi und Malayalen, zusammen sechsundzwanzig, und lernen mit meiner Frau vormittags bis zwölf Uhr Bibel Lesen, Schreiben, mit einem der jungen Männer Rechnen, bei Frau Harris Geographie und Geschichte, nachmittags zwei bis fünf Uhr meist weibliche Arbeiten. Indessen habe ich von neun Uhr den Munschi bei mir, der meiner Lektion halb beiwohnt, etliche der älteren Knaben Sanskrit-Grammatik lehrt, mit mir eigene oder von den jungen Tirunelveli-Christen gefertigte Übersetzungen oder Briefe durchgeht: Mein Lesen ist unterbrochen vom Nachsehen bei den Knaben, die neben mir unter einem der christlichen Schulmeister lernen, von Besuchen, die ich in der großen Malayalam-Schule (fünfzig) draußen abstatte oder von Eingeborenen erhalte. Um ein Uhr Essen; die Kinder – Knaben einerseits, Mädchen andererseits – auf dem Boden, wir am Tisch in der Mitte: Sie essen Reis mit etwas curry (Fleisch oder Früchte in schmackhafter, sehr hitziger Pflanzensauce verkocht), wir gewöhnlich Suppe und Reis und curry (oft aber erhalten wir geschenktes Fleisch, Stücke von Schwein, Schaf, Wildbret, Hasen – das ist dann extra, macht rice [Reis] und curry nie entbehrlich) und Früchte. Wein zuzeiten, wird auch manchmal geschenkt (letzthin von Harris vier Dutzend Bouteillen, um Gäste zu empfangen). Von zwei Uhr an eigentliches Lehren bei Knaben und Mädchen, wo es gerade not tut, und Unterricht von Tauf- oder Abendmahlskandidaten. Um sechs Uhr Spaziergang ans Seeufer mit den Kindern, der kleine Prinz [Hermann Gundert jun.] tummelt sich im Sand herum und läuft bis um den Bauch in die

anschwellende Flut. Nichts geht ihm über dies Seebaden. An sehr heißen Tagen bade ich auch manchmal nach Sonnenuntergang. Sieben Uhr Tee (jetzt ein Substitut von Zitronengras) mit Brot und Früchten. Dann Abendgebet, wozu auch Leute aus der Stadt kommen, oft dreißig Hörer (Kinder mitgerechnet), Gesang (habe selbst etwa zwanzig Lieder in deutschem Versmaß gemacht), Neues Testament, Erklärung, Gebet, dann beim Licht sitzen, ich lese und schreibe Briefe, Frau und Mädchen arbeiten oder spielen mit dem Kleinen, wenn er noch nicht eingeschlafen ist. – Kleider? Alles Baumwolle, Hosen (außer für Besuche) gefärbtes indisches Zeug, weiße Jacken, mit Zeug überzogener Strohhut. Schuhe, leicht und schlecht und wohlfeil (kaum gegerbt).« (GM 20.5.40).

Das Mädcheninstitut

Zuerst waren die Waisenmädchen und -knaben in den Gundertschen Haushalt integriert, bildeten jedoch allmählich unabhängige Zweige der Missionsarbeit. In der Anfangszeit schwankten die Bezeichnungen für die einzelnen Schulen und Institute: Mädchen- und Knabenschule, Mädchen- und Knabeninstitut, manchmal auch Malayalam-Freischule oder Kostschule. Das Mädcheninstitut auf Illikunnu begann mit drei portugiesischen Waisen, die von Kaplan Lugard aus Cannanore übergeben wurden: »Drei portugiesische Waisenmädchen, Franzisca und Arabella Caldera (Enkel von John Fogoul) von Madras und Martha (Vaters Name unbekannt), sind durch Lugard der Mädchenschule beigefügt worden.« (TM 1.7.39). Drei Wochen später brachte Postmeister West aus Cannanore weitere Mädchen von Coimbatore: »Zwei portugiesische Mädchen, Nestis und Catharina, sind von West aus der Mädchenschule in Coimbatore (Addis) genommen und uns übergeben worden.« (TM 22.7.39).
Das Mädcheninstitut lag weitgehend im Zuständigkeitsbereich von Julie Gundert. Soweit es Gundert möglich war, übernahm er die Lehraufsicht über das Institut. Eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit erreichte das Institut durch den Hafenmeister von Thalassery, Brennen, der seine Tochter Flora ins Institut gab und dafür bezahlte: »Brennens neunjährige Tochter Flora in Pension genommen, geb. 1. Juni 1830 von einer Tiatti.« (TM 18.8.39). In einem Brief an Dehlinger, der während seines kurzen Aufenthalts auf Illikunnu Freundschaft mit Brennen geschlossen hatte, schrieb Gundert: »Brennens uneheliche Tochter Flora geht bei uns in Pension⟨seit 18. August⟩.« (GM ca. 15.9.39). Dieser 18. August 1839 kann als das Gründungsdatum des Mädcheninstituts angesehen werden. Flora Brennen war bis Ende 1841 im Mädcheninstitut. Als sie krank wurde, wurde sie von Miss Hale in Ootacamund aufgenommen, wo sie am 10. Mai 1847 starb.
Neben dem Beitrag Brennens finanzierte sich das Mädcheninstitut vor allem durch eine Schweizer Schenkung, die Büchelen, der Hausverwalter der Basler Mission, gemacht hatte. Diese betrug im November des ersten Jahres 254 Rs. Davon verwendete Gundert einen Teil für das Institut: »Die Kosten des Mädcheninstituts, die sich auf beinahe 97 Rs belaufen, wollen wir den Gebern als hiervon [der Schweizer Schenkung] bezahlt darstellen, da wir es auch in Wahrheit auf diese Weise ansehen und künftig von dieser Seite die Mädchenschule völlig zu bestreiten hoffen.« (Bericht 15.11.39).
Ein Hauptprinzip des Mädcheninstituts bestand darin, nur solche Kinder aufzunehmen, an die weder Eltern noch Verwandte Anspruch erhoben. Die Schwierigkeiten, die durch nächste Verwandte verursacht worden waren, veranlaßten eine solche Regelung. Deshalb mußte die Ausbildung auch die Unabhängigkeit der Mädchen zum Ziel haben: »Das Mädcheninstitut, welches Schw. Gundert beauftragt war, in Thalassery zu beginnen, zählt jetzt acht Mädchen, von denen sieben Waisen sind. Wir hatten vor einiger Zeit zehn, einmal elf, aber die Eltern nahmen aus verschiedenen Gründen die Kinder zurück. Dieses wollen wir auch nicht hindern und suchen vor allem solche Kinder zu kriegen, an die niemand Ansprüche hat. Die vier ältesten haben jetzt ordentlich Spitzenarbeit zu machen gelernt, so daß sie mit der Zeit sich hierdurch den Lebensunterhalt verschaffen können. Die zwei arbeitsamsten, Elisa und Franzisca, machen uns auch durch ihr Betragen und Bekanntschaft mit der Bibel Freude. Die jüngsten lernen Malayalam mit Gnanamuttu, die älteren mit Frau Gundert.« (GB 15.11.39). Gnanamuttu war ein von Rhenius ausgebildeter Katechist, der Gundert nach Chittoor und dann an die Westküste gefolgt war.
Die Mädchen trugen schon während der Schul- und Ausbildungszeit wesentlich zum Unterhalt der

Schule bei. Gundert schrieb: »Irgendeines der Nagercoil- oder Thalassery-Mädchen, die Spitzenmachen gelernt, ist dadurch instand gesetzt, mit gehörigem Fleiß ihre ganze Familie zu ernähren. Unsere Schule hat jedenfalls mehrere hundert Gulden reinen Gewinn vom Spitzenmachen gezogen. Auch Stricken ist gut, wo man Abnehmer findet; und sucht man, so findet man sie. Nähen ist unerläßlich, wenn man, wie z.B. wir auf der Westküste, sittsamere Kleidung für die Weiber, namentlich die besser Erzogenen, einführen will. Die faulen jungen Weiber lieben aber freilich ein umgewundenes Kleid mehr als Kleider, die etwas Arbeit erfordern. Die Schneider sind Männer, das ist wahr; aber an solchen Kastengewohnheiten rütteln, wäre wohltätig. Die vielen Hunderte von Christen, welche im Tamil-Land Jacken bis auf die Knie tragen, wie z.B. alle Katechisten, würden dieselben doch wohlfeiler von ihren Weibern gemacht kriegen als vom Schneider. Könnte man einführen, daß die Weiber auch waschen, so wäre es noch besser. Jetzt geht alles durch die Kaste der Waschleute, die manchem Neubekehrten Not machen. Natürlich müssen die Weiber kochen und die Kinder behüten. Soll das aber ihre ganze Zeit wegnehmen?« (GB 16.2.45). Durch eine auf die Praxis ausgerichtete Ausbildung konnte die Kastenabhängigkeit weitgehend überwunden werden.

Das Mädcheninstitut war keine isolierte Einrichtung, sondern wurde tagsüber auch von auswärtigen Mädchen besucht. Julie Gunderts Arbeits- und Lehrweise war gleichzeitig Missionsmethode. Vor allem beim Spitzenmachen oder Klöppeln, Häkeln, Flicken oder Stricken war es ihr möglich, jedem einzelnen Mädchen so nahe zu kommen, daß sie nicht nur die Arbeitsweise weitergeben, sondern auch persönliche Gespräche führen konnte. Sie konnte auf das persönliche Denken der Mädchen einwirken und es lenken. Vorgelesen wurde aus der Bibel, aus Traktaten und aus anderen erbaulichen christlichen Schriften: »Meine Frau . . . hat acht Mädchen in der Kostschule, Waisen: Diese sind anhänglich und lernen besonders Spitzenklöppeln, ein Erwerbszweig in Indien, mit anderen weiblichen Arbeiten. Morgens von neun bis zwölf und von zwei bis fünf ist eine Mädchenschule in der Veranda, besucht von Portugiesen, Konkani (von Goa) und anderen katholischen und anderweitigen Eingeborenen – auch sechs Parsimädchen, diese lernen Bibellesen, Schreiben, Rechnen (auch an zwei Tagen die Älteren Geographie bei Frau Harris) und jeden Nachmittag weibliche Arbeit, zum Teil mit Vorlesen. Diese Arbeit ist mehr als genug für meine Frau, da ihr die Haussorge – für etwa zwanzig Kinder – auch ziemlich Zeit wegnimmt.« (GM 19.2.40).

Das Knabeninstitut

Wie Waisenmädchen, so wurden auch Waisenknaben aufgenommen, die auf Illikunnu eine neue Heimat fanden. Die ersten Knaben kamen aus Kochi, dem Regierungssitz von Zentraltravankor. Sie brachten die Tradition eines alten Christentums mit und waren vertraut mit der Weltoffenheit der Südwestküste Indiens, die vielen ausländischen Einflüssen ausgesetzt war. Gunderts sprachliche Entwicklung erfuhr dadurch eine große Bereicherung. Schon wenige Monate nach dem Mädcheninstitut wurde am 24. Oktober 1839 das Knabeninstitut eingerichtet:

»Von Kochi angelangt:
1. Thomas, Sohn Varkis, merchant [Kaufmann], Valiaparambu, N. eines Kochi-Nazarani, 13 Jahre alt,
2. Domingo, Sohn Avaras, merchant, Madattiparamba, Nazarani, 12 Jahre alt,
3. Mattu, Sohn Varkis, rice [Reis] merchant, Maracamvidu, Nazarani, 11 Jahre alt,
4. Vaitchen, Sohn Domingos (merchant ⟨no: fisher⟩), cast of Kochi, Nazarani(?), 10 Jahre alt,
5. Barid, Sohn desselben Namens (Koch), Nazarani, 10 Jahre alt,
6. Tom (lernte Englisch an Bord eines Schiffes Capt. Loverdi), 8 Jahre (Sohn eines verstorbenen Palakkad-Maitri), Heide.« (TM 24.10.39).

Mit dem Begriff »Nazarani« oder »Nasrani« wurden Nestorianer und Thomaschristen von der östlichen Türkei bis nach Indien bezeichnet. Durch die portugiesische Kolonisation wurden die indischen Thomaschristen weitgehend unter die römische Jurisdiktion gezwungen. Als im Jahr 1662 die portugiesische Vorherrschaft durch die Holländer gebrochen wurde, erklärten sich die Nazaranis für kirchenunabhängig und richteten sich als altsyrische Kirche ein. Teilweise schlossen sie sich dem Bischof von Antiochien, dem Oberhaupt der Jakobitenkirche, an.

In seinem Bericht vom November 1839 schrieb Gundert von einem weiteren Knaben: »Sieben Wai-

senknaben, teils syrischer, teils syro-römischer Kaste, sind uns von Kochi durch Herrn Harris gebracht worden. Da ich sonst keine Malayalam-Schularbeit habe, sind sie von mir zur Probe behalten worden und lernen die Anfangsgründe mit Gnanamuttu. Sie betragen sich alle wohl, sind aber an Talenten sehr verschieden. Die besten werden vielleicht in Mangalore ihre Studien vollenden können.« (GB 15.11.39). Der Unterschied zwischen Bericht und Tagebuch erklärt sich aus folgender Mitteilung: »Die Harris kamen von Kochi an. Mit ihnen ein portugiesisches Mädchen Rosina, sieben Jahre alt, und Moses, zwei Jahre alt, der Mission übergeben.« (TM 21.10.39). Dem Bericht zufolge war Moses ein Nazarani. Die Knaben schlossen sich eng an Gundert an. Anfang und Mitte des nächsten Jahres kamen weitere hinzu, von denen er Mattu Pedro und »Rama, elf Jahre alt, Sohn eines Chetti [Kaufmann], Waise« (TM 5.6.1840), erwähnte.

Auf Mattu Pedro ging Gundert besonders ein: »Am 15. dieses Monats kam unser bester Knabe, Mattu Pedro, auch ein Kochi-Nazarani, dem ich seit etwa einem Monat im Übersetzen vom Tamil ins Malayalam täglich Anleitung gab, hinter meinen Stuhl und reichte mir ein überschriebenes Blättchen dar. Es war eine in kindlichem Stil, in rohen Buchstaben abgefaßte Bitte, ich möchte ihn doch, nachdem er jetzt von der Liebe Christi für ihn unterrichtet sei, auch unterrichten, wie er es anzufangen habe, Christus wieder zu lieben, und wie er ihn anzurufen habe. Ach, schloß er, Sie müssen sich über mich erbarmen und mir den nötigen Rat geben. Wie ich mich nach ihm umdrehte, sah ich ihn mit den Augen voller Tränen, und wirkliche Herzensangst im Gesicht ausgedrückt. Ich erinnerte ihn an die Art, wie Kranke aller Art im Evangelium zum Heiland den Weg fanden, sagte, das einzig zu Bedenkende sei, ob wirklich seine Not groß genug sei, um einen so großen Heiland nötig zu haben. Das führte ihn zu schönen, ungeschmückten Sündenbekenntnissen – namentlich von Stolz, zu dem er viel Versuchung hat, nicht bloß schnell erworbener tüchtiger Kenntnisse halber (in fünfviertel Jahren vom Abc an), sondern auch wegen natürlicher Güte und Liebenswürdigkeit – auch hat er durch Aufdeckung von Sünden seiner Kameraden gezeigt, daß er nicht eine Partei zu haben wünscht – ich betete damals und seither oft mit ihm privatim und habe im Herrn gute Hoffnung von [für] ihm für unser Werk (ist vierzehnjährig).« (GB 20.1.1841). Wiederholt kamen Menschen zu Gundert, die sich ihm öffneten. (Vgl. unten »Abriß der Geschichte der Station Thalassery«). Den Nazarani widmete sich Gundert möglichst viel: »Für meinen Arbeitszweig habe ich 1. die Nazarani-Waisen, die sich recht an mich anschließen, 2. die englische Schule.« (GM 19.2.40).

Gesellschaftliche Bedeutung

Sobald die Mädchen alt genug waren, wurden sie verheiratet. Als erste wurde Martha an Chinnappen, der die Aufsicht über die Knaben der Anstalt hatte, verehelicht: »Schulmeister Chinnappen, der mit mir von Tirunelveli gekommen, den Missionsdienst in Mangalore eines Verwandten halber verlassen hatte (Dezember 1838) und den ich auf sein dringendes Bitten (1. Juli) wieder aufnahm. Ich habe ihn auf drei Monate nach Anjarakandy in die Lehre geschickt, wo er unter Katechist Michael sich mit der Malayalam-Schularbeit ordentlich vertraut machte.« (GB 15.11.39). Martha war ein portugiesisches Waisenmädchen und eines der ersten drei Mädchen des Mädcheninstituts. Sie war die »Tochter von Schneider David und einer Tiatti (Cannanore).« (TM 29.4.40). Nach ihrer Hochzeit zogen die beiden aus und gründeten einen eigenen Hausstand. Chinnappen blieb auch nach seiner Heirat als Lehrer tätig: Chinnappen ist »von sechs bis eins und zwei bis siebeneinhalb beständig bei ihnen [den Knaben], geht mit ihnen zum Waschen und Baden, abends ans Meeresufer usw. und lehrt sie von zehn bis eins, drei bis fünf Uhr Malayalam Lesen, Schreiben, Rechnen, hört ihren Katechismus ab usw.« (GM 14.–17.9.40). Chinnappen und Martha ließen ihre älteste Tochter, Rosa, von Gundert taufen, sie »machen uns wirkliche Freude«. (GM 20.4.41).

Bei dieser Hochzeit zeigte sich schon die Auswirkung der Missionsarbeit Gunderts und seiner Frau. Bei den jungen Christen wurde die frühere Kastenzugehörigkeit nicht berücksichtigt. Die völlig unterschiedliche Herkunft der Mädchen und Jungen ließ die Kastenfrage nicht zu. Dies kam der religiösen Einstellung Gunderts und der der übrigen Basler Missionare entgegen. Indoportugiesen und Indobriten wurden wieder ganz in die indische Bevölkerung eingegliedert. Menschlicher Sachver-

stand und missionarisches Prinzip, Menschen verschiedenster Herkunft und die Suche nach einer erträglichen Zukunft kamen sich entgegen, verbanden sich miteinander und brachten eine neue Gesellschaftsschicht hervor.
Bereits 1836 war Gundert in Tirunelveli bei Rhenius die Sitte aufgefallen, daß Mann und Frau getrennt aßen. Er äußerte damals, daß es keine weiterreichende Gemeinschaft zwischen Mann und Frau geben könnte, wenn dieser Brauch fortgesetzt würde. Deshalb wartete er auf eine geeignete Gelegenheit, um diesen Brauch zu ändern. Im April 1849 konnte er das erste Paar darauf verpflichten, gemeinsam miteinander zu essen. Gundert schrieb: »Eine wirkliche Tochter in Christo, Lydia, gaben wir nach Chombala an einen Verwandten Pauls ab; mit ihrem Eintritt soll in den dortigen Familien die Frau mit dem Mann zusammen zu essen anfangen dürfen. Dies ist eine Bedingung, die ich Paul machte. Heute (20.) ist, glaube ich, die Hochzeit, und ich hoffe, er führt dies durch, der verschämten Abneigung der Weiber zum Trotz. (Bekanntlich essen die indischen Weiber immer nach den Männern). So geht es eben langsam vorwärts, aber doch vorwärts.« (21.4.1849). Bei solchen weitreichenden Neuerungen ging Gundert sehr behutsam vor und ließ sich viel Zeit dafür. Manches kam durch andere als erzieherische Maßnahmen in Bewegung und änderte die Menschen wie von selbst.
Von Anfang an also kam Gundert durch die Schulen und die Institute mit allen wesentlichen Bevölkerungsschichten Keralas in Berührung. Die Mannigfaltigkeit des indischen religiösen und geistigen Lebens hielt Einzug auf Illikunnu und wurde durch einen protestantischen Typus geprägt, der seinerseits eine Mischung von Luthertum, Calvinismus und Pietismus war. In den Schulen, insbesondere in den Waisen-Instituten, formten sich die vielfältigen Strömungen zu einer neuen indischen Lebenskultur, die sich dem Neuen aufschloß und trotzdem in der indischen Tradition verwurzelt blieb. An dieser Nahtstelle der Kulturen, Religionen und Konfessionen lag Gunderts Interesse, so rasch wie möglich eine gute, christliche Malayalam-Literatur zu schaffen, die von Angehörigen aller Geistesströmungen verstanden werden konnte. Die Schulen vermittelten eigenes und fremdes Kulturgut und waren gleichzeitig der Ort, an dem die evangelische Lehre Fuß faßte.

Hallesche Medizinen

So wichtig die Schularbeit war, so notwendig war auch die Sorge um die Gesundheit der Menschen. Von Tirunelveli hatte Gundert »Hallesche Medizinen« mitgebracht, mit denen er vielen helfen konnte. Da die Medikamente zur Neige gingen, schrieb er nach Basel um neue: »Wenn Brüder herauskommen, könnten sie nicht auch die Halleschen Medizinen mit herausbringen? Ich habe schon viel Gutes mit einem Kistchen getan, das von Herrn Dr. Niemeyer an Rhenius war geschickt worden. Vielleicht kriegt ihr sie auch geschenkt. Die englischen surgeons [Stabsärzte] hier wissen fast nichts als Quecksilber etc., und die sanft wirkenden Arzneien sind wenigstens mir und den Natives lieber. Solltest Du darum schreiben, bemerke, daß die Pillen (besonders Polychrest) durch die Hitze ein Klumpen werden, daher in Mehl gelegt werden sollten.« (GM 21.5.39).
Manche wurden selbst nach schwerer Krankheit durch die »Medizinen« wieder gesund und dem Christentum zugeneigt, wie zum Beispiel die Frau des früheren Oberknechts von Strange: Sie ist »durch meine Hallesche Medizinen geheilt worden. Jetzt wünscht sie die Taufe und ist viel aufrichtiger, als ich gehofft hatte.« (GM 15.7.39). Diese Frau hielt ihr Versprechen und wurde getauft: »Am 27. März taufte ich die Frau des öfters erwähnten Strangeschen Oberknechts Emanuel – Sarah, auf ihrem Krankenbett. . . es schien oft, als wolle sie hauptsächlich nur getauft werden, um Leute zum Leichenbegängnis und ein etwas geheiligtes Grab zu bekommen (was bei den Heiden wegen des Mannes Religionswechsel nicht anging). Doch am oben gesagten Tag, da sie in großen Schmerzen lag und für sterbend gehalten wurde, rief sie ernstlich den Heiland an, ihr ihre vielen Sünden zu vergeben; bekannte auch gegen mich ihren Glauben an seine alleinige Gnade, und so fühlte ich Freudigkeit, sie zu taufen. Eine Hallesche Medizin, die ich für solche Fälle gespart hatte, half ihr unter Gottes Segen wieder auf, soweit, daß wieder Hoffnung da ist, sie werde noch auf weitere Erkenntnis unsres Heilandes erhalten werden.« (GM 20.4.41).
Durch die Medikamente und ärztliche Beratung machte sich Gundert einen guten Namen. Deshalb war es schmerzlich für ihn, wenn seine Medikamente ausgingen und von daheim kein Nachschub ankam: »Mit Halleschen Medizinen hat mich der

Herr schon viel tun lassen. Jetzt sind sie aus (ich brachte sie von Tirunelveli). Die Milzessenz, E[ssentia] amara, E[ssentia] dulcis, Tinct[ura] Corall[ina], Rhab[arber] Tinct., polychrest pill., obstr[uentia] pill., Pulv[is] vital[is] et solar[is]. Pulv. bezoard et nigricans mit Bals[amum] vitae sind die besten, erhalten sich auch recht wohl in diesem naßheißen Klima. Ich rate Brüdern an, zu Hause so viel Medizin, Chirurgie und Naturwissenschaft zu lernen, als sie auffassen können; es ist erstaunlich, wie viel man hier damit helfen und anziehen könnte. Ob ich gleich kein Doktor [Arzt] bin, kommen doch viele lieber zu mir als zu ihm, weil ich die Sprache spreche, und die Medizin selbst – nicht durch andere – gebe.« (GB/GM 19.3.40). Jahrelang bemühte er sich vergeblich um Auffrischung seiner Vorräte: »Auch um Hallesche Medizinen habe ich seit zwei Jahren umsonst nach Basel geschrieben – wenn irgendwo sich eine Mahnung anbringen läßt, bitte ich darum.« (GM 19.9.41).

Die Halleschen Medizinen sind so alt wie die evangelische Mission in Indien. Bartholomäus Ziegenbalg befaßte sich eingehend mit der Kräuter- und anderen Medizin der Tamilen und verband diese mit der Halleschen. Er besorgte sich Medikamente aus Halle und wandte sie an: »Wegen unserer Arzneien berichte ich vornehmlich dieses, daß ich öfter um den Spiritum disc[r]ucientem angesprochen werde, den viele Leute im Reißen der Glieder und Rückgrat für sehr gut befinden, mit welchem Übel denn die Leute insonderheit hier sehr befallen.« (Arno Lehmann, *Hallesche Mediziner und Medizinen am Anfang deutsch-indischer Beziehungen*, Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Math.-Nat., Jg. 5, Heft 2, Dezember 1955, S. 124).

Der erste Hallesche Missionsarzt, Lic. Caspar Gottlieb Schlegelmilch, der am 12. Juli 1730 in Madras gelandet war, starb keine zwei Monate später in Tranquebar, am 30. August, an Dysenterie. Der zweite Hallesche Missionsarzt, Dr. Samuel Benjamin Cnoll, kam am 30. August 1832 in Tranquebar an, wo er sich neben seiner ärztlichen Arbeit ein chemisches Laboratorium einrichtete. Cnoll behandelte 1733 auch den katholischen Katecheten Xaverayan, der die Evangelischen verfolgt hatte. Dabei lernte Xaverayan die früher Gehaßten als seine größten Wohltäter schätzen. Der streitbare Luthergegner Joseph Beschi dankte den deutschen Lutheranern und wünschte ihnen »von dem gemeinschaftlichen Herrn, welcher den Barmherzigen Barmherzigkeit verheißen«, viel Gnade (ebd., S. 128).

Während seines Aufenthalts in Tamilnadu und im Süden Andhra Pradeshs hatte Gundert die Hallesche Medizin und ihre wohltuende Wirkung an Körper, Seele und Geist als Mittel der Gesundheit und des Evangeliums kennengelernt und mit nach Malabar gebracht.

Literarische Arbeiten

Gestaltende Sprache

Gundert brachte nicht nur eine gute altphilologische Ausbildung mit nach Indien, sondern auch eine außerordentliche Sprachbegabung und eine besondere Liebe für Sprachstrukturen. Schon während seiner Studienzeit übersetzte er zum Beispiel Iphigenie von Sophokles aus dem Altgriechischen, lernte Sanskrit in Tübingen, Bengali und Hindustani in England und Telugu auf dem Segelschiff. In Madras begann er mit Tamil und vervollkommnete es in Sinduponturei bei Rhenius. In Chittoor hatte er es neben Tamil mit Telugu, Kannada und Mahratti zu tun. Zum Abschluß seiner Zeit in Tamilnadu arbeitete er an den unvollendeten Werken von Rhenius weiter.

Nicht unwesentlich dürfte Gundert von den Schriften Ziegenbalgs beeinflußt gewesen sein. Wie bei diesem nahm auch bei Gundert die Bibelübersetzung eine entscheidende Rolle ein. Dies beinhaltete die Beschäftigung mit der einheimischen Literatur, wovon Ziegenbalgs *Genealogie der malabarischen Götter* und andere Werke beredtes Zeugnis ablegen. Ziegenbalg hatte an tamilischer Literatur gesammelt, was er auftreiben konnte. Albertine Gaur veröffentlichte »Bartholomäus Ziegenbalg's *Verzeichnis der Malabarischen Bücher*« im Journal of the Royal Asiatic Society, October 1967, London, und beschrieb darin 112 Werke. (Das Original der *Bibliotheca Malabarica* befindet sich im Archiv der Franckeschen Stiftungen in Halle, vgl. Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Juni 1959, S. 903–906.)

In Mangalore angekommen, bat Gundert um Bücher aus Deutschland, um weitere Schriften ausarbeiten zu können und bessere Unterlagen für die

[illegible] ... in [illegible] of the [illegible] [illegible] for [illegible]
[illegible] and to [illegible] [illegible] [illegible]

§ 1.

The Malayala or Kerala language professes to have the letters [Malayalam letters] and powers of the Sanscrit language.

The letters of this Alphabet are:

1.) Vowels: [Malayalam letters] (or [Malayalam letters]) [Malayalam letters] — Their names: [Malayalam letters], [Malayalam letters] etc.
a ā i ī u ū ṛ ṝ ḷ ḹ

[Malayalam letters] with [Malayalam letters] (Anuswara) [Malayalam letters] (Visarga)
ē ai ō au ṁ ḥa

2.) Consonants — Tenues, Asp., their Mediae, Asp., Nas. — corresponding vowels — add

a) Gutt. [Malayalam letters]
b) Palat. [Malayalam letters]
c) Cerebr. or Lingual: [Malayalam letters] ṭ [Malayalam letters] ṭh ḍ ḍh [Malayalam letters]
d) Dent. [Malayalam letters] t [Malayalam letters] th d dh [Malayalam letters]
e) Labials [Malayalam letters] p [Malayalam letters] ph b bh [Malayalam letters]

f.) awargam. [Malayalam letters] y [Malayalam letters] r [Malayalam letters] l [Malayalam letters] v [Malayalam letters] ś [Malayalam letters] ṣ [Malayalam letters] s [Malayalam letters] h [Malayalam letters] kṣ

Their powers are to be learnt from Sanscrit grammars; ~~[illegible] only~~ differs from the Northern pronunciation, ~~being mostly sounded [illegible]~~ & therefore sometimes ~~written~~ [Malayalam letters])

§ 2.

But it also joins the other Peninsular languages in mixing up their common peculiar Alphabet with that received by the Brahmins. This Alphabet, which is best preserved in Tamil,[x] adds

1.) to the Vowels: [Malayalam letters] short, (the long vowels are therefore often written [Malayalam letters] & [Malayalam letters], to distinguish them by signs of length & power)
— and excludes the 4 halfvowels ṛ, ḷ, short & long.

x) though only 100 years ago common in Malabar, & still in use with Moplas

2.) The consonants are 1.) [Malayalam letters] k 2.) [Malayalam letters] 3.) [Malayalam letters] y
Divided into 3 classes: [Malayalam letters] c or ts [Malayalam letters] — [Malayalam letters] r
[Malayalam letters] ṭ [Malayalam letters] — [Malayalam letters] l
[Malayalam letters] t [Malayalam letters] — [Malayalam letters] v
[Malayalam letters] p [Malayalam letters] — [Malayalam letters] ṛ
[Malayalam letters] [illegible] [Malayalam letters] — [Malayalam letters] ḷ

Only by mistake words as [Malayalam letters] are found written [Malayalam letters].

Unterrichtsvorbereitung zu haben. Unter diesen Büchern waren sowohl theologische als auch philosophische Schriften Bengels und Oetingers, ebenso Bücher und Abhandlungen von Neander, Bopp, Schubert und anderen. Auch später war die Bücherwunschliste lang: »Noch eins: Für Stationsbibliotheken würde ich um historische Werke mit einer Bitte einkommen, z.B. Merle d'Aubignés Reformation, und könnte ich Ritters Geographie von Indien erhalten, so würde ich gerne der Seitenzahl nach berichtigende oder erweiternde Noten über den mir bekannten Boden mitteilen. Zu zusammenhängenderen Arbeiten reicht die zerstückte Zeit kaum zu. – Nur noch eine Frage nach den Retzschen Skizzen, die Herr Liesching für Mr. Conolly nach Basel schickte. Je bälder sie kommen, desto besser.« (GM 5.7.42). Zwei Tage später erwähnte er sie in einem anderen Brief: »Habe von Basel noch kein Wort über die Retzschen Skizzen gehört. Muß eben jetzt warten. – Das Missionshaus zu sehen, sollte mir doch Freude machen. Hoffe, ein Blatt an mich ist unterwegs.« (GB 7.7.42).

Kamen Bücher von Europa an, bedankte er sich dafür: »Für die Botanik und Luthers Leben herzlichen Dank.« (Ebd.). Dennoch empfand Gundert den Bücherbestand wiederholt als unzureichend: »Bücher betreffend bemerke ich, daß wir namentlich fürs Alte Testament fast nichts haben (Hengstenbergs Christologie, Hitzigs Zwölf Kleine Propheten, Beers Symbolik, Stiers Psalmen, von Mayers Bibel ist alles – an Hoffmanns Exegese der christologischen Stellen hatte ich große Freude, Weigle sandte sie für einige Zeit.« (GM 23.12.42). Während seiner »stummen Zeit« (siehe unten) waren ihm die wissenschaftlichen Werke unerläßlich bei seinen eigenen Bearbeitungen und bei der Übersetzung der biblischen Bücher. Gundert schrieb: »Bitte um einige Bücher und eine Karte für die Mädchenanstalt.« (GM 30.6.50). Und obwohl Bücher ankamen, mußte er immer wieder um weitere anfragen: Um »Ewalds Grammatik, neuste Ausgabe, Meyers Hebräisches Wurzelwörterbuch. . . Für die Mädchenanstalt bitten wir um eine erhaben gearbeitete Karte von Palästina.« (GM 18.2.51).

Aus den vielen Notizbüchern Gunderts ist zu ersehen, daß er sich umfassende Auszüge aus verschiedensten Werken fertigte und dann zu eigenen Artikeln, Aufsätzen, Traktaten und Büchern verarbeitete. Es gibt Hinweise, daß er bis spät in die Nacht hinein übersetzte oder einfach durcharbeitete. Noch in hohem Alter berichtete er darüber, daß ihm das Arbeiten am Malayalam Erholung wäre. Wie tief ihn die Sprache betraf, geht aus einer seiner Bemerkungen über eine Streitfrage hervor: »Mir liegt mehr an der Etymologie eines Malayalam-Wörtchens als an diesem ganzen Streit. Jenes mag sehr klein sein, enthält aber doch möglicherweise einen fruchtbaren, weitere Resultate vorbereitenden Gedanken; dieser ist keimlos, lauter Schale, und beweist Geistesleere an dem, der sich damit gern abgibt.« (GM 17.6.72).

Anfang einer Malayalam-Grammatik

Seine Zeit in Mangalore verbrachte Gundert nicht nur mit Lehren, Reisen und Einleben, Sprachenlernen und Missionieren, sondern auch damit, eine vergleichende Grammatik der dravidischen Sprachen zu schreiben: »Ich bin daran, Materialien, die ich zu einer Grammatik der vier südindischen Sprachen (Telugu, Tamil, Kanaresisch, Malayalam) gesammelt, zu verarbeiten und einmal nach Tübingen zu schicken.« (GM 17.3.39).

Kaum war Gundert einige Wochen auf Illikunnu, als er begann, eine Malayalam-Grammatik zu verfassen. Dabei half ihm sein Malayalam-Lehrer viel: »Der neue Munschi ist ein aufgeweckter netter Mann, mit dem ich recht zufrieden bin. Wir können jetzt so ordentlich zusammen sprechen und einen Entwurf von Malayalam-Grammatik, den ich gemacht, verbessern und aufstutzen.« (GM 20.5.39). In dieser Zeit lernte Gundert fast nur Malayalam: »Da Bruder Gundert im vergangenen Monat Mai sich beinahe ausschließlich mit Erlernen der Malayalam-Sprache beschäftigt hat, blieb keine Zeit für Missionspredigt übrig, auch wenn er sich schon hätte zutrauen dürfen, mit öffentlichem Vortrag in dieser Sprache einen Anfang zu machen.« (GM 1.6.39).

Der Erfolg blieb nicht aus: »Von meiner Grammatik habe ich die Formenlehre fertig auf etwa fünfzig eng geschriebenen Seiten [s. Abbildung S. 105; UB]. Für die Syntax sind die Materialien schon sehr angewachsen, es ist aber ein schweres Stück Arbeit und wird viel Korrigierens bedürfen.« (GM 19.6.39). Noch deutlicher kam seine Arbeitsweise etwas später zum Ausdruck: »Im Mai, da die Regenzeit mit Heftigkeit anhob, war ich meist zu

Haus und studierte Malayalam vom Morgen bis in die Nacht, nicht von christlichen, sondern von heidnischen Büchern, aus denen ich jetzt eine ziemlich weitläufige Grammatik [s. Abbildungen S. 108f.; UB] vollendet habe. Die Syntax abzuschließen, muß ich jetzt noch in übrigen Stunden Zeit zusammensuchen.« (GM 15.7.39).
Neben Malayalam lernte Gundert auch Sanskrit und konnte bald alte Gedichte und Epen rezitieren: »Auf Sanskrit lernen in Bonn und so weiter halte ich nicht viel. Hier kann man es im Hause sprechen und alte Gedichte von Natives rezitieren lernen. Wir brauchen nicht so viel Studium.« (GM 20.10.39). Ausführlicher schrieb er einen Monat später: »Da ich bei meinem Munschi neben Malayalam auch Sanskrit lerne und es jetzt zu ziemlicher Geläufigkeit im Lesen gebracht habe, so wollte ich dies nicht unbemerkt lassen. Dieser Mann, dem ich monatlich 10 Rs gebe, weiß beinahe alle Hindu-Gelehrsamkeit auswendig und ist mir durch seinen Wahrheitssinn lieb und schätzbar. Wenn ein Bruder Beruf verspürt, auf Sanskrit etc. einzugehen, scheint es mir weit besser, er lerne es recht sprechen und lesen zugleich, als daß er es in europäischen Kollegien nachschreiben lernt. Mit seiner Hilfe habe ich auch eine Malayalam-Grammatik aus native [einheimischen] Büchern und Autoritäten gesammelt und die Syntax vollendet. Künftige Brüder werden vielleicht einen Nutzen daran finden.« (GM 15.11.39). Im Laufe der Zeit ließ Gundert die Grammatik wiederholt abschreiben, so daß sie auch zirkulieren konnte (s. die abgebildeten Folioseiten 1 und 114 dieser Grammatik; UB).
Gunderts Freund Weigle benutzte die ausgearbeitete Grammatik gerne. Weigle schrieb: »Hier nach abgestoßenem Steamer [Dampfboot] der erste Faszikel [Bündel] Deiner Grammatik. Manches hat mich sehr interessiert – ich bin eben auch hinter der kanaresischen Lautlehre gewesen – bin aber zweifelhaft, ob ich das ganze Tadbhava-Kapitel hereinnehmen soll. Es ist im Malayalam doch mehr mit der Sprache verwachsen als wenigstens im Neukanaresischen, wo man in den meisten Fällen ja wieder zum Sanskrit zurückgekehrt ist . . . Ich lasse die Grammatik abschreiben; und freue mich sehr, daß ich sie endlich vollständig bekomme.« (GM [Weigle] 1.4.44).
Zur Abfassung der Grammatik hatte Gundert eine ausführliche Zitaten-Sammlung aus der ihm erreichbaren Malayalam-Literatur zusammengetragen, so daß er genügend linguistisches Material hatte, um mit der Bibelübersetzung zu beginnen. Entgegen der üblichen Beobachtung, daß ein Werk im Laufe seiner wiederholten Bearbeitungen komplexer wird, ist bei Gundert festzustellen, daß seine erste Grammatik die sprachwissenschaftlich kompakteste und schwierigste ist. Alle späteren Bearbeitungen und Ausgaben gestaltete Gundert einfacher und erläuternder, so daß sie für den Unterricht in Schulen verwendet werden konnten (vgl. unten »Die Malayalam-Grammatik«).

Bibelbearbeitungen

Schon während seiner Zeit bei Rhenius im Jahr 1836 und anschließend in Chittoor befaßte sich Gundert mit der Bibelübersetzung. Richtungweisend dürfte für ihn dabei ein Aufsatz von Rhenius über die Prinzipien der Bibelübersetzung gewesen sein (*An Essay on the Principles of Translating the Holy Scriptures,* C. T. E. Rhenius, Nagercoil 1827). In dieser Abhandlung stellte Rhenius drei Arten der Übersetzung vor: die literarische und die sinngemäße Übersetzung sowie die Paraphrase. Gunderts erste Bibeltraktate folgten mehr den Regeln der Paraphrase, der er Verse in poetischer Sprache voran- und nachstellte.
Vieles spricht dafür, daß die Übersetzung der biblischen Bücher eine der Antriebsfedern für Gunderts übrige linguistische Interessen und Arbeiten war. Einerseits brach sich immer wieder seine sprachliche Begabung Bahn und nahm in sich auf, was an Malayalam-Literatur zu finden war, andererseits bezog Gundert die Rechtfertigung für sein umfassendes Sprachinteresse aus der Notwendigkeit einer Bibelübersetzung in ein verständliches Malayalam. Um dies zu erreichen, war ihm keine Schrift zu entlegen oder zu klein. Er las alles, was er fand, um ein Malayalam für die Bibelübersetzung zu finden, das den höchsten Ansprüchen gerecht wurde und gleichzeitig von allen Malayalen verstanden werden konnte.
Gundert schätzte zwar die vorhandene Bibelübersetzung, die durch die Kottayam-Missionare angefertigt worden war, aber er hatte gute Gründe zur Kritik: »Die Malayalam-Bibelübersetzung ist wörtlich schwerfällig, englisch gemodelt. Die Propheten, die Briefe kann kein Gelehrter verstehen, gewöhnliche Leute die Evangelien mit Mühe; die

Grammar of the Malayalam.

§ 1

The Malayalam or kerala language (മലയാളം - മലയാഴ്മ - കേരളഭാഷ) professes to have the letters and powers of the Sanscrit Alphabet.

These letters are

1 Vowels അ ആ ഇ ഈ (or ഈ) ഉ ഊ ഋ ൠ
ă ā ĭ ī ŭ ū ṛ ṝ

ഌ ൡ ഏ ഐ ഓ ഔ
lu lū ē ei ō au

with അം am (anuswāram) and അഃ ah (Visargam)

2 Consonants:	Tenues	Aspiratae	Mediae	Aspiratae	Nasales	Corresponding Vowels	Corresponding Consonants
a Gutturals (കണ്ഠ്യ)	ക k	ഖ kh	ഗ g	ഘ gh	ങ ṅa	അ ആ	ഹ
b Palatals (താലവ്യ)	ച c	ഛ ch	ജ j	ഝ jh	ഞ gny	ഇ ഈ എ ഐ	ശ യ
c Cerebrals or Linguals (മൂർദ്ധന്യ)	ട ṭ	ഠ ṭh	ഡ ḍ	ഢ ḍh	ണ ṇ	(ഋ ൠ)	ഷ ര
d. Dentals (ദന്ത്യ)	ത t	ഥ th	ദ d	ധ dh	ന n	(ഌ ൡ)	സ ല
e Labials (ഓഷ്ഠ്യ)	പ p	ഫ ph	ബ b	ഭ bh	മ m	ഉ ഊ ഓ ഔ	വ

f not classed (അവർഗ്ഗം) യ y, ര r, ല l, വ v,w, ശ ś, ഷ ṣ, സ s, ഹ h, ക്ഷ csh

N. B. Their names akāram, kakāram etc.
Their powers are to be learnt from Sanscrit.

§ 2.

But the Malayalam Alphabet as well as the other Peninsular (or Drāvida, ദ്രാവിഡ) languages has in fact an Alphabet different from the Sanscrit. This, preserved in Tamil, the one still in use with the Mapillas of the Coast, has only the following letters:

particles and [illegible] conjunctions, as [illegible] Peninsular grammars are [illegible]

1. അല്ല "denying quality" may stand in simple sentences after Nouns in Nom.

നന്നല്ല that is not good. അവന്റെ ബുദ്ധി നേരല്ലാതായ്വന്നു his reason has become other than straight = he is crazy (Bhr.)

ജനിച്ചനാൾ നല്ലതല്ലായ്കകൊണ്ടു because the constellation under which he was born was other than good.

ഉറച്ചുനില്പാൻ വശമല്ലാഞ്ഞു (നില്പാൻ വശംപോയി) കേൾപ്പതിന്നവനല്ലാതെ ചമഞ്ഞു he could no more hear (Bhr.)

ആവതല്ല (Bhar) so often with nouns of possibility in particular cases. But ശക്തിയില്ലാവതൊന്നും I have no strength at all, can do nothing, nor can it be opposed.

after Verbs വിപ്രശാപം തടുക്കാവതല്ല (Bhr.) Brahmin's curses cannot be obviated.

സാധിപ്പതിന്നാവതല്ല cannot succeed (for ആവതു).

(ellipse) നല്ലതല്ലെ ഉണ്ടാവു then the consequences will not be good, quite the contrary.

quite adverbial ദുഷ്ടമല്ല ചൊല്ലുവാൻ what I shall say is nothing bad (Bhr.)

വൈരമൊന്നുമില്ലിപ്പോൾ ഞാൻ ... (Sah.)

പോർക്കുതിയല്ലിവിടെ വന്നു came not for war.

അതുമെയ്യറിയാതെയല്ലിവനറിഞ്ഞു these things are not quite forgotten (Bhr.)

2. It stands between 2 sentences in the sense of "not, but." അയ്യോ ... കളിയത്രെ alas! I did it not intentionally but in mere pl[a]y (Bhr.)

ചെയ്തുവച്ചതിന്റെ മറന്നില്ലിന്നും (Bhr.) nor has Bh. forgotten your misdeeds, quite the contrary.

3. It has the meaning "not merely, but," denies measure. അതു കുറഞ്ഞുപോകുന്നതല്ല ഇല്ലാതെ പോയിതു so far fr[om] it being only diminishing, it is already entirely gone.

നൃപന്മാർ ... അല്ലെന്നും ഏറും not merely 100,000 Kings, = more.

[illegible] (Sahad.)

[illegible] (P. T.) not only 1 or 2, but all whom I meet.

... അല്ല ... not only so much, moreover.

Bücher Moses sind noch die besten. Das ganze Bibelbuch drei- bis viermal so dick als eine deutsche Bibel, so lang sind die Worte und Umschreibungen. Folge: Kein Native, ich sage mehr, kaum ein Christ, und nur die besten (wenige) Katechisten werden vorzugeben wagen, sie hätten das Ganze gelesen. Ein historischer Auszug in faßlichen Worten, eine Harmonie der Evangelien nach Art der Christa Sangita von Dr. Mill (ein ausgezeichnetes Werk), solche Bücher sind es, die man den Leuten in der Hoffnung geben kann, sie werden es lesen. Jedermann zu Hause denkt, wenn nur die Heiden die Schrift haben! Ja freilich, wenn diese Schrift wie Luthers zu deutschen Ohren spräche! Von der Lesung Matthäi und des ganzen Neuen Testaments sind schon manche Heiden durch die erste Seite voll Namen abgeschreckt worden, andere wegen des ersten schwerverständlichen Kapitels von Lukas. Alle Heiden, die das Neue Testament wirklich kennen, haben es in englischen Schulen Englisch gelernt und verstehen das besser als ihre eigene Übersetzung.« (GB 21.5.40; vgl. unten »Der erste Bibeltraktat«).

Nicht nur im stillen Kämmerlein, sondern auch in der gesprächigen Studierstube fand Gundert zu einem eigenen Stil in der Malayalam-Bibelübersetzung. Manche kamen, um mit ihm die Bibel zu studieren: »Ein junger Nayer kommt täglich eine Stunde, um das Evangelium mit mir zu lesen und alles vom Christentum gegen das Heidentum Eingewendete zu erwägen.« (GM 12.6.40).

Bei anderen machte Gundert einen Gegenbesuch: »Unter den Besuchern im Missionshaus waren etliche junge Nayer und Tiyer, die eine Reihe von Tagen wiederkamen, das ganze Evangelium zu hören. Um die Taufe hat noch keiner gebeten. Die meisten Besucher sind niedere Brahmanen vom Bazar. Der erlauchteste war der Kshatria Raja von Kottayagattu, der, nachdem ich ihn im April in Kuttuparambu ganz im Vorbeigehen besucht hatte, sich bei allen, die ich angeredet, nach meinen Worten erkundigte, und nun (im August) kam, Bücher zu holen, mich aber auch zu einem mehrtägigen Besuch bei sich einlud, dort die Bibel zu lesen und zu erklären. Mit des Herrn Gnade hoffe ich, dieser Einladung bald entsprechen zu können.« (GM 14.–17.9.40). Die Gespräche schärften Gunderts Verständnis der Sprache.

Bibeltraktate

In dieser Zeit der intensiven Gespräche schrieb Gundert seinen ersten Bibeltraktat über die Schöpfungsgeschichte, Genesis 1–11, den er im September 1840 Missionsinspektor Wilhelm Hoffmann zur Genehmigung vorlegte (s. unten). Darin hatte Gundert die malabarischen Vorstellungen so weit wie möglich berücksichtigt. Das Sündenfall-Kapitel fiel kurz aus, obwohl damals auf Sündenerkenntnis größter Wert gelegt wurde. Breiten Raum dagegen widmete Gundert den drei Söhnen Noahs und ihrem Verbreitungsgebiet. Ausführlich setzte er sich mit Aussagen indischer Lehrbücher, den Shastras, auseinander und schloß den Traktat, wie begonnen, mit Sanskritversen. Der Traktat wurde – wie auch die späteren Ergänzungen bis zum Ende der Zeit Davids – unter dem Titel *Satyaveda Itihasam* bekannt (s. Abbildung; AB).

Benützte Gundert in diesem Traktat den indischen literarischen Kontext noch in voller Freiheit, so hielt er sich damit zurück, nachdem Inspektor Hoffmann am 22. Januar 1841 einen Brief an Mögling geschrieben hatte: »Nur eins möchten wir dabei dringend empfehlen, strenges Halten am Bibelwort. Der liebe Gundert hat in seinem Bibeltraktat vorn herein die aus neutestamentlichen Apokryphen entnommene Geschichte Luzifers, als ob durch seinen Fall die Erde wüst und leer geworden wäre, aufgenommen, ich weiß nicht, ob aus Überzeugung und Glauben an dieses apokryphische Theologumen oder aus Absicht, dem mythologischen Standpunkt der Hindus sich möglichst zu nähern. Dergleichen ist sehr abzuraten.« (AB, Kopier-Buch März 1840 – August 1841, 167). Damit begrub die Basler Mission die Chance, eine im indischen Kontext verständliche Theologie zu schaffen. In der Sprachbegabung Gunderts hätte es gelegen, diesen Schritt sprachlich und literarisch zu tun. Wäre damals eine Ermunterung für den Ansatz Gunderts erfolgt, die biblische Wahrheit in der Sprache Indiens auszudrücken, so hätte sich eine indische Theologie entwickeln können, die die dortigen Christen zu einem neuen Selbstbewußtsein geführt hätte. Stattdessen gerieten sie in die Abhängigkeit einer kolonialistischen Theologie, die bis heute noch nicht überwunden ist.

Obwohl Hoffmann den Traktat kritisierte und die Kottayam-Missionare einiges auszusetzen hatten, gab die Beliebtheit des Traktats unter allen Kasten

ശ്രീപിത്രെ പുത്രായച സദാത്മനെച നമഃ

സത്യവെദ ഇതിഹാസം

ഒന്നാമത്തംശം.

മൊശെ നബി എഴുതിയ യൊനി എന്നിട്ടുള്ള

പ്രഥമഖണ്ഡത്തിന്റെ സാരം ॥

പൂൎവ്സംസ്ഥസ്സമസ്ഥാനാം ഗ്രന്ഥാനാംയൊനിരെവച ।
•രംശബൃഢെസ്സപഞ്ചാംശശ്ശാസ്ത്രാഖ്യൊമൊശിനാകൃതഃ
യൊന്ന്യാഖ്യാദിമതൽസ്കന്ധെ സൎവ്വഭ്രതഗണസ്യഹി ।
സൃഷ്ടിരുക്താദമാദീനാം ചാദിമാനാംകഥാന്നൃണാം ॥
തൽപാപപതനംഭദ്രാവശെഷസ്യൃശ്വരപ്രിയഃ ।
വിപ്ലവാച്ചപരെനൊഹൊൽപന്നമാനവവൎണ്ണനം ॥
തതൊബ്രഹെശഹകയൊൎവ്വാ കൊബസ്യചകീൎത്തനം ।
തമ്മിശ്രഗതിപൎയ്യന്തം സൎവ്വവംശാശിഷൊപിച ॥
(ശ്രീഖൃഷ്ടസംഗീതം ൧ പവ്, ൧൩ അദ്ധ്യ.)

൧ ലൊക സൃഷ്ടിയുടെ വിവരം (൧ മൊ. ൧. ൨)

ആദ്യമില്ലാത്തവനും തന്റെ ഇഷ്ടപ്രകാരം എല്ലാററെയും ചെയ്തുകൊണ്ടിരിക്കുന്നവനുമായ യഹൊവാ എന്ന ദൈവം ആദിയിൽ തന്റെ തിരുവാക്കിൻ ശക്തികൊണ്ട പരലൊകത്തെയും ഭൂലൊകത്തെയും ഉണ്ടാക്കി. തന്റെ ശക്തിയുടെ വചനത്താലവയെ വഹിച്ചുകൊണ്ടുമിരിക്കുന്നു.

നക്ഷത്ര സൈന്യങ്ങളിൽ നിവാസികളായിട്ട എണ്ണിക്കൂടാത്ത സത്ത്വതവൎഗ്ഗങ്ങളെസൃഷ്ടിച്ചു അവരവൎക്ക തന്റെ തിരുമനസ്സ പ്രകാരം ദിവ്യ തെജസ്സാകുന്ന ജീവൻ വെളിച്ചം ശക്തിമുതലായ വരങ്ങളെ വിഭാഗിച്ചുകൊടുത്തതെയുള്ളു അവൎക്ക ദൈവ സൈന്യം എന്നും ദൈവദൂതന്മാർ എന്നും എല്ലാ സ്ഥലങ്ങളിലും അവന്റെ ഇഷ്ടത്തെ പ്രവൃത്തിക്കുന്ന ശുശ്രൂഷക്കാർ എന്നും ഉള്ള പെരുകളെകൊടുത്തു ഖെരുബിമാർ സെരാഫിമാർ ഈം രണ്ട വൎണ്ണപെരുണ്ട മാററം ചിലതുണ്ടായിരിക്കും ആണും പെണ്ണുമുള്ള ഭെദം അവൎക്കില്ല സൂക്ഷ്മദെഹമുണ്ട. ഇത സംബന്ധിച്ചുള്ള സംഗതികളെ ഇ

Gundert recht. Gundert schrieb: »Ihre Genehmigung des Bibeltraktat-Drucks, ungeachtet der anstößigen Stelle, hat mich gefreut und beschämt. Ich habe dem verehrten Herrn Inspektor die Umstände geschrieben, unter denen er, ohne Ihre Bewilligung erhalten zu haben, gedruckt wurde, und hoffe, Sie werden darin erkennen, daß ich wenigstens nicht vorgreifen wollte. Ein Exemplar wird Ihnen von Mangalore aus geschickt werden (vom 1. Teil); der 2. Teil, obwohl fertig für die Presse, ist noch nicht ganz übersetzt, und ich will die Übersetzung nach und nach über Mangalore schicken, da Sie wünschen, daß die Brüder dort ihn zu ihrem Traktat benützen sollen. Entschuldigen Sie mich von einer schnellen Abschrift für Sie, wenigstens für einige Monate, denn ich weiß kaum, wie durch die vorliegenden Geschäfte eines Tages durchzukommen. Als einigen Ersatz für Ihre verbessernde Hand habe ich zu erwähnen, daß ich vor Ihrer Genehmigung den Missionaren im südlichen Malayalam geschrieben hatte, ich habe hier einen Traktat über die »Drei Glaubensväter« ausgearbeitet, und [hätte] gern ihre Meinung darüber sowie Winke zur Verbesserung und Gemeinnützlichfassung der Sprache für das nördliche und südliche Malayalam; und im Fall der Traktat für beide Provinzen verständlich gemacht werden könnte, auch an ihrer Mitwirkung zum Druck froh wäre. Die Antwort war etwas kalt, gab aber zu verstehen, daß der Stil wohl ziemlich verbessert werden würde, wenn ich ihre opinions [Meinungen] einholte. Hierzu erbot ich mich gerne, weniger des einen Traktats wegen, als um zu einem endlicheren Urteil über die Art des erforderlichen Stils in christlichen Schriften zu kommen. Ich muß gestehen, daß ich wenig Ähnlichkeit in der Satzbildung irgendwelcher Malayalam-Bücher mit der der Malayalam-Bibel und auch der Traktate finden kann; und hier wenigstens wird der Bibeltraktat viel mehr verlangt als die Traktate der südlichen Arbeiter, was ich nicht nur den Sanskritversen und dem weißen Blatt, am Ende gelassen, glaube zuschreiben zu müssen. Die Sanskritverse sind weniger fürs Verständnis als zum Schutz des Buchs vor- und eingefügt.« (GM 6.7.41).

Den zweiten Traktat, Geschichte der Genesis seit Abram (Abraham), hatte Gundert im Januar 1841 fertig und arbeitete bereits an der Übersetzung des Buches Josua: »Ich arbeite jetzt, der täglichen Gottesdienste wegen, im Josua fort, der noch nicht gedruckt in Malayalam vorhanden ist.« (GM 20.1.41).

Doch bereits in diesen Anfangsjahren wirkten sich die Aussichten und Anordnungen der Missionsleitung in Basel hemmend auf die Entstehung einer eigenständigen indisch-christlichen Literatur aus, so daß sich Gundert immer vorsichtiger dem Komitee in Basel gegenüber ausdrückte. In späteren Jahren schrieb er den Inhalt seiner Schriften nicht mehr nach Basel, nur wenn er die Traktate ausführlich übersetzte. In einem Brief ans Komitee schilderte Gundert die Notwendigkeit einer Bibelübersetzung in ansprechender Malayalam-Sprache und informierte über seine nächsten Vorhaben: »Eigentlich sollte ich hier schließen und Schreiberei und Druckereivorschläge erst auf neue Aufforderung von Ihrer Seite hin in Anregung bringen. Ich kann mir aber nicht verbergen, daß unser Notstand von der Art ist, daß er Ihnen kaum begreiflich vorkommen wird. Sie schreiben, größere Bibelstudien müssen unseren Traktaten vorausgehen, und ein Katechismus sollte doch auf ein Jahrhundert hinein gelten, daher lange überlegt werden. Nun erkennen wir unsere Armut in Bibelstudien an; nicht aber unsere Unfähigkeit, durch die, welche wir eben doch gemacht haben, zu nützen; und wann sollten wir bessere machen oder woher Brüder kriegen, die viel bessere gemacht haben, außer eben gerade durch die Probe, das, was wir besitzen und aus der Fülle älterer Hilfsmittel noch unter der Hand kriegen, auf die bestmögliche Weise mitzuteilen. Es scheint, unsere Schwachheit habe Ihnen das Zutrauen soweit geschmälert, daß uns fast gar das Zutrauen zum Anfragen ausgeht. Bedenken wir aber erstens, daß für die Kenntnis des Alten Testaments nichts da ist als eine Übersetzung der fünf Bücher Moses und der Psalmen, so darf ich wohl Mut fassen, um Erlaubnis zum Druck eines Josua und Richter vereinenden, streng biblischen Traktats zu bitten – ich hätte Lust, eine chronologische Tabelle nach Bengel anzuhängen, weil man eben doch ein System annehmen muß und Unterschiede hierin nicht alsbald genau abgemessen werden. Ich habe die fünf Bücher Moses in den Morgenandachten durchgelesen und durcherklärt, um Josua zu lesen, ließ ich etliche die Tamil-Bibel nehmen, andere meinen Malayalam-Auszug abschreiben – das war aber mühevoll, und seither kamen die Psalmen, nun lesen wir die. Wie machen wir es hernach mit dem Alten Testament, können

wir es beiseite lassen, oder soll ich fortfahren zu schreiben ohne Aussicht auf korrigierende Winke und endliche Druckerlaubnis?« (GB 20.4.41).
Im Zusammenhang mit den Traktaten und der Bibelübersetzung öffnete sich Gundert auch für die südlichen Landesteile, in denen sich die Malayalam-Sprache etwas anders entwickelt hatte. Ebenso war ihm der Kontakt mit den englischen Übersetzern wichtig, um möglichst bald zu einer einheitlichen Bibelübersetzung zu kommen: »Ich denke nun Ihren Sinn zu treffen, wenn ich in Ermangelung eines Korrektions-Komitees aus Ihren Missionaren die Ansichten vom Süden einhole, und nach ernstlicher Prüfung zusammen mit Br. Fritz und dem Munschi es darauf ankommen lasse, ob der Traktat zuletzt kann zur Hälfte von der Malayalam Tract Association [Traktatgesellschaft] bestritten werden oder auf Ihre alleinige Kosten gedruckt werden soll. Ein solches Befragen und Anhören kann uns möglicherweise für unsere Provinz den Vorteil erwerben, daß wir bei etwaigen Bibelrevisionen auch gefragt und gehört werden, wenn wir anders uns bescheiden halten und nicht durch zuviel Fordern verwunden.« (GB 6.7.41).
Im Laufe der Zeit entstanden sieben Traktate über die biblische Geschichte von der Erschaffung der Welt bis David. Gundert selbst faßte die Traktate kurz zusammen: »Endlich ist nun auch der 3. Traktat (Exodus, Leviticus, Numeri 1–10) uns von Kottayam zugekommen. 1. Israel in Ägypten, 2. Moses, 3. seine Berufung, 4. Mose vor Pharao, 5. die Plagen, 6. Passah, 7. Wanderung, 8. Gesetzgebung mit den Zehn Worten und Rechten, 9. goldenes Kalb und die Offenbarung der Herrlichkeit, 10. die Hütte, 11. die Priester, 12. Lagerordnung und Heil[ige] Zeiten. In den letzten drei Kapiteln habe ich Baers Resultate aufs kürzeste zusammenzufassen gesucht, daher ist menschliche Erklärung mit in den Text eingeflossen, wodurch er aber, meine ich, für Schulen lesbarer geworden ist. Die moralischen Gebote sind großenteils übergangen, schon weil wir das Wichtigste davon in Zellers Spruchbuch haben und treiben, dann auch, weil sie für den geschichtlichen Zusammenhang nicht so notwendig erscheinen als die Typen und Schatten des alten Bundes. Den 4. Traktat (bis Moses Tod) habe ich zum Druck befördert.« (GB 20.11.44). Einige Monate später hatte er den Überblick über den ganzen Bibeltraktat und berichtete: »Betreffend den Bibeltraktat habe ich zu bemerken, daß No 4 (bis zu Moses Tod) gerade gedruckt ist. Wir haben es noch nicht erhalten. Darf ich fortmachen mit drucken lassen? Josua und Richter bilden No 5, Samuel und Saul (bis zu seinem Tod) No 6. Diese sind fertig. Davids Regierung beinahe. – Herzlichen Dank für Baumgartens Kommentar. Der macht einem hier außen große Freude!« (GB 18.4.45). Die ersten sechs Traktate wurden in Kottayam, der letzte in Thalassery gedruckt.
Von den biblischen Traktaten führte der Weg direkt zur Bibelübersetzung. Schon 1843 übersetzte Gundert das Hohelied, *Canticum Canticorum* (vgl. TM 25.1.43). Er setzte diese Arbeit jedoch nicht fort, sondern widmete sich anderen Aufgaben, da Missionar Bailey in Kottayam eine vollständige Bibelübersetzung angekündigt hatte.

Lieder

Gunderts Sprachentalent war gepaart mit einer vielseitigen Musikbegabung, die es ihm ermöglichte, Lieder aus dem Deutschen oder Englischen ins poetische Malayalam zu übersetzen und den Melodien anzupassen. Etwa ein Jahr nach seiner Ankunft auf Illikunnu berichtete Gundert von den ersten Gesangbuchliedern in Malayalam: »Habe selbst etwa zwanzig Lieder in deutschem Versmaß gemacht.« (GM 20.5.40). Einige Monate später war die Sammlung bereits um zehn Lieder angewachsen: »Etliche dreißig christliche Gesänge, die ich im Lauf des letzten Jahrs gemacht, teilte ich in Handschriften aus an die Getauften (als Christtagsgeschenk) und hatte große Freude, Lernbegierigen die schon dreihundert Jahre in unserer evangelischen Kirche wogenden Anbetungs-, Lob- und Betweisen näher auszulegen. Schon die gedrängtere, reichere Sprachweise, wenn sie einmal zum Verständnis gebracht worden ist, erhebt die lieben Jünglinge über ihre bisherige Sklaverei.« (GM 20.1.41).
Während seines Aufenthalts in Mangalore im März 1842 lithographierte Gundert das erste Gesangbuch mit fünfzig Liedern, dem rasch eines mit hundert Liedern folgte: »Ich habe dort [in Mangalore] eine Malayalam-Sammlung von Liedern (fünfzig) drucken lassen.« (GM 3.4.42). Die Vorlagen zu diesen Liedern nahm Gundert aus deutschen, schweizerischen und englischen Liederbüchern: »Aus dem Gesangbuchsentwurf habe ich schon ein und das andere Lied übersetzt und zu

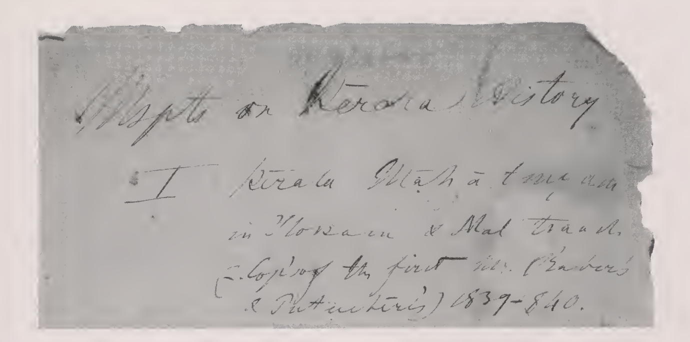
mehreren die Gedanken genommen. Wenn noch das Choralbuch dazu herauskommt, soll es mich freuen, diese Lieder hier erschallen zu lassen. Br. Irion macht namentlich mit unseren Mädchen schöne Fortschritte im Gesanglernen.« (GM 7.7.42). Die englischen Lieder wünschte sich Gundert in der Melodie etwas höher gesetzt. (Vgl. GM 10.4.42).
Auch mit Kritik an seinen Liedern hatte sich Gundert auseinanderzusetzen. Aber letztlich sprachen seine Lieder die Menschen so an, daß sie bis heute im Malayalam-Gesangbuch zu finden sind. »Der Brief von Fr[itz] ist regularly [regelmäßig] gedankenlos geschrieben. Was er über meine Lieder sagt, ist zum Teil wahr, sofern sie nicht Volkslieder sind; aber verglichen mit den seinen sind sie verständlich, das kann ich mit gutem Gewissen sagen. Von den Formgrundsätzen . . . schrieb ich ihm nur, um Gründe für meine Änderungen anzugeben: die eigentlichen Gründe lagen aber meist tiefer, nämlich daß es mir widerlich war, dasselbe meist mit denselben Worten in immer neuen Versmaßen aufs Unbehilflichste ausgedrückt zu sehen. Da sind Komposita wie ma-papabharavisvasahinam [jemand der nicht an das große Gewicht der Sünde glaubt] und andere lange fromme Redensarten, bei denen man sich wenig denkt. Von diesen deckte ich ihm auch das Wichtigste auf, er nimmt aber keine Notiz davon und behandelt mich bloß, als vertrete ich die Sache der schönen Form.« (GM 19.4.50).
Mit der Veröffentlichung des Choralbuchs 1850 in Thalassery bekamen die Lieder Begleitsätze. Auch daran hatte Gundert entscheidenden Anteil. Er bat seinen Vater einmal, dafür zu sorgen, daß ihm »Silchers Harmonie- und Kompositionslehre« gekauft und geschickt würde. (GM 18.2.51). Im Jahr 1854 war das Gesangbuch, *Kristiyagitangal*, schon auf 254 Lieder angewachsen und 1867 auf 270, von denen 215 von Hermann Gundert stammten. Auch das heutige Gesangbuch der ehemaligen Basler Kirche enthält noch viele dieser Lieder.

Katechismus

Gundert hatte einen in Kottayam verfaßten Katechismus vorgefunden. Dieser befriedigte ihn aber nicht. Ebensowenig mochte er den Katechismus Luthers übersetzen, da ihm manche Passagen nicht für die indische Welt geeignet erschienen. Deshalb entschloß er sich, Zellers Katechismus »Göttliche Antworten auf menschliche Fragen«, auch bekannt als »Zellers Spruchbuch«, ins Malayalam zu übersetzen. Im Sommer 1843 wurde das Spruchbuch in Mangalore lithographiert. Gundert übersetzte das Zellersche Spruchbuch: ». . . habe ein Drittel der Zellerschen Göttlichen Antworten auf menschliche Fragen übersetzt. Dieses nach einiger Zeit als Katechismus und Spruchbuch drucken zu dürfen (mit wenig Abkürzungen, ohne die Fragenzahl zu vermindern), liegt mir jetzt am Herzen. Was fertig ist, lasse ich an Br. Fritz und Weigle zur Einsicht laufen. Es wurde freilich in Malayalam etwas größer als im Deutschen, doch wage ich mich kaum daran, eine Frage auszuschneiden, da alles so zusammenhängt. Der Anfang empfiehlt es besonders für den Missionsgebrauch, da es vom natürlichen, nicht getauften Menschen ausgeht.« (GM 5.7.42).
Kurz vor seiner Abreise in den Heimaturlaub war es Ende Oktober 1845 Zellers Spruchbuch, das als erstes auf der neu eingerichteten Presse in Thalassery lithographiert wurde und in drei Teilen erschien: »Der erste Bogen ist jetzt gedruckt – ohne Regierungserlaubnis, daher man ihn konfiszieren könnte. Der Tukudi [Subcollector] ist nicht da, und ich denke, das Warten hat nichts auf sich.« (GM 30.10.45). Im Tagebuch ist zu lesen: »Am 1. November ist der erste Traktat auf unserer Presse fertig geworden (Auszug aus Zeller I) – Chr. Müller hatte die Presse am 24. auf seiner Rückkehr von Mangalore gebracht.« (TM 2.11.45). Die Einrichtung brachte die Leute von Kozhikode etwas in Erregung: »Den Kozhikodern scheint die Presseplazierung nicht ganz zu behagen.« (GM 4.11.45). Durch die Erzeugnisse der Druckerpresse auf Illikunnu, Thalassery, erreichten die Missionare weite Teile Keralas. Anfang der sechziger Jahre wurde die Presse nach Mangalore verlegt.

Geschichte und Geographie Keralas

Beim Erlernen der Malayalam-Sprache studierte Gundert die Entstehung des Landes Kerala, seine Geschichte und seine Menschen. Früh schon stieß er auf die Urgeschichte des Landes, *Kerala Utpatti*. In einem Brief an seine Eltern vom Februar 1840 kündigte er an, daß er Missionar Lösch bei seiner Rückkehr nach Deutschland »alte Kerala-Übersetzungen« (GM 19.2.40) mitgeben wollte. Dabei handelte es sich um die Kerala Utpatti.



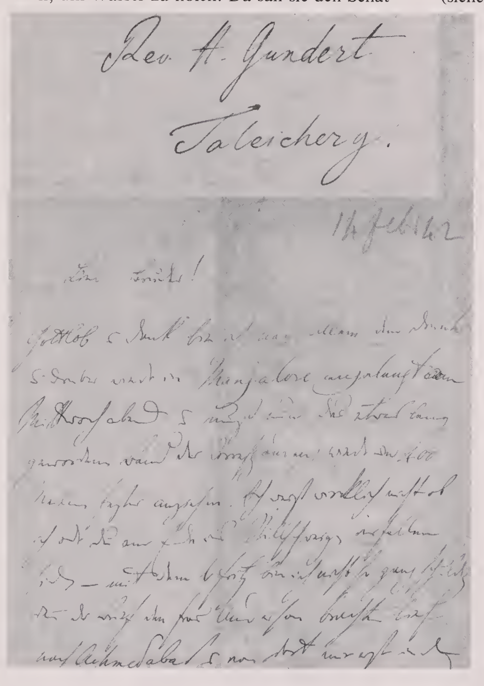
In der Kerala Utpatti sah Gundert die älteste literarische Quelle der Geschichte Keralas – weitgehend unberührt von ausländischen Einflüssen. Nicht umsonst wurde die Kerala Utpatti die beliebteste seiner Schriften. Die Kerala Utpatti, auch Kerala Mahatmyam, Keralotpatti, Keralolpatti oder Keral'otpi genannt, erhebt den Anspruch, ein Purana [»alte« Erzählung] zu sein, das der Rishi Garga dem Königsgeschlecht der Pandavas während ihres Exils erklärte. Das Lehrgedicht ist in Sanskrit geschrieben und hat kaum einen poetischen Wert. Die ersten drei Kapitel haben eine eigene Überschrift: »Kshatra Varnanam« [Beschreibung der Kasten]. Uneinheitliche Übersetzungen ins Malayalam wiesen Gundert darauf hin, daß ihnen ein anderer als der vorliegende Text zugrunde lag (vgl. SB 115). Unter Gunderts Nachlaß fand sich ein Manuskript, das er selbst geschrieben hatte, mit der Jahresangabe 1839–1840 (vgl. Abbildung). Daraus geht hervor, daß sich Gundert von den ersten Tagen an, in denen er auf Illikunnu weilte, intensiv mit der Kerala Utpatti befaßte.

In seinem ersten Eifer wollte Gundert die Kerala Utpatti sogleich veröffentlichen. Durch neue Funde und gründliches Lesen der Quellen wurde er jedoch davon abgehalten: »Die Urgeschichte Keralas betreffend schäme ich mich fast, jetzt die Bitte nachzuschicken, lieber mit dem Druck zu warten. Der Grund davon ist, ich ging das Buch zu flüchtig durch. . . Den Sanskrit-Text zu schicken, ist eine undankbare Arbeit, ich kann nur eine (sehr verdorbene) Handschrift auffinden und weiß keinen Schreiber, der Sanskrit versteht, obgleich viele die Buchstaben nach bestem Lesen abschreiben würden. Ein sorgfältiger Auszug mit den Hauptpartien in Sanskrit und worin der Sinn durch Vergleichung des Sanskrit und der (tradierten) Übertragung mit dem ziemlich unabhängig erklärenden Index möglichst genau hergestellt ist, wird für europäische Bedürfnisse gewiß ausreichen. Ich hoffe, diese Arbeit Ihnen bald senden zu können, und habe einstweilen die vierundsechzig Anacarams [schlechte Gewohnheiten] von Kerala für irgendwelchen Gebrauch übersetzt. Gewiß ist ihre Existenz (obgleich nicht in der jetzigen Form) älter als die auf ihrer Grundlage zusammengestückelte Purana; ich denke, die Ordnung, in welche ich sie gestellt habe, wird auch für die derlei Gegenständen weniger Holden wenigstens Anlaß zu einem erträglichen Gesamtbild unseres Völkleins sowie zu besserer Würdigung des Wahren an der Purana geben.« (GM 20.1.41).

Bearbeitung und Übersetzung der Kerala Utpatti lassen uns einen Blick in Gunderts Arbeitsweise werfen (s. unten »Kerala Utpatti«). Zunächst übersetzte er viel und ging dann mehr und mehr in einen Kommentarstil über, wobei er längere Passagen in flüssiger Malayalam-Schrift einschob. Inhaltlich geht es um die große mythologische Auseinandersetzung, aus der heraus die gegenwärtige Kerala-Welt entstand. Ein kinderloses Königsehepaar übte strenge Askese im Vindhyagebirge bei der Narmada. Die Königin empfing und gebar Kartavirya, der mit seiner Kraft und seinen tausend Armen Krieg gegen alle führte, aber schließ-

lich durch ein himmlisches Heer besiegt wurde. Daraufhin übte Kartavirya achtzehntausend Jahre Askese auf dem Sitaberg im Vindhyagebirge. Das rührte Gott Brahma so, daß er Kartaviryas Wunsch erfüllte, nie durch erschaffene Hände getötet zu werden. Mit dieser Kraft ausgestattet, besiegte er manchen der Himmlischen und schändete deren Frauen. Die Götter sannen auf Vergeltung. Sie benützten Bhuti, auch Renuka genannt, und ließen zwei Helden in die Welt kommen: Vishvamitra, der, mit Brahmas Kräften begabt, ein Heiliger wurde, und Parasurama, der einem Feuerfunken glich. Parasurama wurde von dem berühmten Weisen Narada zum Berg Kailasa gebracht. Dort wurde er von Subrahmanya selbst, auch Kartikeya genannt, in die Kriegskunst eingeführt. Eines Morgens ging Renuka wie gewohnt zum Bach, um Wasser zu holen. Da sah sie den Schatten von Kartavirya, der gerade durch die Lüfte sauste – und empfand ihre Keuschheit als geschwunden, da ihr Gefäß nicht mehr aufzufinden war. Angsterfüllt kam sie zu Jamadagni, ihrem Mann, zurück. Der klagte sie des Ehebruchs an. Parasurama kam dazwischen und tötete Renuka. Die Weisen erklärten ihm, daß nur die Vernichtung aller Kshatrias (Krieger) den Mord sühnen könnte. In einundzwanzig Kriegen wurden alle Kshatrias vernichtet. Und von da an geht die Geschichte immer weiter.

Weigle und Mögling ermutigten Gundert sehr, die Kerala Utpatti zu veröffentlichen und möglichst auf der neu in Mangalore installierten Presse zu drucken. Daneben enthielt der Brief andere wichtige Gesichtspunkte aus Gunderts sprachlichem Schaffen, wie die Erwähnung von »Lexikonbögen« (siehe Abbildung).



Rev. H. Gundert
Taleichery.

»Rev. H. Gundert
Taleichery.

14. Februar 1842

Lieber Bruder!

Gottlob und Dank bin ich nach allem dem Drunter und Drüber wieder in Mangalore angelangt am Mittwoch abend und muß nun das etwas lang gewordene Band der Korrespondenz wieder um 400 Meilen fester anziehen. Ich weiß wirklich nicht, ob ich oder Du am Ende ins Stillschweigen verfallen sind – mit dem lieben Fritz bin ich nicht so ganz schuldig, denn der Brief, den Frau Anderson brachte, lief nach Ahmedabad und von dort mir erst in den letzten Tagen in die Hände. – Nun laß uns eben wieder anfangen. – Ich verlange zu wissen, wie's bei Euch steht – ich konnte nach so langem stay [Aufenthalt]

unmöglich zu Euch kommen für diesmal. Kannst Du nicht heraufkommen vor dem Monsun, wenn auch nur für ein paar Tage um der Presse willen?

Frau Anderson habe ich besucht, ebenso war ich in dem unglaubigen Hause Crawford, sehr fremd tuend – doch freute sie der Besuch.

Ich werde etliches Gekaufte in der nächsten Woche nebst Br. Fritz' Bibel schicken. So auch Deine Lexikonsbogen – welche ich deliberately [absichtlich] mitnahm und, glaub' ich, Dir als mitgenommen anzeigte – und die Briefe von Thomson.

Mein Herrmann sagt mir, daß Du Bier habest, so ist mir's leichter, vor Dein Angesicht zu kommen mit der Nachricht, daß ich keins bringe. Es hätte in Bombay etwa 75 Rs das Faß gekostet – ist wirklich sehr teuer.

Ich bedanke mich für die persischen Schätze aus Andersons Bibl., welche ich vorgefunden habe – ich bin freilich so unlikely [ungeneigt] als Du, sie zu benützen. –

Ich denke fast, Du solltest die Keralolpatti entweder Malayalam oder Englisch oder . . . Spr. drucken lassen – man fände gewiß support [Unterstützung], denn es ist ein sehr bekanntes Stück, nämlich [namentlich] der Titel, und manche Leute wünschen zu wissen, was drinsteht. H. H. Wilson in dem Ca-

talogue of the Mc Kenzie Collection gibt eine weitläufige Analysis. – In dieser Collection sind dann doch nicht so ungeheuer viele Sachen. Der *vollständige* Katalog der Malayalam-Bücher ist 1) Keralulp., 2) Kerala Krischi, 3) Kalikodu Keralolpatti, 4) Kolatu nadu purvottaram. 5) Taliparambu devasthana mahatmya, 6. desusasana ein Abschnitt aus einer Keralulp. Handschrift. – Nun lebe wohl inzwischen und sei mit den lieben Deinigen und den neuen Brüdern bestens gegrüßt

von Deinem Gottfried

Samstag

Und hier unten noch einen Brief von mir eine Spanne lang und einen Gruß enthaltend samt Dank für Deinen letzten Brief. Die Kerala ulpatti ist . . . gegeben worden, wird sich aber bald finden, und dann sollst Du sie haben. Oder, willst Du eine Kopie hier machen lassen? Herzliche Grüße an Deine liebe Frau und Kinder und die beiden lieben Brüder

von Deinem

H. M[ögling].«

(AG 14.2.42).

Gundert befolgte den Rat von Gottfried Weigle und reiste am 31. März 1842 über Becal nach Mangalore (vgl. Abbildung S. 119), wo er sich gleich an der neuen Presse versuchte und die ersten Seiten druckte. So wurde neben dem Katechismus die Kerala Utpatti als eines der ersten Werke auf der lithographischen Presse in Mangalore gedruckt. Am 10. Juli 1843 gingen die letzten Korrekturen von Thalassery nach Mangalore und einige Wochen später, am 3. August, kam die gedruckte Kerala Utpatti zurück (s. Abbildung S.120f.; AB). Seither wurde das Werk immer wieder aufgelegt. Ein Nachdruck von 1890 berief sich ausdrücklich auf den Text der ersten Gundertschen Ausgabe von 1843 (s. Abbildung S. 121; AB). Mit diesem Werk trug Gundert entscheidend dazu bei, daß die Malayalen ihre Identität wiederfanden. Für ihn war die Beschäftigung mit der alten

Geschichte Keralas Herzenssache. Vieles spricht dafür, daß der Funke zwischen Gundert und den Malayalen durch die Kerala Utpatti übergesprungen ist und bis heute den Inhalt der Verbindung ausmacht. Auch wenn andere Faktoren hinzukamen, so wurde die Kerala Utpatti zum Symbol der Liebe Gunderts zu Kerala und der Liebe der Malayalis zu Gundert.
Schon in den ersten Jahren auf Illikunnu hatte Gundert die Idee eines Malayalam-Wochenblatts: »Einen Gedanken, den ich schon hatte, will ich doch nicht zurückdrängen. Sollte nicht ein Wochenblatt in Malayalam mehr und regelmäßige Hörer finden als sonstige Traktate? Das Verfassen würde wenig Mühe, die Presse (eine kleine eiserne von England) wenig Kapital, die Verbreitung wenig Patronisieren kosten. Das schwerste, auch für tüchtige Knaben, wäre Bereitung der Typen, Setzen und Drucken. Ich zweifle nicht, wir würden bälder hierfür einen Mann von Kottayam kriegen als dortige Traktate (auf die wir unziemlich lang warten müssen). Gewiß würden die Kosten bald gedeckt werden. Erlaubten Sie mir wohl, bei Gentlemen hier und in Kozhikode einen solchen Vorschlag zirkulieren zu lassen?« (GB 20.1.41).
Der Plan wurde nicht sofort Wirklichkeit, wurde aber im Sommer 1847 gleich mit zwei Monatszeitschriften in die Tat umgesetzt. Das Blatt *Rajya Samacharam*, »Nachrichten des Königreichs«, erschien einen Monat vor dem *Paschimodayam*, »Westliches Licht«, die beide von Friedrich Müller ediert wurden. *Rajya Samacharam* befaßte sich besonders mit christlichen Nachrichten aus allen Teilen der Welt, während *Paschimodayam* mehr generelle Themen aus Ost und West aufgriff. So erschienen im letzteren Folgen zur *Keralapazhama* (Geschichte Keralas) und zum *Bhumishastram* (Geographie). Beide stammen von Gundert, und das erstere wird heute noch als Quellenbuch zur Geschichte Keralas nachgedruckt. Gunderts Artikel über die Schrift und über die Astrologie werden bis in die Gegenwart herein als die geltende Autorität zitiert.
Gundert bereitete das Verständnis für solches Schrifttum in den Schulen systematisch vor. Anhand von Kartenumrissen ließ er die Schulkinder teilhaben am Erarbeiten der Lage von Ländern, Meeren, Gebirgen und Städten. In einem weiteren Schritt brachte er die Geographie mit der Geschichte des jeweiligen Landes zusammen. Auf diese Weise verband sich das westliche Bewußtsein von Geschichte mit dem indischen und ordnete es den verschiedenen Erdteilen zu. Mit dem Interesse für die außerindische Welt erwachte das Bewußtsein für das eigene Land.

1

കേരളോല്പത്തി.

പരശുരാമന്റെ കാലം

ശ്രീ. കൃത, ത്രേതാ, ദ്വാപര, കലി, എന്നിങ്ങനെ നാലു യുഗങ്ങളും [illegible]
[illegible] ഭൂമിപരിപാലനം ചെയ്യുന്ന [illegible] — ക്ഷത്രിയകുലത്തിങ്കൽ ദുഷ്ടന്മാ-
ന്മാരായുള്ളവരെ [illegible] ([illegible]) [illegible] പരശുരാമൻ [illegible]
[illegible]—എങ്കിലൊ പണ്ടു പരശുരാമൻ ഇരുപത്തൊന്നു വട്ടം ക്ഷത്രിയരെ കൊ-
ന്നശേഷം—വീരഹത്യാദോഷം പോക്കേണമെന്നു കല്പിച്ചു [illegible]
ഗോകർണ്ണം പുക്കു—കടലിൽ ഇരിക്കുന്ന വരുണനെ സേവിച്ചു തപസ്സു ചെയ്തു [illegible]
[illegible] ഭൂമിദേവിയെ വന്ദിച്ചു—[illegible] ഭൂമിയെ ഉണ്ടാക്കി മല-
[illegible]
[illegible] പരശുരാമൻ [illegible] ബ്രാഹ്മണരെ
ഉണ്ടാക്കി പലദിക്കിൽനിന്നും കൊണ്ടുവന്നു കേരളത്തിൽ വെച്ചു—അവർക്കു [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] (സർപ്പകാലം) [illegible]
[illegible]
(ആര്യപുരത്തിൽനിന്നു) ആര്യബ്രാഹ്മണരെ കൊണ്ടുപോന്നു—ആര്യബ്രാഹ്മണർ (നടെ) [illegible]
[illegible]
[illegible] — [illegible] 64 ഗ്രാമങ്ങളെയും [illegible]
[illegible] ഗ്രാമം [illegible]
[illegible]—64 ഗ്രാമം [illegible] കല്പിച്ചു—64 ൽ നിന്നും [illegible]—

[illegible] ഗോകർണ്ണം — [illegible] — കാരവൂര് — [illegible] — [illegible] — [illegible]
[illegible] — [illegible] — ഗ്രാമം [illegible]
[illegible] — വെള്ളാര — [illegible] — [illegible]
[illegible] — ഗോകർണ്ണം [illegible] — [illegible]
[illegible] (ശിവ [illegible]) [illegible] — [illegible] — (ഇരിങ്ങാലക്കുട) കുമാരമംഗലം — [illegible]
[illegible] — [illegible] — [illegible] — ഗ്രാമം [illegible] ഗ്രാമം എന്നു കല്പിച്ചു —
[illegible] — [illegible] — ഈശാനമംഗലം — [illegible] — [illegible] — [illegible]
[illegible] — ചൊവ്വരം — ശിവപുരം — [illegible] — [illegible]

KĒRAḶŌLPATTI

(THE ORIGIN OF MALABAR)

A Reprint from Dr. H. Gundert's Edition of 1843.

കേരളോല്പത്തി

FOURTH EDITION



MANGALORE
BASEL MISSION BOOK & TRACT DEPOSITORY
1890

Land und Leute

Ein ungleiches Reisepaar

Bald nach der Ankunft Gunderts in Thalassery kamen die Nilagiri ins Blickfeld der Basler Mission. Gundert trug in sein Tagebuch ein: »Nach Berichten von Mangalore bereitet sich eine neue Station auf den Nilagiri vor.« (TM 15.6.39). Auch Gundert wurde der Schulaufsicht wegen dorthin eingeladen: »Du wirst gehört haben, daß Br. Smith (LMS) mich oder einen von uns auf die Nilagiri eingeladen [hat], wo Governmentsunterstützung für Schulen gewiß ist. Auch in Kozhikode öffnet

sich vielleicht noch eine Tür. Betet recht für und mit uns, daß der Herr uns nicht so wohl große als sichere Schritte machen lasse.« (GB 21.5.39). Die sicheren Schritte führten zunächst nach Kozhikode, später aber auch zu den Nilagiri. Wiederholt wurde Gundert aufgefordert, auf die Nilagiri zu gehen, lehnte aber höflich ab oder verwies auf andere Möglichkeiten: »Frau Lascelles ist zurückgekehrt, ladet mich noch einmal zum Hofmeister ihrer drei Kinder auf den Nilagiri ein mit allen möglichen Freiheiten – der Herr hat mich aber hier angebunden, daher ich kurz antworten konnte. Die Groves und Young . . . wollen auf den Nilagiri eine englische Erziehungsanstalt anlegen, worauf ich Frau Lascelles verwiesen habe.« (GM 19.2.40).

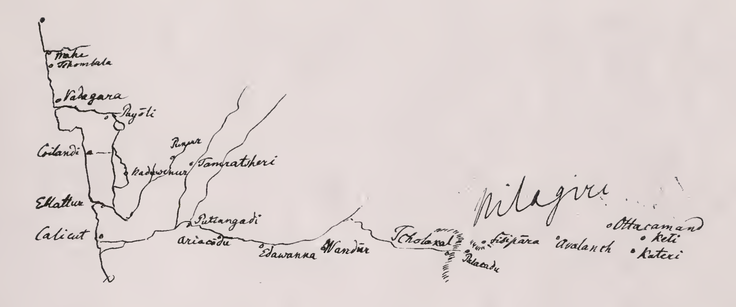
Gerne ergriff Gundert einen anderen sich ihm bietenden Grund als Gelegenheit, auf die Nilagiri zu kommen, denn er hatte im Haus beim Markt in Thalassery einen chronischen Husten bekommen. Krankheitshalber war die Verlegung von Flora Brennen vom Mädcheninstitut auf Illikunnu in die Mädchenschule von Miss Hale in Ootacamund notwendig geworden. So brachte Gundert selbst Flora Brennen, deren Vater die Reise bezahlte, auf die Berge (vgl. oben »Das Mädcheninstitut«). Die beiden reisten über Kozhikode, Palakkad und Coimbatore. An seine Frau schickte Gundert einen Brief, betitelt als »Notification to the Supreme Government« [Mitteilung an die oberste Regierung], in dem er seine Ankunft im Travellors' Bungalow in Kozhikode auf kuriose und humorvolle Weise beschrieb:

»Hiermit wird bescheinigt, daß zwei Reisende in mysteriösem Aufzug – der eine offensichtlich ein methodistischer Pastor mit langem schwarzem Umhang und ein weibliches Wesen in unanständigem Gewand, ja sogar ohne Kopfbedeckung – am Abend gesehen wurden, als sie, gefolgt von einigen Kulis, durch die Straßen Kozhikodes gingen. Ihre Eile, die trübe Laterne und die ungewöhnliche Verkleidung machten sie sogleich als Schmuggler oder auf alle Fälle als verdachterregende Personen kenntlich. Da die Mannsperson sehr schrecklich aussah und es so dunkel war, daß irgend einer ihrer Kumpanen sie von hinter den Bäumen her hätte unterstützen können – ohne jegliche Furcht, entdeckt zu werden – die Regierung wird hiermit vorgewarnt, und bei Tageslicht werden geeignete Schritte unternommen, die Person zu verhaften. Sie scheinen sich nun sehr ruhig und zuversichtlich zu verhalten im Reisebungalow.

P.S. Nach weiterer Untersuchung wurde der Platz, an dem sie landeten (nahe dem Zillahof), gefunden und ebenso ein großes Boot *(Manji),* das schlau hinter einer Sandbank versteckt war. Der Eifer der Polizeidiener *(Peons),* das herauszufinden, ist über alles Lob erhaben. Im Nu wurde das Boot bestiegen, es blieb keine Zeit, heimlich wegzukommen. Eine weitere Untersuchung ergab, daß die meisten Waren an Land gebracht wurden – ohne die Zollbehörde zu benachrichtigen. Ein Palankin und eine Kiste – nach dem Geräusch zu schließen mit verbotenen Büchern gefüllt, blieben an Bord – wahrscheinlich nur, um die Untersuchenden irrezuleiten. Zur Entschuldigung für ihr Verhalten bringen sie vor, daß die Reisenden Kleider und Nahrung brauchten, da sie seekrank gewesen wären – zumindest die Dame und die Diener – und von einem unbarmherzigen, langen und heftigen Regen durchnäßt. Aber alle Feinde eines guten Verhaltens haben himmlische Entschuldigungen.

P.S. zum P.S. Ein Polizeidiener beobachtete die Reisenden im Bungalow durch die Fenster und überzeugte sich, daß der an Land gebrachte Koffer und der Korb nichts außer ihrem Notwendigsten enthielt und daß sich der Mann, so spät es war (elf Uhr), offensichtlich deshalb so angezogen hatte, weil er durch und durch naß war. Die Dame und er tranken Kokosmilch und aßen Rindfleisch, Kuchen und Brot – schließlich tranken sie Tee ohne Milch. Da der Mann endlich so etwas wie ein Kirchenlied sang, kann er nicht viel Geld oder Schmuggelwaren haben.« (GM 11./12.10.41). Dieses Schreiben zeigt, unter welchen Bedingungen und mit welchen Utensilien Gundert reiste – auf keinen Fall durften Bücher fehlen.

Wie frei Gundert auf dieser Reise war, zeigt die Selbstverständlichkeit, mit der er in Lakkadikottay bei Palakkad einige kleine Götterfiguren erwarb. Neben seinem Humor besaß er eine geistliche Freiheit, die es ihm wieder erlaubte, ohne jegliche Vorbehalte in Indien anzunehmen, was er vorfand: »Ich nahm, raubte oder kaufte heute morgen eine hölzerne Götterstatue von einem unbedeckten Bhagavati-Tempel – der Mann, der nahe dabeistand, sagte, wenn ich etwas von den Opfern nähme, würde mich ein großes Übel befallen, weil diese Göttin eine beachtliche Kraft hätte. Ich sagte, ich hätte gern etwas davon für Europa, wo es keinen



solchen Gott gäbe. Nach alledem nahm er lachend meine eineinhalb Paisa, und ich schob noch zwei andere kleine Köpfe aus gebranntem Ton ein, die sich unter einer Fülle solcher Opfer befanden und Tiere und menschliche Gliedmaßen darstellten; Hände, Füße usw. lagen außerhalb des heiligen Bezirks. Da sie sehr klein sind, könnten wir sie nach Europa schicken.« (GM 16.10.41). Es ist nicht bekannt, ob diese Gegenstände ankamen.

Die schöne Landschaft machte es den beiden leicht zu reisen. Floras Fieber ließ nach, die begleitenden Diener fühlten sich dazugehörig: »Hier gibt es die schönsten Alleen aus Mango-, Tamarinden-, Jack- und Banyanbäumen – nur schwierig für das Pferd in der Nacht der Wurzeln wegen. Viel mehr Palmyra- als Kokosnußpalmen.« (GM 16.10.41). Zum erstenmal kam Gundert nach Palakkad, eigentlich Pala-kadu. Palakkad »liegt am Gap oder dem Loch, das die Linie der westlichen Ghats unterbricht . . . und aller Handel zwischen den zwei Küsten hier seinen Durchgangspunkt findet. Etliche Stunden östlich gegangen, und ich bin im trockensten Klima, während es hier stürmt und platzt.« (GM 18.5.58) (S. Abbildung).

Obwohl Gundert die Reise gut bekam, sehnte er sich nach Malabar: »Endlich siehst Du, liebe Frau, daß ich hier angekommen bin – nicht ohne Mühe, aber auch nicht ohne Frucht, wenigstens ist meine Gesundheit ein gutes Stück besser – ich ging beinahe den ganzen Bergweg zu Fuß. NB. In Coimbatore machte ich doch keinen Besuch – auch will ich nicht auf diesem Weg zurückkehren, ich habe genug vom Regen und dem Tamilland und sehne mich wieder nach dem von Gott gegebenen Malayalam. Am Montag morgen (18.10.) ritt ich nach Gudalur, am Dienstag (19.10.) nach Mettupalayam, das bedeutete jeden Tag fünf Meilen gehen und fünf Meilen reiten. Es tat mir an beiden Vormittagen sehr gut – es regnete nicht, während ich ging. Schaute viel nach Pflanzen, Missy [Flora] interessierte sich sehr für die dauernd wechselnde Landschaft. Am Mittwoch morgen (20.10.) im Regen und bei Donner (schönes Echo) über die Bovani- und Caltarubrücken den Berg hinauf und um die Mittagszeit in Coonoor.« (GM 21.10.41).

In Coonoor übernachteten sie und gingen am nächsten Tag weiter. Gundert besuchte das etwa fünf Kilometer entfernte Kotagiri und ritt dann nach Ootacamund. Den Weg über Wandur wählend, verließ Gundert Ootacamund am 28. Oktober, kam am 1. November nach Kozhikode und einen Tag später nach Thalassery zurück. Sogleich schrieb er an Hebich, daß in Kozhikode so rasch wie möglich eine Missionsstation eröffnet werden sollte.

Reise ins Wayanadu

Schon im Januar 1841 hatte Gundert eine Reise nach Manantavadi ins Auge gefaßt. Seine Arbeit jedoch hielt ihn ab, den Plan auszuführen. Neben dem Interesse an einer Ausdehnung der Missionsarbeit ins Wayanadu stand die Klärung der Sklavenfrage an. Gundert hätte auch im Blick auf Anjarakandy gerne mehr Informationen gesammelt. Vor allem wollte er Baber treffen: »Herr Baber steht mit dem Collector Conolly über Malabar-Sklaverei in Korrespondenz. Bekanntlich ist sie vom Parlament abgeschafft, von der Lokalregierung halb anerkannt. Die Frage [ist], was jetzt

darin zu tun? Wie die Befreiten hernach aus der Kastenerniedrigung zu Menschenrechten zu erheben? Wird gewiß zur Auflösung nur durch Beistand christlicher Missionare kommen. Nach Br. Hebichs (täglich erwarteter) Ankunft in unserem Gebiet und Nachbarschaft, hoffe ich endlich imstande zu sein, die lang beabsichtigte Reise durchs Wayanadu (Hauptort *«Manantuwaddi»* [auch Manantavadi oder Manantoddy]) auszuführen, und zuerst mit den Arbeitern auf Herrn Babers Pflanzung daselbst bekannt zu werden.« (GB 20.1.41).

Babers Interesse an Missionaren für das Wayanadu geht auch aus einer Bemerkung Gunderts hervor, die er dem Komitee in Basel gegenüber machte: »Ich höre, Baber hat für seine Pflanzungen um zwei Herrnhuter Missionare (zugleich Arbeiter) geschrieben. Ich glaube nicht, daß er je welche kriegt (ich würde keinem raten, in *Abhängigkeit* von ihm etwas anzufangen), – obgleich wir an solchen Nachbarn froh wären. Aber zum Teil schrieb er auch um Moravians [Herrnhuter], gereizt darüber, daß ungeachtet seiner Einladungen nach Manantavadi (Wayanadu), wo schon etliche zehn Kaffeepflanzungen bestehen, ich auch noch nicht zu einem kurzen Besuch Zeit fand.« (GB 12.5.41). Es vergingen noch drei Jahre, bis Gundert die Reise ins Wayanadu antreten konnte.

In der ersten Februarhälfte 1844 reiste Gundert nach Manantavadi, um zu prüfen, ob dort eine Schule oder eine Missionsstation eingerichtet werden könnte: »Am 5. Februar 1844 ging ich nach Manantavadi ab. Zuerst über Kuttuparambu, wo wir eine neue Schule haben, nach Kanoti, wo ich vor mehr als drei Jahren mit Br. Fritz den jetzt gestorbenen Baber besucht hatte. Seither sind etliche Vettuver-Arbeiter von Anjarakandy dorthin gekommen, die sich freuten, im Katechisten Vedamuttu einen alten Bekannten zu begrüßen und das Wort gerne anhörten. Ich schlief im schönen neuen Bungalow. Um drei Uhr kam der Cannanore General (Allen) nach, der mit seiner Familie einen Besuch in Manantavadi macht. So ging ich weiter und langte mit Sonnenaufgang in Nedimaran-jal am Fuß der Ghats an. Der Weg dahin führt fast durch lauter Wald, von wenigen Reistälern unterbrochen; der wilden Schweine und Affen gibt es da noch genug, gefährlicheres Wild ist jetzt verscheucht. Ich blieb an dem fieberischen Ort bis zum Mittag und lief dann die Zickzackstraße hinauf durch viele Herden von Treibochsen, die Getreide, Sandelholz etc. herabbringen und dann mit dem Salz der Kompanie, mit Tabak und anderem ins Oberland zurückkehren. Der Weg ist steil und lang; aber nicht zu vergleichen mit der Nilagiri-Steige. Droben schöne Aussicht, die ich mit meinen unbewaffneten Augen jedoch nur ahnen konnte, während ich ohne Barometer von der Abnahme der Temperatur durch den nassen Rükken deutlich überzeugt wurde. Noch eineinhalb Stunden vom Gipfel ging es langsam hinab nach Osten ins Peria-Bungalow, wo sich eine tamilkatholische Kolonie mit etlichen Mappila-Verkäufern [Mappilas werden die Moslems in Malabar genannt; im Süden Keralas jedoch die Christen] von der Küste angesiedelt hat. Es war vier Uhr, als ich dort ankam; die Nacht sehr kalt, daher mich meine Leute um zwei Uhr schon zum Weitergehen weckten. Ich ging ab in der mondhellen Nacht, nachdem ich noch den General begrüßt, der etwas leidend angeritten kam. Einmal erschreckte der Mondschein meine Leute in Gestalt eines Elefanten; als ich darauf zuging, zeigte es sich, daß der Elefant nur in ihren Nerven existierte. Um acht Uhr langte ich an den Hügeln an, die Manantavadi ausmachen, ging zuerst ins öffentliche Bungalow, bis ich vom kommandierenden Offizier Armstrong in sein Haus eingeladen wurde, wo ich bis Sonntag mich aufhielt.« (GB Mitte Februar 44).

Manantavadi war damals noch eine junge Stadt, Mittelpunkt für die Umgegend. Dennoch gehen ihre Wurzeln weiter zurück, als es den Anschein hat. In früherer Zeit wurde das Land zeitweise bis in die Wayanadu-Berge hinauf vom Illikunnu-Raja regiert. Auch wegen dieser historischen Verbindungen hatte Gundert ein Interesse, den Bereich der Basler Mission bis dorthin auszudehnen: »Manantavadi ist seit etwa zwanzig Jahren zum Sitz der Verwaltung des Wayanadu erhoben worden und dadurch zu einem etwas bedeutenden Ort geworden. Die Ureinwohner des Wayanadu sind: 1) Nayer, frühere Lehensleute des Cottiotu-Raja, der von unserem Nettur an den ganzen Gebirgsdistrikt bis gegen Codugu (Coorg) und die Nilagiri beherrschte. Sie wohnen jeder auf seinem Gut und treiben Ackerbau durch ihre Sklaven, waren früher kriegerisch und sind jetzt sehr faul und ausschweifend geworden. 2) Die Parayer, ihre Sklaven, sind eine sehr tief herabgedrückte Menschenklasse; wenig über die Pulayer des Unterlands erhaben. 3)

Gebirgsbewohner, Jägervölker, wie Kuritschier, Kurumber, Malayalen, Ullalers, Irayaler usw. Alle jetzt faul, trunksüchtig, nur wenn die Not drückt, auf einige Tage zur Arbeit zu bewegen. Hierzu kamen zuerst einige Brahmanen in Bergtempeln, dann die unternehmenden Mappilas als Schmuggler und Verkäufer, die den ganzen Profit der Naturerzeugnisse (Kardamom) haben und jetzt viele neue Häuser an den Straßen bauen mit Magazinen und Moscheen. Sie scheinen reinlicher und wohlhabender hier als im Unterland. Dann eine Kompanie Sipahis [indische Soldaten], von Cannanore aus halbjährlich abgelöst, mit ihrem Offizier in Manantavadi stationiert. Sodann in den letzten Jahren die Pflanzer, die sich hie und da im Wayanadu ankaufen und hauptsächlich Kaffee, jetzt auch Zimt und dergleichen versuchen. Das Klima [ist] heiß in der Mitte des Tages, die Nächte immer kühl, der Regen nicht so heftig als in Malabar, schon im Februar sah ich zwei Gewitter gegen Südost, wie sie sich in Thalassery erst gegen Ende März einstellen. Der Kaffee gerät augenscheinlich.« (Ebd.).

Die wenigen Pflanzer holten sich die Plantagenarbeiter meist aus Mysore: »Sie erhalten etwa dreieinhalb Rs monatlich Lohn für Männer, eine Rupie weniger für Weiber und Jungens. Im Bazar finden sich Tamil- und Telugu-Leute, die aber fast alle jetzt Malayalam sprechen. Malayalam-Schulen werden sehr gewünscht, ein Katechist, der Kanaresisch spräche, würde gute Arbeit finden. Indessen will ich nächsten Monat noch einmal hinaufgehen und mir von Herrn Conolly, der mir das Anerbieten gemacht hat, ein Stück Land bis auf weiteres schenken lassen. Jetzt kann man es noch haben, bald würde es nicht mehr möglich sein. Die Pflanzer wohnen in den ersten Jahren in Bambushäusern, die Wände mit einer Tonerde von weißer Farbe ausgefüllt, das Dach mit Gras bedeckt. Ein sehr bequemes von vier Zimmern kostet, wenn der Bambus nahe wächst, nur vierzig Rs. Etwas der Art für den Anfang wäre zu Schule, Katechistenwohnung und Herberge für den Missionar genug.« (Ebd.) Gunderts Vorschlag, in Manantavadi mit Hilfe eines Katechisten eine Schule zu eröffnen, fand zunächst kein Gehör.

Ein Jahr später versuchte es Gundert noch einmal und schrieb an Hebich: »Hast Du nicht im Sinn, einmal nach Manantavadi zu gehen und von Conolly einen Platz zu erbitten? Wir könnten vielleicht zusammen gehen. Conolly wird wohl in der heißen Zeit hingehen, und es wäre wohl der Mühe wert, sich bei ihm darüber zu erkundigen. Mit der Zeit kriegen wir gewiß einen Mann dafür.« (GM 9.1.45). Doch sowohl in Cannanore als auch in Basel war man dem Plan abgeneigt. Wie weitsichtig jedoch Gundert war, beweist die heutige Stadt Manantavadi. Missionar Friedrich Müller ging im Oktober 1845 nach Manantavadi, um einen Platz für eine Schule zu besichtigen.

Die Basler Mission in Kozhikode

Gundert war erst einige Wochen auf Illikunnu, als sein Augenmerk auf Kozhikode (*Kozhi-kodu* »Hahn-straße«) gelenkt wurde. Das erstemal besuchte Gundert Kozhikode mit Missionar Huber vom 23. bis 26. September 1839. Gundert erfuhr dabei: »Der Kozhikode-Richter Walker, der früher Rhenius' Sohn nach England nahm und dort studieren ließ, hat auch um Missionare gebeten, und wirklich ist Kozhikode der nächste Platz, worin sich unsere Reihe von Stationen im Süden abschlösse. Deus providebit [Gott wird vorsorgen].« (GM 15.7.39).

Zunächst stand kein Missionar zur Verfügung: »Kozhikode etwas verschieben, ist mir ganz recht, und wir können dadurch nur gewinnen. Bis Kochi steht uns der Weg offen. Die CMS kann und will nicht weiter besetzen als sie schon in Hand haben.« (GM 25.10.39). Als der Wunsch nach einer evangelischen Missionsstation stärker wurde, handelte Gundert. Er gab zu bedenken: Da »bat er [Collector Conolly] und Richter Thomas uns alle, Kozhikode doch so bald als möglich zu besetzen. In der Stadt wird ein großer Kampf bevorstehen mit dem Papst und Propheten. Beide haben Hauptquartiere dort. Eben wird die dortige protestantische Schule ad minimum reduziert, weil Richter und Collector den Gebrauch der Bibel nicht aufgeben wollten und der römische Padre unerbittlich exkommuniziert. Conolly hat Hoffnung, lange Zeit in dieser Stellung zu bleiben; weil alle Verhältnisse in Malabar so eigentümlich und von den anderen Madrasprovinzen völlig verschieden sind, liebt die Regierung, hier Obrigkeiten auf längere Zeit und mit größerer Vollmacht (nicht de jure, sondern facto), Gutes zu wirken, anzustellen. Nicht als ob ich gerade viel Vertrauen auf Menschenhilfe setzen möchte – aber doch möchte ich auch keine Türe

übersehen, die der Herr auftut. Bedenken Sie nur, wie lange es währt, bis wir in eigentliche Arbeit eintreten.« (GB 12.5.41). Gundert begründete seine Ansichten häufig mit geschichtlichen, geographischen, ethnologischen und politischen Tatsachen.
An anderer Stelle äußerte Gundert: »Ich habe einen römisch-katholischen Nachbarn lieber als einen neu aufgeblasenen Jünger der puseyitischen [hochkirchlichen, katholisierenden] Schule. Der letztere hat freilich mehr Gelegenheit zur Bekehrung – solang er aber jener Schule dient, schadet er der Reformationssache mehr als der Katholik.« (GM 23.12.41). Diese Aussagen zeigen, daß Gundert selbst dort, wo er eine Gegnerschaft sah, offen blieb für eine neue Sicht. Er war Realist genug, um sich der Wirklichkeit zu stellen, aber auch Idealist, der in freier Entscheidung jedem neuen Sachverhalt ohne Vorurteil begegnete und seine frühere Ansicht revidieren konnte.
Schließlich stimmten die Missionare von Mangalore der Gründung einer Missionsstation zu: »Wir alle sind entschieden der Meinung, daß Kozhikode besetzt werden sollte, ehe wir dort drückende Nachbarn erhalten. Wenn ein Kaplan dorthin kommt (die Zahl derselben unter Madras soll um sechs erhöht werden), so ist unser Nachrücken erschwert. Vielleicht nimmt er uns die Nayadis aus der Hand, wie der Ootacamund-Kaplan die Todaver [ein Bergvolk], d.h. ohne etwas zu tun, als Arbeiter abzuhalten. Das episkopale und puseyitische System wird immer mehr Mode in Madras, unsere südlichen Brüder sind auch davon angesteckt. Es heißt eben alles für die Church, nicht sie zu retten, sondern sie allein herrschend zu machen. Können wir einen tauglichen Katechisten herausschlagen und bis zur Erhaltung einer Antwort von Ihnen abwechselnd jeden Monat Kozhikode besuchen, so ist ein kleiner Anfang gemacht, der aber niemand abhält, dort eine Station zu gründen. Es wäre schön, wenn wir die ganze Malabar-Provinz besetzen könnten, d.h. das wichtige Palakkad noch dazunehmen, wie die Mangalore-Brüder mir stark anraten zu schreiben. Jedenfalls aber ist Kozhikode um keinen Augenblick länger zu verschieben, wenn irgendwelche Möglichkeit da ist, es zu tun.« (GM 16.11.41). Die Diskussion um die Besetzung Palakkads durch einen Basler Missionar zog sich bis in die fünfziger Jahre hinein. Gundert mußte seine Überzeugungskraft dem Basler Missionskomitee gegenüber manchmal in jahrelangen Verhandlungen aufbieten, bis er zum Ziel kam. Als erster fester Mitarbeiter in Kozhikode wurde der ehemalige Anjarakandy-Katechist Michael angestellt, um vor allem unter den neu angesiedelten Nayadis zu arbeiten. Gundert besah und besprach die Angelegenheit vor Ort: »Die Sache steht nun so: Katechist Michael, gelegentlich an mich erinnert, hat um Verzeihung für sein abruptes Fortlaufen gebeten und kann Malayalam und seine Bewohner nicht vergessen. Ihm schlug ich für Conolly die Stelle eines Katechisten unter den Nayadis vor. Er hat die angenommen und wird wohl noch diesen Monat in Kozhikode eintreffen.« (GB 21.1.42). Den Katechisten wollte Conolly bezahlen.
Damit war jedoch noch kein Missionar für Kozhikode gefunden. Nachdem auf Illikunnu Missionar Irion angekommen war, konnten sich die Missionare nach Abwägung verschiedener Gesichtspunkte darüber einigen, wer nach Kozhikode gehen sollte: »Wen aber nach Kozhikode schicken? Ich bin schon dazu vorgeschlagen worden; während ich aber zu jeder Verfügung stehe, erlaube ich mir die Gründe vorzulegen, die mir Br. Fritzens Wahl dafür als rätlicher erscheinen lassen: A) Ist es im allgemeinen gewiß Pflicht, so wenig als möglich am Personal einer Station zu ändern. Die Natives hier sind nicht an Veränderung gewöhnt und haben immer Gründe zum Verdacht, wenn eine oder die andere Person geht, daß vielleicht die Station überhaupt kein Bestehen habe. B) Ist es ebenso geraten, daß ein Bruder, nachdem er einmal zu freier Tätigkeit befähigt ist, ein Werk selbst anfange mit der Aussicht, darin fortzufahren. Was auch die Schwierigkeiten einer neuen Station sein mögen, jeder muß eben lernen, sich nach seiner Art Bahn zu brechen; er ist dann in Ausübung seiner Gaben weniger an zuvor Getanes und zuvor Verfehltes gebunden. Je weniger sich einer darin zum Voraus zutraut, wie denn Br. Fritz für sich zu stehen immer noch anstehen möchte, desto reichlicher wird ihm auch der Geist an die Hand gehen.« (GB 21.1.42). Nun ging es zügig voran: »Schon am Tage nach Br. Irions Ankunft fuhren der liebe Fritz und ich nach Kozhikode ab, den am 29. Januar dort angelangten Katechisten Michael in sein Werk einzuführen.« (GB 19.2.42). Am 13. Mai 1842 zog Missionar Fritz nach Kozhikode.
Auf der neuen Station bildete sich bald eine weitverzweigte Gemeinde und eine gute Schule, vor

allem für Mädchen. Schon wenige Jahre später stellte Gundert fest: »Dort ist ein viel regeres Leben als in Thalassery, mehr Handel, Betriebsamkeit und Verbindung mit der andern Küste. – Auch mehr Wissenschaft, der Hauptplatz der Mappilas; die Portugiesen haben zwei Kirchen.« (GM 1.4.46). Damit war die Basler Mission an der Küste von Cannanore bis Kozhikode vertreten. Daß dieser Küstenstreifen eine Einheit darstellte, erfuhr Gundert auch von anderer Seite. Im Hinterland von Thalassery und Kozhikode kam es über lange Jahre hinweg immer wieder zu Aufständen von Mappilas. Zwar blieben die Konflikte lokal begrenzt, doch versetzten sie ein großes Gebiet in Unruhe.

Mappilas bei Thalassery

Die erste unangenehme Bekanntschaft mit Mappilas hatte Gundert in Anjarakandy gemacht, die als Aufseher auf der Zimtplantage arbeiteten. Als eines Tages der Katechist Michael fälschlicherweise des Ehebruchs angeklagt wurde, vereinigten sie sich mit den Tiyern, sagten gegen den Katechisten aus und verspotteten den Missionar: »Der Herr ging, die Aufseher, namentlich Mappilas (Moslems), höhnten mich, die Tiyerknechte räsonierten [schimpften] mit ihnen – alle sagten, ihnen seien derlei Sachen keine Sünde, sie haben schon hunderte von Ehebrüchen ohne Gewissensbisse begangen, aber nach der christlichen Kastenordnung (Religion) sei es etwas Verbotenes, wie für sie Schweine- oder Kuhfleisch.« (GM 14.9.40).
Nachdem sich die Anklage durch Gunderts systematisches Fragen als haltlos herausgestellt hatte, zogen sich die Mappilas zurück, fanden aber einen neuen Grund zum Konflikt. Sie gaben vor, einen entlaufenen Sklaven zu suchen. So befand sich Gundert zwischen mehreren Fronten, denn es war »wirklich ein Sklave (Gnanamuttu) herausgekommen, der sich dann vor der Obrigkeit bereit erklärte, unter ihrem Schutz nach Anjarakandy zurückzukehren. Der andere (Abel) wurde auf der Straße in Gegenwart Vedamuttus angefallen, geschlagen und fortgeschleppt. Alles dies setzt uns in wahre Verlegenheit. Das Landesgesetz ist: Kein Sklave, der verläuft [fortläuft], darf zurückgezwungen werden, daher auch Brown schon lange vor Europäern seine Leute »Arbeiter«, nicht Sklaven, hieß. Bringen wir aber die Sache vor, so ist der Bruch mit Anjarakandy unvermeidlich, namentlich da der frühere Collector (Baber, jetzt in Thalassery) schon einmal durch Anklage über Menschenstehlen die Brownsche Familie in Not gebracht und höchst argwöhnisch gemacht hatte.« (Ebd.). Die Lage beruhigte sich wieder.
Erst nach zwölf Jahren kam es wieder zu einem folgenschweren Mappila-Aufstand. Auch Gundert und die Gemeinden waren bedroht: »Anfang Januar [1852] hatten wir hier einige Sorgetage. Die Mappilas, sieben Stunden von hier, hatten sich zusammengerottet, zweiundzwanzig Einwohner eines Brahmanenhauses in Stücke gehauen und fingen an, Häuser und Tempel zu berauben und zu verbrennen. Englische Soldaten und Sipahis wurden gegen sie ausgesandt, suchten sie aber umsonst im *jungle* [Dschungel], ja feuerten einmal in der Nacht bei falschem Alarm aufeinander. Ein Nayer aber, den sie angriffen, wehrte sich tüchtig mit seinen Verwandten, und die sechzehn, die den Märtyrertod suchten, fielen daselbst, die übrigen zerstreuten sich und werden nun nach und nach eingefangen. Unser lieber Robinson hatte sie mit Militär zu suchen und hat schon hundert eingesteckt. In jener Zeit grüßte kein Moslem auf der Straße, mir drohten einige mit nächtlichem Besuch, und die heidnischen Familien, die etwas zu verlieren hatten, waren alle in großer Angst und bereiteten sich auf die Flucht [vor]. Wir blieben aber gottlob durch Gottes Gnade nicht bloß unangefochten, sondern auch ruhig, und man hofft, die Regierung werde endlich durch starke Maßregeln diesem immer wiederkehrenden Unfug ein Ende machen.« (GM 30.1.52).
In einem etwas später verfaßten Schreiben sprach Gundert sogar von mehreren Toten und größerer Aufregung in der Gemeinde: »Das Jahr fing an (4. Januar [1852]) mit dem Aufstand der Mappilas in der Nähe von Anjarakandy, der dreißig bis vierzig Menschenleben kostete, und zunächst unsere Anjarakandy-Gemeinde, sodann auch uns sehr in Anspruch nahm. Die Leute dort waren nämlich sehr erschreckt, insbesondere aber zagten die Herren und umgaben sich mit den Christen, als den in solcher Notzeit allein noch zuverlässigen Dienern, und ließen sie Tag und Nacht patrouillieren. Wegen dieser außerordentlichen Anstrengungen und Versuchungen wurden ihnen etliche Cannanore-Brüder zur Verstärkung und Ermunterung zugeschickt. In jener Zeit ließen die Mappilas

mehrmals Drohungen gegen mich fallen, als wollten sie in Chirakkal einen Nachtbesuch abstatten. Es ist aber alles glücklich vorübergegangen und ist auch zunächst keine Wiederholung solcher Exzesse zu fürchten.« (GB 3.4.52).
Der ehemalige Richter Strange, der wieder aus England zurückgekommen war, wurde von der Regierung eingesetzt, um den Vorfall zu untersuchen. Da er jedoch nur Mappilas und Nayer als Zeugen hörte, brachte er sich selbst und seine Aufgabe in Mißkredit. Aber es wurde stiller in der Gegend. Trotz der Herausforderung, die Gunderts Mission für die Mappilas bedeutet haben mußte, gab es Sympathien füreinander: »Mit den Mappilas ist es besonders schwer zu sprechen. Es sind die rührigen Moslems der Provinz. Einer derselben, ein Krämer, wollte wissen, warum wir denn nicht an Mohammed glauben; sobald er aber das unsittliche Leben des Propheten nennen hörte, fuhr er auf: »Wenn nur dieses Land Arabien wäre, so wäre es schon um Deinen Kopf geschehen!« – Doch sind nicht alle so böse: Namentlich wenn der Prediger zum erstenmal mit abgelegen wohnenden Muselmanen zusammentrifft und Gottes Wort vor sie bringt, können sie lange und mit einer gewissen Ehrfurcht zuhören und äußern: »Es ist wahr, was ihr sagt, so steht es geschrieben.« Man meint dabei zu fühlen, daß doch noch etwas von Sems und Abrahams Segen auf einzelnen in diesem Geschlechte ruht, ein gewisses Etwas, das im Christen uralte Verwandtschaftsgefühle erweckt. Haben doch die Namen schon etwas Anziehendes, z.B. Musa (Mose), Ibrahim (Abraham), Jusuf (Joseph), Daud (David). Aber diese Ähnlichkeiten können einen sehr irreleiten.« (GM 10.8.53).
Unterschiedliche Begegnungen hatte Gundert mit den Mappilas nördlich von Thalassery in Madai und Valarbhattu. In Cavai hatte er einmal eine lange Unterredung mit einem geistlichen Oberhaupt der Mappilas. Danach besuchte Gundert ein Nayer-Fest beim Berg Dilli, »Siebengebirge«, wo sich die Nayer jedes Jahr bei Neumond im Oktober versammeln. Gunderts Katechist Thomas konnte eine halbe Stunde predigen. Dann flogen so viele Kokosnüsse, daß sie beide schleunigst aufbrechen mußten. In Ettilam, »Acht-Häuser«, wo nur Mappilas wohnten, fanden sie gastliche Aufnahme und Schutz. So schnell wechselten Gegnerschaft und Gastfreundschaft.

Mappilas bei Kozhikode

Über Jahrhunderte war Kozhikode ein Knotenpunkt für den Handel mit arabischen Ländern. Arabische Kolonisten kamen ins Land und wurden zum Teil so einflußreich, daß sie ganze Dörfer zum Islam bekehrten. Da sie sich in einer hinduistischen Umwelt einzurichten hatten, entwickelten sie eine Gesellschaftsform, die es ihnen ermöglichte, als Minderheit zu leben. Gundert bezeichnete die Mappilas einmal als »ein rühriges, leicht fanatisierbares Geschlecht« (EM 286) und schilderte damit die damalige Situation treffend. Diese hatte geschichtliche Hintergründe: Während der Regierung des islamischen Herrschers Tippu, der seine Überfälle meist von Mysore her machte, wurden viele Brahmanen und Nayer umgebracht und islamische Pächter auf den Gütern eingesetzt. Nach der englischen Machtübernahme im Jahr 1792 kam vielerorts der Rachegeist auf. Jahrzehntelang erhielten sich die Spannungen, besonders im Hinterland südöstlich von Kozhikode.
Auf seiner Reise nach Kottayam im November 1843 geriet Gundert unversehens in die Folgen einer Erhebung. In Kozhikode schilderte ihm Collector Conolly die Vorgänge um eine islamische Sekte: »Der Collector erzählte mir die Sheranadu-*(Tiru-w-ur-angadi-)* Geschichte. Hier kurz soviel. Seit einiger Zeit war eine neue Sekte aufgekommen, eine Art Shakers oder Quakers (sie heißen sich *Hal Ilakka-kar*, das erste Arabisch = Hebräisch *ḥal*, religiöser Tanz und Begeisterung, das andere unser Malayalam: *Bewegungs-Leute*). Sie beten beständig siebenmal des Tags, leben von Almosen und bewegen, wenn sie zusammenkommen, den Kopf auf jene begeisternde Weise wie etliche Fakirs. Conolly sprach schon vor Monaten mit ihrem Priester, der versprach, sein möglichstes zur Abkühlung zu tun. Es geschah aber wahrscheinlich nicht. Vor zwei Monaten bewegt ein Adhikari sein Besenweib, die ihn sonst angebettelt, heute aber, unverschämterweise auf die Mappila-Jacke trotzend, bei seinem Namen angeredet hatte, die Jacke auszuziehen. Erst nach einiger Zeit sagt sie es den Hal Ilakkakar, die schicken dem Adhikari einen Absagebrief, er will den Sturm mit 150 Rs beschwören, sie nehmen das Geld und klagen ihn beim Collector an; dieser glaubt, er habe unjudicious [uneinsichtig] gehandelt, entläßt ihn. – Nun war gerade die Zeit der Steuereinnahme. Der Tahsildar hat die vor sich,

die nicht zahlen können oder wollen und setzt die defaulters [Schuldner] auf eine Seite, ein Hal Ilakkakaren wehrt sich gegen die Polizeidiener und wird mit Gewalt auf jene Bank gedrückt. Nach einiger Zeit erhebt er sich, teilt rechts und links Stiche aus, wird aber festgenommen. Die Sekte will ihn in der Nacht befreien, daher der Collector ihn vor der festgesetzten Zeit unter guter Bewachung nach Kozhikode kommen läßt. Die Fanatiker hatten sich inzwischen zusammengerottet und wollten nicht mir nichts dir nichts auseinandergehen; also morden sie den ersten Peon, den sie sehen. Kaum ist dies beim Oberamt gemeldet, so kommt auch die Nachricht, daß jener Adhikari ermordet und zerstückt gefunden worden sei. Seine Mörder waren gedungene Schmuggler aus den östlicheren Tälern. Einer von ihnen will noch einen andern Adhikari ermordet haben, der ihn früher wegen Tabakschmuggelns festnahm. Glücklicherweise treffen sie ihn nicht in seinem Haus an, woraus sie die Weiber vertreiben und Verwüstungen anrichten. Als sie vom Anrücken der Soldaten in Kenntnis gesetzt werden, gehen sie in eine Moschee und beten fervently [inständig]. Die Soldaten rücken an, sie lebendig zu fahen [fangen]. Als sie ganz in der Nähe sind, brennen die sieben Mappilas ihre einzige alte Flinte ab und stürzen mit Messern auf die fünfzig Sipahis. Fünfundvierzig von diesen rennen davon »panic-struck« [von panischem Schrekken erfaßt]. Es wird noch lang ein Liedlein im Land bleiben, der Subahdar fällt, Captain Leader ist verwundet (sehr leicht), viele Sipahis sind verwundet mit Messerstichen im Rücken. Erst als die Gerichtsdiener zu schießen anfangen, stehen auch die Sipahis und helfen die Mörder zusammenschießen. – Die ganze Geschichte weist auf höhere Personen hin, die diese Fremdlinge gemietet. Conolly bittet um Erlaubnis, in der Provinz durchgreifende Entwaffnung anzuordnen, fürchtet aber, man sei in Madras zu rück- und kurzsichtig. Schon zeigen sich auch Rotten im Wettatta-nadu, dessen Tahsildar um Soldaten bittet.« (GB 5.11.43). Die Sekte verschwand, die Unruhe blieb.

Kurz darauf fuhr Gundert mit einem Boot, dessen Ruderer Mappilas waren, weiter und fragte die Bootsleute, »warum sie ihn nicht in die See werfen, um in Himmel zu gelangen, wie ihre Brüder im Innern?« (GB 7.11.43). Sie gaben ihm zur Antwort: »Wir sind an der Küste und haben täglich zu fischen oder sonstwie unsere Familien zu ernähren. Im Innern gibt es reichere Leute und mehr Almosen, da denkt es sich leichter daran, Bettler zu werden und irgendwie in Himmel zu kommen.« (Ebd.). Sie wußten weder etwas über den Aufstand noch von Isa Nabi, dem Gründer der Sekte. Allerdings schien die Geschichte bekannt geworden zu sein, denn sie wurde Gundert auf dem Rückweg von Kottayam nach Kozhikode von einem Nayer erzählt.

Mitte des Jahres 1847 gingen in Kozhikode wieder Gerüchte über einen Mappila-Aufstand um. Ihr Oberhaupt sollte vom Gefängnis' in Kozhikode nach Thalassery verlegt werden. Zwei Jahre später brachen die Unruhen in Sheranadu erneut aus. Gundert berichtete: »Die Mappilas werden leicht fanatisiert und suchen dann das Paradies auf dem nächsten Umwege. So haben vor zwei Monaten sieben bis acht Mappilas mit einem Nayer gestritten, ihn ermordet, und weil der Strang drohte, lieber den Glaubenskrieg angefangen. D.h. sie suchten eine Pagode, auf einem Berggipfel gelegen, erschlugen, was sie darin fanden von Brahmanen und dergleichen, und verschanzten sich. Bald sind sie auf etwa dreißig verstärkt. Die Regierung sendet Sipahis, ein bis zwei Kompanien. Von diesen ist aber der Captain halbbetrunken und bleibt mit dem großen Haufen zurück. Der Leutnant, ein leichtsinniges Bürschlein, läuft auf den ridges [Feldrainen] zwischen Reisfeldern der Pagode zu, etwa mit dreißig Mann Sipahis hinter sich im Gänsereihen. Die Mappilas erwarteten sie am Fuß des Hügels; der Leutnant sprang den Rand der Felder hinauf, erschoß einen Mappila und focht dann eine Weile, zwei bis drei folgten ihm und hielten aus, bis sie von der Übermacht erdrückt waren, die Sipahis im Reisfeld aber konnten sich des knietiefen Wassers wegen und ohne offizierliche Leitung nicht in ein Glied formen und sprangen davon. Das bestürzte auch den größeren Haufen. Der Hauptmann hielt sich ruhig, ja retirierte [zog sich zurück] sogar. Ihre zwei Gefallenen beerdigten die Mappilas mit großen Ehren, auch den europäischen Leichnam erlaubten sie fortzuführen. Nun wurden von Cannanore zwei Kompanien Europäer berufen. Die zogen ab voll Freude als in einen heiligen Krieg («to the holy war!« sagten sie unter sich.) Auch zwei Christen waren darunter. Bis sie anlangten, waren die Mappilas auf siebzig verstärkt (die Sipahis hielten nur ferne Wacht), der Tahsildar (Amtmann) erlaubte ihnen als seinen Glaubensge-

nossen, alles zu erhalten, was sie brauchten, und sandte ihnen selbst Betel zum Kauen, ein Freundschaftszeichen, das er jetzt dahin deutet, er habe sie bei guter Laune erhalten wollen, bis die Europäer kommen. In Eilmärschen und zuletzt achtzehn Stunden in offenen Booten von Regen und Sonne bearbeitet (was einen der Christen wieder zum ersten Branntweinglas verleitete), kamen sie abends in Manjeri, dem Platz des früheren Gefechts, an. Weil aber keine Wachen wachten, liefen die Mappilas in der Nacht davon in eine andere Pagode bei Angadipuram, die sie zum Glück leer trafen, und in unbeschreiblich kurzer Zeit durch Demolierung des großen Granitgötzen und allerhand Unsauberkeit für immer entweihten. Morgens hörten die Europäer, die Vögel seien fort, zogen nach, und nahe bei dem Ort wurden sie in einem Wäldchen durch etliche Schüsse überrascht, die auch zwei Mann tot niederstreckten. Die erste Linie der Mappilas rückte vor, etwa zwanzig Mann, und fiel in einem Nu unter dem Feuer der Weißen, dann kam es zu heftigem Handgemenge. Die Schwarzen kamen aber keinem der Weißen auf den Leib, außer durch Schleudern von Messern und Äxten: Doch wehrten sie sich verzweifelt und wurden alle bajonettiert (etwa vierundsechzig) . . . Ein Mappila war noch halb am Leben und machte etliche Geständnisse, die angesehene Leute der Sekte in diesen heiligen Krieg verflechten. Man hofft, daß so bald kein neuer Kampf nötig werde.« (GM 5.10.49). Die Niederschlagung des Aufstands hatte ein Nachspiel vor dem Kriegsgericht, das ein sehr mildes Urteil fällte.

Die Unruhen wirkten sich auf die ganze Küstengegend aus, die Gundert auf seinen Reisen nach Badagara mitbedenken mußte. Aber nicht nur die Unruhen, mit denen die Mappilas in Verbindung standen, beschäftigten Gundert, sondern auch ihre Lebensbedingungen. Er sammelte ihre Literatur, untersuchte ihre Sprachgewohnheiten und lernte ihr Alltagsleben kennen: »Ein Epos der Mappilas auf einen solchen Märtyrertod habe ich neulich abschreiben lassen, nach allem verstehen es weder ich noch andere Christen oder Hindus, solch ein sonderbares Gemisch ist die Sprache. Überhaupt laufen die verschiedenen Klassen der Bevölkerung hier fast wie Öl und Wasser aneinander vorbei. Es wird wenig Mappilas geben, die unsere Schriftsprache verstehen. Wie vielen sind wir noch immer Barbaren und sie für uns!« (GM 16.2.50).

Schon zwei Jahre später brach bei Kozhikode wieder ein Aufstand aus: »Bei Kozhikode sind wieder vierzehn Mappilas aufgestanden, haben im Kampf fünfundsechzig Sipahis in die Flucht gejagt und wurden dann von europäischen Soldaten natürlich niedergemacht, so jedoch, daß vier Europäer darüber das Leben einbüßten. Schon soll sich wieder ein neuer Haufe zu einer solchen schnellen Himmelsreise zusammengerottet haben. Wann wird die Regierung dreingreifen, Ordnung in diese immer unruhigen Bezirke zu bringen? Sie fürchten sich vor allgemeinen Maßregeln wie strenger Entwaffnung oder Verantwortlichmachen der mohammedanischen Priester, die natürlich bei jedem solchen Fall mitbeteiligt sind, obgleich das Beweisen schwierig ist.« (GM 7.9.51). Das Gewaltsame in der Bewegung, die Mord mit Himmelslohn verband, war das Hauptträtsel für Gundert.

Wie ein Schock wirkte die Ermordung des Collectors Conolly im September 1855 auf Gundert: »Wißt Ihr, daß Herr Conolly . . . am 11. September von vier Mappilas getötet worden ist? Er saß abends mit seiner Frau in der Veranda, da kamen die nackten, schwarzen Kerle und hieben ihn fast in Stücke. Herr Fritz sah ihn nach einer Stunde noch in den letzten Zügen und begrub ihn am nächsten Abend. Die Mappilas wollten noch mehrere englische Herren töten, es gelang ihnen aber noch nicht; und jene fünf Kerle wurden von den Soldaten umgebracht, weil sie sich nicht gefangen nehmen lassen wollten. Dabei ist ein Soldat erschossen, der andere tief in den Hals gehauen worden, man weiß noch nicht, ob dieser davonkommt.« (GM 20.9.55).

Die Baker-Geschichte

Trat ein Mappila zum Christentum über, so war das in der Regel Anlaß für einige unruhige Tage oder Wochen für die alte islamische sowie für die neue christliche Gemeinde. Eine der traurigsten Geschichten entstand um Baker und seine Genossen Theodor, Theophil und Muttoren. Die beiden letzteren werden am 19. Oktober 1843 zum erstenmal im Tagebuch genannt: »Theophil und Muttoren nach Süden, wieder eingefangen.« Gundert mußte zu den beiden wieder Vertrauen gefaßt haben, denn er nahm sie zwei Monate darauf mit nach Kozhikode, als er dort das Missionshaus registrieren ließ. Baker erscheint im Tagebuch als

»Mappila Bakis« am 29./30. Januar 1844 zum erstenmal, er war gekommen, um Christ zu werden.
Baker, »der Mappila-Knabe«, besuchte einmal seine Mutter und andere Verwandte. Daraufhin wurde der Vater von der Moschee ausgeschlossen. Der gute Ruf war verloren. Bakers zwölfjährige Schwester wurde von ihrem Mann verlassen. Darauf erschienen zwei Bekannte Bakers auf Illikunnu, um diesen einzuladen, seinen kranken Onkel zu besuchen. Missionar Irion schilderte in einem Brief an Gundert den Vorfall nach der Rückkehr Bakers: »Daher Baker am 2. Juni von zwei Bekannten besucht und eingeladen wurde, seinen kranken Onkel Cugni Pari Mudeliar zu sehen. Mit Br. Irions Erlaubnis ging er, versprach am dritten Tag zurückzukehren. Die drei übernachteten in Mahe, vom Regen überrascht, und langten erst Montag (3. Juni) in Moratta an. Am selben Tag brachte ihn sein Vater mit etlichen anderen nach Vareri in Onkels Haus. Es fand sich, daß der nicht so krank war, Baker aber wurde vier Tage lang nahe bei der Moschee . . . eingesperrt, gewarnt, wenn er entweiche, so kommen sie ins Missionshaus, Streit anzufangen. Viele seien bereit, seinetwegen zu sterben, Schwerter wurden vor ihm gewetzt und viele Drohungen ausgestoßen. Einmal in dieser Gefangenschaft schloß er das Zimmer zu beten; da er vermißt wurde, gab es einen großen Auflauf, er sei entronnen etc. Endlich am Freitag, 7. Juni (demselben Tag, da die Brüder Irion und Gundert nach Badagara gingen, ihn zu suchen), brachten sie ihn in ein Zimmer, er solle schwören, daß er nicht zu den Missionaren zurückkehren wolle. Er wollte nicht. Cutti Hassan, Metzger, und Mudeliar von Badagara und zwei andere drohten mit Schwertern, brachten ihn in die Moschee (Kottakal Jemattu Palli), wo an [die] hundert Leute versammelt waren; dort mußte er die Säule ergreifen und, während sie ihm die Hände auf die Brust hielten, schwören, nicht zurückzukehren. Hiermit schienen sie befriedigt . . . Am Samstag (8. Juni), wurde er in die dortige Kapelle geführt und Cugniattu Mudeliar sagte ihm Formeln vor, die seine Sünden tilgen sollten. Da er nicht nachsprechen wollte, schlugen ihn der Holzhändler Cadawattu Cugnussan Cooti und andere – er gab nach, kann sich nicht erinnern, was er alles dahersprach. Als es vorüber war, aßen sie mit ihm an einem Tisch in der Kapelle, als sei nun alles vorüber . . . Als er Mittwoch (12. Juni) morgens auf die Straße ging, sah er einen Mappila Havildar und einen Tiyer-Peon in eines Tiyer Hause stehen, ging hin, und da er sah, daß sie seinetwegen gesandt waren, schlug er vor, nachts heimlich zu gehen. Diese aber wollten keinen Aufschub, daher er sich mit ihnen abwegs auf die Hügel im Osten flüchtete, dort mit dem Peon Kleider wechselte und unbesehen nach Mahe kam . . . In Thalassery angelangt, stieg er beim Havildar ein; der brachte ihn aber bald zum Circuit Cadi . . . Abends noch sah ihn Crozier, fragte ihn, wo er bleiben wolle. Er antwortete: bei den Missionaren. Donnerstag morgens um acht Uhr wurde er wieder verhört, gestand da erst seine Furcht, daß seinetwegen auch den Missionaren vielleicht ein Unfall begegne. Crozier benahm ihm die Furcht, sandte ihn in Peon Musas Haus zu essen und gab ihm einen Fanam [Geld] dazu. Freitag, den 14., endlich kündigte ihm Crozier an, er könne zu den Missionaren zurückkehren, bis er von einem Ausflug nach Cannanore zurückkomme und das weitere mit seinen Verwandten verhandeln könne. Der Vater und ein Verwandter kamen bald darauf zu Crozier, und da Baker inzwischen zu allgemeiner Freude ins Missionshaus zurückgekehrt war, besuchten sie ihn daselbst, ohne Vorwürfe zu machen, klagend über den Unfall, der die Familie betroffen.« (GM 19.6.44). Am 11. August 1844 wurde Baker getauft und einige Monate später, am 14. Januar, mit Susanne verheiratet, gleichzeitig mit Theodor, der Rachel zur Frau erhielt.
Über ein Jahr lang blieb es ruhig, bis Ende Mai 1845 erneut Unruhen ausbrachen. Manche Moslems wollten sich wegen Gunderts Traktat über Mohammed rächen. Auf Illikunnu herrschte eine gespannte Atmosphäre: »In den letzten Tagen der darauffolgenden Woche begannen Umtriebe mit Mappilas und gestern, 25. Mai, bewegt Baker (mit Hilfe des schlechten Tiyerknaben Muttoren) Theodor und Theophil, mit ihm fortzugehen. Heute morgen hören wir, sie haben sich in der Moschee die Topi [Mütze] aufgesetzt, und Bruder C. Müller, der gleich hineilt, hört es aus dem Munde der drei, sie seien mit Willen Moslems geworden. Baker, der wahrscheinlich erst Buße tun muß, sah er nicht. Welche Versprechungen sie erhalten haben, wissen wir nicht. Für den »Muselman-Traktat« war übrigens schon geraume Zeit her Rache angedroht worden. Theodors Weib, bis auf den letzten Tag von ihm geliebt, ist untröstlich,

Susanne, weil schon lang in der Klemme, mehr gefaßt. Wegen der böswilligen Verlassung der Weiber hoffe ich, noch amtlich Gelegenheit zu kriegen, mit ihnen zu reden.« (GB 25.5.45).
Theophils Mutter erreichte es, daß ihr Sohn wieder zu den Missionaren zurückkehrte: »Gestern kam Theophils Mutter, sah ihren Sohn, er weinte. Der Herr half ihr und ihm und uns, die Mappilas wollten ihn nicht lassen, zählten ihm 500 Rs vor, versprachen, durch Medizin seine Mutter zu fangen, aber er wollte nicht mehr. Peons, die ich durch Amin schicken ließ, wurden zuerst abgewiesen. Endlich aber gelang es dem Jungen, aus der Moschee hinaus zu seiner Mutter zu kommen. So sahen wir ihn also in Tränen wieder. Theodor hat alles angezettelt, disappointed [enttäuscht] wegen Geld. 2000 Rs waren für die vier schon gesammelt. Heut soll die Beschneidung der zwei sein. Baker sei nicht bitter gegen uns, scheine oft Unruhe im Herzen zu haben: Aber auch bei ihm *nicht* Weib, sondern Geld, Ehre etc. Es ist noch viel Dunkel. Der Tag wird es klar machen.« (GM 2.6.45).
Nach seiner Rückkehr in die Gemeinde Illikunnu erklärte Theophil die Hintergründe des Geschehens: Am Sonntagmorgen, dem 25. Mai 1845, hatten sich Theodor, Theophil, Baker und Muttoren im Garten getroffen und besprochen, wie sie am besten unbemerkt verschwinden könnten. Seitens der Moslems waren jedem fünfhundert Rupien geboten worden für den Fall, daß sie zurückkehrten. Sie gingen in die Stadt und besprachen den Plan mit einem einflußreichen Moslem. Dieser zweifelte zwar an der Ernsthaftigkeit der vier, stellte aber dennoch Vergünstigungen in Aussicht. So kehrten sie auf den Hügel zurück, packten sofort ihre bereitstehenden Sachen und gingen zur Moschee. Dort wurden sie erwartet und freundlich aufgenommen. Sie mußten dem Christentum abschwören und sich feierlich für die islamische Glaubensformel entschließen. Während der folgenden Tage bekamen sie morgens in der Moschee etwas zu essen, sonst aßen sie in Moslemhäusern. Theophil zog nach Kozhikode, wo er zwei Jahre später starb. (Vgl. 2.6.45).
Diese Geschichte beschäftigte Gundert lange. Sie gab ihm nicht nur Rätsel auf, sondern ließ Zweifel an sich selbst und seiner Menschenkenntnis entstehen. Es hatte den Anschein, daß diese harte innere Auseinandersetzung sowohl den Christen als auch den Moslems zu denken gab. Die Mappilas mußten erkennen, daß sie mit Baker nicht glücklich werden konnten. Die Christen sahen ein, daß mehrere Religionen an einem Ort zusammenleben können und müssen. Als andere Mappilas Christen wurden, gab es keine so großen Schwierigkeiten mehr.
Gundert setzte sich für die Mappilas ein, wenn sie diskriminiert wurden. Als einmal im Heidenboten, der Basler Missionszeitschrift, eine falsche Schilderung veröffentlicht wurde, wurde sie von Gundert korrigiert: »Im Heidenboten (Festerzählung) sind einige Unrichtigkeiten: Z.B. Die Mohammedaner haben in Malabar alle oder doch die meisten Ämter. Dies ist nicht der Fall. Nayer und Brahmanen haben weitaus die meisten, sodann Portugiesen und halfcasts. Ich weiß unter etwa zwanzig Tahsildars (Amtleute) nur von einem Mappila; und einen mohammedanischen Richter gibt es, glaube ich, nicht (ich meine Munsiffs, Distriktrichter), obwohl in den zwei englischen Gerichtshöfen auch Cadis als mohammedanische Rechtsautoritäten sind. Die Mehrzahl der Peons und Zollbeamten sind Nayer, Tiyer etc.« (GM 20.9.52). Auch in seinen sprachlichen Studien sammelte und bearbeitete Gundert das Malayalam der Mappilas mit derselben Sorgfalt wie die anderen Ausprägungen der Sprache. Trotz aller Gegnerschaft begegneten sich Gundert und die Mappilas mit Respekt: »Sah neulich, was ein mohammedanischer Dichter schreibt: Er bringe Gott vier Dinge dar, die derselbe nicht habe; und zwar soll dem leichtfertigen Menschen darum die Seligkeit geschenkt worden sein. Die vier Dinge heißen: Nichts, Bedürfnis, Sünde, Reue. Mit diesen, meine ich, könnte ich auch Gott reich machen nach der Seite, da Ihm noch etwas abgeht. Welche Gnade, daß er diese annimmt!« (GM 8.1.69).

Die Nayadis

Eine andere Gruppe, mit der sich die Basler Mission beschäftigte, waren die Nayadis. Seine erste Begegnung mit dieser Kaste hatte Gundert, als er mit Flora Brennen auf die Nilagiri reiste. Damals folgten ihnen Nayadis in einem gewissen Abstand, wollten aber nicht näher kommen: »Nayadis, niederkastige Bettler, die den Reisenden entlang des Weges folgen, begannen uns zu belästigen. Ich hatte mir vorgenommen, keinem etwas zu geben, es sei denn, sie kämen nahe heran. Aber Missy sagte mir hinterher, daß sie ihre Mappila-Träger erschreckten, indem sie sagten, diese Leute wären

Zauberer. Diese Geschichte erklärte ihr dann Ramotti, daß, wenn ihnen jemand nichts gäbe, sie zu beschwichtigen, sie nachts in einer erschreckenden Gestalt als Pferde und Katzen erscheinen würden und einen töten oder erwürgen würden. Bei alledem bekommen sie von uns nichts. Aber ihr Schrei ist wirklich fürchterlich, hauptsächlich nach Sonnenuntergang.« (GM 16.10.41).

Collector Conolly in Kozhikode hatte es als seine Pflicht angesehen, die Nayadis, die als Berufsbettler kreuz und quer durch die Lande zogen, seßhaft zu machen. Südlich und südöstlich von Kozhikode wurde ihnen Land zugewiesen, auf dem Hütten erstellt wurden. Gundert wurde gebeten, einen Missionar zu schicken, der sich der Arbeit unter den Nayadis widmen sollte. Anfang Januar 1842 wurde, wie oben erwähnt, der frühere Katechist Michael von Anjarakandy in diese Arbeit unter den Nayadis eingeführt: »Michael hat viel Arbeit vor sich in Kozhikode. Die Ansiedlung von Nayadis in Chavu-kadu (*Chow-gaut,* »Todeswald«) und Tirtala bei Ponnani macht aber dem Collector noch viel zu schaffen. Nach einmonatiger Arbeit in Kozhikode wird wohl Michael eine Reise unter ihnen machen, und vielleicht dadurch auf festeren Boden zu stehen kommen als durch die amtlichen, von vielfachen Interessen durchkreuzten Bemühungen. Ein kleiner Anfang ist ja auch ein Anfang.« (GB 19.2.42).

Auf seiner Reise nach Kottayam im November 1843 berichtete Gundert von den neuen Nayadi-Ansiedlungen. Resigniert stellte er am ersten Ort fest, daß sie sich gegenseitig nicht verstünden: In Chetwa (*Tshettu-way*, »Dreck-mündung«; GM 16.11.43) »die Nayadis gesehen. Zuerst liefen sie vor den Bungalow, zeigten die leeren Bäuche »wir sind am Sterben, gebt, gebt.« So widerlich habe ich fast noch nichts gesehen. Da braucht es eine Scheuer voll Geduld, um nur einen Anfang zu machen. Besuchte sie nachmittags in den Häusern, fand aber nur Weiber und Kinder, teilte den letzteren ein bißchen Zwieback aus, aber die Mütter wollten es lieber selbst essen! Das Dörflein (acht Hütten) am Fuß des alten holländischen Forts nett gelegen, doch ist ihr Land noch dem Salzwasser ausgesetzt. Ihr Aufseher Seyd Ahmet, ein gescheiter, tätiger Bursche, sagte mir, wie die Männer alle jetzt auf den Bettel seien, weil die Nayerfeste anfangen. Nur drei, die an einer Hecke gearbeitet, kamen am Abend mit einem Hafen voll Palmwein zurück, denn getrunken müsse sein, wenn man schaffen solle. Mit derlei irdischen Geschäften ging der 16. (Donnerstag) vorüber. Der Worte, die ich geredet, schäme ich mich, denn ich habe eben ihr Ohr nicht oder sie mein Maul nicht. Erst muß der Schulmeister und Vorplauderer sein Werk etwas getrieben haben, sonst findet der Padre hier keinen Ort zum Besuch.« (GB 19.11.43).

Von diesen Voraussetzungen her war es verständlich, daß Gundert eher dazu riet, die Arbeit unter den Nayadis aufzugeben als fortzuführen. Als Gundert in *Kodakal*, »Schirmstein«, angekommen war, traf er sich zunächst mit Fritz und machte Vorschläge zur Bereinigung der Grenze zwischen der Anglikanisch-Kirchlichen und der Basler Mission: »Denn wie ich heute mit Fritz besprach, wird es gewiß besser sein, auch die Tshettu-way-Nayadis aufzugeben, wenn Harley sie nehmen will, damit wir nicht immer durch seinen Distrikt und das versuchungsvolle Nazarani-Dorf Kunnankulam, *Kunnan-kulan-kara*, »Hügel-teich-ufer«, passieren müssen und am Ende doch der Entfernung wegen wenig tun können.« (Ebd.).

Die Nayadis von Kodakal dagegen zeigten ein völlig anderes Bild: »19. (Sonntag), nachmittags, zu den Nayadis, der Eindruck nach dem von Tshettuway sehr lieblich. Da ist an Körper und Seele schon eine merkliche Veränderung vorgegangen, die Kinder lernen und sind lustig, und die Alten, wenn sie auch täglich viel vergessen, zeigen doch, daß sie nicht alles umsonst gehört haben. Etliche unter ihnen sind fleißig und schaffen, so viel sie vermögen. Der Herr segne ihre langsamen Schritte und lasse seinen Namen auch an diesem elenden Geschlecht geheiligt werden! (Doch wenn gefragt darüber, meinen auch die Nayadis, sie seien gute Leute, rechnen daher auch, wie der größte Europäer, dem lieben Gott und seinen Knechten nach, ob er es ihnen nach Verdienst ergehen lasse).« (Ebd.). Innerhalb weniger Tage lernte Gundert die mannigfaltigsten Sachverhalte kennen.

Mit den Ausführungen über die Nayadis haben wir bereits einen Vorgriff auf die im folgenden beschriebene Reise gemacht.

Verbindung mit dem Süden

Eine ungewöhnliche Reise

Im November 1843 unternahm Gundert eine Reise in den Süden nach Kochi, Kottayam und zu den Nayadis (vgl. GB 20.10.43). Am 1. November 1843 reiste er ab. Er hatte dabei im Sinn, zu einer engeren Zusammenarbeit mit Bailey zu kommen. Anfangs gestaltete sich die Reise schwieriger, als er erwartet hatte. Das in Aussicht gestellte Boot hatte der Bootsbesitzer unter der Hand an den Zollschreiber vermietet. Zu Fuß ging Gundert dem Ufer entlang nach Badagara, wo er ein Boot fand, dessen Bootsmann ihn die Nacht über weiterstieß. Mit einem weiteren Boot kam er wieder ein Stück voran und ließ sich schließlich im Manjil (Tragsessel) nach Kozhikode tragen, wo er am anderen Tag nachmittags ankam. Da er kein Boot zur Weiterfahrt fand, besuchte er mehrere Bekannte, darunter auch den Collector Conolly.

In einem für zehn Rs gemieteten Manju (großes Boot) fuhr er weiter nach Kochi: »Abends liefen wir in den Kochifluß ein, gerade stattlich mit Schiffen besetzt. Der Bungalow ist ein *in* den Fluß gebautes Vorwerk. Das Rauschen der Ebbe und Flut, das Spiegeln des Mondes im Wasser, durch viele Jalousien im Zimmer reflektiert, die alles durchbohrenden Mäuse und eine erst nach dem Tee sich einstellende Art von Seekrankheit ließen mich nicht viel schlafen.« (GB 5./6.11.43). Zur Weiterfahrt bekam Gundert wieder ein Boot, diesmal mit Kabine, vier Ruderern und einem Steuermann, und ließ sich über Nacht nach Kottayam rudern. Dort kam er am 7. November, morgens um sechs Uhr an, sah die gotische Kirche Baileys neben dessen Haus, und von Ferne das syrische College. Auf dem Weg sprach er mit einem Nayer: »sprach mit einem Nayer (Sprache unserer viel näher als die der Syrer).« (GB 7.11.43).

Zwei Linguisten begegnen sich

Gundert wurde sehr freundlich im Baileyschen Haus aufgenommen. Seine Eindrücke vom Leben in dem geräumigen Anwesen hielt er fest: »Gut ist es, daß hier gearbeitet wird, täglich etwas ohne Geräusch und viele Tage so fortgefahren müssen auch etwas ausgeben. Aber ich vermisse in dem bequemen, schön eingerichteten Haus und Garten mit der splendiden, glatt *chunamten* [gekalkten] Kirche die Gemeinschaft des Missionars mit neuen Gliedern, die doch gewiß individuelles Zusammenkommen so nötig hat. Zuviel scheint mir Vertrauen auf die stated church services [festgesetzten Kirchengottesdienste] gelegt, und etwas wie Taufunterricht, Besuche hin und her und dergleichen ist nicht zu verspüren. Das Druckerwesen besorgt der Sohn. Morgens ist mit den etlichen 320 nett aussehenden, alle fast einer Kaste (syrischen) angehörigen Mädchen das englische Malayalam-Morgengebet und abends englisches Gebet mit der Familie. Die Schule der Mädchen den Natives überlassen, aber etliche Mädchen in Frau Baileys Hausdiensten mit tätig. Herr Bailey, die Sonntage ausgenommen, in der Studierstube.« (GB 9.11.43).

Gundert besah sich das College und machte die Bekanntschaft einiger Lehrer: »Neben seinem auch sehr schön eingerichteten compound, in welchen wohl in wenig Wochen sein von England erwarteter Sohn Bailey – auch Reverend und married [verheiratet] – einziehen wird, ist das neue College, ein schönes, langes Gebäude mit etwa fünfzig Knaben (meist boarders [Heimschüler]), verbunden an beiden Enden mit den Häusern der Lehrer. Diese sind am nordöstlichen Ende. Chapman, ein Mann aus Cambridge, an Intelligenz bei weitem der erste hier und meiner Ansicht nach einer der interessantesten Männer der Kirchlichen Mission. Er ist erst drei Jahre hier, seit Humphrey, der sich puseyitischen Gedanken hingab, entfernt und in eine bengalische chaplaincy [Pfarrei] versetzt wurde. Er lehrt die Knaben besonders Theologie, Kirchengeschichte (wovon er ein Lehrbuch hat im Englischen drucken lassen), etwas Griechisch, mehr Mathematik, als daß ich hätte examinieren können, Geographie und Karten machen ([ich] will etliche specimen [Muster] aufs Geratewohl mitnehmen) und läßt andere Sanskrit und Malayalam lehren, versteht aber Malayalam ordentlich. Mit Taufen und dergleichen hat er nichts zu tun, lebt einfach dem College. Unter ihm ist Johnston.« (Ebd.). Den ersten Abend verbrachte Gundert mit Erfreulichem: »Nachdem ich abends Miss Baileys Piano gestimmt und etwas gespielt hatte, machte ich mich an die syrischen Grants [Inschriften], die ich abgeschrieben habe und zu übersetzen hoffe. Sie sind länger als die jüdischen und mehr Malayalam als Tamil, ich sollte meinen, augenscheinlich jünger.« (Ebd.; vgl. »Inschriften«).

Am zweiten Tag ließ sich Gundert die Bibliothek zeigen: »Am 8. nach Frühstück zu Chapman, der mich freundlich in die Bibliothek begleitete, wo ich Assemani [Joseph Simon Assemani (1687–1768), Orientalist] und andere Werke über die syrischen Christen vornahm und für meinen Gebrauch exzerpierte. Hough's Christianity in India, obgleich nicht viel Originalforschung darin ist, war mir interessant und sehr behilflich als Leitfaden zum Nachsuchen. Die wenigen Stunden nach dem Essen brachte ich mit Johnston zu über Malayalam-Grammatik und dergleichen; er hatte schon [Missionar] Peet vorgeworfen, seine grammatikalischen Beispiele seien eben alle gemacht, und das sei es nicht, was man brauche. Ich glaube, es ist hierüber viel Unterschied unter den Missionaren, und ein freies Wort unserer Seite wird gut aufgenommen. Über Peet hörte ich von Chapman, er sei ein sehr energetischer Mann, der mit ganzem Herzen, aber weniger Urteilskraft sich auf etwas wirft, sich aber auch irgendwie durchschlägt. In seiner [Peets] Gemeinde sei es ihm [Chapman] immer am wohlsten. Alles gehe mehr lebendig zu, und das Herz spiele die erste Rolle. Nach allem dem tut mir es leid, daß ich Mavelikara nicht mit in Rechnung nahm, und will das mit Alleppey auf ein andermal verschieben.« (Ebd.).

Der dritte Tag war der interessanteste und lehrreichste: »Heute am 9. den Vormittag mit Baileys Munschi zugebracht, über Malayalam-Prosa. Bailey ging lächelnd aus und ein, setzte sich manchmal. Der Munschi ist gescheit, und über etliche grammatikalische Dornen ließ er sich leicht durch Beweise ins Reine bringen (z.B. über das vermeinte *maru,* das er durch *ennav-are, ennare,* und *kelp-ar-ai* etc., alsbald als *aru* anerkannte). Er sowie Johnston klagten über die schleppende neuere Prosa, die, wie er richtig bemerkt, dem alten Malayalam (z.B. in Dokumenten) so fern liege und erst durch das Sanskrit-Lernen der Sudras und ihre Sucht, dasselbe wörtlichst möglich ins Malayalam zu übertragen, entstanden sei, z.B. das *céytitt-ulla* usw. statt *céyta,* was, wie er anerkannte, ganz genug sei. Aber, sagte er, wie soll eine Malayalam-Prosa entstehen? Macht ihr eine in Thalassery, so haben wir Einwände gegen manches Wort, das hier nicht gebräuchlich ist (z.B. *valuka* für »säen«, *muruka* »ernten« etc.). Schreiben wir was in Kottayam und schicken es nach Mavelikara, so heißt es, das ist alles nichts, und wir werden angedonnert (Bailey trat ein und lächelte wieder, mit seiner unverwüstlichen Ruhe niedersitzend). Ich sagte, das werde gehen wie etwa in Griechenland (ich muß lachen, wenn ich dies Wagnis bedenke) und gab ihm (unter Baileys Lächeln) eine kurze Skizze, wie dort in verschiedenen Provinzen und Dialekten aus der Poesie zu einer zuletzt gemeinsamen Prosa sei fortgeschritten worden. Hierin ist der Mann viel gescheiter als unser (sonst gelehrterer) Munschi, er sieht die Vorteile einer korrekten Prosa über eine Poesie, die zuerst weiß nicht wie gelernt werden muß und dann erst blutwenig lehrt. Ich bin sehr zufrieden mit dem Vormittag und bat ihn, in Zukunft nur frischhin seine Einwände gegen [das], was wir schreiben, zu spezialisieren (Bailey war dabei und schien sich ein bißchen vorzuwerfen, daß er hierin mir nie gedient).« (Ebd.).

Die Unterrichtsweise und die syrische Kirchengeschichte mit ihrer Verbindung zur Kirchlichen Mission sah und hörte sich Gundert an: »Nach dem Essen ins College, die Knaben spielten, versuchte aber eine examinierende Unterredung (etwas Griechisch, Dogmengeschichte, Hauptketzereien nach Schleiermacher), und hatte bald freie, gescheite Gesichter genug um mich. Das ist gewiß, dies ist keine englische Schule wie sonst auf europäischen Stationen: Das Lernen ist nicht bloß Nachschnattern, und man sieht, das Kollegium hat seine Wurzeln weit im Land herum, tief in viele syrische und englische Malayalam-Gemeinden hinein. Auch viele Nöte wie überall. Die Syrer können lügen, so gut als Natives, was man zuerst nicht glauben wollte. Viele werden gut erzogen, geben Hoffnung und gehen in die syrische Kirche zurück. Das Zeichen des Rückgangs ist, vom syrischen Priester verheiratet [zu] werden. Seit 2–300 Jahren sind die Syrer so an schwankende Kirchengemeinschaft gewöhnt, daß sie jahrelang zu irgendwelcher Kirche gehören mögen, nur müssen sie in syrischen Kirchen verheiratet sein, und der Rückweg zu Syrern steht ihnen immer offen. Wer aber englisch verheiratet ist, ist los. Der erste der ersten Klasse ging erst kürzlich in sein Haus zurück und ließ sich syrisch trauen. Jetzt nehmen ihn auch die Engländer nicht mehr. Weil die Syrer so abergläubisch auf dem Punkt beharren, machen ihn die Engländer auch zu einem prominenten. Sonst sind aber viele junge Leute im College, die Weiber zu Hause haben, ohne für Jahre mit ihnen zu leben.« (Ebd.).

Alles, was Gundert in Kottayam sah, war für ihn

neu: »Jetzt ist es aber wieder, wie schon die drei Tage her, zwölf Uhr, ehe ich zu Bette gehe, und so aufgeregt bin ich die ganze Zeit her mit Gedanken, nichts zu vergessen, was ich hier tun und sehen wollte, daß mir auch dann kein Schlaf kommen will.« (Ebd.).

An seinem letzten Tag, dem 10. November, besah er »morgens das Buchstaben schneiden, gießen, setzen, drucken, Bücher binden und den Vorrat, wo ich etliches erbettelte, anderes kaufte. Besonders reich sind sie nicht an Büchern. Traktatgesellschaftsbibliotheken, Septuagintas und was Br. Mögling sonst noch in Mysore traf, gibt es hier nicht. Die eigenen Bibliotheken der Herren haben aber viel Schönes, und so besonders die College-Bibliothek, woraus ich eine syrische (Peschito) Übersetzung des Neuen Testaments mitnahm. Niemand lernt jetzt Syrisch, kein Missionar versteht es.« (Ebd.).

Sorgfältig vermied Gundert alles, was Anstoß erregen konnte. Vielleicht bekam er deshalb die inneren Gewohnheiten des Baileyschen Kreises so rasch mit: »War wieder im College geraume Zeit, Campbell und Johnston voll Offenheit und Bereitwilligkeit. Letzterer als der Jüngste natürlich auch Rückhaltsloseste . . . Bakers hätten mich gerne eingeladen, aber da infolge von Frau Baileys starkem Rotwerden die Missionare nie mit mir zu speisen eingeladen wurden, durften sie nicht wagen, mich einzuladen etc. Ich wollte natürlich vor allem verhüten, daß mein Besuch nicht solche kleine bickerings [Zänkereien] zurücklasse und machte daher einige Male den Zwischenträger in Kleinigkeiten, die wir Deutsche mit rauheren Organen gewöhnlich nicht bemerken.« (Ebd.).

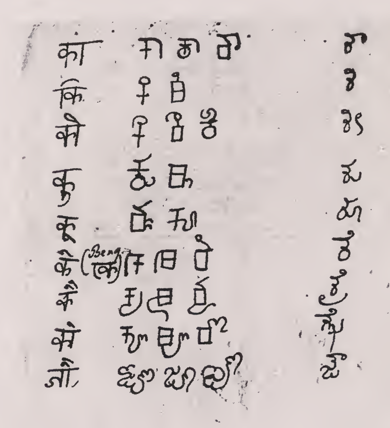
Nachdem Gundert abends noch bei Missionar Baker zum Tee war, faßte er seine Ergebnisse zusammen: »Nun ist mir der Totaleindruck der, von allen Missionaren in Kottayam ist der liebe Bailey gerade der, mit dem wir am schwersten zusammenziehen können, weil er selbst mit Frau alleinsteht und bei weitem der weichste, dabei seines Werts bewußteste ist. Baker dagegen ist ein stark sich ausdrückender, starke Antworten mit Lachen vertragender Mann, sein Weib wie auch das Gesicht (runder als die englischen) zeigt, deutsch, Nichte des alten Kohlhoffs, äußerst lieb und häuslich, zeigte mir ihre Mädchenarbeiten, sprach viel von *Tantsha-ur* [Thanjavur] und Deutschen, und wird wohl den Unterschied von Deutsch und Englisch (namentlich etwas Altenglisch) schon oft verspürt haben. Baker selbst war zuerst neun Monate in Thanjavur angestellt, dann auf diese Küste versetzt worden. Er sprach viel über unsere Kirchen, meinte: »Ja so haben wir ja doch Bischöfe, ob auch unter anderem Namen«, ich antwortete, der Unterschied von Antistes [Vorsteher], Prälat und dergleichen sei der, daß wir nach der Schrift Bischof und Presbyter als eines in Gottes Sinn ansehen und hierarchische Über- und Unterordnungen nur für erlaubt um menschlicher und bürgerlicher Zwecke willen auszugeben wagen. Freilich sagte er, so sehe ich es auch an, Bischof und Presbyter ist dasselbe. Aber, fragte er, wie haltet ihr es in eurer Mission, ich meine, ihr solltet einen Bischof haben, wenigstens wir englischen Missionare kommen nicht miteinander aus ohne Personen, an die wir appellieren können, und Komitees seien zu weit entfernt. Ich lachte und bot ihm an, Bischof über uns zu werden, drückte aber die Hoffnung aus, er werde wenig Appellationen erhalten und glaubte sagen zu dürfen, daß wir uns, obgleich in manchem gröber, doch besser ineinander zu schicken wissen und uns des Verzeihungbittens weniger schämen als englische Brüder, und das Verhältnis zum Komitee sei von Anfang an auf einem viel herzlicheren, wenn auch formloseren Fuß gestanden, als das in englischen Verhältnissen möglich sei.« (Ebd.).

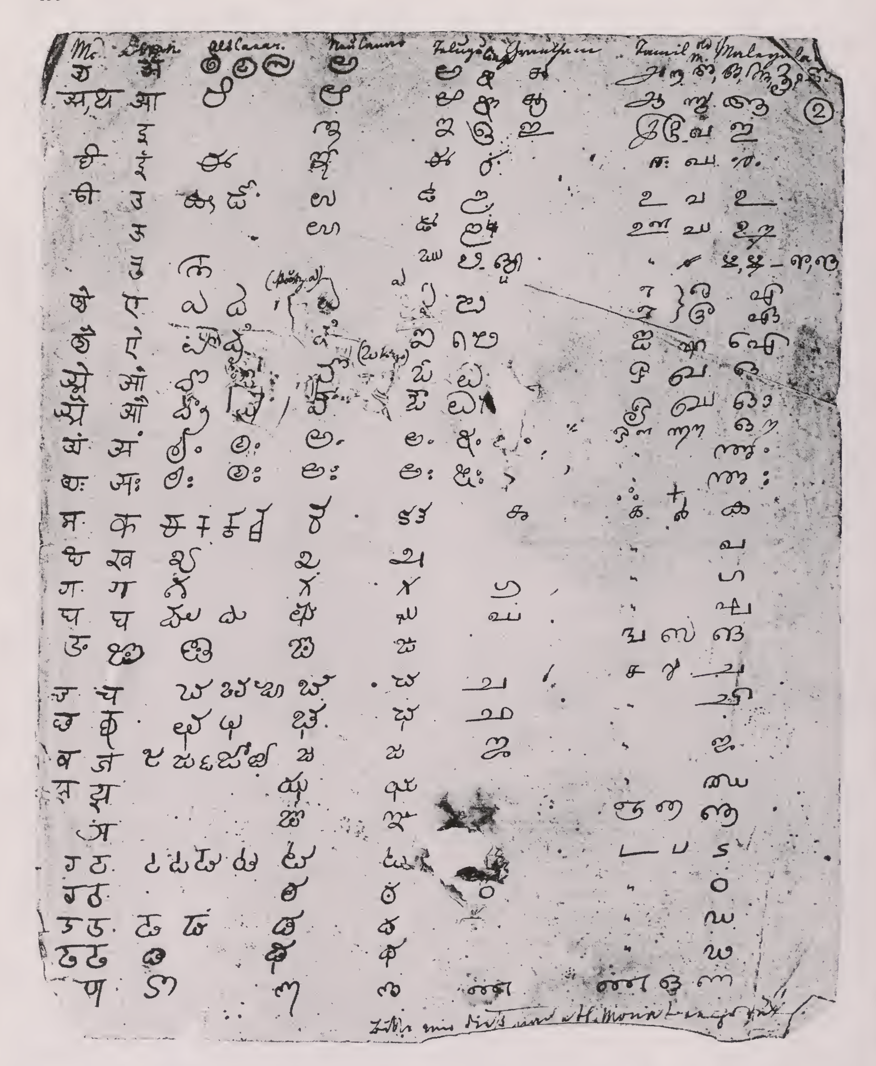
Mit dem Sprachverständnis und der Bearbeitungsweise des Malayalam durch Bailey konnte sich Gundert nicht anfreunden: »Mit Bailey bin ich nicht keck, frei über Sprache zu reden – da ich völlig den Revolutionär spielen müßte. Stell Dir nur vor, bei jedem Sanskrit-Wort, wie ungebräuchlich es auch sei, sagt er, ohne je an Autoritäten zu denken, o ja, es ist auch Malayalam – und das warum? Weil es in Sanskrit-Thesauren in Malayalam-Schrift geschrieben vorkommt und der Munschi es daraus nimmt. Dagegen, erwähne ein noch so einheimisches Malayalam-Wort von Dravida-Wurzel, das in Kottayam nicht gang und gäbe ist (z.B. *cerumer, cerumakkel),* und es muß Tamil sein, also über Bord damit. Daher auch kein Gedanke an Malayalam-Bücher lesen, obwohl er etliche hat sehr schön abschreiben lassen. Es sei, sagt er, alles voll von Tamil (hat aber nichts an dem vielen Sanskrit darin auszusetzen). Alle Bücher, die hier zu haben sind, sind auch bei uns, außer vielleicht die Chanaka story, die Bailey mir

verschaffen will. Was mir auffiel, ist, daß meine Kerala Utpatti mir augenscheinlich mehr Respekt verschafft hat als alles von mir in Übersetzung und dergleichen Versuchte. Auf Fragen, alte Geschichte und Geographie hier betreffend, wenig, wenn irgendwelche Antwort, man bekümmert sich nicht um derartiges.« (Ebd.). Gundert fuhr am 10. November abends auf dem nordöstlichen Arm des Flusses hinab und kam am anderen Morgen nach Kochi.

Inschriften

Die Reise nach Kottayam barg für Gundert auch eine große Überraschung. Denn er stieß bei Bailey auf zwei alte Kupferplatten (vgl. Abbildung S. 143 und die damit verbundenen Alphabetstudien; AB), die durch den Fund beim Rabbiner Samuel in Kochi ergänzt wurden: »Nachdem ich heute morgen den Kottayam-Bericht abgeschickt, ging ich am Flußufer hin durch Mattancheri in die Jews' town (hier ein native Wort *justaun*), hörte schon von ferne das Synagogengeschrei und fand sie nach etlichen Umwegen in einer deutsch kleinstädterisch gebauten Sackgasse. Durch den Vorhof kam ich in die Vorhalle, wo ich die Synagoge mit blau gemalten chinesischen Ziegeln gepflastert, etlichen angezündeten Kronleuchtern geschmückt, von nicht vielen Personen besucht, übersah. Ich fragte einen Heraustretenden, ob ich hinein dürfe und kündigte mich als Ashkenazi [deutscher Jude] an, setzte mich, eingeführt, auf eine Bank, und während des Lesens, von dem ich wenig, während des allgemeinen Gebets, von dem ich nichts verstand, las ich in einem in Amsterdam gedruckten Gebetbuch und konnte aus demselben und ohne dasselbe von Herzen für Israel beten. Da standen die armen Leute, dem allerheiligsten Thorakästchen . . . das Gesicht zugewandt, in das viereckige, an den Enden blau gevviereckte Tuch gehüllt, und beugten sich, bebten, klagten, wissen selbst nicht warum; kaum wieder gesetzt, das Tuch abgezogen, hören sie dem Lesen mit halbem Ohr zu, sehen mich an, lachen, schauen um sich und dergleichen. Nach einer halben Stunde war es vorbei, Rabbi Samuel kam auf mich zu und lud mich ein. . . Nachmittags (12. November) schlug ich mir die englische »Sabbats«-scheue aus dem Sinn; da ich ja zu Juden wollte, mußte ich ihren Sabbat mehr respektieren als meinen. Nahm meine Übersetzung und Kopie der Kupferinschrift zur Hand und lief hinab zum Rabbi Samuel . . . Da er mir von der alten hebräischen Übersetzung gesagt [hatte], wollte ich eine Kopie davon nehmen. Er las es mir vor (es ist rabbinische Schrift und sehr kurios), oft buchstabierend, und ich notierte mit Bleistift, verbesserte dann seine Malayalam-Abschrift, die sehr fehlerhaft war und zeigte ihm die hebräischen Unterschriften auf den syrischen Kupferplatten, wovon ich ein Faksimile mitgenommen [hatte]. Er war ganz erstaunt, wollte es erst kaum glauben, bis er das deutliche »Abraham« darauf sah, dann gab ich ihm meine Mutmaßung, daß *Anju vannam* nicht mit fünf Nationen zu übersetzen sei, wie Europäer und Juden tun, sondern einen Ort oder Distrikt bezeichne, daß in den älteren jüdischen Tafeln dies Anjuv. vom König der Juden gegeben worden sei, daß aber die syrischen Tafeln (gewiß neuer, viel schlechter in Sprache und schwankender zwischen Tamil und Neu-Malayalam-Endungen) dies Anjuv. zusammen mit einem Manigramam zu Protektoren der von einem syrischen Christen Sapir Iso (vielleicht der Sapur, Mar Xabro der Portugiesen und Assemanis) beschenkten Tarisa palli machen, daß die hebräischen Namen im syrischen Grant wohl Unterschriften der bevollmächtigten Häupter der jüdischen Familien seien, welche



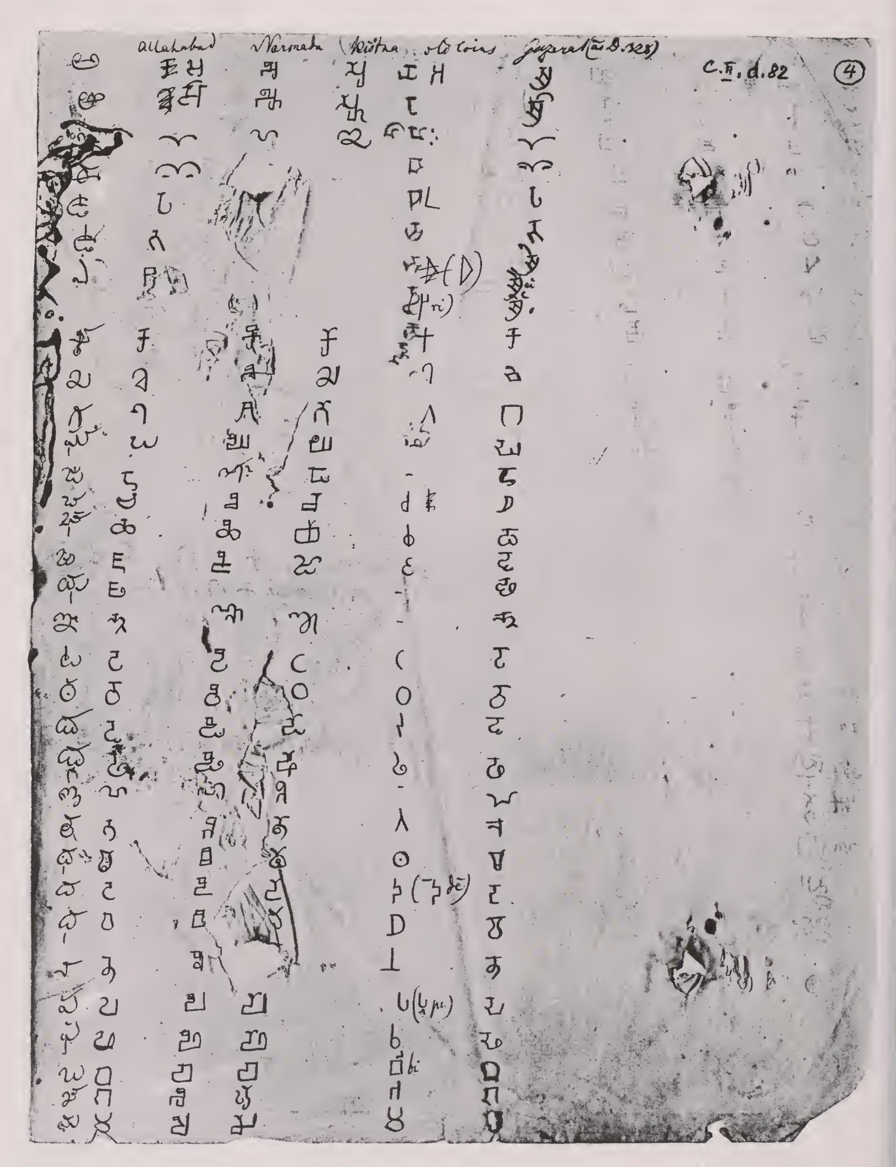


	Altcanar.	Neucanar.	Telugu	Grantham	Tamil	old mal.	Malayalam
त							
थ							
द							
ध							
न							
प							
फ							
ब							
भ							
म							
य							
र							
ल							
व							
श							
ष							
स							
ह							
ळ							
क्ष							

Allahabad Kistna coins Guzer (AD 328)

B.C. 5th Cent. Rise of Buddh.
Western Caves
3d B.C. Asoka
2d A.D. Guj.
5th A.D. Allahabad Gupta Dyn.
7th Tibetan
9th Kutila on Bare
11th Bengal Adisur 1065 A.D.
old Pali (Burm)

zusammen mit der Nazarani-Dynastie den Syrern jener Kirche ihren Schutz versprochen. Er war sehr interessiert daran und hofft, weiter darüber ins Reine zu kommen.« (GB 11.11.43).
In drei Nachträgen erklärte Gundert einige Wörter näher: »1. *Kurakeni Collam* ist der Name des alten, jetzt von der See verschlungenen Collam (vulgo [volkstümlich] Quilon), und die syrische Tradition läßt die Christen in zwei Partien landen, die eine in *Curak Collam,* die andere in *Maho dever patnam* (in Codungalur), und bis vor achtzig Jahren hatten die Syrer in Dokumenten den Namen der Stadt oder Partie, zu der sie gehörten, vor den ihrigen zu schreiben. – 2. *Manigramam,* es soll noch eine Sudra-Klasse in Quilon geben, die sich so heißen und für Bekehrte zum Heidentum durch Manikavacakers Zauberei ausgeben, *Mani,* »Juwel«, sei ihr Name, weil sie so ehrenwert sich gehalten. Die übrigen Christen wurden *Dharyay* geheißen, und solche gebe es auch noch im Süden, von den Syrern unterschieden, indem sie die Haarlocke tragen, die die anderen Syrer, Mohammedaner, Katholiken abgelegt [haben] . . . 3. *Tarisa*: Ich finde, daß Joh. de Monte Corvino von Tarsischer Schrift spricht


Allahabad
Narmada
Kistna
old coins
C.II.d.82
4

Cochin Jews Copperplate

Swasti Śri ke ko Co Śri

(Bh?)

Va karā? I ra wā Varmar ti ru mi

Bhaskarah Rawi Varmer

pū r 20 ra tt ā ṇ ḍu m ke la pa ḍi tt i 20 6

ṇ ā ṇ ḍu i ra ṇ ḍu mā ṇa ti ru

thirtieth

k ko i ru pa tu la

year

ṇ nā ḷu ḷu na t I ssa

p pu i ra ḷ bā nu k ku

und daß Tarsa für ein tatarisches Wort »Ungläubige« ausgegeben und in [der] Mongolei auf Christen und Parsis soll angewandt werden. Ist es vielleicht Tarsus, vom Diodor von Tarsus und den übrigen kilikischen Vätern des Nestorianismus hergeleiteter Name. Dann wäre Tarisa palli die Nestorianische Kirche zum Unterschied von den übrigen Christen. Mani könnte am Ende gar auf Manichäer führen, wie sie die arabischen Reisenden in Ceylon gefunden.« (GB 21.1.44). Diese Erklärungen erhielt Gundert im wesentlichen von Peet in Mavelikara.

Gundert veröffentlichte die Inschriften unter dem Titel »Translation and Analysis of the ancient documents engraved on copper in possession of the Syrian Christians and Jews of Malabar« [Übersetzung und Analyse der alten, in Kupfer eingravierten Dokumente im Besitz der Syrischen Christen und Juden von Malabar] (vgl. Bibliographie) und beschrieb sie:

»I. Ein langes und breites Kupferdokument, auf beiden Seiten mit Alttamil-Buchstaben beschrieben und mit ziemlich viel Mischschrift oder modernen Malayalam-Buchstaben durchsetzt. . .

II. Das andere syrische Dokument besteht aus fünf, viel kleineren Kupferblättern mit sieben Seiten Tamil-Malayalam, offensichtlich von verschiedener Hand geschrieben, die Buchstaben weniger unterschieden und an manchen Stellen durch Brechen der Platten und Korrosion beschädigt, und aus zwei Seiten, in zwei unbekannten Sprachen (Kufisch [Altarabisch]) geschrieben mit vier hebräischen Unterschriften. . .

III. Die jüdischen Tafeln, zwei davon mit drei Seiten in Malayalam-Tamil, werden gegenwärtig von Rabbi Samuel in Kochi aufbewahrt, der auch die alte hebräische Übersetzung zeigt und mir erlaubte, sie abzuschreiben.« (S. 116).

Gundert weckte durch seine Bearbeitung und Übersetzung der Inschriften das Interesse zahlreicher nachfolgender Forscher. Zwar wurden noch mehr Inschriften gefunden, durch die Gunderts Sichtweise revidiert wurde, aber er war einer der ersten, der solche alten Quellen ausfindig machte und übersetzte. Dadurch konnte die nur spärlich belegte Geschichte Malabars ein wenig aufgehellt werden.

Jahrzehnte später entzifferte Gundert wieder alte Inschriften. An seinen Sohn Samuel schrieb er: »Ei, danke auch gelegentlich Herrn Burnell für das, was er mir schickte (Pahlawi inscriptions), ich korrespondiere darüber mit Dr. Haug.« (GM 17.2.74). Als dann eine weitere Inschrift eintraf, befaßte sich Gundert näher damit: »Neulich schickte mir Collector Logan vom Schiff aus die photographische Kopie einer Inschrift, und wie ich mich an diese machte, kam mir auch die vom Wayanadu wieder in Erinnerung. Ich hatte sie damals, ärgerlich über das undeutliche Aussehen der 4. Tafel, beiseite gelegt. Jetzt machte ich mich doch daran und schicke Dir dies für den lieben Diez, der vielleicht auch eine Kopie hat und daran weitermacht. Für die Geschichte Malabars und für die Sprache ist doch wertvoller Stoff darin.« (GM 5.6.79).

Wie wertvoll dieser Stoff war, zeigten erst die Veröffentlichungen in jüngster Zeit. Zusammengestellt und ausgewertet wurden die Inschriften in einer Examensarbeit von Paul Sengle, die nach 1914 geschrieben wurde und den Titel trägt: *Einige Hauptpunkte aus der Geschichte der syrischen Kirche in Indien.* (AB). Darin erwähnte er die von Buchanan nach England gebrachte Inschrift und wertete sie zusammen mit den von Gundert bearbeiteten aus. Francis Hamilton Buchanan (1762–1829) wurde von Gundert auch mehrmals erwähnt: Er arbeitete als Chirurg bei der Ostindischen Kompanie und wurde durch seine Reiseberichte berühmt. Er schilderte seine Reise im Jahr 1800 durch Südindien in *A Journey from Madras through the countries of Mysore, Canara and Malabar* (1807). Buchanan beschrieb die syrischen Christen Keralas ausführlich und machte sie vielen europäischen Lesern bekannt.

Eine erlebnisreiche Rückfahrt

Die Rückfahrt von Kottayam war genau so erlebnisreich wie die Herfahrt. Vom Schiff aus sah Gundert viele alte Orte, manche besuchte er. Er ließ sich die Geschichte erzählen und tat alles, um die verschiedenen Sprachgebräuche zu erforschen. Das alte portugiesisch-holländische Fort Codungalur zog ihn an: »Ich stieg aus, die Ruinen ein wenig zu sehen und sprach einige Zeit mit den Zollbeamten von Travankor (der südliche Teil von Codungalur gehört zu Travankor), welche mit wenigen farmers [Bauern] die einzigen Bewohner dieses einst stark bevölkerten Distrikts sind; aber hier war nichts zu sehen und wenig zu hören. Als die Sonne

aufging, wieder zurück ins Boot und hinauf ins eigentliche Codungalur . . . Eine junge Palmenpflanzung wurde mir gezeigt, dort wohne ein Sahib. Ich ließ darauf lossteuern und stieg im Obdach seiner Boote ab, ließ Kaffee machen, und da es heiß zu werden anfing, machte ich mich mit etlichen Büchern auf den Weg in den Palast.« (GB 11.11.43).

Gundert unterhielt sich dort mit Leuten, die ihm die Geschichte der Judenverfolgung und deren Vertreibung durch die Portugiesen erzählten: »Merkwürdig war es mir, von einem Brahmanen zu hören, wo der alte Grund und Boden der Juden gewesen sei, und wie sie am Tage ihrer beinahe gänzlichen Vernichtung geschworen [hätten], auf dem westlichen Ufer des Wassers keinen Bissen zu essen, keinen Tropfen zu trinken, sondern nur eine Handvoll Erde davon für jedes Begräbnis zu nehmen. Wenn wir einem Juden heute noch einen Teller voll Reis geben, setzt er sich damit in ein Boot und fährt aufs andere Ufer, es zu essen, und für jedes Grab holen sie etwas Erde hier.« (Ebd.).

Gunderts Reise nach Kottayam brachte nicht nur viel Wissenswertes, sondern auch eine Klärung der Situation: Einmal war die Verbindung zum Süden hergestellt, zum anderen wurde klar, daß die Basler Missionare in Malabar hinsichtlich sprachlicher Probleme ihren Weg getrennt von der Kirchlichen Mission zu gehen hatten.

Urlaubspläne

Inzwischen waren mehrere Basler Missionare nach Malabar gekommen. Deshalb konnte Gundert für die entstehenden Gemeinden neue Literatur verfassen und auch den Anfang einer Liturgie schaffen. Das hier abgebildete Malayalam-Lied dürfte bei Taufen nach der Melodie *nanu siva siva alamalam* gesungen worden sein. Der Inhalt ist: Jesus und die Kinder (Markus 10,13), Noah und die Arche als Bild für die Taufe – durch die Auferweckung Jesu kommt die Rettung, Bedeutung der Taufe nach Römer 6,3, Erneuerung durch Gottes Gnade und Versöhnung (Jeremia 3,4), Gottes Wort wird durch Taten tief verwurzelt (Jeremia 3,6).

൫൪൬. സ്നാനക്രമത്തിന്റെ അൎത്ഥം എന്തു
നാം ക്രിസ്തുയേശുവിൽ സ്നാനപ്പെട്ടിട്ടുള്ളവരും
അവന്റെ മരണത്തിൽ മഗ്നന്മാർ ആയവരായിരിക്കുന്നു
~~കാറിയുന്നിട്ടും ... എന്നാൽ സ്നാനത്താൽ~~
നാം അവന്റെ മരണത്തിൽ അവനോടു കൂട
കുഴിച്ചിടപ്പെട്ടു ക്രിസ്തൻ പിതാവിന്റെ തേജ
സ്സാൽ മരിച്ചവരിൽ നിന്നെഴുന്നു വന്നപ്രകാരം
നാമും ജീവന്റെ പുതുക്കത്തിൽ നടക്കേണ്ടതി
നാകുന്നു (രോ. ൬, ൩)
൫൪൭. സത്സ്നാനത്തിന്റെ പ്രയോജനം എന്തു
നമ്മുടെ രക്ഷിതാവായ ദൈവത്തിന്റെ ദയയും
മനുഷ്യരഞ്ജനയും ഉദിച്ചുവന്നപ്പോൾ നാം ചെ
യ്ത നീതിക്രിയകളെ വിചാരിച്ചിട്ടല്ല സ്വന്തകനി
വിൻ തോന്നിയപ്രകാരം നമ്മുടെ രക്ഷിതാവായ
യേശുക്രിസ്തുമൂലം നമ്മെ രക്ഷിച്ചു - പുനൎജ്ജന്മ
മയമായ കുളികൊണ്ടും നമ്മുടെ മേൽ ധാരാള
മായി പകൎന്നിട്ടുള്ള പുതുക്കം വരുത്തുന്ന പരിശു
ദ്ധാത്മാവു കൊണ്ടും. നമ്മെ രക്ഷിച്ചത ആയവന്റെ
കൃപയാൽ നാം നീതിമാന്മാരായ്ചമഞ്ഞു നിത്യജീ
വന്റെ പ്രതീക്ഷയിൽ കിട്ടിയ അവകാശികളാകേ
ണ്ടതിന്നത്രെ ആകുന്നു (തീത. ൩, ൫)

൫൪൮. ഉപദേശവാക്യങ്ങൾ
ഇതു വിശ്വാസ്യവചനം - ദൈവത്തിൽ വിശ്വസി
ച്ചവർ നല്ല ക്രിയകളെ നടത്തുവാൻ ഉത്സാഹിച്ചു
നോക്കേണ്ടതിന്നു ഇവകളെ നീ ഉറ
പ്പിച്ചു കൊള്ളേണം എന്നു എന്റെ മനസ്സു
(തീത. ൩, ൮)   15/11/44

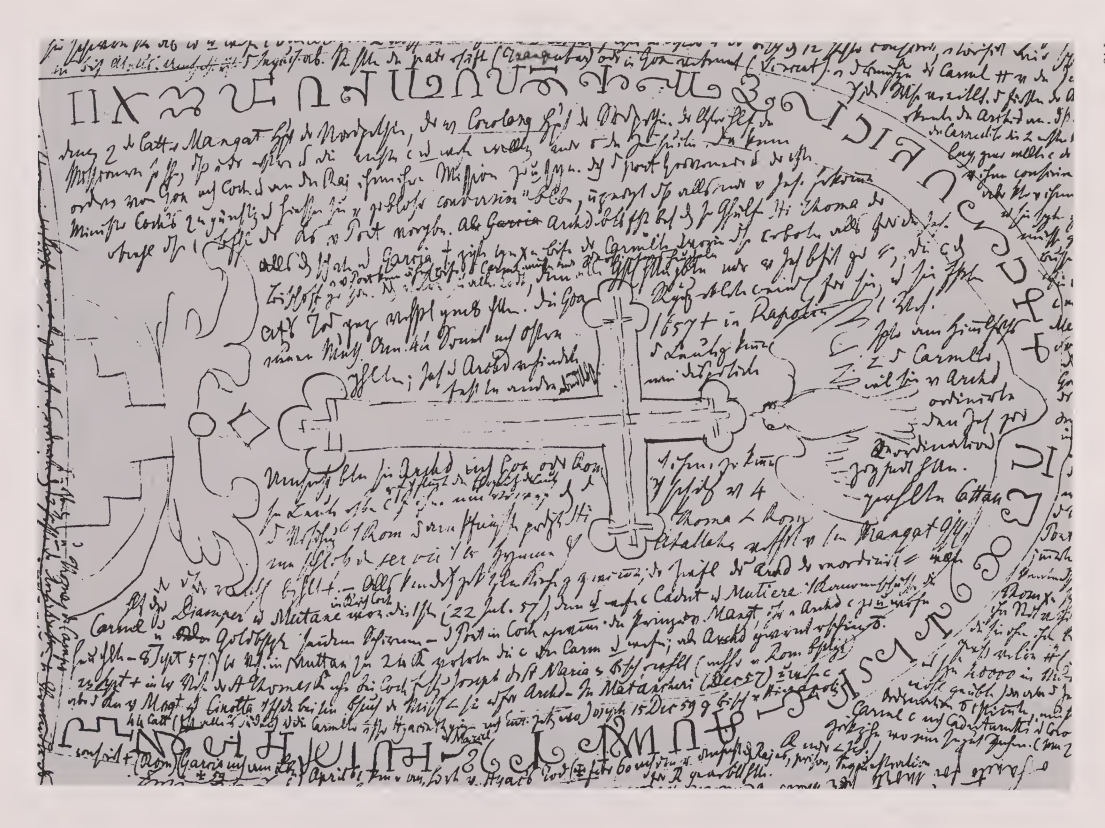
To the Rev G Weigle, Mangalore
[illegible] 45

Die neue Personalsituation erlaubte es Gundert, einen Urlaub in der Heimat zu planen. Dies war schon wegen der Erziehung seiner Kinder nötig geworden:
Hermann, der Älteste, wurde am 18. April 1839 auf Illikunnu geboren und am 28. April von Herrmann Mögling getauft.
Samuel wurde 4. August 1840 in Thalassery geboren und am 18. August von Samuel Hebich getauft – er starb am 8. Mai 1880 in Mangalore.
Ludwig Friedrich, der dritte Sohn, wurde am 14. September 1841 in Thalassery geboren und am 30. September von Missionar Sutter getauft – er starb am 7. Januar 1844 auf Illikunnu und wurde kurz nach einem indischen Mädchen auf dem Friedhof von Illikunnu beerdigt (vgl. TM 7.1.44): »Damals waren Venus und Jupiter am Abendhimmel äußerst glänzend beieinander zu sehen, und sonderbarerweise kamen unter den Mädchen Reden auf, als seien diese zwei Friedrich und eine kurz zuvor verstorbene Josephine. Auf dem Nettur-Begräbnisplatz gehören die ersten zwei Hügelein diesen beiden an.« (GM 27.2.56).
Marie, die erste Tochter, wurde am 18. Oktober 1842 auf Illikunnu geboren und am 2. November von Missionar Fritz getauft.
Christiane wurde am 26. Dezember 1844 geboren und am 15. Januar 1845 von Hebich getauft – sie starb am 5. März 1848 in Stuttgart.
Der Vollständigkeit halber werden die drei jüngsten Söhne Gunderts schon hier genannt:
Ludwig Friedrich (genannt Friedrich) wurde am 7. März 1847 auf Illikunnu geboren und am 22. März von Friedrich Müller getauft.
Paul wurde am 29. Januar 1849 auf Illikunnu geboren und am 15. Februar von Christian Müller getauft – er starb am 23. Februar 1871 in Stuttgart.
David wurde am 9. Oktober 1850 in Chirakkal geboren und am 3. November – wohl von Hebich – getauft.

Urlaub und Neueinsatz

In Europa

Im November 1845 machte sich Gundert mit seiner Familie auf den Weg. Bei der Reisegesellschaft waren auch Mögling und Hermann Kaundinya. Gundert beschrieb die Reise: »21. November [1845] von Thalassery fort, 23. in Mangalore, 30. ab nach Bombay. 11. Dezember bis 1. Januar in Bombay, 1. Januar eingeschifft und 3. abgefahren in Steamer Victoria mit den Nachrichten von der Punjab-Schlacht. 11., Sonntag, nachts in Aden geschlafen. 19., Montag, in Suez gelandet, 20. abgefahren, 21. morgens in Kairo . . . Wir blieben bis 29. in Kairo, langten auf einem Nilboot 1. Februar in Alexandria an. – 3. Februar aufs österreichische Dampfschiff, um der Marseille Quarantäne zu entgehen. 4. abgefahren, 8./9. vor Syra gelegen, konnten aber nicht ans Land, wieder einmal Sonntagsglocken gehört. Am 12. in Korfu, nur sechs Stunden gewartet, 15., Sonntag, morgens in Triest.« (GM 16.2.46). Über die Alpen ging es weiter über Salzburg, München, Augsburg und Ulm nach Stuttgart, wo man am 28. Februar 1846 ankam.
Nun mußte sich Gundert dem Komitee in Basel vorstellen, was er am 28. März 1846 tat. Dabei stellte er fest, daß er in mehr als zehn Jahren Abwesenheit den aktuellen Kontakt zur Gegenwart in Europa verloren hatte. Bald jedoch war diese Schwelle überwunden, und Gundert schilderte die Lage der Mission in Malabar: »In Thalassery sind die Sachen noch nicht in rechter Ordnung mit der Stadt und dem Haus oben. Bis jetzt ist der Gottesdienst getrennt. In Nettur wohnen ungefähr fünfzehn Christen, in der Stadt höchstens neun, worunter ein Katechist, in Chombala sind Paul und Vedamuttu stationiert . . . Der Abfall der getauften Mohammedaner war für unsere Christen ein gewaltiger Schlag; gegenseitiges Zutrauen war ganz erschüttert. Paul kam, uns zu trösten. Die fünfzehn Leute in Nettur sind Schulmeister, Katechisten und Knechte, gehören alle zum Institut und sind keine selbständigen Leute. Das Gut, auf einem Hügel gelegen, kann zur Wohnung benützt werden, aber nicht, um eine Gemeinde zu erhalten. Es wäre sehr leicht, etwas zu pflanzen, aber die Leute, welche Christen geworden sind, strengen sich nicht gern an.« (GM 1.4.46). Dieser Bericht zeigt, daß Gundert nicht schönte, sondern objektiv darstellte, wie die Situation war.
An Hebich schrieb Gundert etwas später: »Am 30. April sandte Hoffmann mir Befehl, bis Ende Mai eine Geschichte der Malabar-Mission zu schreiben.« (GM 4.5.46). (Vgl. »Abriß der Geschichte...«). Für diese und für weitere geschichtliche Abhandlungen exzerpierte Gundert



Vicekönige
I Franz Almeida 1505
Alf. Albuq 1509
Lopo Soarez Alvarenga 15
Diogo Lopo Siqueira 18
Edw. Meneses 22
II Vasco Gama, Vidigueira 24
Henr. Meneses 25
Lopo Vaz de Sampayo 26
Nuno da Cunha 29
III Garcia Noronha 38
Steph. Gama 40
Martin Alf. Sousa 42
IV Joh. Castro 45
Garc. Sa 48
Georg Cabral 49
V Alf. Noronha
VI Petr. Mascarenhas 54
Franz Barreto 55
Constant Braganza 58
8 Don Fr. Coutinho 61
Jo. Mendoza
9 Ant. Noronha 64
10 Louis de Taide 68
Ant. Noronha 71
Ant. Barreto 73
Laur. Tavora 76
Louis de Taide 78
Fr. Mascarenhas 81
Edw. Meneses 84
Coutinho 88
Matthias Albuquerq 91
Franz Gama 97
Saldanha 1600
Alf Castro 04
Erzb. Men. Bisch. 07
Pereyra 08
Tavora 09
Azevedo 13
Coutinho 17
Albuq. 19
Noronha 21
Franz Gama 22

Louis Brit Bisch. Cochi 1628
Fr. Mascarenhas 28
Botelho 28
Noronha 29
Pet. Sylva 35
39
Joan da Sylva Telles 40
Phil Mascar. 44
Melho de Castro 51
Mascar.
Castro
Castro 63-66
da Cunha 66-7 Nov 68
Mendoza Albuq 1671 - Apr 78
78-81
Tavora 81-86
da Costa Dec 86 - Jun 90
Ant. Almeida -91
Noronha, Villaverde 24 May 93 - Sept 98
-17
Xav. Meneses 17-20
Franz Sampayo May 1720

Godske 65-67, Ryklof van Goens 71-76
Hulsman 78, Vosburg 83
Dielen 93
Omen 97
Vink 04
van der Duyn 09
Hertenberg 23, de Jong

Batticala
Baccanor
Gangoli
Barcelor
Carnate
Mangaloor
Mangeaswaram
Cabra
Mount Delli
Cananore
Mahe
Calicut
Cranganor
Cochi
Porca
Coylan
Anjengo
Trevancor
Cotate

Garsopa Cota Montinga
Badara Chambasso
Morta
Cotaati
Changarara, Angamora, Pinsali
Parur, Mangana - Mangatti
Totarkeri, Gouadre, Attigin, Trevanc.

vor allem die *India orientalis Christiana* von P. Paulinus A S. Bartholomaeo (Rom 1794) und die *Historia Indiae orientalis* von M. Gotard Arthus Dantiscan (Köln 1608), aus der die beiden vorigen von Gundert abgeschriebenen Beispiele stammen.
Gundert schrieb den »Abriß der Geschichte der Station Thalassery«: »Ich erfuhr nun erst zu meiner Verwunderung, daß ich, nicht wie Mögling mich glauben machte, ein Heft anfüllen sollte, sondern nur einige Seiten über unsere Missionen schreiben, was ich also noch tat und am letzten des Monats Hoffmann zur Bereinigung übergab.« (GM 4.6.46).
Das später in Malayalam herausgegebene »Herzbüchlein« ließ Gundert mit Zeichnungen versehen: Hebich hatte danach gefragt und bekam folgende Antwort: »Nur in aller Eile machten wir mit Betulius, der auch Zeichner ist, etwas über die Figuren des Herzbüchleins aus. Das Komitee ist zwar noch gegen den Teufel eingenommen, wir wollen aber schon sehen, wie wir es machen.« (GM 4.6.46).
Der Zeitplan seiner Reise zeigt, wie aktiv Gundert seinen Urlaub verbrachte. In Württemberg besuchte er verschiedene Missionsfeste, auf denen er sprach, ebenso in der Schweiz: »1. Juni, früh, Inspektor zur Audienz . . . ich mit Frau und Kindern im Roton [Verdeck] des Postwagens staubbedeckt nach Neuchâtel, wo wir abends ankamen. Suchte Schaffters Kinder in Moutiers, sie waren aber eben in Locle. In Neuchâtel nichts für uns bereit; da ich nächsten Abend in Genf sein mußte, packte ich die Frau und die zwei schlafenden Kleinen [Töchter] in eine Droschke und schickte sie so nach Corcelles, habe also meinen Schwiegervater noch nicht gesehen; schlief noch ein paar Stunden . . . 2. Juni, morgens auf Dampfboot . . . nach Yverdon . . . spät abends hier [Genf] angelangt . . . 3. Juni, Jahresfeier der evangelischen Gesellschaft.« (GM 4.6.46).
Auf seinem Rückweg von Genf war er ebenso beschäftigt: »Am 18. hielt ich auch in Corcelles eine Missionsstunde, wozu Freunde aus den nächsten Orten kamen. Am 20., Nachmittag Abschied . . . Spät abends langte ich in Bern an . . . Am 21., Sonntag, meine Besuche und Kirchenbesuch. Abends Missionsstunde im Lokal der evangelischen Gesellschaft . . . 22., morgens zuerst mit einer Bäuerin, die mich abends zuvor auch angehört hatte, aber im lebendigen Christentum noch unerfahren [ist]. – Von Aarau an mit heftigen Radikalen in immer schärferem Streit – auf der Post nach Zürich, wo ich, ohne es zu wissen, gerade zur vierteljährlichen Missionsstunde anlangte. Diese zu halten, mußte ich also 23. (Dienstag) in Zürich zubringen statt, wie ich wollte, nach Staefa zu eilen.« (GM 24.6.46). In Staefa war inzwischen sein älterer Bruder Ludwig verheiratet. »Am 25. Missionsfest in St. Gallen, wo Spleiss und ich zusammen zu sprechen hatten! Er sprach von der Kraft, Trost und Erleuchtung des Wortes herzergreifend . . . 27. nach Basel, wo Mögling entschieden ⟨ist⟩, zurückzukehren.« (GM 4.7.46).
Gundert und Mögling nutzten die Gelegenheit, ihren alten Freund Spleiss möglichst oft zu sehen: »Am Morgen des 5. Juli langte ich mit Mögling in Schaffhausen an und brachten einen schönen Tag bei Frau Spleiss zu; am 6. fuhren wir mit ihm, Burkhardt, Kirchhofer nach Hohentwiel, wo etwa fünfzehn Schaffhauser mit drei Badenern und etwa acht Württembergern zusammenkamen. (Heim, Pfr. Mögling, Remppis). Schöne Zusammenkunft. Spleiss sprach gewichtige Worte über die Taufe, besonders von Kindern, deren Eltern und Taufpaten nicht mitbeten, der Liturg habe Gott zu danken, daß er für diese Stunde das Kind in seiner Hand habe, um es in den Namen Jesu einzutauchen, dann solle er es sich notieren als eine Seele, für die sonst nicht gebetet werde und ein Übriges daran tun.« (GM 3.8.46).
Als Gundert wieder nach Stuttgart zurückgekehrt war, besuchte er Freunde und machte mit seinem Vater und den Kindern einen Ausflug auf die Schwäbische Alb. Auf dem Rückweg ging Gundert bereits wieder Missionsgeschäften nach: »15. bis 18. [Juli] machte ich mit meinem Vater und seinen Knaben, auch Hermann, eine Exkursion über Nürtingen, Neuffen, Weilheim, Plochingen, wo ich sie verließ und nach Hohengehren ging, um Pfr. Hochstetter, der mich samt seiner Sophie besucht hatte, noch weiter zu sprechen, betreffend Heirat der letzteren mit Bührer. Es gab Not wegen der Mutter, aber schon solang ich dort war, hat alles auf ein Ja gedeutet, die Tochter ist ganz entschlossen (ein Beichtkind von Spleiss). – Hochstetter erzählt mir viel von seiner Erweckung auf Hohentwiel durch Spleiss – und den ganzen Hergang der Blumhardtschen Geschichte ab ovo [von Anfang an]. Wir hatten auch eine nette Erbauungsstunde

dort. – Am Sonntag, 19., zu einer Missionspredigt nach Feuerbach.« (GM 3.8.46).
Endlich konnte Gundert an Hebich berichten, daß er dessen Geburtsort Nellingen bei Ulm besucht hatte: »21. bis 28. auf einer Ulmer Reise. Recht schlimme liberale Gesellschaft bis Geislingen. Dann die Steige hinauf nach Amstetten gelaufen, wo ich trotz der geschäftigen Erntezeit morgens fünf Uhr eine Missionsstunde hielt . . . Der liebe Pfr. Binder . . . begleitete mich eine Stunde weiter nach Nellingen, wo ich in Deinem Geburtshaus bei Pfr. Marz den 23. zubrachte und mich zu einem Missionsfest nach der Ernte verpflichtete, wozu auch die umliegenden Orte sollen eingeladen werden. Beigeschlossen sind für Dich Samen aus dem Pfarrgarten.« (GM 3.8.46).
Nach Württemberg kam Gundert nicht mit leeren Händen: »Von 6. bis 12. [August] war ich in Tübingen, gab Bücher und Manuskripte ab, wofür mir gedankt wurde.« (GM 31.8.46). Auch Stuttgart bedachte er: »Heute schickte ich dem König ein Sanskrit-Manuskript und die Kastenfiguren, die Mögling mitgebracht und mit deren Reparierung, nachdem sie die räuberische Triester Douane [Zoll] passiert, ich meine liebe Not hatte. Ich legte dabei auch eure Huldigungen, ihr Württemberger auf dem Missionsfeld, zu seiner Majestät Füßen und will jetzt sehen, ob ich eine Audienz bekomme.« (GM 31.8.46).
An den König selbst schrieb Gundert: »Eurer Königlichen Majestät erlaubt sich der untertänigst Unterzeichnete, eine Arbeit von Hindu-Künstlern zu gnädigster Annahme vorzulegen. Sie besteht in einer möglichst getreuen Nachbildung der verschiedenen Kasten und Trachten, wie sie besonders in Tiruvananthapuram, der Hauptstadt von Travankor, zu sehen sind. Der untertänigst Unterzeichnete übergibt sie zugleich im Namen von Missionar Mögling, seinem Begleiter auf der Rückreise ins Vaterland, welcher den ersten Anstoß zu der Wahl dieses Gegenstandes gegeben hat. Ein Manuskript von fünf Sanskrit-Gedichten in malabarischer Schrift ist ehrfurchtsvoll beigelegt. Möchten Eure Königliche Majestät geruhen, durch Annahme dieser unbedeutenden Denkwürdigkeiten aus dem indischen Leben Ihren getreuen Untertanen auf dem Missionsfeld ein weiteres Zeichen Ihrer Königlichen Huld zuzuwenden.« (GM 1.9.46).
Daraufhin fand die Audienz statt: »Am 1. September hatte ich Audienz beim König, der sich sehr freundlich über unser Werk unterhielt.« (GM 28.9.46).
Als er schon wieder an die Ausreise dachte, konnte Gundert für die Druckerei in Mangalore zwei günstige Druckerpressen zum Erwerb vermitteln: »Die Bibelgesellschaft hat die Presse, die von Sachverständigen zu 800 Fl angeschlagen worden ist, in ihrer letzten Sitzung um 600 Fl an die Missionsgesellschaft zu überlassen beschlossen. Die andere, schon länger gebraucht, wird um 800 Fl feilgeboten. Nun läßt die Bibelgesellschaft auf ihre Kosten das Ganze auseinanderlegen, reinigen und, so es nötig wäre, herstellen. Ich bemerkte dabei, daß es eine komplizierte Sache ist – diese Art Doppelpressen sind noch sehr selten, in Basel soll keine sein – und schrieb schon an Br. Mögling, er solle hierherkommen und doch alles genau mit ansehen, Notizen nehmen und dergleichen. Bis auf seine Antwort habe ich das Packen einstellen lassen. Unzerlegt kann sie nicht verschickt werden, und welcher Schade wäre es, wenn man sie in Mangalore nicht zusammensetzen könnte. Ich machte ihm das sehr wichtig und will nun sehen, was kommt.« (GM 14.10.46).
Gundert selbst machte sich die Mühe, die Presse genau anzuschauen: »Ich habe mehr als einen Tag dem Gegenstand gewidmet und glaube, mit den genommenen Noten auszureichen, wenn es an Aufrichtung der soeben gepackten Maschine geht, will aber zu größerer Sicherheit noch weitere Erklärungen und Winke bei Herrn Mechaniker Eberbach, dem Verfertiger derselben, suchen. Wenn einmal Handarbeiter nach Indien gehen, tun sie am besten, sich auch in Betreibung einer solchen Maschine einige Fertigkeit zu verschaffen, damit nicht auf eine Person zuviel ankomme.« (GM 26.10.46).
Auch der spätere Missionar Bösinger wurde hinzugezogen: »Von Br. Bösingers Absicht hierherzukommen, schrieb mir Br. Mögling nichts. Da er ein geschickter Schlosser ist, wird es keine Not mit der Presseneinrichtung haben, denn er kann diese Maschinenart hier leicht kennenlernen, sowohl bei dem Verfertiger, Mechaniker Eberbach, der die erste nach einem aus Frankreich gebrachten Muster ausarbeitete, als auch bei Hoffmann & Cie, wo mein lieber Vater ihn wird einführen können. Noch steht eine solche Presse in meines lieben Vaters Druckerei: Sie ist zum Verkauf ausgestellt und ruht schon längere Zeit. Was am meisten Zeit

wegnimmt, könnte bei dieser gelernt werden, auf Fragen, die übrig blieben, wäre dann an den obgenannten zwei Orten Antwort zu erhalten.« (GM 2.11.46).

Sehr froh war Gundert, daß eine Lehrerin, Fräulein Kegel, mitkommen konnte. »Die Victoria Kegel, in Memmingen vom Katholizismus bekehrt, wird nun wohl zu Frau Lehner kommen. Sie ist wirklich tüchtig und bereit zu aller Entsagung.« (GM 31.8.46). Fräulein Kegel kam nicht zu Frau Lehner, sondern blieb bei Familie Gundert in Indien. Der Inspektor schrieb an Gundert: »Meine Ansicht im Komitee ging dahin, daß Jungfer Kegel mitreisen soll, weil ich immer mehr glaube, daß es für eine tüchtige Person, die den rechten Sinn und Geist hat, keine Arbeit auf irgendeiner Station gebe, sondern höchstens, daß für sie keine Stelle innerhalb der bereits gezogenen Arbeitssphäre mehr offen sei. Da aber, nach meiner Ansicht, es zum Wesen der Mission gehört, immer Neues zu versuchen, wovon ich leicht einiges spezifizieren könnte, so scheint mir, es werde sich auch für Jungfrau Kegel noch etwas zu tun finden.« (GM 3.12.46). Offensichtlich hatte das Komitee den Eindruck, als hätte Gundert nicht genug Arbeit für eine neue Mitarbeiterin. Gundert konnte diesen Eindruck schnell widerlegen.

Wenige Wochen später fand sich die neue Mitarbeiterin Victoria Kegel (s. TM 146) schon in der Gundertschen Reisegesellschaft. Dafür aber mußten die Kinder zurückbleiben. Hermann, Samuel und Christiane blieben bei den Großeltern in Stuttgart, und Marie wurde von Dr. Ostertag und seiner Frau in Basel aufgenommen. Der Abschied war für alle Teile schwer. Gundert schrieb: »Samstag, 26. [Dezember], abends drei Uhr, verließen wir Basel . . . auf der Eisenbahn bis Mühlhausen . . . Die gute Marie Kegel erbrach sich aber in den zwei Nächten zu wiederholten Malen.« (GM 28.12.46). Die Frauen hielten sich tapfer und erfreuten die Reisegesellschaft. Eine Unternehmung hätte die hochschwangere Julie beinahe überanstrengt, wie Gundert an seine Söhne schrieb: »Ich habe in Lyon Deine liebe Mutter und mich noch zweimal daguerrotypieren [Vorläufer von fotografieren] lassen. Davon soll ein Bild nach Gundeldingen kommen, daß Marie uns nicht ganz vergesse. Der liebe Bruder des Herrn Schaffert, der ihm sehr gleichsieht (nur hat er einen Schnurrbart), schickt die zwei Bilder nach Basel. Der Herr Ostertag, den Marie Papa Ostertag heißt, schickt Euch dann das andere zu. Wir mußten neun Treppen hoch hinaufsteigen, um uns machen zu lassen. Da hat Deine liebe Mutter viel geschnauft und gesagt, wie sie wieder unten war, wenn man mich jetzt auch umsonst machte, ginge ich nicht wieder hinauf.« (GM 2.1.47).

Die Reise über Alexandria, Suez und das Rote Meer ging ohne große Vorkommnisse vorüber. Von Indien aus schrieb Gundert: »In Bombay blieben wir nur ein paar Tage ⟨Nacht, 14., Sonntag/Montag, 15. bis 17. [Februar], Mittwoch⟩, freundlich gepflegt von den Geschwistern daselbst. Donnerstag abends gingen wir auf den Pattimar eines Harni-Schiffers . . . warfen (25.) Anker und landeten in der Frühe ⟨in Mangalore⟩ . . . Nach Abschied von allen, auch Frau Bührer und Albrecht, fuhren wir 27. morgens (mit Müller, der seekrank war) die Küste hinunter, abends am capo d'Eli oder Siebenberg – zwei Uhr nachts sahen wir die Laterne des Cannanore-Flagstaffs – Sonntag morgen, den 28., fuhren wir um das Inselein vor Dharmapatnam herum, sahen das Haus auf Nettur unter seinen Casuarinen und ankerten endlich (denn es war fast kein Wind) um acht Uhr.« (GM 4.3.47).

Eine Woche danach meldete Gundert an Hebich: »Durch Gottes Gnade bin ich gestern (Sonntag, nachts zehn Uhr) durch einen starken Buben [Friedrich] erfreut worden. Meine Frau hat noch ziemlich Schmerzen und keinen Schlaf. Es kommt aber besser.« (GM 8.3.47). Julie Gundert erholte sich nicht davon und mußte für ein Jahr auf die Nilagiri.

Veränderungen

Auf ihrem Weg auf die Nilagiri begleitete Gundert seine Frau, kam aber gleich wieder nach Illikunnu zurück. Er schrieb an seine Söhne: »Morgen (26. April, Montag) wollen wir nach Kozhikode zu Herrn Fritz und dann auf die Nilagiri, wohin ich eure liebe Mutter begleite, d.h. bis auf den Berg hinauf. Dann nimmt Herr Weigle sie in Empfang und bringt sie vollends nach Kotagiri, wo er wohnt, und ich gehe über Tamracheri heim.« (GM 25.4.47).

Von Kozhikode aus reisten sie über Ariacodu, Wandur und Cholakal nach Palakkad: »Fünf Uhr morgens am 1. Mai durch Dschungel von Bambus

und Waldhölzern an viel Affen vorbei nach Cholakal, blieben dort bis elf Uhr, es ist ein bloßer Ruheplatz, mit großen Balken gegen Elefanten eingehegt. Schlafen darf man da nicht wegen Fieberfurcht. Nun geht es, zum Teil unter Regen, durch Zickzacke (ich zählte dreißig) hinter Palakkad hinauf 4000 Fuß hoch. Wir ruhten dort einen Augenblick . . . dann ging es noch weitere 2000 Fuß hinauf. Eine Stunde vor der Frau kam ich dort an und weckte Weigle, der schon auf mich wartete . . . Am 3. Mai nahmen wir Abschied. Weigle bringt Julie in zwei Tagreisen nach Kotagiri, wo er jetzt wohnt.« (GM 11.5.47). Nach einem Jahr kam Julie Gundert, in Kozhikode von ihrem Mann abgeholt, wieder nach Thalassery.

Während Julie Gundert abwesend war, veränderte sich in Thalassery einiges. Im Herbst 1847 kam es zu einer Erweckungsbewegung, deren Anfänge schon Jahre zuvor spürbar gewesen waren. Die ersten Anzeichen dieser tiefgreifenden Änderung in der entstehenden evangelischen Gemeinde auf Illikunnu hatten sich bei einer Bibellektion Julie Gunderts gezeigt: »Als letzthin meine liebe Frau mit den Schulkindern im Evangelium las, brach eines (von neun Jahren) in bittere Tränen aus. Es war erst kürzlich gestraft worden und hatte die Strafe tief empfunden. Auf die Frage, warum sie weine, gestand es endlich: Es sei, weil sie so gern ein Kind Gottes werden möchte. Eine ähnliche Bewegung ergriff auch die anderen, etliche weinten laut. Nach einer kurzen Prüfung, wie der Herr ihnen die Erfüllung des Wunsches so leicht gemacht, forderte sie zum erstenmal eines von ihnen auf zu beten. Eines der älteren tat es in gebrochenen Sätzen. »Ach Herr! Wir sind böse Kinder – wir haben viele Sünden – nimm sie doch von uns weg – du bist ja für uns auch gestorben« und so fort. – Wie momentan auch solche Rührungen sein mögen, der Trost nach langem, oft hoffnungslosem Warten, war groß und dankenswert.« (GM 20.4.43).

Die Vorboten der Erweckung zeigten sich Anfang August 1847 auf Illikunnu, bewirkten eine Bewegung Ende September in Cannanore und führten zu Beginn des Oktobers in Thalassery zu einem Durchbruch, der sich bis Kozhikode hin fortsetzte: »Mark wurde als einer der schlimmsten Heuchler entdeckt.« (GM 31.7.47). Dieser Mark verließ den Hügel, wanderte vier Stunden nach Cannanore und fand bei Hebich offene Aufnahme. Gundert protestierte bei Hebich dagegen: »Daß Du darauf bedacht bist, ihn zu retten, ist schon gut; aber wie kannst Du bei ihm aufs Klare kommen, wenn einer so tränenlos Weib und Kind verläßt, Grobheiten anhäuft wie noch keines unserer Hergelaufenen . . . ja, aber zum Nutzen seiner Seele gewiß nicht.« (GM 2.8.47).

Wenige Tage später kam Mark zurück: »Die letzten acht Tage wurde ich daheim gehalten, nicht des Wetters wegen (obwohl es so schlecht wie im Juni war), sondern wegen der Offenbarungen, die uns Gott in seiner großen Barmherzigkeit gegen die Angriffe gewährt hat, die der Teufel unter unseren jungen Leuten angestellt hat. Gott sei gepriesen, daß er durch eine wunderbare Aneinanderreihung von Ereignissen immer mehr Licht in unsere Finsternis gebracht und uns etliche schwere Enttäuschungen nicht erspart hat, um Wahrheit und Buße zur Grundlage unseres ganzen Gebäudes zu machen. Mark ist nun zum zweitenmal zurückgekehrt und unter des Herrn Züchtigung gestellt. Andere sind zum Licht gebracht worden, und der Herr hat die Gebete und das Stöhnen um unsere Rettung erhört.« (GM 5.8.47). Aus diesen wenigen, aber entscheidenden Aussagen wird deutlich, daß es darum geht, den Menschen von seinem Seelengrund her zu erneuern. Dies kann nur durch Gottes Gnade geschehen. Aber dennoch spielt auch des Menschen Haltung eine sehr wichtige Rolle.

Nur wer bekennen konnte, konnte Gnade empfangen: »Mark ist gekommen, und am Freitag (6.) hatte ich ihn vor. Erst mußten ihn Schläge nötigen einzugestehen, was nach Deinem Abgang erst herauskam, daß er noch eine Frau zu verführen suchte. Auch zum Vergebungbitten bei Baker, Nathanael usw. kam er nur gezwungen, dann aber warf er sich auf den Boden, und während ich, dann Thomas usw. beteten, rief er fortwährend um Gnade unter vielen Tränen.« (GM 7.8.47). Offensichtlich beschäftigte dieser Vorfall Gundert mindestens ebenso wie Mark: »Ich glaube, das Vorgefallene ist ein Angeld vom Herrn für mehr. Mögen wir treu sein zu arbeiten, solang es Tag ist, das Eisen zu schmieden, solang es heiß ist. Auch andere sind ergriffen.« (Ebd.).

Beinahe zwei Monate später wurde die Gemeinde von einer allgemeinen Bewegung ergriffen: »Heute, Mittwoch, kam Hebich herüber und erzählte von den Gnadengaben, die Gott während der vergangenen vierzehn Tage in der Gemeinde der Einheimi-

schen begonnen hat, wovon ich teilweise selbst Zeuge wurde. Er wünschte, uns seine Sünden von Jugend an zu bekennen. Den ganzen Morgen taten wir dasselbe im Gebet. Nach dem Mittagessen sprach er zu unseren Leuten, die wir versammelt hatten, und erzählte, wie die Bewegung bei ihnen in Cannanore begonnen hatte: Bekennen der Sünden – Wahrheit – dann gebrochener Geist – Furcht vor Gottes Wort und das Wohnen Gottes bei solchen. Tiefer Eindruck. Er ritt zurück. Als das Abendgebet halb vorbei war, fiel Mark mit lautem Schreien zu Boden und begann, sich zu wälzen und wie rasend zu beten. Die Erschütterung wurde allgemein, alle schrien, weinten, seufzten, beteten laut – Musik in meinen Ohren, obwohl ich beinahe bebte. Nach einiger Zeit war ich so weit Herr über mich selbst, daß ich Mark zum Schweigen bringen und ihn für hinterher zu einer Unterredung in mein Zimmer einladen konnte. Aber dann forderte ich Mattu, den großen Sünder, der nie bekannte, dazu auf, seine Sünden vor der versammelten Gemeinde einzugestehen. Als er betete, begann die Erschütterung wieder allgemein zu werden, und ich hielt es fürs beste, die Mädchen und Frauen mit mir ins Haus zu nehmen und die anderen zurückzulassen, damit sie durch Br. Irion und Friedrich Müller geleitet würden. Die Mädchen waren alle mehr oder weniger bereit, ihre Sünden zu bekennen. Ich kann jetzt nicht ins einzelne gehen, denn es ist schon nach Mitternacht. Nach allem hatte ich Milca und Mark, die schließlich die Gnade fanden, ruhig zu bekennen. Er will nichts zurückhalten. Alles kam heraus, an was er sich gerade erinnerte. Er will darum beten, daß er sich an mehr erinnert. Nachdem ich ihn durch Gebet schließlich beruhigt hatte, fühlte ich, daß der Teufel heraus war. Wir drei Brüder beschlossen den Tag schließlich mit Gebet. Du siehst, das ist ein Anfang, nicht viele Stunden alt, aber Dir kann ich es sagen . . . Wir beben und sind wie Babies. Aber umsonst hat er das nicht angefangen. Für mich ist es der erste Tag dieser Art!« (GM 6.10.47).

Gundert versuchte, den neuen Anfang durch pädagogische Maßnahmen zu festigen und die Bewegten tiefer in die Aussagen der heiligen Schrift einzuführen. Freimütig bekannte er, daß er selbst sehr viel daraus gelernt hatte: »Ein anderes auf der Hand liegendes Resultat ist, daß wir den Leuten näher und niedriger geworden sind. Von oben angesehen schien manches schon recht ordentlich. Jetzt, mitten hineingestellt, sehen wir, wie sehr es bei uns oft am Nötigsten fehlte. Den meisten waren wir eben auf Moses Stuhl thronende Vorgesetzte: Wir mußten mit Strafworten inquirieren [untersuchen], und taten wir es sanft, so erschien es den pfiffigen Herzen als Pfiff. Jetzt aber haben doch viele erfahren, daß wir sie lieben und ihr Bestes suchen, daß wir uns ihrer nicht schämen, sondern an ihrer Armut unsere eigene erst recht erkennen und hassen lernen. Wir haben mit jedem gebetet, das kam, und dadurch für die einzelnen und Gesamtheit neu beten gelernt: Wir haben trösten dürfen mit dem Trost, damit wir getröstet sind, und beim Predigen sind die Mauern weg.« (GB 20.10.47).

In allem behielt Gundert seine ihm eigene Bescheidenheit: »Möge uns Gott in seiner Barmherzigkeit durch seinen heiligen Geist leiten, ein neues Werk zu beginnen und uns zu ihm hin ausrichten für irgendwelche neuen Wege von ihm.« (GM 24.11.47).

Neues entstand unter den Katechisten. Von Anfang an hatte sich Gundert bemüht, indische Mitarbeiter zu schulen. Auf zwei indische Mitarbeiter setzte er große Hoffnungen. Ab 1847 widmete sich Gundert besonders der neuen Station Chombala, auf der Paul Mannen arbeitete. Mit ihm unterhielt sich Gundert oft. In einem Brief erzählte Gundert Paul Mannens kurze Lebensgeschichte, die dieser selbst in Malayalam auf Palmblättern eingeritzt hatte:

»Paul, ein Christ von Chombala, sagt hier etwas von seinem Leben. Ich bin geboren »am 1'793,484 Tag der Kali-Weltzeit, am dritten des Zwillingmonats, d.h. am 15. Juni 1809, und Mannen genannt, das dritte Kind von Mugayen Tschandran und seinem Weib Atsha« in der niedrigen Kaste der Mogayer oder Flußfischer, und wuchs bei meinen Eltern auf, welche außer mir einen älteren Knaben und fünf Töchter hatten. Zwei der letzteren sind gestorben, drei Schwestern und mein Bruder sind noch im Leibe. Durch die Bemühungen meiner Eltern hatte ich Gelegenheit, in der Jugend die Arya- oder gewöhnliche Malayalam-Schrift zu lernen und Sanskrit-Formenlehre und -Wörterbuch einzuüben. Und weil mein Vater ein Arzt war, wie man eben solche hierzulande hat, so ging ich früh mit ihm in die Häuser und lernte etwas von Krankheiten und Heilmitteln. Bald nahm er mich auch zum geheimen Saktidienst mit, in welchem er einen

Priestergrad hatte (es ist bei Saktiverehrung von Kastenunterschied keine Rede).« (GM 20.9.48).
Ein anderer Katechist, den Gundert sehr schätzte, war Thomas. Mit ihm reiste Gundert in dessen Heimat im Landesinneren, um die Familienangelegenheiten zu regeln. Gundert setzte ihm in der Biographie »Der Elefantentreiber Gowinda« ein Denkmal. Eine bezeichnende Szene für das Auftreten des unerschrockenen Thomas möge für viele andere stehen: »Unser gegenwärtiger Magistrat (Chatfield) . . . ist durch unser Predigen auf Straße und Bazar sehr bös geworden und hat den Mappilas Winke gegeben, unsere Katechisten einzuschüchtern; da das nicht half, wurde Thomas von den Polizeidienern bei einem Tumult gepackt und verhört, auch vor den Magistrat geführt, berief sich aber nie auf Befehl von uns, sondern von unserem und ihrem Herrn, der Sein Wort überall verkündet haben wolle. Darüber war er sehr böse und schrieb uns in starken Worten über den Friedensbruch, zu welchem ein solches Verfahren Anlaß gebe. Wir gaben aber nicht weich, obgleich er uns bei Conolly, dem Obermagistrat, anschwärzte, als ermutigten wir betrunkene Katechisten, der Stadt Frieden zu stören. Auch fuhr ich fort, auf der Straße zu predigen ohne Unterbrechung von außen. Die Leute merken doch, daß ein Christ nicht gleichbedeutend mit Engländer und Namenchrist ist.« (GM 18.9.47).
Der frühe Tod von Thomas schmerzte Gundert tief: »Vorgestern hat die Cholera unsern lieben Thomas in Thalassery weggerafft. Das ist ein großer Verlust und muß doch recht sein. Ich sah ihn erst noch vor acht Tagen, voll Lust und Leben, und jetzt, als ich eben seinen Gegenbesuch erwartete, kommt diese Nachricht. Sie haben keinen ihm nur entfernt Gleichen daselbst! Der Herr tut es eben nach Seinen eigenen Gedanken. Er sei gelobt!« (GM 4.5.50).

Traktate

In den Jahren ab 1847 entfaltete Gundert eine große literarische Tätigkeit. Die Veröffentlichung von Traktaten behielt er bei. In der Auseinandersetzung mit den Mappilas war bereits 1845 Gunderts Traktat über Mohammed gedruckt worden. Diese Schrift verärgerte damals die Mappilas, regte sie aber auch an, Entgegnungen zu schreiben. Vieles wurde klargestellt, so daß sich das Verhältnis entspannte. Schließlich gedieh das Nebeneinander so gut, daß sich Mappilas und Christen vorurteilslos begegnen konnten.
Gerne erwähnte Gundert das 1847 von ihm verfaßte und gedruckte Schriftchen über Polykarp. Selbst seinem ältesten Sohn empfahl er, es zu lesen. Vom Format her glich es bereits den heutigen Traktaten und war als Reiselektüre zu gebrauchen. In demselben Format wurde das Heftchen »Kunst selig zu sterben« *(Sanmaranavidya)* herausgegeben. Von Julie Gundert ist bekannt, daß sie diesen Traktat (s. Abbildung S. 155; AB) immer bei sich trug, viel darin las und manchmal mit Gundert darüber sprach.
In verschiedenen Ausgaben und Teilen bearbeitete Gundert Bunyans Pilgerreise (*Pilgrim's Progress*). Er brachte eine unvollständige und dann eine vollständige Ausgabe heraus. Dieses Buch erfuhr verschiedene Auflagen. Gundert übersetzte das *Herzbüchlein* 1848, versah es mit den mitgebrachten Bildern und ließ es im gleichen Jahr drucken. Unter dem Titel »The Mirror of the Heart« erfuhr das Herzbüchlein mehrere Auflagen bis in unser Jahrhundert hinein.

Kirchengeschichte

Nachdem Gundert während seines Heimaturlaubs 1846 zusätzliches Material gesammelt hatte, fiel es ihm nicht allzu schwer, eine Kirchengeschichte in Malayalam zu schreiben: »Ich bin seit etlichen Monaten von den Brüdern, besonders Br. Fritz, aufgefordert, an eine Kirchengeschichte gegangen, wovon die ersten drei Teile fertig sind (von Pfingsten bis Konstantin M.). Der erste Teil, da ich nach Barth anfing, aber bald selbständig (mit Neander und Kommentaren, wie Matthies etc.) bearbeitete, um zugleich eine kurze Einleitung in die apostolischen Schriften hineinzubringen, hat bei den Brüdern zirkuliert, und Sie werden wohl nichts dagegen haben, wenn er als Traktat gedruckt wird. – Darin sind Pfingsten, Stephanus, Kornelius kurz angedeutet, Paulus und der Muttersitz Antiochia mehr hervorgehoben samt dem Jerusalemer Konzil. Die Reise mit den Briefen und die Bedeutung von Korinth, Ephesus, Rom samt der Tätigkeit des Apostels daselbst noch weiter ausgeführt. Dann neronische Verfolgung, Petrus (und Briefe) mit Markus und den Synoptikern. Durch Hebräerbrief Übergang auf jüdischen Krieg und Jakobus. Nach der Zerstörung die übrigen Schicksale der jüdisch-christlichen Kirche bis Hadrian. – Unter den Heidenchristen etwas von Thomas, Bartholomäus und Andreas, hauptsächlich aber Kleinasien mit (Judasbrief) Philipper und endlich Johannes und seine Schriften. Zum Schluß ein Anhang über die innere Gestalt der apostolischen Kirche (Verfassung, Leben etc.) – zusammen vierzig Oktavseiten. Der zweite, kleinere Teil, apostolische Väter, Apologeten, Gnostiker, ist gerade in Kozhikode. – Den dritten, etwas größeren [Teil], von Commodus bis 324, habe ich gerade beendigt. – Ich glaube, daß der Herr mir die Arbeit gesegnet hat und bitte Sie zu beten, daß ich wie bisher darin recht oft und lang unterbrochen werde, damit der rechte Geruch vom Leben und Kampf der Kirche alles Studiergeschmäckle vertreibe.« (GB/GM 18.11.47). In den weiteren Hauptteilen beschrieb Gundert auch Pantänus, den Missionar, der Missionsreisen bis nach Indien unternahm und Leiter der Katechetenschule in Alexandria wurde; er starb vor dem Jahr 200. Dem schließlich 478 Seiten umfassenden Buch wurde »eine kleine Karte über die ersten drei Jahrhunderte beigegeben.« (GM 21.1.48).
Die Kirchengeschichte wurde 1848 in Thalassery vollständig lithographiert und 1871 in Mangalore, von Gundert selbst revidiert, neu herausgegeben (s. Abbildung einer von Gundert selbst revidierten Seite; AB). Gundert fertigte noch in Thalassery eine Kurzfassung an. Zu einer von Conolly in Kozhikode angeregten Zeitschrift für Schüler verfaßte Gundert Artikel über die Zeit der Portugiesen in Malabar: »Ich mache an einer kleinen Kirchengeschichte und bin nun bald an der Reformation. Daneben läßt der Magistrate (Conolly) von Kozhikode uns ein monatliches Blatt zum Lesen in seinen Schulen verfassen, da bring ich die Malayalam-Geschichte unter den Portugiesen an, für die ich zu Hause gesammelt.« (GM 5.4.48).

[illegible]

…പൊലെ കല്പിപ്പാനും പൊരാ —

ഇതിലും അതിവാധാ [illegible] ശത്രുവാകുന്ന [illegible] ഭ്രാന്തി

തന്നെ — [illegible] ശെഷവും പ്രാണികളിലെ [illegible]

ശ്വാസവും സ്വാതന്ത്ര്യമദവും അതാതു രാജ്യങ്ങളിൽ പരന്നുവാഴുന്ന

[illegible]

[illegible] വ്യവസ്ഥയാക്കപ്പെടുന്നതും [illegible]

ക്കണം, നാം നല്ല സ്വഭാവത്തൊടെ ജനിച്ചവരാ [illegible] യാൽ ബുദ്ധിക്കു

തെളിക്കുന്നതല്ലാതെ ഒന്നും പ്രമാണിക്കാതെക്കും സ്വാതന്ത്ര്യപ്രകാരം

നടക്കയും ചെയ്കാം — [illegible]

[illegible]

Umzug nach Chirakkal

Immer wieder war eine Erweiterung des Missionsanwesens in Thalassery oder ein Umzug an einen anderen Ort im Gespräch. Lange Verhandlungen waren nötig, bis der Wechsel von Illikunnu nach Chirakkal feststand. Diesen Ort beschrieb Gundert in seiner Legende zur Karte von Malabar, Chirakkal und Umgebung so: »Achtzig englische Meilen [130 Kilometer] (oder 34 Stunden) südlich von Mangalore fließt der Küstenfluß von Valarpattanam (englisch Billipatnam) ins Meer. Die Mündung ist versandet und der frühere Großhandel fast vernichtet. Doch zeigen viele Reste alter Zeiten, daß dies einst der Mittelpunkt der Macht des Colatirifürsten war, den die Portugiesen König von Cannanore hießen. Es fängt hier eine Binnenlandschiffahrt, durch natürliche Kanäle, Flußarme, Backwaters gebildet, und fünfzehn Stunden nordwärts der Küste entlang sich erstreckend an. Drei Stunden nördlich von Valarpattanam ist Madai nahe am Eli-Vorgebirg, einst Hauptstadt des Colatiri mit seiner verfallenen Burg. Drei Stunden nordöstlich liegt Taliparambu, der Haupttempel von Nordmalabar, von Tippu zerstört, aber seither neu aufgebaut, und Sammelplatz der Brahmanen, die zwei Stunden weiter nördlich in Payenur einen anderen altberühmten Sitz haben. Juden waren noch vor dreihundert Jahren als Metallarbeiter am Vorgebirg angesiedelt. Ältere Sagen berichten von christlichen Handelsleuten daselbst. Jetzt sind von westlichen Kolonisten nur die Mappilas (Abkömmlinge der Araber) übrig, ihre Hauptsitze in Madai, Valarpattanam, Cannanore. Östlich vom engen Mohammedaner-Bazar Valarpattanams, »Wachstumsstadt«, steht eine den Fluß beherrschende Ruine der alten Festung und Residenz des Colatiri, in der Nähe der Kalari-Tempel, auf der anderen Seite der Straße die alte Moschee der Mappilas . . . Das niedrige Land am Fluß ist in Reisfelder ausgeviertelt. Die Abhänge der Hügel sind in Terrassen geformt und reich besonders an Kokospalmen. Das Tafelland ist an den höchstgelegenen Stellen fast nackter Fels und nur im Monsun grün – so in der Richtung gegen Ariacodu – aber fruchtbar in den Senkungen, in welchen z.B. der Teich, *Chira*, liegt, von welchem Chirakkal, *Teichfels*, den Namen hat. Es ist eine schöne Wasserfläche, an der Südseite wie auch östlich und westlich von den (soll ich sagen Palästen oder) Häusern der Königsfamilie umgeben. Die Mauern sind gebrochen, die Bastionen von Gebüsch überwachsen, nur wenige der alten Gebäulichkeiten wieder aufgerichtet und notdürftig eingedacht. Die Reisfelder, welche der Teich nährt, mußten erst vor wenig Jahren verkauft werden, so arm ist die Familie geworden. Doch ist immer Geld da, Hunderte von Brahmanen, die ab- und zulaufen, zu nähren. Der etlich und siebzigjährige erste Raja wohnt im südlichen Haus, seine Schwestersöhne in eigenen Wohnungen. Stirbt der alte, so folgt ihm der nächste Schwestersohn in der Würde und im Haus nach. Der zweite Schwestersohn nimmt Besitz von der Domäne des ersten und so fort bis zum fünften; die übrigen Thronfolger wohnen alle im Haus der Königinmutter (westlich vom Teich). Die Kinder dieser Rajas, von Nayer-Weibern erzeugt, haben keinerlei Anspruch an das Erbe der Väter. Die Nachfolge ist bloß in der weiblichen Linie, und die Väter der Prinzen sind Brahmanen oder Kshatrias. An der Straße, eine Viertelstunde vom Palast, liegt das Weberdorf Chirakkal, und an seinem nordöstlichen Ende das Missionsgebäude. In diesem Land wohnen nämlich nur Weber, Kaufleute und etwa Fischer in Straßen; alle anderen Kasten jede Familie innerhalb ihres Gartens. Vom Missionshaus senkt sich der Boden gegen Nordost und läßt die Aussicht auf die schönen Coorg- *(Cudagu-)* Berge frei. Westlich begrenzt die Straßenallee die Aussicht, läßt aber doch nachmittags den erwünschten Seewind ein. Von Chirakkal an steigt die Straße auf und erreicht beim Amt (Catsheri des Tahsildars) einen hohen Gipfel mit schöner Aussicht auf Cannanore, das Meer, die Hügel von Thalassery, den hohen Ausläufer der Ghats im Süden und die Mauer der Coorg-Gebirge. Gerade unter den Füßen liegt das morastige Reisland von Cacadu, wo das Holz und andere Zufuhr aus dem Innern für den Cannanore-Markt landet. Auch kann man sich hier die Binnenflüsse zu befahren einschiffen.« (»Zur Charte«, Archiv BM).

Hierher erfolgte der Umzug, der wesentlich von der Frage bestimmt war, ob und wie das Mädcheninstitut mitverlegt werden könnte. Während das Knabeninstitut schon fast in die Zuständigkeit von Irion übergegangen war, verblieb das Mädcheninstitut bei Julie Gundert. Sollte sie mit nach Chirakkal umziehen, so mußte ein völlig neues Gebäude für die Mädchen errichtet werden. Gundert hielt einige der Argumente und Begebenheiten fest:

»Am 21. Februar [1849] kam Br. Hebich nach Thalassery und hielt förmlich um mich an. Unsere Entscheidung blieb auf den Komitee-Entschluß ausgesetzt, den wir im Lauf des März erwarten zu können glaubten . . . Nun hatten wir beide noch eine weitere Beratung: Br. Hebich war sehr bereit, irgend etwas zu tun, falls ich z.B. um meiner lieben Frau willen in Cannanore selbst zu wohnen vorziehen sollte. Ich sah aber darin nicht hinaus – Platz oder Haus kaufen – woher das Geld? Zur Miete wohnen, das kostete fünfzig Rs, für einen Haufen wie der unsere ist, zum wenigsten?! Warum überhaupt unter das Mischvolk hineinsitzen, da ich meine Arbeit seit zehn Jahren unter Malayalis hatte? Dazu kam, daß meine liebe Frau, Mögling etc. von Anfang an Chirakkal im Auge hatten. Am 19. März kamen Julie Gundert und Victoria Kegel und sahen die Chirakkal-Gebäude ein; es schien ihnen aber viel mehr Veränderung nötig, als Hebich sich bis dahin eingebildet hatte. Unter weiterer Beratung kam es endlich – am 28. – zum Ausstecken des Schulgebäudes, aber erst nach der Karwoche fing das ordentliche Geschäft an (Ostermontag, 9. April). Von da an war Br. Hebich bis zum 22. Mai, die Sonntage ausgenommen, in Chirakkal und betrieb die Arbeit in der heißesten und zugleich gewitterreichsten Zeit. Oft drohte den Erdmauern Erweichung und Einsturz – mit ungemeiner Anstrengung kam aber 25. April das Dach aufs erhöhte alte Haus, am 3. Mai über das Schulgebäude. Heiße Tage kamen und trockneten die überkalkten Wände, den aus Erde festgestampften Boden.« (GM 2.6.49).

Neben seiner gewohnten Arbeit hatte Gundert Hebich in Cannanore zu vertreten. Hinzu kam, daß sich das Komitee in Basel den Umzug und den Ort anders vorgestellt hatte: »Indessen hatte ich alle Dienstag und Freitag Malayalam und Englisch in Cannanore zu predigen, so daß meine Zeit sehr zerstückelt wurde. Am 7. Mai langte Ihr lieber Brief an, der freilich über die Wahl des Platzes anders entschied, aber auch die Hoffnung gab, daß Sie auf weiteren Bericht hin unsere Ansicht gut heißen würden.« (GM 2.6.49). Dabei mußte rasch gehandelt werden, da der Monsun vor der Tür stand: »Vieles hätte ich zu schreiben, wenn die Arbeiten, die der anrückende Monsun mir auflegt, mich zu ruhigem Schreiben oder Diktieren kommen ließen. Diese Arbeiten sind leider Bauten, wie sie nach unserer Ansicht die Übersiedlung Br. Gunderts und der Mädchenanstalt nötig machte. Ich sage »leider«, weil Sie schon so oft mir derartiges zu verweisen hatten.« (GM 18.5.49).

Gunderts Überarbeitung zeigte sich beim Abschied von Thalassery und dem Einzug in Chirakkal: »Am 16. [Mai] nahm meine Frau mit einigen Tränen Abschied von Thalassery und kam samt [Sohn] Paul im Palankin nach Cannanore, von dort am 19. nach Chirakkal, wo der Boden indessen fest gepatscht und die Wände übertüncht und getrocknet waren. Am selben Tag machte ich meine Abschiedsbesuche in Thalassery, hatte noch zwei Gottesdienste tags darauf, und über dem letzten Gebet mit den zwei Brüdern dort bekam ich wieder einen Fieberanfall, so daß ich 21. morgens mit Friedrich [Sohn] und Lehrerin Kegel Thalassery ganz gebrochen verließ und mit Mühe herüberhauderte. Die Schulmädchen gingen denselben Tag nur bis Cannanore. Mit Gottes Hilfe konnten wir es veranstalten, daß bis zum 23. alle Mädchen samt dem Schulmeister einziehen konnten.« (GM 2.6.49). Gundert erholte sich zwar, aber nur oberflächlich: »Dann mußte ich mich ein paar Tage legen, aber schon am 27., Pfingsten, war ich wieder recht ordentlich. Meine liebe Frau mit den Kindern ging zum Gottesdienst nach Cannanore. Tags darauf kamen Hebichs Mädchen, etwa fünfzehn, herüber, und nachdem der nötige Proviant etc. angeschafft und, was feuchter Boden war, vollends getrocknet worden, kündigte abends (28. Mai) der Monsun sich mit gewaltigen Donnerschlägen an.« (GM 2.6.49).

Für das Mädcheninstitut wirkte sich der Umzug günstig aus: »Die Versetzung der Mädchen scheint gut zu wirken, sofern sie den Knaben ferner kommen.« (GM 19.4.49). Im Laufe des Jahres stieg die Zahl der Mädchen auf über fünfzig: »Die Mädchenschule war in den ersten Monaten des Jahres auf einunddreißig Kostgänger angewachsen, von welchen jedoch drei an Glieder der Thalassery-Gemeinde verheiratet wurden, ehe die Übersiedlung nach Chirakkal stattfand. Hier stießen zu ihnen noch vierzehn Mädchen der Cannanore-Schule, und durch Neuaufgenommene stieg die Zahl bis auf zweiundfünfzig. Es haben sich aber im Verlauf des Jahres drei von ihnen mit Gliedern der Cannanore-Gemeinde ehelich verbunden, andere sind nach kurzem Aufenthalt von den Verwandten wieder weggenommen worden. Die jetzige Zahl ist siebenundvierzig, darunter zehn Kommunikanten.

Mehrere haben um Zulassung zum heiligen Abendmahl gebeten und halten gute Gemeinschaft mit den erwachsenen Schwestern. Auch wird einigen bald die heilige Taufe zuteil werden können.« (GM Bericht 7.1.50). Immer deutlicher zeigte sich, daß das Mädcheninstitut für die evangelische Kirche in Malabar sehr wichtig war.

Der erste Bericht der Mädchenanstalt in Chirakkal bestätigt diesen Sachverhalt auch im Bezug auf die Lehrer. Der Lehrer Joseph, ursprünglich aus der Vettuver-Kaste (früher Salzmacher), steht als Beispiel für manche anderen. Obwohl er schon 1840 getauft worden war, dauerte es lange, bis er zur Beständigkeit fand: »Die Kaste ist höchst unbeständiger Natur: Heute fasten, morgen fressen; jetzt hart arbeiten, dann aus dem leichtesten Dienst fliehen; stehlen und in der Welt herumlaufen; Weiber nehmen, verlassen, versetzen; Mappila werden oder die Kinder an Mappilas verkaufen, und entlaufend den Islam wieder abschütteln; dies sind gewöhnliche Ereignisse im Leben eines Vettuver. Wir sind schon mit vielen bekannt und mit vielen angeführt worden.« (GM Bericht 1850).

Mit der Zeit fand sich Joseph in die neue Lebensart und wurde durch seine Frau in einem geregelten Leben gehalten: »Aber nach zehn Jahren können wir doch sagen, daß der Herr nach dem Wunder seiner Auswahl dieser Kaste besondere Gnade hat widerfahren lassen. Auch bei Joseph überwiegt die Freude unsere Sorge. Namentlich seit er in Chirakkal ist, können wir ihm ein gutes Zeugnis geben. Früher machte er oft Pläne, irgendwie was Großes zu werden, jetzt ist er augenscheinlich zufrieden und fest geworden, so vielfach er auch der Anspornung bedarf. Sein gut begabtes Weib, eine unserer ersten Schülerinnen, von portugiesischer Abkunft, ist ihm ein entschiedener Halt, seit sie selbst entschieden dem Herrn angehört. Seine Arbeit ist hauptsächlich nur mit den Anfängern, die er im Sand Schreiben, dann Syllabieren [Buchstabieren] und Lesen lehrt. Mit den Älteren hat er nur Schreibübungen zu besorgen und hie und da mit allen die Andacht zu halten. Der übrige Unterricht wird von den beiden Frauen (Gundert und Kegel) gegeben.« (GM Bericht 1850).

Das Mädcheninstitut spielte die entscheidende Rolle, den neuen Weg, wie er durch die Basler Missionare vertreten wurde, in die jungen Familien zu tragen und von dort aus in der Gesellschaft zu verankern.

In Chirakkal wurde nach dem erprobten Stunden- und Tagesplan unterrichtet; allerdings mit dem Unterschied, daß sich Gundert durch seine Krankheit, die ihm nicht mehr erlaubte, laut zu reden, fast völlig aus dem Geschehen in der Schule zurückzog. An seine Stelle traten indische Lehrkräfte. Die Leitung des Instituts lag bei Julie Gundert und Lehrerin Kegel. Während einer Cholera-Epidemie hatten alle bange Tage und Wochen zu bestehen: »Das Mädcheninstitut ist von der Cholera verschont geblieben. Lernen und Arbeiten ging ununterbrochen fort. Zellers Katechismus ist das Spruchbuch, aus dem jeden Tag auswendig gelernt wird. Nach Abhören der Aufgaben gibt Lehrerin Kegel jeden Morgen eine Stunde Rechnen oder Schreiben. Darauf folgt Unterricht in der Schrift und anderen nützlichen Schriften. Der Nachmittag ist besonders der Arbeit (Spitzen[klöppeln], Stricken, Filetstricken oder crochet work [Häkeln], Nähen) gewidmet. Viele häusliche Geschäfte laufen nebenher.« (GM Bericht 30.6.1850). Die Mädchen gingen sonntags nach Cannanore zum Gottesdienst, der einmal im Monat mit dem heiligen Abendmahl gefeiert wurde.

Die zweite Generation

In seinem Quartalsbericht vom September 1852 beschrieb Gundert das Mädcheninstitut ausführlich. Daraus wird erneut deutlich, welch herausragende Bedeutung das Institut hatte. Die Mädchen wurden, wenn immer es ging, gezielt und durch die Institutseltern verheiratet. Viele Katechisten heirateten Frauen, die im Institut eine Erziehung genossen hatten: »Von der Mädchenschule ist zu berichten, daß wir weitere Veränderungen hatten. Erstlich durch Heiraten, durch welche dieses Jahr sich auszuzeichnen scheint. Elise und Mirjam wurden den zwei Katechisten Joseph und Diego zuteil, wie angekündigt am 11. Juli. Am 8. August hatte der ausgezeichnetste der Weberbrüder, Jacob, Hochzeit mit unserer Elisabeth, deren Eltern in Chombala samt Br. C. Müller ihre Einwilligung gegeben hatten. Sie sind zur Hilfe der beiden Katechisten auf die neue Außenstation Taliparambu gezogen. Von den letzteren ist Stocking am 12. September mit Martha, unserem ältesten Mädchen, kopuliert worden, wohnte dann zwei Wochen in Chirakkal, um Malayalam zu lernen, wurde aber doch schnell

dem lieben Paul ⟨Ittirarichen⟩ (und Weber Jacob) in Taliparambu nachgeschickt, damit sich die dortigen Geschwister in der neuen Umgebung um so bälder zu Haus fühlen . . . Zum 12. September habe ich nachzutragen, daß zugleich mit Stocking auch die zwei übrigen Weberbrüder Weiber erhielten. Der eine nahm eine Witwe, unseres Timotheus Schwägerin. Der andere, Marcus, unsere Luise.« (GM 2.9.52).

Das Mädcheninstitut entwickelte sich vom Waisenhaus immer mehr zu einem Töchterinstitut, in dem auch die Katechisten ihre Töchter erziehen ließen. Damit erstreckte sich der Einfluß der Mission bald schon auf die zweite Generation. Da das Institut auch von außerhalb besucht wurde, entstand ein ständig intensiver werdendes Miteinander von bereits christlich geborenen und nichtchristlichen Mädchen. Dies war nicht immer leicht: »Sechs Mädchen sind neu eingetreten. Einmal am 5. August die drei Töchter des Tamil-Katechisten Peter von Palakkad (einst in Thanjavur, dann in Coimbatore), den Br. Hebich hierher zu berufen veranlaßt wurde. Derselbe ist aber seither ärgerlich über die Trennung von diesen Kindern und versucht, dem Herrn davonzulaufen. Auch die Mädchen sträubten sich am Anfang gegen die den Tamilen nicht gewöhnte Tracht, und die zwei älteren (die lahme achtzehnjährige Naxatram und die sechzehnjährige Gnanabharanam, verdolmetscht »Stern« und »Weisheitsschmuck«), machten große Augen über die Forderungen, die man an sie zu stellen wagte, haben sich aber seither ordentlich eingewöhnt und fangen an, sich zu regen. Die dreijährige Schwester Vedamanicam («Bibelrubin«) ist recht lieb und begabt. Wir hoffen, der alte, etwas verknöcherte Vater werde sich auch noch zurecht bringen lassen. Es wäre schon um der Kinder willen sehr zu wünschen.« (GM 2.9.52).

Die Erziehung der Mädchen war nicht immer leicht, vor allem wenn sich auch die Mütter im Missionsanwesen aufhielten. Gundert berichtete von einem solchen Fall: »Am 20. Juli lief eine Weberwitwe aus dem Dorf weg, sich und ihr Mädchen in irgendeinen Brunnen oder Teich zu stürzen, so entleidet war ihr das Leben unter dem täglichen Streit mit der Hausfrau. Diese Temen [Heilige] wurde von unserem Koch zu uns gewiesen, fand ein Loch in der Dornhecke der Mauer, wo sie unbemerkt hereinsteigen konnte und wunderte sich nachher selbst über die sonderbare Art, in der sie ohne Vorbedacht zum Volk Gottes gekommen war. Tags darauf kamen die Verwandten, um ihren Schmuck zu fordern. Sie brachten allerhand Lügen vor, der Schmuck sei entlehnt, ein Pfand etc., und während ich mit ihnen redete, sah sie ihren jüngeren Bruder verlegen dabeistehen. Darüber brach ihr das Herz. Sie sagte auf einmal: Der ist ein grüner Junge, was der sagt, kann nicht erlogen sein, jedenfalls soll wegen meiner niemand in Verlegenheit geraten – und damit streifte sie ihr Gold und Silber ab (wohl an fünfzig Rs wert) und gab es den Verwandten. Mir ging das etwas zu schnell, doch mochte ich sie nicht hindern. Seither lernt sie, langsam genug, etwas von göttlichen Dingen verstehen. Sie sagte neulich: Ich habe soviel gemerkt, daß hier eine Hauptsache ist, nicht zu lügen; früher schwatzte ich, was mich gelüstete, aber seit ich hier bin, habe ich mich, wie mir scheint, der Lügen enthalten. Nur schade, daß mir gar nichts von der Predigt bleiben will etc. Wir halten sie für redlich und sehr traktabel [umgänglich]. Ihre Mutter kommt hie und da insgeheim, über die Erdmauer hin sich mit ihr zu unterreden und verspricht, vielleicht einmal nachzukommen.« (GM 2.9.52).

Das Dorf schien diesen Vorfall ernstgenommen zu haben: »Nun ist unseren Weibern der Weg gezeigt, wie sie den Männern trotzen können.« Etliche ihrer Ältesten haben die Webergemeinde darauf aufmerksam gemacht, wie ihre Häuser durch Faulheit und Streit herabgekommen seien, und seither ist das Trinken des Palmweins im Ort verboten worden. Sonst war keiner unserer Nachbarn am Abend unbenebelt, jetzt ist das anders – wie lang es heben [halten] wird, wer möchte das sagen?! Doch ist es der Mühe wert, auch nur mit einem Laster den Kampf aufgenommen zu haben, und Katechist Jacob meint, bei seiner Predigt auf der Straße offenere Ohren zu finden.« (GM 2.9.52).

Gundert berichtete noch von weiteren Zugängen und erwähnte dann die Gesamtzahl von Mädchen und Frauen 1852: »Am 21. August nahmen wir zwei Waisen aus einer armen halfcast Familie der Cannanore-Gemeinde auf. Caroline Good und Elisabeth Carr, beide sechzehnjährig. Sie redeten bisher besonders Englisch und Portugiesisch und verstehen Tamil besser als Malayalam. Im Lernen und Arbeiten waren sie sehr zurück, doch sind sie gutherzig und leicht zu lenken, wie Vögelein jeder Zeit zum Singen aufgeweckt, und die erste scheint wirk-

lich bekehrt zu sein. – So beläuft sich nun die Zahl der Kinder auf 53, außer einem Dutzend von Weibern der oben beschriebenen Art.« (Ebd.).
Gundert nahm gern Mitarbeiterinnen aus dem Mädcheninstitut. Zwei dieser Mädchen seien hier genannt: Margarete Will und Elisabeth Blandford, die spätere Frau von Missionar Diez.
Margarete Will gehörte ganz zur Familie und versah die Stelle einer Lehrerin und Sekretärin: »Margarete Will, die Tochter eines englischen Arztes und einer Tamil-Parayer von Bangalore, geboren Juni 1834, wurde uns von dem Vater am 14. Oktober 1841 übergeben und für ihre Erziehung bezahlt. Sie ißt an unserem Tisch und gehört zur Familie. Sie hat ungemein gute Gaben und einen auf Realitäten gerichteten Sinn. Scheinen kann und mag sie nicht, und ist scheu und karg im Herausgeben dessen, was sie fühlt und weiß, eine Hemmung, die sich auch in ihrem Stottern ausgeprägt hat. Anno 1847 verlor sie ihren Vater und ließ zum erstenmal ein Zeichen von Sündenerkenntnis sehen. In der Erweckungszeit brach die Rinde, und sie ist uns seither wirklich teuer geworden . . . In Handarbeiten und Lernen jeder Art ist sie sehr geschickt.« (GM Bericht 1850). Margarete Will konnte auch Deutsch. Sie half Gundert durch Abschreiben – die Abschrift von Gunderts erster Grammatik dürfte von ihr stammen. Margarete Will heiratete später einen Offizier und wanderte mit ihm nach Neuseeland aus, wo dieser starb. Marie Isenberg-Gundert rief Margarete Will Ende der sechziger Jahre nach Hyderabad im Punjab, wo diese in der Missionsarbeit und im Hauswesen mithalf.
Auch die andere schätzte Gundert: »Elisabeth Blandford, geboren im Mai 1837, ist mit ihren zwei Geschwistern im Frühjahr 1846 vom sterbenden Vater, einem frommen Veteranen, an Br. Weigle übergeben worden, der sie an Schwester Irion sandte. Der Segen des Vaters ruht augenscheinlich auf ihr. Nicht nur lernt sie mit Fleiß und Leichtigkeit und ist geschickt in allem, was ihr unter die Hände kommt, sondern ihr Herz ist seit der Erweckungszeit der Stimme Gottes offen. Sie macht wenig Worte, läßt aber, nachdem sie vor einigen Monaten zum heiligen Abendmahl zugelassen wurde, eine wirkliche Veränderung in ihrem ganzen Wesen erkennen . . . Daß sie unsere Vorsängerin ist, sei auch angeführt.« (GM Bericht 1850). Ein halbes Jahr vor dem Umzug Gunderts nach Mangalore fügte Gundert der Bitte von Br. Diez, Elisabeth Blandford heiraten zu dürfen, ein paar Zeilen an: »Wie ich Elisabeth Blandford kenne, hat sie einen edlen Charakter und gute Gaben. Sie lernt leicht, behält ohne Mühe, ist kindlich offen für alles Gute und Wahre, instinktartig abgestoßen von allem Gemeinen, sieht – richtend oder beneidend – gar wenig auf andere, kennt und liebt den Heiland, mit dem sie im Stillen wandelt.« (Bericht 14.8.1855). Diez und seine Frau waren über 45 Jahre in Malabar als Missionare tätig. Diez war Ende 1851 nach Cannanore gekommen.

Das Kozhikode-Mädcheninstitut

Bedingt durch das neue Amt ihres Mannes als Schulinspektor übernahm Julie Gundert die Gesamtleitung des Mädcheninstituts in Kozhikode. Sie schrieb nach Basel: »Als ich im November 1857 hierher nach Kozhikode kam, traf ich einundfünfzig Mädchen in der Schule an, von denen uns im Laufe dieses Jahres zehn verlassen haben. Lydia, Maria und Assuba sind an junge Leute aus unserer hiesigen Gemeinde verheiratet, im Dezember 1857. – Eunika, Martha und Chloë, welche zu alt waren, um noch länger in der Schule zu bleiben, kehrten im Mai 1858 zu ihren Eltern nach Kodakal zurück, wo sie nun Feldarbeit verrichten.« (GM November 58).
Wie mannigfaltig der Hintergrund der Mädchen auch in Kozhikode war, geht aus den Beschreibungen der zehn Mädchen hervor, die neu ins Institut eintraten: »Die zehn Mädchen, die in diesem Jahre in die Schule eingetreten, sind: Cugni Cutti oder Eliza, eine Waise von Kodakal von der Tiyer-Kaste, etwa zwölf Jahre alt, Tirumala oder Abigail, deren Eltern (Heiden) in Kodakal sind, von der Tiyer-Kaste. Sie ist etwa dreizehn bis vierzehn Jahre alt. Diese zwei Mädchen kamen im Juli 1858. Eine englische Dame zahlt monatlich zwei Rs für sie. Chiru, deren Mutter (Heidin) in Kodakal ist, kam im August, etwa dreizehn Jahre alt, von der Tiyer-Kaste. Jael von Thalassery von der Vettuver-Kaste, etwa fünf Jahre alt, kam im September; mit ihr kam Dora, auch von Thalassery, etwa vier Jahre alt, von der Tiyer-Kaste. Tabitha, Schwester der Lydia, kam im September 1858, vielleicht acht Jahre alt, Tiyer-Kaste. Martha von Ketti, etwa elf bis zwölf Jahre alt, ein Tamil-Mädchen, kam im Oktober 1858. Hanna, etwa vier Jahre alt, von der

Tiyer-Kaste, kam im November 1858. Lydia, das kleine Albino-Mädchen, welche wir von Mangalore mitbrachten, etwa sechs Jahre alt. Für diese letztere stehen die Auslagen bis jetzt nicht auf der Schulrechnung. Neben den einundfünfzig in der Schule wohnenden Mädchen haben wir noch drei bis vier auswärtige Kinder, welche an Weihnachten auch eine kleine Bescherung erhalten.« (GM November 58).

Lehrplan und Hauswesen liefen ähnlich ab wie in Chirakkal und Illikunnu: »Die Mädchen lernen, wie früher, außer Lesen und Schreiben auch noch Arithmetik und Geographie bei dem Katechisten Samuel dreimal in der Woche. Einige der älteren Mädchen lernen Englisch bei Marie Gundert. Sie lernen dieses beinahe lieber als ihre eigene Sprache, aber es wird nur als Belohnung für die Fleißigen gelehrt. Die Handarbeiten sind, wie gewöhnlich, Nähen, Stricken, Häkeln und Filetstricken. Singen, welches Frau Fritz so schön lehrte, wird fortgesetzt, die Mädchen sind große Liebhaberinnen davon und singen während der Arbeit, dem Spielen, ja, oft noch bis spät in die Nacht hinein.« (GM November 1858). Zum Unterricht gehörte auch die Pflege eines Gartens, in dem jedes Mädchen ein Stück selbst bebaute. Zwischendurch gab es einen besonderen Tag: »Von Zeit zu Zeit wird den Kindern ein Vakanztag gegeben, ein wahres Fest für sie. Sie bekommen dann Kaffee, den ein Missionsfreund uns zu diesem Zwecke gegeben hat. Sie haben natürlich eine große laute Freude daran, ein neues Essen zu bekommen, auch dürfen sie an solchen Tagen in ihren kleinen Gärten arbeiten, aus denen sie uns manchmal ein wenig Gemüse geben.« (GM November 58).

Die stumme Zeit

Die Krankheit entsteht

Beim Umzug von Illikunnu nach Chirakkal begann Gunderts Krankheit und verschlimmerte sich über Monate hin so stark, daß er kaum mehr sprechen konnte. Er beschrieb mehrere Male die Umstände, wie es dazu kam, was er dagegen unternahm und wie er alles verarbeitete: »Es ist das auch gerade am Platz, indem der Herr mit mir etwas anderes vorhat. Statt zu sprechen und zu handeln, soll ich Geduld lernen und glauben, daß ich [zu] nichts nütze sei. Darum wohl hat er mich vors [fürs] erste beiseite gelegt, mit etwas wie chronischer Lungenentzündung (die schon seit Monaten angefangen hat): Es ist mir infolge davon das Sprechen und alle besondere Anstrengung untersagt, und ich lebe nun ein eingezogenes Leben »ohne Schmerz und ohne Klage«, wenigstens ohne Murren, bis ich auch das Loben und Danken völliger lernen werde. Damit ist freilich ein Gericht verbunden über alles schon Gesprochene und Getane und ist wie ein langer schwarzer Strich dadurch gezogen: »Das ist alles nichts.« – Der rote Strich durchkreuzt aber den schwarzen und läßt Gnade für Recht ergehen. Ich habe nun alle mögliche Hilfe an meiner lieben Frau, die wegen meines Schweigens oft meinte, ich leide, und dann mit Luft und Flanell und Kochen und Sorgen jeder Art beizuspringen bemüht war. Da lache ich sie denn aus, und jetzt ist sie ganz ruhig geworden, wacht nur, daß ich mich ruhig halte, damit des Doktors gute Verheißung von Herstellung in wenig Monaten sich aufs glücklichste erfülle. Dazu ist Friedrich [Sohn] viel teilnehmender und freundlicher geworden, weil er mich nicht mehr sprechen hört, und Paul [Sohn] erfreut das ganze Haus mit seinem Jauchzen bei kleinster Veranlassung. Dem lieben Hebich bin ich statt Hilfe nun eher eine Last; er meint, er müsse zu seinem Geschäft hin auch noch zu mir hinsitzen und Mut einsprechen und alles Vorkommende erzählen, und darein findet er sich sehr leicht, glaubt auch gewiß, daß, wenn der Herr Seine Absicht erreicht hat, die Arbeit noch den Profit davon haben wird. Am 15. August [1849] war es, daß ich den letzten Katechistenunterricht gab. Dann mußte ich die Segel streichen, ging noch einmal zu Pferd nach Anjarakandy, das Abendmahl auszuteilen, das war aber fast zuviel, und seither bleibe ich zu Haus und habe viel Frieden und Ruhe, namentlich seitdem auch meine liebe Frau ganz ergeben und zufrieden geworden ist.« (GM 6.9.49).

In der Zeit des Schweigens hatte Gundert die Muße, darüber nachzudenken, wie das Leiden entstand: »Während des Vikarierens in Cannanore im März und April war nicht bloß die Hitze sehr groß, sondern die Kirche auch immer zum Teil unbedeckt, da das Dach eine langwierige Reparatur erforderte. Dadurch fühlte ich die Brust sehr angegriffen – ein Gewitterregen, der mich 9. Mai über-

fiel, brachte mir Fieber, das aber nicht sehr fest haftete. – Am 21. verließ ich Thalassery im Fieber und hatte beim Eintritt des Monsuns, wie mir schien, ein heftiges Katarrhfieber überstanden. Nun machten wir uns daran, unsere Arbeit einzuteilen. Ich besuchte alle Montage Tahe und hatte dort einige Lehrstunden. Alle Mittwoche brachte ich in Cannanore zu und trieb Harmonie der Evangelien mit den versammelten Katechisten. Sie schrieben die Woche hindurch einen Aufsatz über das Gehörte, die Weißen in Englisch, Gnanamuttu in Tamil, Joseph (Jacobi) (der Denkendste) und Timotheus (Krishna) in Malayalam. Auch diese Arbeit schien unter dem Segen des Herrn zu gedeihen. Indessen mehrten sich in Chirakkal die Mädchen, auch etliche Weiber – mehr oder minder aufrichtig im Suchen von etwas Besserem – wurden uns übergeben. Mit ihnen wollte ich Taufunterricht anfangen, für die Mädchen waren auch etliche Lektionen bestimmt, aber es reichte nicht einmal zu einem Anfang. Auch die täglichen Andachten mit den Kindern mußte ich zusehends abkürzen. Jede Aufregung führte das Fieber zurück. Am 9. Juli nachts wurde uns ein besoffener Europäer (Hudson) über die Hoftüre hereingeworfen, den ich, da seine zwei Kameraden sich selbst nicht aufrecht erhalten konnten und kein Eingeborener aufzutreiben war, am Ende selbst unter ein Obdach schleppen mußte. Darüber konnte ich kaum mehr zum Atem kommen. – Tags darauf hatte mein älterer Knabe einen Anfall von Croup, und es folgten ein paar schwere Tage. Doch fürchtete ich alle diese Zeit keinen organischen Fehler. – Hebich riet zwar beständig, den Arzt zu brauchen, da er aber ein naher Freund war, ließ ich es darauf ankommen, ob er einmal sein Versprechen, uns in Chirakkal zu besuchen, ausführen wolle. Nun hörte er wohl Hebich öfters für mich oder Kind um Herstellung beten, war aber soviel beschäftigt mit seiner Cannanore-Arbeit und Vorbereitungen zur Heimreise nach Europa, daß er nie dazu kam, bis ihn im August ein englischer Bruder einmal mitnahm. Auf das hin faßte ich Mut und zog ihn zu Rat, nachdem ich mehr und mehr spürte, wie trotz alles Pflasterns die Stimme ausgehen wollte. Er fand, daß die Lungen in ziemlicher Ausdehnung hepatisiert seien und gab etliche Anordnungen, untersagte mir aber das Sprechen nicht. Am 22. [August, vgl. dagegen voriges Zitat; s. TM 22.8.49] gab ich die letzte Katechisten-Lektion und fühlte dann meine Kraft erschöpft. Ich konnte kein lautes Wort mehr reden. Ich besuchte noch einmal Anjarakandy am 26., um meinem Versprechen gemäß etlichen Alten das Abendmahl zu geben, die nicht nach Cannanore kommen können. Seither konnte ich nichts mehr tun. Birch (der Doktor) ging nach Europa ab, und da sein Nachfolger erst dieser Tage ankam, ließ ich es seither bei Befolgung seiner Anordnungen bewenden, spürte aber an vielen Zeichen, daß eine schleichende Art von Entzündung der Lungen mein eigentliches Leiden ist. Br. Mögling lud mich hierher [Mangalore] ein, den geschickten Doktor der Station zu befragen, auch etwa das Kissinger Wasser zu versuchen. Ich kam am 19. d. M. hier an, finde aber, daß der Dr. (Kevin) kränker geworden ist als ich und nichts tun kann.« (GB 23.10.49).

Gundert gewöhnte sich so an die Krankheit, daß er sich ein Jahr später ganz wohl dabei fühlte, obwohl der Arzt wiederholt das Gegenteil sagte: »Der Doktor hat mich heute wieder bedenklich gefunden und mir Medizin verordnet usw. Allein ich denke privat ganz anders. Ich fühle mich entschieden gesünder. Mein Puls ist schlecht – doch nicht immer. Smith hat ihn jetzt schon zweimal 120 gefunden, und das hat ihn bestürzt gemacht. Seine Arznei nehme ich – allein ich habe nicht nur kein Gefühl von Krankheit, sondern beinahe das Gegenteil. Eben jetzt – 2 1/2 Uhr, da ich dieses schreibe . . . schlägt mein Puls 88. Kurz, es ist eine sonderbare Krankheit, die gerade solang währen wird, bis sie ausgerichtet hat, was der Herr will.« (GM 22.(27.)9.50).

In dieser Zeit wurde Gundert von dem bekannten Missionar der Leipziger Mission, Dr. Karl Graul (1814–1864), besucht (vgl. Arno Lehmann, *Ein deutscher Dravidologe des 19. Jahrhunderts*, Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe, Jg. 13, Heft 9/10, 1964). Mit der ihm eigenen Offenheit berichtete Gundert von dem Besuch und hielt dabei mit seinem Urteil nicht zurück: »Diesen Morgen kam Graul und Frau von Mangalore (gelaufen von Valarpattanam an), er wissenschäftelt mit mir herum, und ich hatte noch nichts zu sagen. Er will Chirakkal zu seinem Hauptquartier machen, Thalassery [und] Anjarakandy von hier aus mitnehmen, dann Kozhikode und hills [Nilagiri] und Tranquebar. Er ist nichts von einer überwiegenden Persönlichkeit – sein Herz auch nicht leicht zu entdecken. Sie zutraulich

mit den Frauen.« (GM 16.3.50). Nach dem Besuch schrieb Gundert: »Am 16. kam Dr. Graul mit seiner Frau hier an und blieb zehn Tage bei mir, namentlich um sich über Land und Leute zu erkundigen. Er ist übrigens ein kurioser Reisender, eine Art Stubengelehrter, der nichts sieht und wenig hört und den größten Teil seiner Reise mit Schreiben zubringt.« (GM 4.4.50). Die unterschiedlichen Auffassungen – vor allem in der Kastenfrage – zwischen West- und Ostküste, zwischen Baslern und Lutheranern gehen in die Anfänge zurück (s. unten »Dr. Karl Graul«).

Sprachwissenschaftler auf den Nilagiri

Von Anfang März bis Ende September 1851 zog sich Gundert auf die Nilagiri zurück. Bei diesem Aufenthalt in den Bergen besserte sich sein Befinden. Dort konnte er fast wieder wie früher arbeiten und auch seine angelegten Notizen (s. Abbildung; AB) verwerten. Auf diese Arbeiten wird in den folgenden Kapiteln eingegangen.
Auf den Nilagiri traf Gundert mit Caldwell (1814–1891) zusammen, den er sehr schätzte und mit dem ihn eine lebenslange – linguistische – Freundschaft verband. Robert Caldwell wuchs in Glasgow und Dublin auf, studierte in Glasgow und ging als Missionar nach Südindien, wo er am 8. Juli 1838 in Madras – zwei Jahre nach Gundert – ankam. Dort lernte er John Anderson kennen (s. unten »John Anderson«), schloß sich 1841 der Englischen Kirche an und arbeitete fünfzehn Jahre als Missionar im Distrikt Tirunelveli. In kurzer Zeit besuchte er alle Missionsstationen des Distrikts und ließ sich in Edengudi nieder. 1877 wurde er Bischof von Tirunelveli.
Caldwell gab 1849 in Madras das Werk *Tinnevelli Shanars* heraus (2. Auflage, London 1850). Die Regierung von Madras veröffentlichte 1881 Caldwells Werk *»Records of the Early History of the Tinnevelly Mission of the Society for Promoting Christian Knowledge and the Society for the Propagation of the Gospel«*. Altershalber legte er 1891 sein Bischofsamt nieder und zog nach Kodaikanal, wo er im selben Jahr am 28. August starb. Er wurde am Tag darauf unter dem Altar der Kirche von Edengudi bestattet.
Caldwells Bedeutung lag jedoch auch auf sprachwissenschaftlichem Gebiet. Er sammelte alles, was er an dravidischem Sprachmaterial finden konnte, revidierte in Verbindung mit der Bibelgesellschaft in Madras die Tamilbibel und brachte 1856 in London seine vergleichende Grammatik der dravidischen Sprachen mit dem Titel *Comparative Grammar of the Dravidian or South Indian Family of Languages* heraus. Zu dieser Grammatik schrieb Gundert einen langen kritischen Kommentar an Caldwell, der viele Vorschläge in die zweite Auflage seiner Grammatik einarbeitete (1875). Die Seiten sieben bis zehn von Gunderts Anmerkungen zu »Caldwell's Comparative Grammar of the Dravidian Languages« sollen einen Einblick gewähren, wie systematisch und komplex Gundert grammatikalische Fragen behandelte:

Caldwell's Comparative
Grammar of the Dravidian
languages
p. 1. "Tamil the representative lan-
guage of the family" in proof
of which the name തമിഴ might
be shown to be identical with
Dravida. The Malayal. versions of
the Purāṇas mention repeatedly
the Dramiḷas (= Draviḍas). ḍ
& ḷ interchangeable as in Vedic
ഈളേ = ഈഡേ. And ള = ഴ as
in ഈഴം from സിംഹളം. Damiḷo
the Pali form of Dramiḷa

p. 4. Tamil called Malabar by the
Portuguese, because coming from
the Western coast they found the
language of the Paravas etc nearly
identical with that spoken in Ma-
labar. They always distinguish from
it the Badagas or Telugus as the ruling class,
introduced by the Rayers (& mak-
ing ~~interruptions~~ in South Travan-
core)

Caldwells Vergleichende Grammatik der dravidischen Sprachen.

S. 1. »Tamil die repräsentative Sprache der Familie« – als Beweis dafür könnte der Name *Tamil* als identisch mit *Dravida* aufgezeigt werden. Die Malayalam-Fassungen der Puranas erwähnen wiederholt die *Dramiḷas* (= *Draviḍas*). [Zerebrales] *ḍ* und *ḷ* sind austauschbar wie im Vedischen *īle* = *īde*. Und [Tamil] *ḷ* = *ḻ* wie in *īḻama* von *sīhaḷam*. *Damiḷo* [ist] die Pali-Form von Dramiḷa.
S. 4. *Tamil* wird von den Portugiesen *Malabar* genannt, weil sie, als sie von der Westküste kamen, feststellten, daß die Sprache der *Paravas* beinahe identisch ist mit der, die in Malabar gesprochen wird. Sie unterscheiden davon immer die Badagas und Telugus als herrschende Klasse, eingeführt durch die Rayer (und indem sie in Südtravankor einfielen) . . .

p. 44. 4) nanikka – a sad mistake, arising
probably from the fault of a Copyist,
but repeated several times in the book.
It is ninakk^u or niṇakk^u
– 6) oka Tel. from the Tam. & Mal. root
o – infin. ocka "to agree, to be one". This root
appears in another shape in the Numeral
"on" or "oru." Scyth. kir I take to be uncon-
nected with this radical
p. 50. māRu from maRu, but this certainly
connected with ברד, בהר, בחר
– Chald lēth different from Tel. lēdu, this
= ila-du (i + a = ē), the other composed with
"it" is.
p. 56. The alteration of "Sanscr. derivatives"
hardly to be ascribed to intense nationa-
lism or jealousy of Brahminical influ-
ence. The 2 instances adduced resolve
themselves into cases with initial li-
quids, which appear to have the power
of dissolving ō into u + a, ā into a + a
(as on the other hand Telugu changes
i + a into ē, f.i. lēdu: & u + a into ō
f.i. lō = uḷa). "Iravu" night I take to
be original Tamil & Mal., the root ir, iru
as in iruḷ (darkness) – the formative
avu, or ā, as in vinā & other nouns;

S. 44.4) *nanikka* – ein arger Fehler, der wahrscheinlich durch das Versehen eines Abschreibers entstanden ist, jedoch verschiedene Male in diesem Buch wiederholt wird. Es ist *ninakk^u* oder *niṇakk^u*.
– 6) *oka* Telugu von der Tamil- und Malayalam-Wurzel *o* – Infinitiv *ocka*, »zustimmen, eins sein«. Diese Wurzel erscheint in anderer Form in dem Numerale *on* oder *oru*. Skythisch *kir* halte ich nicht für verwandt mit dieser Wurzel.
S. 50. *māRu* von *maRu*, aber dies sicher verwandt mit *brd, bhr, bḥr*.
– Chaldäisch *lēth* ist verschieden von Telugu *lēdu;* dies ist gleich *ila-du (i+a = ē)*, das andere ist zusammengesetzt mit »es«.
S. 56. Die Veränderung der »Sanskrit-Derivativa« kann dem starken Nationalismus oder der Eifersucht des brahmanischen Einflusses kaum zugeschrieben werden. Die zwei angeführten Beispiele lösen sich auf in Fälle mit anlautenden Liquidae, die anscheinend die Kraft haben, *ō* in *u+a*, *ā* in *a+a* aufzulösen (wie andererseits das Telugu *i+a* in *ē* – z.B. *lēdu* – und *u+a* in *ō*, z.B. *lō* = *uḷa* verändert). *Iravu*, »Nacht«, halte ich für ursprünglich Tamil und Malayalam – die Wurzel *ir, iru* wie in *iruḷ*, »Dunkelheit« – die Ableitung *avu* oder *ā* wie in *vinā* und anderen Substantiven;

ratri appears therefore Dravidian
(the real Sanscr. niś-nact)
57. tatsama, tadbhava I would render
"the same with it" "arising from it"
– b.) kam I take to be = kammu
& would refer to Prakrit changes
eliminating the r (as in kattiri
scissors, kātten = karttā). The
real Tamil Tadbh. is kanmam
p. 59, line 4. The old Mal character is still
used with slight variations by the
Musulman colonists
p. 61. why should sōṛa not be written
Chōṛa (see notes to ca p. 105)
An old Mal. word in Herodotus 3,III is
καρφεα for cinnamon* (Mal കരുപ്പ & കരുവ, whence carpūra camphor)
p. 62. The Pāṇḍiya embassy to the
Western empire proves to my mind
that the Malabar coast was then
subject to those kings.
Κηροβοθρος Plin. Celebothras. In Mal
Kēḷan, Kēḷu are very common names,
corrupted from Kēraḷan. The
king's title was no doubt Kēraḷa
putra & Kēḷaputra (p. pronounced
b as now in Tam. & Mal)
*) ūṛal in M. sediment, hence camphor = sediment of cinnamon

ratri scheint deshalb Dravidisch zu sein (das eigentliche Sanskrit *niś-nact*).
57. *tatsama, tadbhava* würde ich mit »gleichbedeutend mit«, »daraus entstehend« wiedergeben.
– b) *kam* nehme ich für *kammu* und würde auf Veränderungen im Prakrit verweisen, die das *r* eliminieren (wie in *kattiri*, »Schere«, *katten* = *karttā*). Das eigentliche Tamil-Tadbhava ist *kanmam*.
S. 59, Zeile 4. Das alte Malayalam-Schriftzeichen ist bei den moslemischen Kolonisten mit leichten Änderungen noch im Gebrauch.
S. 61. Warum sollte *Sōṛa* nicht *Chōṛa* geschrieben werden (siehe die Anmerkungen zu *sa (ca)* S. 105)? Ein altes Malayalam-Wort in Herodot 3,III ist *karphea* für »Zimt«, Malayalam *karuppa* und *karuva*, wovon *karpūra*, »Kampfer«, *ūṛal* in Malayalam »Sediment«, daher Kampfer = Sediment von Zimt.
S. 62. Der politische Einfluß der Pandian auf das westliche Reich ist nach meinem Dafürhalten ein Beweis, daß die Malabar-Küste damals jenen Königen untertan war.
kerobodros Plinius »Celebothras«. In Malayalam sind *kēḷan, kēḷu* ganz übliche Namen, verdorben aus *kēraḷan*. Zweifellos war der Königstitel *kēraḷa putra* und *kēḷaputra* (*p* wie *b* gesprochen, wie jetzt im Tamil und Malayalam).

– κοττιαρα rather from kōṭṭei fort which compounded with āRu would in Mal. sound like kōṭṭyāRu
– "dialectic peculiarities of Mal": I would never found upon terminations preserved by Greeks, as they cared little to reproduce the original sounds (compare καρουρα
63 Αρκατου probably heard by foreigners in the oblique case "kāṭṭu". I believe simple ḍ they would have rendered by ρ, as p. 65. κωρυ is probably kōḍu or cōḍi "corner"
"Coromandel" I take to be derived from Chōramaṇḍalam. "Compounds of indigenous Drav. words like Chōḷam & Sanscr. words" are hardly inadmissible if the instance adduced a few lines after (Tondamandalam) be considered. The first Portuguese (Barros, Barbosa, Castanheda etc) write Choramundel, which they say stretches from the end of the kingdom of Coulaõ (Quilon) to the Udigirmale in the kingdom of Uria. C instead of Ch is a later corruption

– *kottiara* eher von *kōṭṭei*, »Fort«, das, mit *āR*^{u} zusammengestellt, in Malayalam wie *kōttyāR*^{u} lauten würde.
– »mundartliche Besonderheiten des Malayalam«. Ich würde mich nie auf Endungen stützen, die von den Griechen beibehalten wurden, da sie sich wenig darum kümmerten, die originalen Laute wiederzugeben (vergleiche *karoura*).
63 *Arkatou* wahrscheinlich von Ausländern als obliquer Kasus *kāṭṭu* gehört. Ich halte dafür, daß sie einfaches *ḍ* durch *r* wiedergegeben hätten, wie S. 65 *kōru* wahrscheinlich *kōḍu* oder *cōḍi*, »Ecke«, ist.
»Coromandel« halte ich für abgeleitet von *Chōramaṇḍalam*. »Zusammensetzungen von ursprünglichen Dravida-Wörtern wie *chōḷam* und Sanskrit-Wörter« sind nie zulässig, wenn das ein paar Zeilen nachher angeführte Beispiel *(Tondamandalam)* bedacht wird. Die ersten Portugiesen (Barros, Barbosa, Castanheda usw.) schreiben *Choramundel*, von dem sie sagen, daß es vom Ende des Königreichs *Coulaõ (Quilon)* bis nach *Udigirmale* im Königreich *Uria* reiche. *C* anstatt *Ch* ist eine spätere Verderbnis.

p. 65. "Cerobothras" compare note 62.
Latin C certainly = Indian K
p. 71,1. write Dandak-āranya as also p. 81.
p. 72. Is "ten" sweet? I take tēn honey
to be = tī-y-an "sweetness". But the
Cocoanut rather = Southern tree,
as tradition derives it from Ceylon.
p. 75 "wearing the hair long" is still
the custom of Mal. mountaineers &
other aboriginal castes. There are
good representations of Tivar &
other Mal. castes in ancient voyages,
& they appear invariably with the
long hair.
p. 77. The 18 Royal families of Malabar
are mostly Ariyanized Sudras.
But five of them are stated to be
Kshatriyas, f.i. the 2 families of
Kodungalur (Kranganore) & Kochi

S. 65. »Cerobothras« vergleiche Anmerkung 62. Lateinisches *C* sicher = indisches *K*.
S. 71,1. Schreibe *Daṇḍakāraṇya* wie auch Seite 81.
S. 72. Ist *ten* »süß«? Ich halte *tēn*, »Honig« für = *tī-y-an*, »Süßigkeit«. Aber die Kokosnuß eher = südlicher Baum, wie es die Überlieferung von Ceylon herleitet.
S. 75 »das Haar lang tragen« ist immer noch die Gewohnheit der Malayalam-Bergbevölkerung und anderer Ureinwohner-Kasten. Es gibt gute Vertreter der *Tivar* und anderer Malayalam-Kasten in alten Reiseberichten, und sie erscheinen ausnahmslos mit langem Haar.
S. 77. Die 18 königlichen Familien Malabars sind meist arianisierte Sudras. Aber fünf davon werden als Kshatrias bezeichnet, z.B. die zwei Familien von *Kodungalur (Kranganore)* und *Kochi*.

Caldwell bedankte sich in der Einleitung zur zweiten Auflage seiner vergleichenden Grammatik (London 1875) bei Gundert: »Es war immer mein Bestreben, soweit wie möglich dravidische Formen mit den Mitteln der dravidischen Sprachen zu erklären. Besonders auf diesem Gebiet, denke ich, wird in der zweiten Auflage ein ziemlich großer Fortschritt festzustellen sein im Vergleich zur ersten Auflage – daher bin ich Dr. Gundert für seine Hilfe und Vorschläge zu großem Dank verpflichtet.« (VIII).

Zu George Uglow Pope (1820–1908), der zu der Zeit auch auf den Nilagiri weilte, bekam Gundert keine so enge Beziehung wie mit Caldwell. Dennoch hatte Gundert immer wieder mit Pope und dessen literarischen Werken zu tun. Pope entschloß sich mit vierzehn Jahren, Missionar in Indien zu werden. Fünf Jahre später landete er in Madras und wurde 1843 in der Englischen Kirche ordiniert. Er wirkte zunächst zehn Jahre lang als Missionar in Tirunelveli, verbrachte einen längeren Urlaub in England und arbeitete wieder zehn Jahre in Than-

javur. Er gründete eine Schule in Ootacamund und wirkte ab 1870 in Bangalore. Er verließ Indien im Jahr 1880 und wurde Lehrer für Tamil und Telugu an der Universität Oxford. Pope war ein ausgezeichneter Kenner des Tamil. Bereits 1842 veröffentlichte er seinen *First Catechism of Tamil Grammar* (2. Auflage 1895). Unter seinen bahnbrechenden Tamil-Werken ragen seine kritischen Ausgaben von Tiruvalluvars *Tirukkural* (1886), dem fast ebenso bekannten *Naladiyar* (1893) und von Manikkavasagars *Tiruvasagam* heraus. (Vgl. unten »Die Schulbuchfrage«).

Die Gesundheit stellt sich ein

Mit neuer Hoffnung für seine völlige Genesung reiste Gundert Ende September 1851 wieder an die Küste. Zwar war seine Stimme noch nicht wieder hergestellt, aber sie begann sich langsam zu erholen. Bei der abschließenden Sitzung der Liturgie-Kommission in Mangalore im März 1852 fühlte er sich zum erstenmal wieder von innen heraus gesund und beschrieb, was er empfand und zur Heilung unternahm: »Mit meiner Gesundheit hat es einen weiteren Schritt zur Besserung getan. Mein Arzt hat etliche Instrumente erfunden oder doch vervollkommnet, um damit wöchentlich einmal eine Auflösung von Höllenstein in die Luftröhre zu bringen; ich spüre mich zusehends – auch hörbar – besser unter dieser Behandlung. Während mir die Sitzungen bei der Visitation im Januar und auf der Distriktskonferenz im Februar noch merklich zusetzten, habe ich im März mich ohne Beschwerde den Arbeiten der Liturgie-Kommission unterzogen.« (GM 3.4.52).
Zur Besserung trug Gundert selbst viel bei. Er informierte sich über neue Heilmethoden und wandte sie auch an: »Was mir besonders genützt, ist – außer dem fortwährend unterhaltenen Haarseil am Hals – die Einführung einer Lösung von Höllenstein in die Luftröhre mittels eines Schwamms an krummem Stiel. . . Es wird mir wöchentlich einmal getan, und die Folgen sind ganz unverkennbar. In Amerika ist diese Behandlung, glaube ich, zuerst erfunden worden. Ich hörte davon in Kotagiri und ruhte nicht, bis ich jemand fand, der es mit mir probierte. Ich kann nun ordentliche Lektionen geben und spüre an gewöhnlichen Tagen gar nichts mehr, das im Wege stünde.« (GM 2.5.52).

Sogar an einer Diskussion in Thalassery konnte Gundert wieder aktiv teilnehmen: »Dort hatten wir Sitzung zur Übersetzungsrevision und beendigten in drei Tagen die . . . paulinischen Briefe. Ich hatte mich etwas auf das Sitzen und Disputieren gefürchtet, weil mich der Monsun etwas angegriffen hatte. Dagegen legte Gott auf Gebet (unter Benützung von Kohlenstaub) solchen Segen, daß mich die Tage nur gar nichts kosteten und ich fast frischer zurückkehrte als ich ging – auch seither sind die Fortschritte nicht unterbrochen worden.« (GM 6.8.52).
Mit dem Predigen allerdings war er noch vorsichtig: »Während Br. Hebichs Abwesenheit in Palakkad (9. August bis 3. September) konnte ich etliche Male einen Teil des englischen Gottesdienstes übernehmen. Damals machte ich auch einen Besuch in Anjarakandy, wo ich mich der Gemeinde etwas mehr als früher widmen konnte.« (GM 2.9.52).
Unter den vielen Besuchern waren immer wieder indische Persönlichkeiten, die er schätzte. Freude bereitete ihm die Begegnung mit dem alten Nayer Warier: »Letzthin wurde ich von einem einundachtzigjährigen Nayer (Warier von Payenur) besucht, einst ein berühmter Held, jetzt nur noch Sänger von alten Schlachtliedern. Dieser Mann hat 1788 mit anderen Nayern gegen die alles beschneiden wollenden Knechte Tippus die Waffen ergriffen und führte mit ihnen den Guerillakrieg in den Jungles (Dshangals) unseres Landes, bis die Engländer die Provinz eroberten. Er ist ungemein froh an dem Frieden, den die Weißen gebracht haben, denn er hat in der Kriegszeit schauerliche Sachen erlebt und klagt nur über das Salz- und Tabakmonopol. Es war schwer, ihm zu predigen, so alt und versteinert – doch schien er sich endlich zu interessieren und versprach, beten zu wollen um Erleuchtung. Er läuft noch acht Stunden des Tags ohne Mühe und ist so unbekümmert wie ein Jüngling.» (GM 2.7.52).
Selbst den Konfirmandenunterricht konnte Gundert wieder aufnehmen: »Im Lauf des Monats habe ich auch Konfirmationsunterricht mit zehn Mädchen angefangen und hoffe, der Herr werde es mir möglich machen, damit regelmäßig fortzufahren. Es sind liebe Seelen darunter.« (GM 6.8.52). Im folgenden Jahr berichtete er: »Am 8. [Mai 1853] konfirmierte ich von zehn Konfirmanden, die ich zehn Monate lang unterrichtet hatte, sieben, wel-

che, wie ich hoffe, wirklich des Herrn sind.« (GM 20.5.53). Während des Unterrichts übersetzte und verbesserte er den Zellerschen Katechismus bzw. das Württembergische Konfirmandenbüchlein und gab 1853 »Göttliche Antworten auf menschliche Fragen« (s. Abbildung) neu heraus.
Gerne schrieb er an seine beiden Ältesten, Hermann und Samuel, in Stuttgart, die inzwischen auch das Konfirmandenalter erreicht hatten. Ihnen teilte er im Oktober 1854 beiläufig mit, daß in Indien Briefmarken eingeführt worden wären: »Hiermit auch Postmarken (seit 1. Oktober [1854] hier eingeführt).» (GM 16.10.54). In Cannanore war Gundert so bekannt, daß seine Anschrift für die Freunde in Europa sehr einfach war. Seinen Söhnen empfahl er: »Auf eure Adressen schreibt nie Chirakkal, sondern eben Cannanore. Ich bin nämlich ein ganz bekannter Mann, müßt ihr wissen, indem es wenig Weiße hier gibt, die nun schon volle fünf Jahre mit dem hiesigen Postamt verkehren. Rev. H. Gundert, Cannanore, Bombay tut's ganz prächtig, ohne alle weiteren Zutaten.» (Ebd.).

Literarischer Höhepunkt

Sein sprachliches Schaffen erreichte in diesen Jahren einen Höhepunkt. Anfang Februar 1851 war die Genehmigung zur Übersetzung des Alten und Neuen Testaments gekommen, aber erst auf den Nilagiri nahm Gundert das Werk in Angriff. Zunächst übersetzte er die neutestamentlichen Briefe. Bald schon kam es zu Gesprächen mit Vertretern der englischen Bibelkommission: »Mit Winslow sprach ich über Bibelübersetzung. . . Er sagte mir, daß unser Malayalam-Revisions-Komitee nicht zustande käme wegen der Abneigung, die Bailey und Thompson gegeneinander hätten.« (GM 8.5.51).
Gundert wurde wieder voll Schaffensmut – er schrieb seiner Frau und bat sie, ihm seine schriftlichen Unterlagen und Vorarbeiten zu schicken. »Ich möchte:
1. Papier. . .
2. Schriften: a) eine Kerala Utpatti auf Palmblättern . . . meine gedruckte Ausgabe der Kerala Utpatti (mit vielen Ergänzungen darin) – laß Jakob fragen, ob er das Ramacaritam für mich bekommt. . . b) von meinen eigenen Aufschrieben, hauptsächlich zwei Hefte, 1846 in Stuttgart auf bläuliches Papier geschrieben, alles über die Geschichte Malabars während der portugiesischen Zeit; die Extrakte sind in Deutsch, kaum leserlich für andere, aber Portugiesisch, Italienisch usw. ist auch eingestreut. Die Hefte sind nicht auf einmal gemacht, sondern entsprechend meiner Gewohnheit wurde immer wieder Papier dazugenäht, jedoch ist alles das gleiche Papier. Die Zeit, von der sie handeln, ist hauptsächlich 1500–1600 (usw.). . . Ein drittes Notizbuch, das ich weniger brauche, ist eins von Flora mit einer bunten Außenseite, Floras Schreiben auf der einen Seite und auf der anderen Arabisch, Portugiesisch usw., von mir geschrieben.
3. Musik: Layritz, Deutsche Kirchenmelodien (ich spielte sie oft beim Singunterricht – Missy findet das Buch, es ist nicht groß) – dann Judas Makkabäus, ein großes Buch, von mir geschrieben – Paulus von Mendelssohn, sehr neu, nicht ganz gebunden – ein kleines Notizbuch, von mir als Junge geschrieben – und mein Malayalam-Liederbuch mit Notizen. – Dies ist alles, was ich weiß.
4. Bücher: das Saturakarrati [»Vierfaches Abc«; die Schreibweise variiert, vgl. unten »Joseph Beschi«] in Tamil mit zahlreichen Ergänzungen in meiner Handschrift, es ist ein Tamil-Lexikon, aber *alles* Tamil – und, wenn es nicht zu schwer ist, mein Malayalam-Wörterbuch von Bailey.« (GM 19.4.51). Diese Liste zeigt wieder Gunderts vielseitige Interessen.
Um dieselbe Zeit wurde seine Malayalam-Grammatik in Thalassery gedruckt. Diesen Druck verfolgte er sorgfältig. Auch seine anderen Werke, die er in Bearbeitung hatte, vergaß er nicht. An Friedrich Müller schrieb er: »Die Leidensgeschichte will ich Mögling mitgeben, vielleicht auch die Korinther Briefe. Von ihm will ich mir das Christa Mahatmyam geben lassen. Ich glaube, er nahm es mit herauf.« (GM 30.4.51). Wenig später schrieb er an seine Frau: »Auf dem Weg traf ich Bühler, der mir Deine Briefe gab. Schicke mir bitte keine Kerala Utpatti vom Raja [»König« in Chirakkal]; ich kann sie nicht gebrauchen. Aber ein anderes Werk solltest Du mir durch Banghy [»Träger«] schicken – ein Sanskrit-Traktat, nicht sehr groß, Christa Mahatmyam genannt.« (GM 8.5.51). Seine Frau hatte einige Mühe, die Kerala Utpatti zu finden. Kurz bevor er von Ketti nach Kotagiri umzog, schrieb er an sie: »Ich bin froh, daß die Kerala Utpatti gefunden ist. Ich hatte gedacht, sie wäre leicht zu finden, weil der Name auf dem

മനുഷ്യചോദ്യങ്ങൾക്കു

ദൈവം

കല്പിച്ച ഉത്തരങ്ങൾ

Gottes Antworten auf

= Malayalam

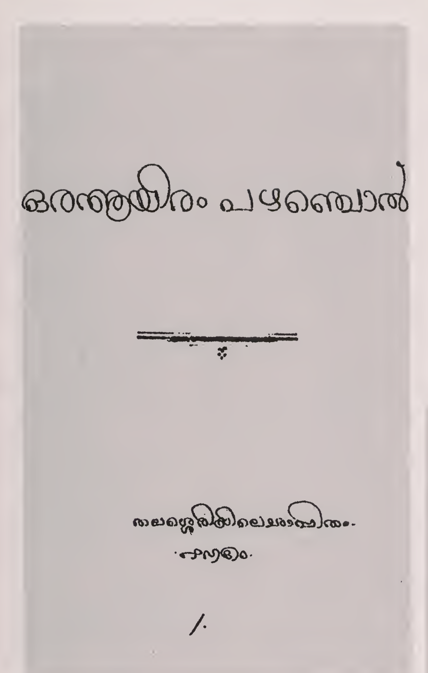
തലശ്ശെരിയിലെ ശിലാഛിദ്രം
൧൮൪൭

/.

äußeren Papier geschrieben ist. Schicke sie nicht, außer ich frage danach.« (GM 17.5.51).

Umgestaltete Literatur

In seiner stummen Zeit sammelte Gundert wieder systematisch Auszüge aus Malayalam-Werken, um sie für seine christliche Literatur zu verwenden. Er versuchte, das neue, christliche Gedankengut in der Sprache Malabars auszudrücken. Dieses Material floß später ins Wörterbuch mit ein. Folgerichtig ergab sich daraus die intensive Beschäftigung mit den ihm greifbaren Malayalam-Werken. Er schrieb: »Ich habe angefangen, eine Anzahl malayalischer Werke, welche ich früher bloß wegen der Ausbeute für Sprachlehre und Wortschatz gelesen hatte, wieder vorzunehmen, um Auszüge zu sammeln, welche für künftige Traktate das Material liefern sollen. Ich habe hierbei weniger die Mythologie im Auge als die allgemein akzeptierten, unter sich oft so widersprechenden Grundzüge der indischen Moral. Solche Zutat, welche in den besten Fällen nur den Ausspruch des göttlichen Gesetzes schwächer widerhallt, kann freilich das Evangelium um nichts deutlicher oder annehmbarer machen. Aber es steht bei uns noch so, daß die Leute gerade für das geistlich Gediegenste keinen Sinn haben – sie nehmen wohl rein christliche Bücher an, aber nur wenige lesen sie. Was dagegen mit Schnitten aus ihren Lieblingsschriften gespickt ist, geht leichter hinunter und hilft allmählich, die Aufmerksamkeit auf unsere christliche Literatur [zu] ziehen.« (GM 2.7.52).
Diese Prinzipien wandte er bei verschiedenen Traktaten an. Das Buch »Die Herrlichkeit Christi« oder *Christa Mahatmyam,* ein Sanskritwerk von John Muir (1810–1882), übersetzte Gundert zunächst auszugsweise in drei Teilen und gab dann eine Gesamtausgabe in Malayalam heraus. Muir war 1829 in den Diensten der Ostindischen Kompanie nach Calcutta gekommen. Er bekleidete mehrere Posten in verschiedenen Städten der Gangesebene. Seine meist in Sanskrit geschriebenen Werke richteten sich hauptsächlich an indische Leser. Sein erstes Werk *Matapariksha* erschien 1839 in Calcutta und richtete sich gegen den Hinduismus. Muir selbst revidierte das Werk in den Jahren 1852–54 und schrieb, angeregt von Mill (vgl. unten »Der erste Bibeltraktat«), sein in diesem Zusammenhang bemerkenswertestes Werk, das Christa Mahatmyam. Gundert befaßte sich länger mit dem Werk und schrieb verschiedentlich darüber und über dessen Malayalam-Übersetzung: »Über Muirs Frage will ich mich noch besinnen. Ich habe etwas geblättert und finde die Sprache für mich anziehender als Yates' Sanskrit. Es scheint mir gar nicht untunlich, etwas derartiges in Malayalam-Lettern zu drucken. Zum Rezensieren übrigens bin ich der Mann nicht.« (GM 19.4.50).
Auf welche Weise er Muirs Werk bearbeitete, beschrieb Gundert eingehender: »Das Leben Jesu, von Muir in Sanskrit-Versen geschrieben (Christa Mahatmyam), habe ich im Einverständnis mit den Thalassery-Brüdern so zu bearbeiten angefangen, daß das Sanskrit verkürzt, eine freie Malayalam-Übersetzung beigefügt und das Büchlein in drei Traktaten verteilt wird. Hiervon ist der erste, der eine alttestamentliche Einleitung, Jesu Geburt und seine Werke im Auszug enthält, beinah zum Druck bereit. Der zweite wird in einem Kapitel eine Zusammenfassung von Christi wichtigsten Reden enthalten. Der dritte bringt die Passion und den Schluß mit dem Gebet eines nach Wahrheit und Gerechtigkeit dürstenden Heiden.« (GM 23.6.51).
Die Kosten für den Druck wollte Herr Walker übernehmen.
Eine andere Schrift übersetzte Gundert zur selben Zeit: *Vajra-suchi*, »Diamant-Nadel« oder »The Diamond Needle«, über die er schrieb: »Ehe ich diese Arbeit übernahm, habe ich nach dem Wunsch von Herrn Walker, einem alten Freund der Mission, einen Sanskrit-Traktat über Kaste (genannt Vajrasuchi) mit einer Malayalam-Übersetzung und einem Anhang zum Druck geschickt. Herr Walker ist bereit, für den Druck einiger anderer Sanskrit-Traktate, entweder ganz oder im Auszug oder mit Malayalam-Übersetzung, die Lithographierkosten zu bezahlen.« (GM 31.3.51).
Ein Vierteljahr später kam Gundert noch einmal auf das Werk zu sprechen, sagte etwas zu seinem Ursprung und seiner Beliebtheit: »Meine Arbeit war im Januar die Ausfertigung des Vajrasuchi (der Diamantnadel), eines buddhistischen Traktats gegen die Kaste, der in Bengalen verbreitet und nützlich gefunden worden war. Ein Freund unserer Mission, Herr Richter Walker, erbot sich, den Druck dieses sowie anderer Sanskrit-Traktate mit Malayalam-Übersetzungen zu bestreiten. Daher wir mit jenem kleinen Werk, dem ein christlicher Appendix angehängt wurde, den ersten Versuch



machten. Br. Fr. Müller schreibt, das Büchlein werde gern genommen.« (GM 23.6.51).
In diese Zeit fiel auch Gunderts Neubearbeitung der Sprichwörter. Auf Illikunnu hatte Gundert 1844 *Fünfhundert Sprichwörter* verfaßt und zum Druck vorbereitet. 1850 erschien dann *Orayiram pazhancol*, »Eintausend Sprichwörter« (s. Abbildungen). Diese Sprichwortsammlungen Gunderts wurden bis in unser Jahrhundert hinein nachgedruckt.
Ein weithin beachtetes Werk Gunderts war seine Malayalam-Bearbeitung von Nala, einer Episode aus dem Mahabharata. Er schrieb: »Ferner verfaßte ich ein Traktat über die Geschichte des Königs Nala, ein sehr geschätztes Gedicht sittlicheren Inhalts als die meisten, welche hierzulande kurrent [geläufig] sind. Der Traktat besteht aus Unterredungen eines Christen mit einem Heiden, worin letzterem die moralischen und religiösen Blößen des Gedichts aufgedeckt, andererseits aber die Anklänge von ewigen Wahrheiten, welche sich darin finden, hervorgehoben und zum Übergehen auf Schriftlehren benützt werden. Ich hoffe, daß die vielen Zitationen als Lockmittel dienen werden, denn Verse, ob der Inhalt gelobt oder getadelt werde, gefallen einmal wegen des Wohlklangs. Dieser Traktat hat bei den Brüdern zirkuliert und liegt nun zum Druck bereit.« (GM 8.10.51).
Gundert übersetzte die Nala-Geschichte ins Deutsche und schickte sein Manuskript nach Basel, wo es im Missions-Magazin veröffentlicht wurde (s. unten »Nala charita saram«), und ging dabei auch kurz auf die Besonderheit des Reims ein: »Mögling hat Dir meine Übersetzung des ersten Teils vom

Tellicherry Mission Press
1850

Nala-Traktat geschickt. Mit meinem Report ließ ich noch ein Exzerpt aus Malayalam-Sachen laufen. Du wirst mir seinerzeit zu wissen tun, ob Du solche Dinge brauchen kannst, dann werde ich gern ein weiteres Dritteil des Nala übersetzen oder Auszüge liefern, wenn Du mehr damit anzufangen vermagst. Ich will zu den Versen noch die Bemerkung machen, daß der Reim vorne steht, etwa in der Weise:
*Sicht*bar wurde da die Lust, hinter ihr der Zorn,
Nicht zu sättigender Geiz etc. (siehe meine erste Zitation).
Solches nachzubilden, hätte mich Zeit gekostet und wäre erst geflickt gewesen, vielleicht kann es aber einer machen, dem es läuft. Ich spüre allemal, daß ich mich eben im Deutschen nicht bewegen kann, und das entleidet mir solche Arbeit, außer es kommt einer hinter mir her und hobelt glatt.« (GM 3.7.52).
Neben Nala wurden Gunderts Nayer-Geschichten bekannt, die er in den Jugendblättern veröffentlichte (s. unten »Aus dem Nayerleben«). Die Erzählungen über die Nayer geben einen guten Einblick in das Leben des alten Malabar. Damit hatte sich Gunderts früherer Wunsch, auch Malayalam-Schriften ins Deutsche zu übersetzen, doch noch teilweise erfüllt.

Die Malayalam-Grammatik

Gundert bearbeitete seine 1839 begonnene Grammatik aufs neue, vereinfachte sie und übersetzte sie ins Malayalam. Er schrieb: »In der Arbeit ist eine Malayalam-Grammatik in Malayalam als Auszug aus einer seit Jahren in Englisch abgefaßten, ausführlichen Grammatik der Sprache. Diese Arbeit wird auch für die Bibelrevision ihren Wert haben, sofern [da] alle Regeln und Beispiele darin aus einheimischen Schriftstellern geschöpft sind. Die bisher unter Europäern übliche Syntax beschränkte sich meist auf den abgehörten provinziellen Sprachgebrauch.« (GM 30.6.50). Für die Ausgabe der Grammatik in Thalassery machte Gundert teilweise konkrete Angaben, ließ aber Friedrich Müller, der den Druck besorgte, freie Hand bei der Herausgabe.
Offensichtlich wurde Gundert bei der Arbeit an der Grammatik oft unterbrochen. Darauf deuten seine Berichte über seine literarischen Arbeiten hin. Er schrieb: »Unter den neuen Schriften erwähne ich wiederum die Malayalam-Grammatik für den Gebrauch von Eingeborenen. Die kürzere Formenlehre habe ich schon vor einigen Monaten nach Thalassery gesandt. An der Syntax mache ich langsam weiter. Jene soll in mehreren Exemplaren gedruckt werden als letztere.« (GM 23.6.51). Ein Jahr später schrieb er: »Im Übersetzungsfach habe ich nur wenig getan. . . Sodann habe ich an der Malayalam-Grammatik den ersten Teil der Syntax (die Lehre vom Nomen) konzipiert.« (GM 2.7.52). Wieder ein halbes Jahr danach war die Syntax teilweise fertig: »Von neuen Schriften hat er [Gundert] nur den ersten Teil der Malayalam-Syntax für den Druck fertig gebracht.« (GM 31.12.52).
Die zweite Auflage dieser Grammatik, *Malayalabhashavyakaranam* – die erste vollständige –, revidierte Gundert von Calw aus, während Missionar Diez den Druck in Mangalore beaufsichtigte. Gundert schrieb nach Basel: »Diez wünscht in aller Eile mein Manuskript der Malayalam-Grammatik etc. zu einer neuen Auflage, damit sie nicht in den Schulen der Regierung etc. verdrängt werde. Nun schicke ich hiermit den ersten Teil [korrigiert] und bitte Dich, mit Herrn Braun zu Rate zu gehen und denselben schnell an Diez zu schicken. Der zweite Teil existiert bei mir in einer Kopie, die ich aber nicht gut hergeben kann. Nun wünschte ich ein anderes Exemplar, um ihn zu korrigieren und auch hinauszusenden. Derselbe geht von Seite 97 bis 176 . . . und findet sich gewiß in Basel unter den früheren Erzeugnissen der Thalassery-Presse. Vielleicht auch zusammengebunden mit dem ersten Teil. In diesem Fall bitte ich, ein Exemplar zu tranchieren [zerlegen] und mir den zweiten Teil zu schicken. – Der dritte Teil existiert bei mir im Manuskript, den muß ich halt senden, wie ich ihn habe; am liebsten tue ich es via Basel, weil hier die Post vernagelter ist als auf größeren Stationen. Am liebsten wäre mir, wenn der erste Teil sogleich an Diez oder Fritz (doch lieber den ersteren, obgleich der letztere von Diez mir genannt ist) abginge. Die zwei andern folgen dann, so gut es geht.« (GM 9.4.66). Die Grammatik erschien vollständig im Jahr 1868, belief sich auf 413 Seiten und wurde in Mangalore gedruckt (s. Abbildung).
Erst auf Anfrage erhielt Gundert ein Korrekturexemplar seiner Grammatik. Er schrieb an seinen Sohn Samuel: »Die Grammatik habe ich noch nie gedruckt gesehen, es wunderte mich, daß Diez mir es nicht zusandte, da ließe sich noch viel verbes-

A

GRAMMAR

OF THE

MALAYALAM LANGUAGE

BY THE

REV. H. GUNDERT, PH. D.

SECOND EDITION, COMPLETED

മലയാള

ഭാഷാവ്യാകരണം

൨ാം അച്ചടിപ്പു

MANGALORE
PRINTED BY PLEBST & STOLZ, BASEL MISSION PRESS
1868

sern.« (GM 26.10.68). Ob er je einen Korrekturabzug zu Gesicht bekommen hat, ist fraglich. Gundert schrieb Ende 1868 an seinen Sohn Friedrich in Mangalore: »Diez will mir die Grammatik schicken zu Beibemerkungen« (GM 21.12.68). Dies geschah auch: »Er [Diez] hat mir meine gedruckte Malayalam-Grammatik zur Durchsicht geschickt, was natürlich viel Zeit in Anspruch nimmt.« (GM 13.1.69). Gunderts Malayalam-Grammatik wurde zu einem bahnbrechenden Werk für die Malayalam-Sprache.

Als die Grammatik veröffentlicht war, regte sie andere an, ähnliches in ihren Sprachen zu versuchen. Das beste Beispiel dafür ist Missionar Kittel, der im kanaresischen Sprachgebiet arbeitete. Für das Abfassen von Büchern ließ sich Gundert eher vom objektiven als vom subjektiven Aspekt leiten. Einem Autor gegenüber äußerte er: »Ich meine auch, Geschichte und dergleichen sei fast angelegter als Erbauliches.« (GM 14.12.69).
Für Studenten und Schüler verfaßte Gundert eine weiter vereinfachte Version seiner Grammatik, den

»Katechismus der Malayalam-Grammatik« (First Catechism of Malayalam Grammar, *Vyakaranam codyottaram;* s. Abbildung; AB), den er selbst in einem Brief an seinen Sohn Samuel »die kleine Malayalam-Grammatik« nannte (GM 29.2.64). Diese Grammatik erschien 1860 und wurde dann dem Nachfolger Gunderts als Schulinspektor übergeben zu weiterer Bearbeitung für Schüler. Garthwaite revidierte die Grammatik mehrere Male und bereicherte sie durch englische Ergänzungen.

Bibelübersetzung

Wie die Grammatik, nahm Gundert während seiner »stummen Zeit« auch die Arbeit an der Bibelübersetzung wieder auf. Er hoffte noch immer, daß es zu einer Verständigung zwischen den Baslern und den Kirchlichen Übersetzern in Kottayam kommen würde. Dies geschah nicht. Von Kottayam aus wurde eine vollständige Bibelübersetzung publiziert. Aber für Gundert stellte sich die Forderung nach einer Malayalam-Übersetzung der Bibel direkt aus dem Urtext immer deutlicher. Einige dieser Überlegungen schilderte er: »Es sind von uns seit zwei Jahren Schritte getan worden, um eine Vereinbarung der malabarischen Missionare aus den drei Gesellschaften – zum Behuf der Revision unserer Bibelübersetzung – herbeizuführen. Wir haben darüber von Zeit zu Zeit berichtet. Wir konnten uns nicht verbergen, daß unser Anliegen etwas Prekäres hatte, zuerst durch die bekannte Ungeneigtheit des altverdienten Übersetzers, Herrn Bailey, mit anderen in gemeinschaftliche Arbeit zu treten, sodann durch die unverhehlte feindliche Stimmung, mit welcher die Quilon-Missionare auf den Plan eingingen, vielleicht mit der Aussicht, uns auch zur Deprimierung der Kottayam-Missionare zu brauchen. Was alles vorging, wissen wir nicht, im Mai dieses Jahres wurde endlich von Madras aus entschieden, keine Revision vorzunehmen, sondern nur ein Publication Committee niederzusetzen, das die Schrift vor dem Druck noch geschwind durchsehe, namentlich um die Orthographie etc. gleichförmig zu machen. Nach drei Monaten durch Bailey von diesem Beschluß benachrichtigt, wollten wir doch (wie auch Mögling riet) uns nicht selbstwillig entziehen – ich hatte im Namen unserer drei Stationen nach Kottayam zu notifizieren [benachrichtigen], daß ich beauftragt sei, für Nordmalabar an dieser Durchsicht teilzunehmen. Aber erst am 19. November erhielt ich darauf die Antwort, die Quilon-Missionare haben sich der Teilnahme an diesem Plan geweigert. Die Sache liege also: Bailey selbst kehre nach Europa zurück.« (GM 24.11.49). Gundert beschränkte sich nicht nur auf die Mitteilung der Sachlage, sondern machte entsprechend der Beratungen unter den Basler Missionaren in Indien konkrete Vorschläge. Nach seiner Feststellung, daß die von Bailey gefertigte Übersetzung des Alten Testaments aus dem englischen Text stammte, was jeden humanistisch geschulten Menschen aufs äußerste befremden mußte, wurden seine Vorschläge noch dringlicher. Gundert schrieb: »Unser, d.h. der Cannanore-Station Vorschlag ist nun der, könnten und sollten wir nicht mit Lithographieren von übersetzten Bibelteilen einen Anfang machen? – Wir stimmen dafür: Zuerst aus dem Grunde, weil voraussichtlich unter uns Missionaren der drei Stationen selbst Differenzen über die Art und Weise der Übersetzung stattfinden werden. Es ist viel besser, daß wir solche unter uns durchfechten und uns eines gemeinsam gewonnenen Bodens versichert machen, als daß wir auf künftige Dispute mit den südlichen Brüdern warten, um der Unterschiede unter uns selbst bewußt zu werden. Haben wir etliche Briefe und alttestamentliche Stücke gemeinschaftlich fertig, so können wir diese den Brüdern der zwei anderen Gesellschaften bieten als ein Müsterchen unserer Wünsche. Die Kosten kämen hierbei kaum in Anschlag. Aber falls auch unser Gedanke in seinem ganzen Umfang ausgeführt würde, nämlich

von den Episteln des Neuen Testaments,
von Hagiographen [poetischer Teil] und Propheten
des Alten Testaments

eine vollständige Übersetzung zustande zu bringen, durften wir nicht auf Mitwirkung der edlen Basler Bibelgesellschaft rechnen? Br. Mögling hatte Hoffnung, daß vielleicht durch Übernahme der Kosten des Tulu-Testaments von seiten der Madras Bibelgesellschaft sich um so mehr von Basel aus für unsere Malayalam-Bibel tun ließe. Ich bemerke hier nur, daß z.B. unser Altes Testament bloß aus dem englischen Text übersetzt ist. Wir bitten Sie, uns in dieser Sache mit Rat und Tat zu helfen.« (GM 24.11.49).

Gundert begann zu übersetzen: »Br. Gundert hat nach und nach vom Neuen Testament übersetzt: Die katholischen Briefe (ausgenommen 1. bis 3. Johan-

First Catechism
of
Malayalam Grammar

വ്യാകരണ
ചോദ്യോത്തരം.

~~ഒന്നാമത്~~

I അക്ഷരകാണ്ഡം.

ഒന്നാമത്
അക്ഷരവിവരം

1. മലയാളഭാഷയുടെ അക്ഷരങ്ങൾ
എത്രവിധമുള്ളവ ?
സ്വരങ്ങൾ ആകുന്ന ഉയിരുകൾ, വ്യ
ഞ്ജനങ്ങൾ ആകുന്ന മെയ്യുകൾ. ഇ
രണ്ടു വിധമുള്ളവ

2. സ്വരങ്ങൾ ആകുന്ന ഉയിരുകൾ
ഏവ ?
അ, ആ, ഇ, ഈ, ഉ, ഊ, ഋ, ൠ,
എ, ഏ, ഐ, ഒ, ഓ, ഔ, അം, അഃ
ഇവ പതിനാറും സ്വരങ്ങൾ തന്നെ
[~~ഋ, ൠ, ഈ രണ്ടും സംസ്കൃതത്തിൽ മാത്രം~~
~~[illegible]~~]

τὸ *ducet*, quod ſequitur, jam habet appoſitum *cum illo*.

¶ ἄξει) *ducet*, ſuave verbum. dicitur de viventibus.

¶ σὺν αὐτῷ, *cum illo*) quia cum illo conjuncti ſunt.

15 ὑμῖν) vobis, hoc noſſe dignis.

¶ λέγομεν ἐν λόγῳ κυρίου, *dicimus in verbo Domini*) Dominus, Chriſtus, nobis dixit; nos, vobis. conf. 1 Reg. XX. 35 בדבר יהוה ἐν λόγῳ κυρίου. Tales formulæ adhibentur in re, quæ nunc primum aperitur.

¶ ἡμεῖς, *nos*) Sua ætate ſic loquentes ſancti auxere ſubſequentium ætatum obligationem exſpectandi Dominum. τὸ *nos* mox declaratur per verbum ſubſequens, *viventes*, & ulterius, *ſuperſtites*.

¶ οἱ ζῶντες οἱ περιλειπόμενοι, *viventes ſuperſtites*) Sic quoque v. 17. Eſt hoc inſtar appoſitionis. *viventes*, antitheton ad *dormientes*. Simul innuitur paucitas viventium, ad multitudinem mortuorum; item, dormientium conditio bona, quo viventes deſiderent aggregari. Homines omnium ætatum conjunctim unum quiddam repræſentant: fideleſque jam olim exſpectantes, habenteſque ſe loco illorum, qui victuri ſunt in adventu Domini, pro eorum perſona locuti ſunt. *Viventes*, & *qui ſuperſunt ad adventum Domini*, ſunt iidem: & hi pronomine *nos* denotantur. Vnaquæque generatio, quæ hoc vel illo tempore vivit, occupat illo vitæ ſuæ tempore locum eorum, qui tempore adventus Domini victuri ſunt. Sic τὸ *nos* hîc ponitur, ut alias nomina *Cajus* & *Titius*: idque eo commodius, quia fidelibus illius ætatis amplum temporis ſpatium uſque ad finem mundi nondum diſtincte ſcire licuit. Tempus præſens in utroque participio eſt præſens pro ipſo adventu Domini, uti Act. X. 42, & paſſim. Neque eo aſſeruit Paulus, tam propinquum eſſe diem Chriſti. vid. 2 Theſſ. II. 2 ſ. Similis locutio, Rom. XIII. 11. 1 Cor. XV. 51. Iac. V. 9. 1 Petr. IV. 5. Matth. XXIV. 42 not.

¶ τοῦ κυρίου, *Domini*) Ieſu Chriſti.

¶ οὐ μὴ φθάσωμεν, *non præveniemus*) Suaviter contradicit timori ſuperſtitum de defunctis, nec majorem ſui, quam dormientium, commodi rationem ducit.

16 αὐτὸς, *Ipſe*) Grandis ſermo.

¶ ἐν κελεύσματι, ἐν φωνῇ ἀρχαγγέλου, καὶ ἐν σάλπιγγι θεοῦ, *in celeuſmate, in voce archangeli, & in tuba Dei*) Gradatio, tria complectens. κέλευσμα dicitur, quo multitudo aliquid jubetur, v. gr. per præconem. Non habent LXX.

¶ ἀρχαγγέλου, *archangeli*) Michaëlis aliusve. Non adhibetur articulus.

¶ ἐν σάλπιγγι θεοῦ, *in tuba Dei*) cum tuba Dei, adeoque magna.

¶ πρῶτον) *prius*.

17 ἅμα) Ammonius, ἅμα μέν ἐστι χρονικὸν ἐπίῤῥημα· ὁμοῦ δὲ, τοπικόν. Vides hîc proprietatem ſermonis apoſtolici.

¶ εἰς ἀέρα, *in aërem*) Impii in terra remanebunt: pii, abſoluti, aſſeſſores fient judicii.

¶ καὶ οὕτω, *& ſic*) Paulus, quum, quæ ſcribi opus erat ad conſolandum, ſcripſit, maximas res hac brevitate involvit.

¶ πάντοτε, *ſemper*) ſine ullo diſceſſu.

¶ σὺν κυρίῳ, *cum Domino*) non modo in aëre, ſed in cœlo, unde venit.

¶ ἐσόμεθα, *erimus*) utrique.

18 παρακαλεῖτε ἀλλήλους, *conſolamini invicem*) in luctu. confer etiam c. V. 11.

CAP. V.

Περὶ τῶν χρόνων, *de temporibus*) quum hæc, quæ dixi, evenient. χρόνων partes, καιροί. ¶

നമ്മുടെ

കൎത്താവും രക്ഷിതാവുമായ

യെശുക്രിസ്തന്റെ

പുതിയനിയമം



മംഗലാപുരത്തിൽ അച്ചടിച്ചത്

൧൮൫൪

nes), Hebräer, die Pastoralbriefe – und steht im ersten Korintherbrief. Das meiste dieser Arbeit fällt vor dieses letzte Halbjahr.« (GM 30.6.50). Neben verschiedenen Kommentaren benützte Gundert auch Albrecht Bengels »Gnomon Novi Testamenti«, Ulm 1763. Verschiedentlich ergänzte Gundert diesen Kommentar Bengels in Deutsch, Griechisch, Hebräisch und Latein (s. Abbildung S. 180; FZ).
Als ein Teil des Neuen Testaments übersetzt war, wurde ein Zensurkomitee gebildet, dem Irion und Fritz, zeitweise auch Friedrich Müller angehörten. Nachdem Gundert die Übersetzung beendet hatte, ging das Manuskript an die Mitglieder des Zensurkomitees und wurde dann in einer gemeinsamen Sitzung des Revisionskomitees, dem neben Irion und Fritz auch Gundert als Übersetzer angehörte, zum Druck freigegeben. Gundert schrieb 1851 von den Nilagiri aus über den Stand und das Verfahren der Bibelübersetzung: »Am 4. Februar kam die Nachricht an, daß unser Plan teilweiser Übersetzung der Bibel ins Malayalam von dem lieben Komitee genehmigt ist und daß die verehrte Bibelgesellschaft wünscht, daß wir mit dem Druck der Episteln oder Psalmen den Anfang machen. Da für die erstere[n] schon mehr vorgearbeitet war, setzte ich, was ich übersetzt hatte (katholische Briefe), in Umlauf bei den Brüdern und brach meine Arbeit an den Kleinen Propheten ab. In Ketti übersetzte ich die Korinther und Thessalonicher Briefe, hier in Kotagiri die Galater, Kolosser, Epheser. Wenn es nach meinen Gedanken geht, hoffe ich im Juli durch Übersetzung von Philipper und Römer den ersten Band der genehmigten Bibelteile zu vollenden und an den Psalmen anzufangen. Über die weitere Austeilung der Übersetzung durch unser Malayalam-Revisionskomitee bin ich noch im Dunkeln. Einerseits wünschten wir alle, womöglich noch in diesem Rechnungsjahr den Druck zu beginnen, andererseits haben wir wenig Aussicht, uns schnell zu Revisionssitzungen vereinigen zu können, indem ich entschieden bin, meiner Zunge kein regelmäßiges Geschäft aufzuladen, ehe ich die Versicherung habe, daß ich meine Genesung damit nicht aufhalte.« (GM 23.6.51).
Mitte des Jahres 1852 konnte mit dem Druck begonnen werden. Gundert berichtete: »Über den Fortgang der Bibelübersetzung kann ich Ihnen berichten, daß die hierzu delegierten Malayalam-Missionare den Text der ersten drei Episteln so ins reine gebracht haben, daß der Druck diese Woche in Angriff genommen werden kann. Es ist nun aber von den drei Brüdern, Fritz, Irion und Fr. Müller, der Wunsch ausgesprochen worden, daß das ganze Neue Testament in dieser Weise ausgearbeitet werde. Darauf entgegnete ich, daß ich angewiesen sei, zuerst die Episteln, sodann die Psalmen zu übersetzen, und daß ich mich für gebunden halte, bei dieser Ordnung zu bleiben. Weil es jedoch allerdings von Wert ist, eine gleichförmige Übersetzung des ganzen Neuen Testaments zu haben, möchte ich Sie bitten, bei der verehrten Bibelgesellschaft um Ermächtigung zum Druck auch des ersten Teils [des] Neuen Testaments einzukommen, und einstweilen halte ich für recht, auch die Offenbarung Johannis zu übersetzen, damit der zweite Teil des Neuen Testaments ein abgeschlossenes Ganzes bilde, welches seinerzeit, wenn es auch um ein Jahr oder mehr dem ersten Teil vorausgeht, sich mit diesem zusammenbinden lasse. Wir werden vermutlich im Juli, nachdem der erste Monsunsturm vorüber ist, eine zweite Sitzung halten und die Kritik der übrigen Episteln abschließen. Der Druck der Episteln wird wohl im Oktober zu Ende gehen, daher Ihre baldige Entscheidung auf die Frage, ob der Druck auch noch die Apokalypse umfassen soll, wünschenswert ist.« (GM 2.6.52).
Ende 1853 teilte Gundert mit, daß er das Evangelium des Matthäus und den halben Markus übersetzt hätte. Ein Jahr später waren die Evangelien des Markus und des Lukas übersetzt (s. Abbildung S. 181, das *Neue Testament*); Ende 1855 waren das Johannes-Evangelium und die Apostelgeschichte bis zum 24. Kapitel fertig. Endlich konnte 1856 das gesamte Neue Testament in Thalassery lithographiert werden.
Wiederholte Versuche, eine gemeinsame Sprache zwischen dem südlichen und nördlichen Teil Keralas zu schaffen, scheiterten über viele Jahre hinweg. In einem Brief an seinen Sohn Samuel setzte sich Gundert damit auseinander und erinnerte auch an die Verhandlungen Ende der fünfziger Jahre: »Auf Br. Müllers Anfrage hin weiß ich kaum, was antworten. Ich glaube, das beste ist, Du sagst ihm, ich halte mich fern von der Sache, weil sie mich nichts angeht. Denn was soll ich noch dreinreden in Angelegenheiten, zu denen ich keine amtlichen Beziehungen habe? – Aber Dir selbst sage ich, es ist mir ein Mangel an Offenheit in dem Brief entgegengetreten, der mich verhindert, über das Einzelne zu reden. Zunächst handelt es sich um

das Ganze, und da rührt mich einerseits das Entgegenkommen von Baker, der auch schon vor zwölf Jahren schrieb, er könne sich wohl unseres Neuen Testaments bedienen, während andererseits mich der Umstand stört, daß der liebe M. gleichsam meine Übersetzung vertritt, während er doch die alte vorzieht. Letzteres, ich hörte es nicht von Dir, stört mich gar nicht, ich nehme es ihm auch nicht übel, aber es wäre hier der Zeitpunkt gewesen, diese seine Überzeugung oder Geschmacksdifferenz zu erwähnen. Im einzelnen, denke ich, kommt es auf die Brüder an, ob sie in der Namenschreibung lieber mit den Syrern gehen oder sich an die Praxis unserer kanaresischen Brüder anschließen wollen. Hätten *wir* mit den südlichen Missionaren eine Übereinkunft in meiner Zeit treffen können, so hätte ich in diesem Stück natürlich auch nachgegeben, um Wichtigeres zu retten. Am Durchsetzen unserer Ansicht in allen Punkten konnte es sich ja nicht handeln; da kein Anschluß mit dem Süden zustande kam, lehnte ich naturgemäß an unsere nördlichen Nachbarn mich umso lieber an, da ich ihre Art für die naturgemäßere halte. Nun gehe es eben, wie es sich am besten machen läßt, ich wünsche nur, daß man es draußen in der Stille so abmache, daß hintennach in Basel nichts verhandelt werden muß. Und da meine ich, hätten sie Diez zuziehen sollen, als den, der sich doch mit Sprachfragen am meisten abgegeben hat. Doch vielleicht hat er keine Zeit dazu, und dann muß es auch gut sein. Kristu ist dann ein Anlehnen ans Tamil und widerspricht eigentlich der Analogie von Patros etc. Doch dergleichen ficht Br. Fritz und Müller nicht an, und mich wenig.« (GM 28.9.71). Dieser Brief zeigt, wie sehr Gundert den Fortgang der Bibelübersetzung verfolgte, ohne jedoch in die internen Vorgänge in Malabar einzugreifen.

Einem Freund in Basel schilderte Gundert zusammenfassend die Übersetzungsarbeit und die verschiedenen Arbeitsgänge bis zur Drucklegung des Neuen Testaments. Gundert setzte sich dabei auch mit der Übersetzungspraxis der Kottayam-Missionare auseinander. Zu Beginn der sechziger Jahre stand eine Revision des Neuen Testaments in der Malayalam-Sprache an. Gundert machte dazu wertvolle Bemerkungen: »Das Neue Testament wurde von mir auf den Wunsch der Malayalam-Brüder unserer Mission übersetzt, und dann von mehreren Kommissionen der älteren Missionare genau revidiert, nachdem wiederholte Vorschläge zu einer im Verein mit den Missionaren von Travankor vorzunehmenden Revision der Kottayam-Übersetzung zu keinem Ergebnis geführt hatten. Der lithographische Druck, zuerst der Episteln, dann der historischen Schrift, ist auf den Grund des ausführlichen Beweises von der Notwendigkeit dieser Arbeit von der Basler Bibelgesellschaft genehmigt worden. Nachdem diese erste Auflage vergriffen war, habe ich im Verein mit Missionar Irion in den Jahren 1860–63 eine nochmalige genaue Revision des Werks vorgenommen behufs der Ermöglichung eines möglichst reinen typographischen Drucks.

Es wäre gehässig, wenn ich die Arbeiten unserer Vorgänger in Kottayam herabsetzen wollte, die durch die rasche Verbreitung des Wortes Gottes in Malabar der Sache des Reiches so wesentlich gedient haben. Ich habe die Evangelien der Kottayam-Übersetzung stets mit großer Freude und mit der Gewißheit, dadurch Gutes zu stiften, verbreitet. Doch darf ich, wenigstens was die Sprache betrifft, die Ansicht aussprechen, daß die Übersetzer – bei guter Bekanntschaft mit dem in ihrer Gegend besonders von den Jakobitischen Christen gesprochenen Dialekt – doch eines wesentlichen Mittels zur genaueren Erkenntnis der Sprache ermangelt haben. Im Church Missionary Intelligencer für 1859, Januar, ist eine Liste der indischen Sprachen mitgeteilt, worin nach Mitteilungen der Kirchlichen Missionare vom Malayalam unter der Rubrik Literatur kurz gesagt ist, es habe keine (Indigenous Literature: None) [einheimische Literatur: keine]. Ich habe darüber schon mit Kirchlichen Missionaren gesprochen, denn im Laufe meiner Sammlungen für ein Wörterbuch der Sprachen hatte ich wohl einhundert kleinere oder größere (zum Teil mehrbändige) Malayalam-Schriften durchgelesen, Werke, welche der Malayale so gerne liest als der Tamile die Schriften seiner Sprache. Die Kirchlichen Missionare haben sich aber – fast grundsätzlich – von diesem Gemisch von Fabel und Wahrheit ferngehalten und sich sogar gefürchtet, durch irgendwelches Eingehen auf solche Studien ihre Sprache zu verderben. Natürlich konnte von einer Reproduktion des Neuen Testaments in hochpoetischer Sprache auch unsererseits nicht die Rede sein. Daß aber das nachhaltige Eingreifen in die Literatur einer Sprache durch die Erkenntnis des in ihr bereits Vorhandenen notwen-

ഇയ്യൊബ — Job,

സങ്കീൎത്തനങ്ങൾ — Psalms

ശലൊമൊന്റെവ — ~~Samuel~~; Solomon'

എന്നിവററടങ്ങിയ

പവിത്രലെഖകൾ

എന്ന പഴയനിയമത്തിന്റെ — Old Testament,

നാലാം അംശം — 4th Volume.



Tellicherry.

തലശ്ശെരിയിലെ ഛാപിതം (printed)

൧൮൫൭
1857

1.

യശയ്യാ Jesaja. C-10. 24,3 f.

൧. അദ്ധ്യായം

ഉസ്സിയാ യോഥാം ആഹാജ് ഹിസ്കിയാ എന്ന യഹൂദാ രാജാക്കന്മാരുടെ ദിവസങ്ങളിൽ ആമോചിന് പുത്രനായ യശയ്യാ [illegible] കണ്ട [illegible].

[illegible]

(യൊഥാമിന് കാലം)

[illegible]

dig bedingt ist, scheint mir auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Sprachwissenschaft keines Beweises zu bedürfen. Was sodann den griechischen Text und seine Erklärung betrifft, glaube ich, daß wir die uns Deutschen zugestandene Freiheit, neueren Lesarten die nach allgemeinem Zugeständnis älteren vorziehen zu dürfen und an den Wortlaut der englischen Übersetzung uns nicht absolut binden zu müssen, nicht hoch genug anschlagen können.« (GM 2.5.65).

Die Übersetzung der alttestamentlichen Bücher zog sich über einen sehr langen Zeitraum hin. Wie erwähnt, hatte Gundert das Hohelied bereits im Januar 1843 übersetzt. Den Propheten Maleachi schloß er am 23. Juni 1884 ab: »Letztes Wort von Maleachi geschrieben.« (CT 23.6.84). Anfang der fünfziger Jahre widmete er sich den Kleinen Propheten, und 1857 wurden Hiob, Psalmen, Sprüche, Prediger und Hoheslied in Thalassery lithographiert (s. Abbildung S. 184; AB). Nach der Veröffentlichung arbeitete Gundert daran weiter und verbesserte die Ausgabe. Die Psalmen kamen als neue Übersetzung im *Sankirttanangal*, »Book of Psalms«, 1881, wie auf dem Einband vermerkt (1880 nennt das Titelblatt), in Mangalore heraus. Die übrigen Bücher – einschließlich der Psalmen – erschienen als *Pavitralekhakal*, »Poetical Books of the Old Testament«, 1881, ebenfalls in Mangalore. Gundert verglich seine Übersetzungen mit der Malayalam-Ausgabe des Alten Testaments von Bailey: »Das Alte Testament ist aus dem Englischen übersetzt von Bailey. Da ich es immer vergleiche, kann ich es rühmen als gewissenhaft nach dieser Schablone gearbeitet. Wenn den Brüdern daran läge, könnten sie recht wohl die Psalmen wenigstens als aus dem Hebräischen übersetzt in die neue Ausgabe hineinbringen. Man hat Baileys vor dem Druck auch *nicht* durchgesehen, sondern verschob das auf spätere Auflagen. So könnte man dann auch diese eine »Tentative Version« [Probeübersetzung], die erste aus dem Hebräischen, nennen; aber wozu etwas anregen, dem kein herzlicher Wunsch entspricht! – Abschreiben kannst einmal Du selbst, wenn Du hierher kommst, denn mir wäre es zu viel. Ich habe schon genug zu schreiben und möchte lieber voranmachen, solange noch Zeit ist. Das Lexikon bereitete ich seit 1840 vor im Gedanken, dadurch mir für die Bibelübersetzung Bahn zu brechen; noch immer glaube ich, daß das kein unrechter Weg war. Aber wenig Zeit ist freilich übergeblieben, um die eigentliche Aufgabe zu lösen. So arbeitet man eben, wie es sich trifft, vorwärts, und überläßt es Gott, für Nachfolger und Verbesserer zu sorgen.« (GM 11.5.77).

Bei seiner Übersetzungsarbeit hielt Gundert soweit wie möglich den Kontakt mit Malabar und besprach technische Dinge für die Ausdrucksweise und den Druck: »Ich schicke mit diesem elf Kapitel des Hiob und das Spezimen vom 103. Psalm.« (GM 25.9.79).

Augenscheinlich gab es Menschen, die die dichterische Sprache aus Glaubensgründen ablehnten. Gundert nahm ihre Einwände ernst, behielt aber seinen Standpunkt bei, so daß diese Kleinkariertheit nicht zum Zuge kommen konnte. »Es ist mir keine Frage, daß Christen, welche z.B. die Psalmen lesen, auch poetische Worte lernen und brauchen sollen. Man wird doch nicht behaupten wollen, im Hebräischen sei es recht, daß die Psalmen poetische Worte haben, in den Übersetzungen aber solle man diese meiden. Denn eben die hebräische Poesie in der Schrift bedeutet ja, daß Dichten und dichterische Sprache in der Menschenwelt überhaupt ihr Recht haben. Und was sind denn poetische Worte? Doch wohl alteingebürgerte Worte, die nur gerade jetzt weniger gebraucht werden und darum für rarer, auch wertvoller gelten. An sich sind sie es nicht und waren es auch nicht immer. Schon das Sprichwort zeigt, wie vieles einst gang und gäbe war, das jetzt zur Rubrik gehobener Diktion gehört. Warum sollte man nicht daraus schöpfen, wenn man's einmal hat?« (GM 19.4.77).

Als Gundert nach Calw kam, übersetzte er an den Propheten weiter. Er schrieb: »Wegen der häuslichen Einrichtung und einmal festgesetzten Tagesordnung sah ich mich genötigt, diese Bibelarbeit in mein Wohnhaus zu verlegen, wo ich nun – meistens in der Nacht – am Jesaja übersetze. Darin bin ich bis ans 33. Kapitel gekommen. (GM 25.2.61). Im September 1868 berichtete er dann nach Basel: »Übersetzt sind die ersten fünfundvierzig Kapitel des Jesaja (vgl. Abbildung S. 185; AB). Von Jeremia die Klagelieder. Von Hesekiel zu Faden geschlagen sechsundzwanzig Kapitel. Die Kleinen Propheten stehen auf dem Konzept, ausgenommen zwei bis drei Kapitel. Noch nicht angegriffen sind also nur Jeremias und Daniel. Ich machte mich zu verschiedenen Zeiten gerade an diejenigen Bücher, für welche mir erwünschte Hilfsmittel zu Gebot standen.« (GB 25.9.68).

Schließlich konnten alle Propheten als *Pravacakalekal*, »The Prophetical Books of the Old Testament», 1886 in Mangalore erscheinen.
Mit den biblischen Traktaten zusammen bearbeitete und übersetzte Gundert die ganze Bibel. Er versuchte dem Hebräischen des Alten Testaments und dem Griechischen des Neuen Testaments ebenso gerecht zu werden wie dem Malayalam. Gunderts Übersetzung blieb bis heute einzigartig.

Liturgie

Bei der Visitationsreise von Inspektor Josenhans 1851/52 wurde durch die Generalkonferenz in Mangalore auch beschlossen, eine Liturgie für die Basler Missionsgemeinden zu verfassen. Entsprechend der drei Sprachengebiete wurde Missionar Ammann für die Tulu-, Weigle für die Kannada- und Gundert für die Malayalam-Liturgie bestimmt. Diese drei bildeten eine Liturgie-Kommission. Gundert fühlte sich über diese Berufung geehrt, gab aber zu bedenken, daß er sich auf die beiden anderen verlassen müßte. In einem Bericht heißt es: »Br. Gundert dankt herzlich für den ihm unter dem 21. November [1851] gegebenen Auftrag, in die Liturgie-Kommission einzutreten. Er bedauert nur seine bisherige gründliche Unbekanntschaft mit dem ganzen Liturgiestoff der christlichen Kirche. In der Hoffnung, daß seine Mitarbeiter sich der Arbeit um so mehr annehmen werden, will er in der Zwischenzeit suchen, sich ein Urteil über Gebetsformen zu bilden und verspricht jedenfalls seine Hilfe für Übersetzung des Entwurfs. Er will alsbald mit Br. Ammann und Weigle über diesen Punkt zu korrespondieren anfangen.« (GM 27.11.51).
Schon Anfang Januar 1852 sandte Gundert seinen Liturgieentwurf nach Mangalore. Ende März desselben Jahres tagte die Liturgie-Kommission eine gute Woche lang in Mangalore und konnte den Entwurf der Generalkonferenz zur Beschlußfassung empfehlen. Gundert schrieb darüber: »Dort hatte ich etwa zehn Tage mit den Brüdern Ammann und Weigle zu sitzen, um ein Gebetbuch – besser Kirchenbuch – für unsere Mission zu verfassen. Dank Gott, es ging leichter, als ich gefürchtet hatte. Nicht nur hatten wir keinen Streit untereinander, sondern recht angenehme Arbeitsstunden, oft mit der fühlbaren Nähe des Herrn. Die wichtigsten Punkte, besonders Taufe und Abendmahl, wurden vom Inspektor entschieden. Danach sollen wir uns nun als Deutschevangelische Kirchen konstituieren – nicht als unierte, sondern mit vorherrschend lutherischem Gepräge. Der Sonntagsgottesdienst wird voller als in Württemberg – doch kürzer, und ich denke lebendiger als der englische etc. Altargottesdienst. Der Herr lasse nur diese Liturgie zu einem rechten Einigungspunkt unserer indischen Gemeindlein werden – und behüte uns vor kirchlichem Hader!« (GM 5.4.52). In dieser Hinsicht stand die Liturgie von Gundert aus gesehen unter einem guten Zeichen.
Im Laufe der nächsten Monate wurden auch Perikopenreihen und Bibellesen fertig und der Liturgie beigefügt: »Hiermit der Liturgieentwurf. Es sind noch Zugaben dazu da, wie die Perikopenliste etc., die sich aber vielleicht hinzudenken lassen (sage die württembergischen Perikopen mit etlichen Modifikationen, welche wir aber erst in einer Sitzung beendigen können). Im selben Prädikat [Abschnitt] stehen die Bibellektionen. Doch möchten wir wegen solcher Kleinigkeiten kaum zusammenkommen. Vielleicht ist der kürzere Weg, daß das Komitee diese Zugaben selbst für uns festsetzt. Zum Übersetzen der Hauptsachen aber ist alles bereit, und die Arbeit wird hoffentlich bald im Gang sein.« (GM 5.1.53).
Bei der Übersetzung der Liturgie ging Gundert sehr sorgfältig vor. Wenn er ein Stück übersetzt hatte, wandte er es im Gottesdienst an und besprach es hinterher mit den Katechisten oder anderen Missionaren. Auch seine Kollegen ließ er die Stücke ausprobieren und Vorschläge machen. Im Jahr 1857 lag die Malayalam-Liturgie gedruckt vor. Sie wurde mehrere Male nachgedruckt. Gundert bedauerte, daß die Liturgie so schnell verfaßt werden mußte. Er hätte es lieber gesehen, wenn sich mit der Zeit eine spezifisch indische Liturgie ausgebildet hätte. Hätte er gewußt, daß sich die durch Anordnung entstandene und aus einem Sammelsurium deutscher und schweizerischer Vorlagen zusammengestellte Liturgie so lange halten würde, wäre er noch viel zögernder an das Werk herangegangen; denn ihm schwebte eine indische Gestalt der indischen Kirche vor! Er meinte, daß sich bei den durch die Missionare gewonnenen indischen Christen eine eigenständige Liturgie herausbilden würde. Mit der neuentstandenen Kirche in Indien sollte sich auch ein neues indisches Gemeindeleben in Ausdrucksweise und Verhalten entwickeln.

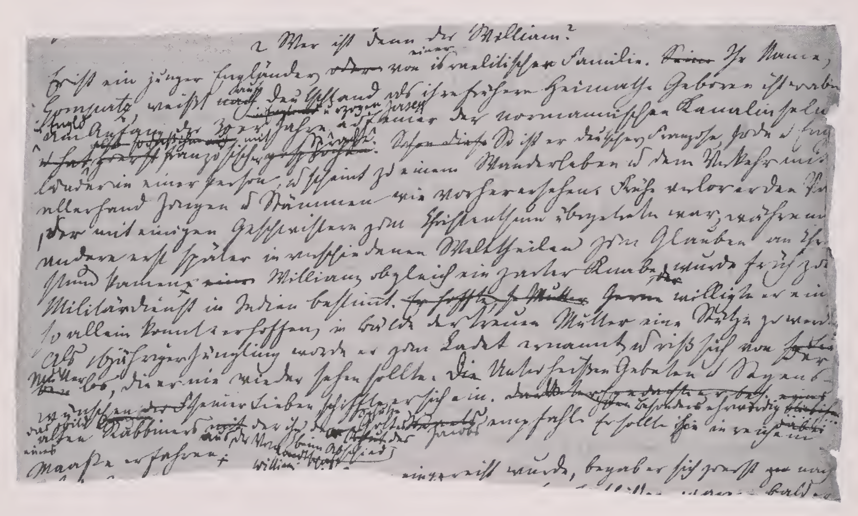
Die Gemeinde

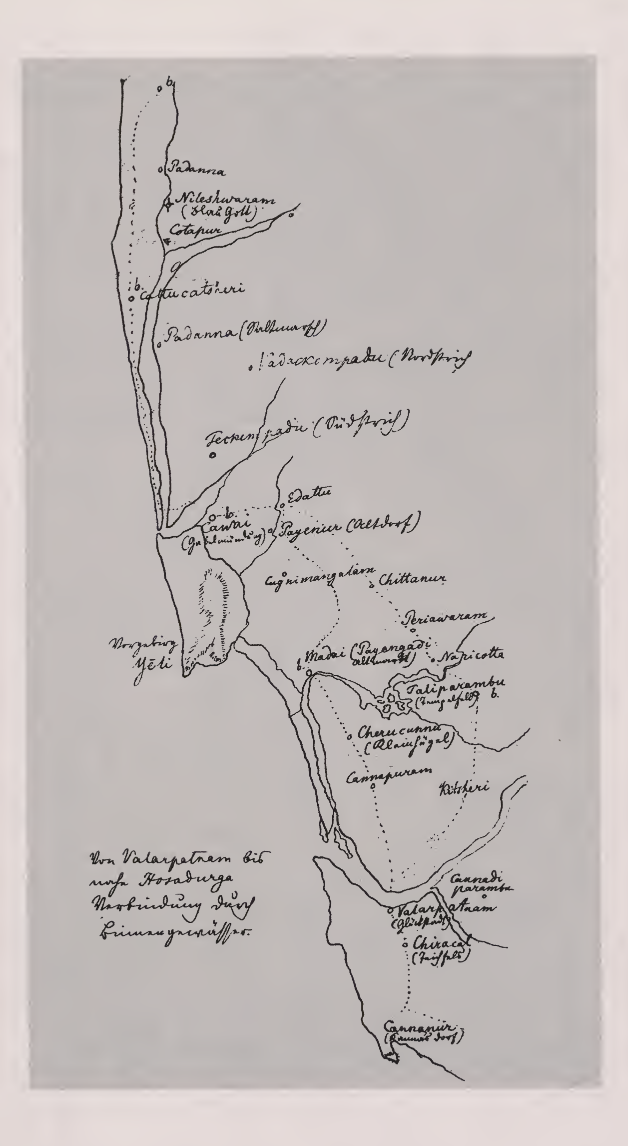
Predigt

Im Laufe der Jahre bildete sich vor allem in Cannanore und in Mangalore eine vielgestaltige Gemeinde. Neben den verschiedenen indischen Gemeindegliedern und Mitarbeitern fanden sich auch manche englische Militärleute ein, die in den Gemeinden mitarbeiteten oder sich, nachdem sie aus dem Militärdienst ausgeschieden waren, zum Katechisten oder Lehrer ausbilden und anstellen ließen. Einem von diesen, William Gompertz, widmete Gundert später eine Biographie mit dem Titel *Der Abschied von Cannanore*. Allein seine Person hatte etwas Anziehendes für Gundert. Denn in Gompertz sah er nicht nur den vorbildlichen Christen, sondern auch eine Person mit Eltern internationaler Herkunft.

Der zweite Abschnitt im Manuskript zu dieser kurzen Biographie ist überschrieben mit der Frage: »Wer ist denn der William?« Gundert beantwortete die Frage mit dem Absatz: »Er ist ein junger Engländer, von einer israelitischen Familie. Ihr Name, Gompertz, weist auf Deutschland als ihre frühere Heimat. Geboren ist er aber in England am Anfang der dreißiger Jahre und erzogen auf Jersey, einer der normannischen Kanalinseln mit französischer Sprache. So ist er Deutscher, Franzose, Jude und Engländer in einer Person und scheint zu einem Wanderleben und dem Verkehr mit allerhand Zungen und Stämmen wie vorherersehen. Frühe verlor er den Vater, der mit einigen Geschwistern zum Christentum übergetreten war, während andere erst später in verschiedenen Weltteilen zum Glauben an Christus kamen. William, obgleich ein zarter Knabe, wurde früh zum Militärdienst in Indien bestimmt. Gerne willigte er ein; so allein konnte er hoffen, in Bälde der treuen Mutter eine Stütze zu werden. Als sechzehnjähriger Jüngling wurde er zum Kadett ernannt und riß sich von der Mutter los, die er nie wieder sehen sollte. Unter heißen Gebeten und Segenswünschen seiner Lieben schiffte er sich ein. Besonders ehrwürdig blieb ihm das Bild eines alten Rabbiners aus der Verwandtschaft, der ihn beim Abschied dem Schutze des Gottes Jakobs empfahl. Er sollte ihn in reichem Maße erfahren.« (Sammlung Gundert Stuttgart; s. Abbildung).

In Gompertz sah Gundert ein Beispiel, wie Gottes Gnade weder nach Rasse noch nach Farbe, weder nach gesellschaftlichem Hintergrund noch nach




Padanna
Nileshwaram
Cotapur
Padanna
Teckempadu
Edattu
Cawai
Payenur (Altdorf)
Chittanur
Periawaram
Madai (Payangadi
Taliparambu
Cherucunnu
Cannapuram
Yēli
Cannadi
paramba
Valarpatnam
Chiracal
Cannanur
Von Valarpetnam bis
nach Hosadurga

Beruf fragt, sondern es aufs Herz allein abgesehen hat. Das Herz soll offen sein für Neues und sich füllen lassen wie bei Gompertz: »Von einer Bekehrungsgeschichte ist da wenig zu sagen. William zeigte immer dasselbe stille, heitere Gesicht, manchmal nachdenklicher als gewöhnlich, aber von einem Bußkampf war nichts zu sehen. Er war leer gewesen und wurde zusehends voller.« (Ebd.). Mit dieser Feststellung widersprach Gundert der weithin gängigen Meinung, daß zu einem wahren Christen auch eine Bekehrungsgeschichte gehörte. Vielmehr kam es Gundert darauf an, daß sich, wie im Falle von Gompertz, ein von Gottes Wort gefülltes Herz seiner Umgebung mitteilt.

Aufmerksam verfolgte Gundert die Predigtreisen der Katechisten. Er ließ sich die Erlebnisse erzählen, sobald sie zurückgekehrt waren, und hielt manches davon fest. Eine dieser Reisen führte die Katechisten Richtung Norden bis nach Hosdrug (s. Abbildung S. 189; AB) – beinahe dieselbe Strecke, auf der Gundert reiste, wenn er nach Mangalore ging. Die Wiedergabe dessen, was die Katechisten schilderten, vermischte sich so mit Gunderts eigener Anschauung. Indem er auf die Arbeit der Katechisten einging, nahm er ihre Arbeit ernst. Gundert gab einen Bericht wieder:

»Am 30. Oktober abends verließen wir drei (Obrien, Paul, John) Cannanore und am nächsten Morgen Chirakkal. An der Furt trafen wir etliche Brahmanen und Nayer, mit denen wir reden konnten. Auf dem nördlichen Ufer kamen wir zu zehn und mehr Pulayern (Feldsklaven), mit denen wir bis Kitsheri liefen. Daselbst hatten wir über zwanzig Hörer, Nayer, Tiyer etc., über eine Stunde um uns. Bei der Cuttikal-Brücke stieß unter anderen ein Jüngling zu uns, der fast mitzukommen Lust hatte. Unter Donner und Regen erreichten wir Taliparambu und blieben dort. Abends besuchten wir die Weber, wurden in der ersten Straße ausgelacht, in der zweiten angehört: »Was ihr sagt, ist alles ganz wahr« etc. – Als wir durstig waren und Paul bei einem Töpfer Wasser holte, fand er den Mann todkrank an der Wassersucht: »Ich bin es, der dem Padre bei allen seinen Besuchen Milch und Brennholz geholt hat, er hat mir viel gesagt, ich weiß es nicht mehr alles, vielleicht sterbe ich jetzt, wäre nur der Padre mitgekommen, so gäbe er mir Arznei« etc. »Er wird dir von Christus gesagt haben, daß der allein der Heiland für dieses und jenes Leben ist.« »Ja ja, aber was soll ich tun? Laßt mich allein, ich habe gerade viel Schmerz, möge euer Jesus mich retten.« Paul sagte noch einiges, er antwortete aber nicht mehr.

Dann über Talagur, wo etliche aufmerksam hörten, aber keinen Platz zum Kochen einräumen wollten, nach Vallavur. Hier stiegen wir in eine Dreschtenne, redeten mit sechs Nayern und etlichen Tiyern und baten um ein trockenes Plätzchen zum Ausruhen. Ein Nayer wurde freundlich und ließ für uns im nahen Tiyerhaus seines Pächters alle nötige Anstalt treffen. Nahebei war eine Hütte, Palmwein zu verkaufen. Viele kamen und gingen, denen wir das Herzbüchlein zeigten und erklärten. Ein Ortsvorsteher ließ sich lange vorlesen, einige, die zu trinken gekommen waren, gingen, nachdem sie uns angehört, ungetrunken weiter und schickten andere herbei, die neue Lehre zu hören. Nachts konnten wir den Bewohnern jenes Hauses noch näher zu Leibe rücken; sie blieben aber freundlich, ich glaube nicht bloß in Erwartung unserer Pfennige. Wir schliefen auf Reishaufen in offener Veranda, ungestört außer von großen Ratten, die das Korn unter uns wegfraßen. Am Morgen hörten wir erst, wie ein Tiger ganz in der Nähe eine Kuh getötet hatte.

Am 2. November ging es nordwestlich nach Cuttiyeri. Wir sprachen mit etlichen Leuten, darunter einer aussätzigen Frau, die allein in ihrem Hause war und über unsere Worte sich freute. Dann über Cutticadavu fünf Stunden durch Dschungel, ohne viel Leuten oder Wohnungen zu begegnen. In Pariharam fragten wir nach Reis, konnten aber keinen erhalten. Als wir sehr hungrig geworden waren, machten wir Feuer im Wald, um die übrige Handvoll Reis zu kochen. Paul aber entdeckte von der Höhe Palmbäume in einem Tal und fand den Weg zu einem Brahmanenhaus, wo er Reis zu kaufen anklopfte. Der Brahmane bot für einen Paisa (eineinhalb Kreuzer) gekochten Reis – da er aber auf Pauls Frage sagte, es sei Opferreis, mußte er hören, daß wir das nicht wollen, sondern nur dem lebendigen Gott dienen etc. Er sagte: Das sind sonderbare Dinge für mein Ohr, was ist denn deine Kaste? »Ich bin ein Christ.« Darauf rief er seiner Frau und ließ sie uns ungekochten Reis und eine Melone holen, womit wir ein Essen machten. Es kamen noch andere Brahmanen und Nayer und hörten aufmerksam zu. In Ettadu begegneten wir Leuten, die früher Bücher erhalten hatten und sich dankbar bezeugten. Spät abends langten wir in Cavai an.

Der nächste Tag war Sonntag: Wir feierten ihn vormittags und gingen nachmittags über einen Fluß nach Tekkumpadu, wo wir Leute trafen, die noch nie vom Evangelium gehört hatten. So auch in Valiaparambu – doch war ein pensionierter Unteroffizier dort, der in seinem langen Dienste viel Europäer kennengelernt hatte und uns abends Quartier und geneigtes Gehör gab. Wir sprachen dort mit Besuchenden bis nachts neun Uhr. Am 4. durch die Padanna (Salzmarsch) nach Cattucatsheri, wo uns noch einige zuhörten. Am Seeufer hin nach Putacotta (Kanaresisch: *Hosadurga,* Neufort) fanden wir nur wenig Leute. Abends langten wir im Bungalow an, erinnerten uns an die Missionsstunde und feierten sie mit durch Gebet für die ganze Missionssache. Am 5. hatten wir unser Wesen dort und freuten uns, in aller Ruhe sprechen zu können. Sanyasis auf der Pilgerreise nach Gokarnam hörten zu mit Leuten aus allen Kasten. Auch eine wunderbare Kreatur sahen wir dort, einen Mann, über achtzig Jahre alt und kaum fünf malabarische Spannen hoch. Nachmittags hielt uns der starke Regen unter Dach.
Am 6. gingen wir in den Bazar, predigten und verteilten Traktate an Chettis, Nayer und Tiyer: Dann traten wir landeinwärts die Rückreise an und besuchten zunächst Nilesvaram über dem Fluß, wo um den Tempel und Sitz des Rajas zuerst Brahmanen und Nayer, dann viele Chettis, Mugayer (wie in Chombala), Weber und andere Kasten in besonderen Straßen wohnen. Wir trafen dort eine Schule unter den Chettis, sprachen mit dem Lehrer [über] Gottes Wort und gaben Bücher. Wir versuchten dasselbe in den einzelnen Straßen, man fürchtete sich aber vor unseren Schriften. Nachher über den südlichen Fluß zu den Tiyern. Einer von ihnen zeigte uns ein Herzbüchlein, das er in Chombala erhalten hatte – in seinem Hause machten wir Rast. Viele kamen und hörten. Ein Nayer stritt daselbst: Gott sei als Geist überall gleichermaßen gegenwärtig, daher auch wir in ihm und durch ihn Götter seien. Wir erzählten von Schöpfung und Fall und wie wir alle dem Vater der Geister wieder unterwürfig werden können. Bis zehn Uhr nachts kamen und blieben Leute um uns stehen.
Am 7. ging es fast immer in Begleitung von Leuten nach Utanur, wo viele Brahmanen und Nayer um einen Tempel des Kshetrapala wohnen, denen wir Bücher gaben. Dann über Anchadi nach Cavai, müde durch vieles Reden. – Am 8. brachen wir auf, nachdem wir die stark beschmutzten Kleider gewaschen hatten, und hatten in Coyankara eine Versammlung von Tiyern, die ruhig zuhörten, sich aber Bücher anzunehmen fürchteten. Als vom Gerichtstag die Rede war und wie notwendig uns dann ein Vertreter sei, waren sie bewegt: »Noch nie haben wir solche Worte gehört.« So hielten wir uns länger auf, indem wir in mehreren Baumgütern das Wort verkündigten. – Am 9. nach *Payenur* (Altdorf), dem großen Brahmanenplatz im Norden Malabars. Der Ortsvorsteher, ein junger Brahmane, kam mit etlichen seiner Leute, uns zuzuhören, war aber nicht sehr freundlich. Doch spotteten seine Begleiter selbst über ihre Götter, weil sie weder sich noch ihren Tempel vor Räubern schützen können. Wir gaben Bücher und kamen abends nach *Payengadi* (Alt-markt) oder Madai. Von da den 10. nach Cherucunnu, wo ein kleines Fest eine Masse von Leuten versammelt hatte. Als wir redeten, erinnerte uns alsbald ein Feind an die Niederlage vor etlichen Jahren und sagte, wenn wir es noch mehr versuchen, in diesem heiligen Ort unser Geschwätz anzubringen, so müssen wir die Haut unseres Rückens hier lassen. Mit allerhand Begleitung kamen wir von da schnell zur Furt von Valarpattanam und nach Chirakkal, wo uns Fr. Gundert den Hunger ansah und alsbald bewirtete. Abends trafen wir wohlbehalten in Cannanore ein.« (GB 31.7.–10.11.50).

Echo auf die Predigt

Das Echo auf die Missionspredigt war gemischt. Neben seinen eigenen Beobachtungen konnte Gundert zunehmend mehr auf die Erfahrungen der Katechisten zurückgreifen. Gundert interessierte sich dafür, wie die gepredigte und gelehrte Botschaft des Evangeliums von den Zuhörern aufgenommen wurde. Durch Gespräche mit Mitarbeitern und die fortgesetzten Besprechungen mit den Katechisten und Lehrern erfuhr Gundert sehr viel. Die Evangelisationsarbeit und der Schulunterricht gingen allmählich in indische Hände über. Bereits in der ersten einheimischen Generation wurde aber ein starkes Gefälle im Bildungsniveau, im kreativen Denken und Handeln sichtbar. Weitgehend wurde der Missionar kopiert.
Einige dieser Reaktionen schrieb Gundert auf. Die Geschichten sollten auch einen pädagogischen Zweck für die Leser, zunächst bei Gunderts eigener

Familie, in Europa erfüllen: »Aus den Reden könnt ihr dann das Herz erkennen, und vielleicht merkt eins oder das andere, daß es auch ganz ähnliche Herzen und fast dieselben Reden im deutschen Vaterlande gibt:

Da kommt z.B. das Wort vom Heil zu einigen Ottern. Versteht wohl, keine Fischotter, noch auch Otterngezüchte von Pharisäern, sondern eine Klasse von braunen stämmigen Menschen, die überall herumziehen und, wo es Teiche oder Brunnen zu graben gibt, im Nu zugreifen, mit Weib und Kindern drauflosscharren und Erde tragen, daß es eine Freude ist zuzusehen und auch bald ein rechtes Stück gibt. Diese nun hören zum erstenmal, sehen sich an und sagen: »Das haben wir noch nie vernommen, daß es eine Seele gibt, noch ist uns ein Laut von Sünde und Hölle zu Ohren gekommen, auch der Name von Gott und Jesus ist uns ganz fremd.« Haben die dann alsbald zugegriffen und geglaubt? Ja, zur Haue haben sie gegriffen und die weitere Botschaft abgelehnt, wir haben jetzt keine Zeit, sind abends müde, brauchen es auch nicht; was hülfe es uns – man muß doch sterben! Und so graben sie weiter fort. Vielleicht gibt es nicht bloß in Heidenländern solche Maulwurfsnaturen, die eben mit Erde zu schaffen haben, bis sie zur Erde werden. – Doch diese sind gesund und stark. Versuchen wir es mit den Schwachen und Geplagten!

Da ist ein Aussätziger, seine Haut zerrissen und geflickt aussehend wie Bettlerlumpen, an den Füßen fehlen etliche Zehen, und die Fingergelenke sind auch schon reif zum Fallen: »Lieber Freund, Gott hat euch schwer heimgesucht, aber er will euch große Gnade erweisen. Auch für euch ist ein Heiland gekommen, der von aller Sünde errettet. Ihr seid doch ein Sünder?« – »Geht fort, ihr habt leicht reden. Ihr wißt wohl mehr von Sünde als ich. Wenn ich auch in früherer Geburt gesündigt habe, was geht es euch an. Marschiert euch!« – So ist es auch bei schwer Geplagten eine rare Sache, daß sie sich unter Gottes Hand demütigen. – Aus einem andern Hause, wo Krankheit und Armut zu Hause sind, erschallt die Antwort: »Pack dich – ich mag dich nicht ansehen. Seit der Padre hierher gekommen ist und predigt, ist der Pocken viel und des Regens wenig geworden. Kein Wort weiter, geh!» – Ein Brahmane sagt: »Ihr habt ganz recht, der Glaube geht über das Wissen. Ich bin fest überzeugt, daß jedem geschieht nach seinem Glauben. Wenn ich glaube, daß dieser Tamarindenbaum Gott ist, und mich vor ihm beuge und Ishvara (o Herr!) zu ihm rufe, wird er mich erretten, und ich werde ihn preisen.« Solchen Leuten darf man freilich keinen blinden Glauben anpreisen!

Wie schwer ist es bei manchen, einen festgewurzelten Irrtum zu erschüttern. Da steht ein schmächtiger *Kanisa* oder Astrologe von niederer Kaste: Er rechnet nichts denn Schöneres ohne Bleistift und ohne Schiefertafel, multipliziert in die Lakhs [100 000] und Kodis [10 000 000] und dividiert seine Brüche vom Viertel und Halbviertel bis zum 1/21 600, alles mit Hin- und Herschieben seiner Kauri-Muscheln – ein pfiffiger Kerl, denn er bleibt auf nichts die Antwort schuldig, sagt Dir, woher die Schwindsucht in Deiner Familie kommt und was diesem neugeborenen Kind alles zustoßen wird – dem wird eineinhalb Stunden lang das Wort Gottes verkündigt. Er hört, besinnt sich, und sagt zum Schluß: »Ei nein! Es ist kein Gott, Gott ist Feuer – wir sind Gott!« So hat es ihm vor Jahren sein Vater und Lehrer gesagt.

Wir gehen zum *Vaniau*, »Ölmacher« – er hat eben die Ochsen abgespannt, welche die knarrende Mühle umtreiben, in der die Kokosnüsse zermalmt werden. Er ist ein bedächtiger Mann, dessen Geschäft gut geht, denn die Engländer kaufen das Öl und füllen ganze Schiffe damit, um zu Hause Seife daraus zu machen, daher der Preis des Öls im Steigen ist. – »Was dünkt euch vom Menschenleben? Ist es nicht durch die Sünde sehr ärmlich und elend geworden?« »Durchaus nicht. Wenn man die drei Grundeigenschaften bedenkt: die klare, die dunkle und die farbige (etwa = Wahrheit, Torheit, Leidenschaft), so leuchtet ja jedem Kinde ein, daß diese von ewig her beisammen waren. Das gehört eben zu Gottes und der Welt ganzem Wesen. Ohne Mischung von Sein und Nichtsein, von Wahrem und Falschem gäbe es überhaupt nichts. Wenn einer sündigt, so schreibt sich das von seiner Natur her, wie sie Gott in ihn gelegt hat. Er kann halt nicht anders. Wie kämen auch Menschen dazu, etwas durchzusetzen, das Gott nicht haben wollte!« – Disputieren ist da umsonst. Je mehr man dem Mann ans Herz reden will, desto höher steigt er mit seinen großtuenden Redensarten. Es ist ein Elend mit diesen Weisen!

Da gehen zwei Pilgrime vorbei, sind schon in allerlei Heiligtümern eingekehrt, haben bei Ramesvaram und im Ganges und in hohen Alpenquellen

gebadet und auch schon allerlei Religionen kennengelernt. »Was dünkt euch von Jesu? Ihr habt doch schon von ihm gehört?« – »O freilich«, antworten sie in einer Mischsprache von Tamil und Malayalam, mit etwas Hindustani gewürzt, – »Jesus ist ein guter Name, nur ein anderer Name für Vishnu. Beide sind Erhalter und Retter, beide werden Mensch – ganz ein und dieselbe Gottheit« – und damit gehen sie lachend weiter, singen mit künstlichen Schnörkeln den Götzennamen Narayana und suchen, wo es weitere Plätze zum Beten und zum Betteln gibt, da neue Büßungen und neue Wollüste ihrer warten, wie es der Wechsel der Tage und der Orte gerade mit sich bringt.

Was ist das für ein Haufe von dunkeln, lärmenden Menschen? Die gehören einmal nicht zu den Gebildeten. Es sind Fischer, sie haben heute Feiertag gemacht, sich rot, gelb und weiß angezogen und dem Gott des Orts aus weiter Ferne ihre Verbeugung gemacht. Nach ihrem Abzug hat sich der Priester herabgelassen, die schmutzigen Münzen, in welchen sie ihr Gelübde bezahlten, vom Boden aufzuheben. Die Leutlein aber haben schon herausgefunden, wo der wohlfeilste Palmwein zu haben ist und sind nun alle etwas angetrunken. Vielleicht ließe man sie lieber vorüberziehen, denn wie wird das Wort bei ihnen haften? Aber sie sind so guter Dinge, daß sie selbst anfangen: »Wie geht es eurem Jesus Christus? Habt ihr heute auch einen guten Tag? Wir sind doch alle eins! Müßt nicht böse werden.« Nun redet man ihnen einiges ans Herz, wie sie schon soviel gehört haben und doch keine Frucht aufkommen lassen mit ihrem Lärmen und Schreien, Fluchen und Trinken – man erinnert an die Cholerazeit, die Pockenheimsuchung, wie das Feuer Hunderte von ihren dichtgedrängten Blätterhütten im Nu verzehrte, der Andrang des Meeres ihre Hütten samt dem Ufersand wegschwemmte, wie sie hie und da gelobten, ernster zu werden und ihrer Seele zu warten. Sie sind gerade weich gestimmt und sagen: »Es ist freilich wahr und nichts dagegen aufzubringen, aber seht, so haben es die *Mukver*, »Fischer«, zu allen Zeiten gehabt. Wer will den Anfang machen, es anders zu treiben? Unser Ältester hat es einmal probiert, und jetzt ist er ärger als wir (leider ein getaufter Zurückgefallener). Wer kann sich auch entschließen, der Welt Spott zu werden? Wir sind keine Einsiedler!« – Damit gehen oder taumeln sie weiter, der Durchtriebenste von ihnen stimmt ein altes Schifferlied an, vom großen Seeräuber anno 1600, und die andern alle wiederholen nach jedem Sätzlein mit ihren rauhen Stimmen den einförmigen Schluß.

Hier steht eine Schule mitten im Baumgut, bestehend aus drei Erdmauern und einem Strohdach, eine Menge aufgeweckter Knaben darin. Der Schullehrer ist ein großer Mann in seiner Kaste, Arzt, Gelehrter, der beste Rat in Prozessen und anderen Nöten. Jahrelang hat ihn die Mission bezahlt, weil er die größten Kinderhaufen zusammenbrachte, und er weiß halbe Kapitel der Schrift auswendig, so oft hat er sie schon den Kleinen vorgesagt und eingebläut. Aber er ließ sich außer seinem Gehalt auch noch von den Schülern bezahlen, nicht aber für das, was aus christlichen Büchern zu lernen war, sondern für Unterricht in heidnischen Schriften. Damit wurde so viel Unterschleif getrieben, daß man ihn am Ende entließ. Aber einem anderen Schulmeister strömten die Knaben nicht so zu wie dem berühmten *Ambu*. So behielt er die meisten Schüler und lehrt sie nach Kräften, das Wort Gottes und seine Diener zu verspotten. Ein Katechist trat bei ihm ein und wollte ein paar Worte reden. Der alte Ambu aber streckte die Hand aus wie ein Feldmarschall und sagte, während die Knaben bewundernd an ihm hinaufschauten: »Erspare Dir die Mühe, Du Junger! Wirklich, Du dauerst mich. Wie wird Dir's nicht noch gehen! Wenn Du aber einmal im höllischen Feuersee zappelnd und schnappend ringst und sinkst, dann will ich mich doch Deiner erbarmen und Dir heraushelfen.« Einige Knaben lachten darob, von Herzen ging's ihnen nicht, der Katechist aber schritt traurig weiter.

Wiederum entschuldigt sich ein alter Nayer (oder Hofbauer), der schon manches gehört hat, mit diesen Worten: »Wenn aber Christus so stark ist, wie ihr sagt, warum tut er nicht mehr an seinem Volk, den Europäern? Die trinken ja und leben so liederlich wie nur irgendwelche Götzendiener. Kann er ihre Sitten nicht umwandeln? So ist diese Weisheit also nicht so groß, wie ihr sie darstellt.« – Doch als ihm recht zugeredet worden war, seufzte er und gestand: »Ja, ich weiß wohl, ich sollte ein Christ werden.«« (GM 10.8.53).

Das Gegenteil ereignete sich bei Gunderts früherem Lehrer Ramotti, dessen weitverzweigte Familie noch heute eine Rolle in der Kirche spielt: »Dagegen ist der frühere Malayalam-Munschi Ramotti am 6. August getauft worden und heißt nun Abra-

ham Muliyil. Er scheint uns berufen zu einem tüchtigen Verkündiger des Worts unter seinen Landsleuten und soll daher als Präparand hier angestellt und fürs Katechistenamt weiter vorbereitet werden.« (GM 29.8.54). Gundert bedauerte, daß nicht mehr Hindus aus höherer Kaste zum Christentum kamen. Er mußte sich jedoch fragen lassen, ob nicht gerade in der völligen Tilgung der Kaste beim Christwerden ein Grund für die Distanzierung vom Christentum zu suchen ist.
In seiner Arbeit hielt Gundert nicht nur mit den Einheimischen, sondern auch mit seinen Missionskollegen engen Kontakt. Mit ihnen tauschte er viele seiner Gedanken aus. Ihre Namen sind schon verschiedentlich genannt worden. Im folgenden soll auf ihr Leben kurz eingegangen werden, ebenso auf einige Wirkungsorte.

Samuel Hebich

Eine der markantesten Persönlichkeiten unter den Basler Missionaren war Samuel Hebich (29.4.1803 – 21.5.1868). Er – der Senior der Basler Missionare in Indien – war mit den Missionaren Lehner, Layer und Greiner am 12. Oktober 1834 auf der Reede von Kozhikode angekommen. Zwölf Tage später hatten sie ein Küstenboot gefunden, das sie nach Mangalore gebracht hatte (30. Oktober). Neben Mangalore hatte sich Dharwar im Oberland als weitere Missionsstation entwickelt. Gundert berichtete seinem Vater vom ersten Eindruck, den er von Hebich gewonnen hatte: »Hebich, den ich jetzt das erstemal sah, ist ein Staatscharakter, aber immer auf dem Theater. Wo sein Wille und Kraft begrenzt sind, fängt in seinen Gedanken Satans Reich an. Darum ist er erstaunlich eifrig, schmeißt aber manchen guten Mitfechter über den Haufen. Er liebt nichts Stationäres, fühlt sich auch mehr zu den Engländern gezogen als zu den Eingeborenen.« (GM 7.5.39).
In einem Brief klärte Gundert sein Verhältnis mit Hebich so nachhaltig, daß sie nicht nur zu dem Zeitpunkt, sondern auch später als Nachbarn gut zusammenarbeiten und sich sogar die Missionsstation Cannanore/Chirakkal miteinander teilen konnten: »Deine guten Wünsche an sie [meine Frau] und mich haben uns herzlich gefreut, und wir hoffen, Du werdest an uns auch noch zu irgendeiner Zeit etwas Freude haben dürfen – ich meine nämlich, daß, wenn der Herr uns einmal sollte zusammenführen, Du doch nicht alles Natur, Fleisch und Mensch an uns finden werdest, sondern auch ein bißchen göttlichen Samen, was dann jedem Gottgeborenen Freude macht. Dabei darfst Du auch – ich höre nämlich, Du verstehst Petri Schwert zu führen – an uns was herunterfegen oder schneiden, was Dir gerade an uns als ungöttlich auffällt. Das ist ja doch das Schwerste, was wir auf Erden zu tragen haben, daß jeder Christ nur dunkel die Scheidelinie trifft, auf der Geist und Natur in ihm sich vereinigen, und sich oft recht gefällig in einem oder dem anderen Auswuchs bespiegelt, weil er ihn für Geistestrieb hält, und die Gemeinschaft der Heiligen ist dann gerade dazu da, zarter oder gröber gegen dergleichen zu arbeiten.« (GM 15.12.38). Gundert durchschaute Hebichs Wesen und sah seine guten Seiten.
Durch den souveränen Umgang mit Hebich konnte Gundert seine Stellung schon in den ersten Wochen festigen. Gundert besann sich auf seine Erfahrung mit Groves in Chittoor und schrieb weiter: »Du scheinst dasselbe gefühlt zu haben, wenn Du von Kleinigkeiten sprichst, die hie und da im Werk vorfallen und die Gemeinschaft stören wollen. Ich glaube, sie stören sie in demselben Maße, als ein Christ nur Maul ist und nicht auch Ohr sein will. Beispiele: Mein Chittoorleben. Weil ein älterer Bruder mich für seinen Zensor hielt und doch nicht hören, auch nicht nur im Vorbeigehen merken wollte, ist die Gemeinschaft jetzt zum bloßen Papier geworden. Ich glaube, ich wäre willig gewesen zu hören, aber da war eben auch niemand, der mich angeredet hätte. Mögen wir auch untereinander den Dienst des Ohrs und des Mauls geistlich einzuteilen lernen.« (Ebd.).
Als Gundert einige Zeit später in Thalassery und Cannanore sehr viel Arbeit hatte und die Notwendigkeit für einen weiteren Missionar bestand, kam Samuel Hebich von 2. Juli bis 13. September 1840 zur Aushilfe nach Cannanore. Es gefiel Hebich so gut, daß er sich ab 20. Januar 1841 ganz dort niederließ und bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1859 in Cannanore blieb. Während dieser Zeit entwickelte sich ein reger Briefverkehr zwischen Gundert und Hebich, den Gundert meist nur mit »lieber Alter« anredete. Manchmal mußte Gundert beruhigend auf Hebich einwirken, wenn dieser zu ungestüm handelte. Wesentlich beteiligt am guten Gelingen von Hebichs Übersiedlung nach Cannanore war der

freundliche Kaplan der englischen Gemeinde, Lugard. Dieser half überall, wo es nötig war. Als Lugard durch Fennel ersetzt wurde, kam es zu Spannungen, weil Fennel es nicht ertragen konnte, daß Hebich neben ihm wirkte. Er war der Meinung, daß in Cannanore eine Gemeinde bestünde und er deren Leiter wäre. Zu dem Zeitpunkt, zu dem die beiden nicht mehr miteinander redeten, griff Gundert ein. Er wirkte argumentativ auf Hebich ein, indem er Fakten und Meinungen mit ihm besprach und Hebich selbst dabei nicht schonte. Gundert rettete die Situation und schrieb an Hebich: »Ich sah heute Conolly und sprach die Sache durch – erklärte, wie wir auf Lugards Bitten die ihm zu schwere Last der Tamil-Christen übernommen, wie Du auf seinen Wunsch gekommen seist, das Komitee mitunter auch durch die Nachricht unserer Einigkeit mit dem Kaplan zum Beschluß, Dich nach Cannanore zu senden, gekommen sein möge, jedenfalls daß Du nicht selbst gewählt habest usw. Der starke Boden aber, auf dem ich stand, war – nicht Dein ministerial [verbrieftes] Recht, sondern der Umstand, daß Du noch nichts der Art getan hast. Je mehr ich die Sache bedenke und bespreche, desto deutlicher wird mir's und auch den lieben Brüdern (die zugleich wünschen, daß ich Dir dies schreibe), daß es für das Interesse unserer Mission am besten ist, wenn Du nie in des jetzigen Kaplans Anwesenheit (ohne seinen Wunsch) in Englisch predigst und – zum Überfluß – dies auch bei Gelegenheit erklärst und uns bevollmächtigst, es zu erklären. Dann steht alles, was Fennel getan hat, ohne Säul und Füße da, und er kann Zeit vom Herrn kriegen, sich seiner Furcht zu schämen . . . Ich meine nicht, daß Du jetzt zum Kreuz kriechen sollst, außer wie Du es – unserem Herrn sei Preis – täglich tust. Aber ich meine, daß Du Dir wohl so eine Gelegenheit vom Herrn erbitten kannst, bei der Fennel erkennen würde, daß Du nicht bloß Schrecken, sondern auch Befestigung ins Herz bringen kannst, namentlich, wo so kleine Interessen der Streitapfel sind – denn die halfcasts hast Du ja damit nicht aufzugeben, und wenn Europäer in Dein Tamil kommen wollen, hören sie ja auch Englisch. Vielleicht ist jetzt Fennel darum so überhaspelt, damit er sich schämen und Dir über die halfcasts nachgeben kann. Nimm dies in Liebe auf.« (GM 28.5.41).
Das Verhältnis zwischen Hebich und Fennel gestaltete sich danach zwar nicht herzlich, aber erträglich. Vor allem gab es keinen Streit mehr, der nach außen und in die Gemeinde wirken konnte. Gunderts Stärke lag in der Analyse einer Situation, die ihm auch hier ermöglichte, die nötigen Folgerungen zu ziehen. Diese waren nicht immer sehr angenehm, erreichten aber meist die richtige Wirkung. Gundert war der schweigende und gelehrte Missionar, der durch Bücher und Schularbeit zur Festigung der neuen Christen beitrug. Hebich dagegen war der evangelistische Missionar, der für die aufrüttelnde Predigt und die Sammlung von Gemeinden sorgte. Auf diese Weise ergänzten sich die beiden gut.
Im Oktober 1859 kehrte Hebich nach Deutschland zurück, wo er sich in Stuttgart niederließ. Er setzte seine missionarische Predigtweise in Deutschland und in der Schweiz fort. Nach seinem Tod 1868 veröffentlichte Gundert eine Lebensbeschreibung Hebichs im Missions-Magazin, die zuvor auch von Herrmann Mögling gelesen worden war. Gundert und Mögling, »zwei Mitarbeiter des Verewigten«, gaben die Biographie »Samuel Hebich« (Basel 1872) heraus.

Missionare auf den Nilagiri

Mit den Nilagiri und der dortigen Gemeinde verband Gundert sehr viel. Er war einer der ersten, die die Gründung einer Station der Basler Mission dort befürworteten, aber er überließ es den Missionaren in Mangalore, sich um die weitere Entwicklung zu kümmern. Als dann aber ein Todesfall eintrat, regelte Gundert die Angelegenheit.
Nachdem Missionar Michael Bühler gestorben war, reiste Gundert von Mitte Juli bis Mitte August 1854 auf die Berge, um die Hinterlassenschaft mit der Witwe Bühlers zu regeln. Am 19. Juli kam er nach Ketti, wo er »Frau Bühler sehr ruhig, nur müde aussehend« (GM 19.7.54) zusammen mit ihrer kleinen Tochter Sophie vorfand. Neben den privaten Angelegenheiten versuchte Gundert, die Zukunft der Basler Mission auf den Nilagiri im Auge zu behalten. So schlug er dem Komitee in Basel vor:
»Die Station ist nun sehr verwaist. Es ist Ihnen vielleicht nur leichthin gesagt worden, daß auch Br. Metz in dieser Notzeit bedeutend gelitten hat. Er ist zwar jetzt hergestellt, aber seine Gesundheit ist wirklich prekär. Der Katechist hat sich in den Stunden der Anfechtung (denn drei seiner Kinder

sind an der Cholera gestorben) sehr schwach gezeigt. Dieses Gericht schien ihn mehr zu ärgern als zu demütigen. Die Badagabevölkerung, sehr heimgesucht durch eine dreifache Plage, erst das Fieber, das ganze Dörfer entvölkerte, dann Cholera und Teuerung – scheint mehr als je Aussicht auf Frucht zu gewähren. Sind auch viele verhärtet, bei anderen regen sich bessere Keime. Daher ist eine schnelle Verstärkung der Station dringend zu wünschen.« (GM 26.7.54).

Sorgfältig überdachte Gundert alle Gründe, die er dem Komitee in Basel vorlegen konnte, um es von der dringlichen Notwendigkeit einer personellen Verstärkung zu überzeugen. Er schrieb weiter: »Dieses Missionsgebiet mag klein erscheinen im Vergleich mit manchen dichtbevölkerten Distrikten. So ließe sich leicht denken, man könnte Ketti eine Zeitlang schwach besetzt halten, ohne deshalb viel einzubüßen. Es ist dies aber eine unserer bedeutendsten Stationen, ich möchte fast sagen die heikelste von allen. Gesetzt auch, daß sich hier wenig gewinnen ließe, so wäre hier bald viel verloren. Ich kann da nicht verschweigen, daß ein unserer Gesellschaft nachteiliger Eindruck unter den hiesigen Engländern nur zu sehr verbreitet ist. Herrn Dr. Scudders Brief gibt Ihnen Aufschluß darüber. Bühler scheute sich, ein Pferd zu halten . . . Ootacamund ist ein Schwätzplatz, da die Leute alle nichts zu tun haben. Nun muß die Mission herhalten. Die Arbeiter achtet man, kritisiert aber das ferne Komitee unbarmherzig. Dazu kommt dann, was sich von kranken, verstimmten Missionsgeschwistern, die etwa heraufkommen, herauslocken läßt. Was auf diese Weise von Anklagen gegen Sie zusammengebracht wird, geht in alle drei Präsidentschaften über. Ich möchte diesem Punkt nicht zuviel Gewicht beilegen. Aber wir können und sollen doch diesem Stand der Dinge entgegenarbeiten. Daher ist meine unmaßgebliche Ansicht: Br. Mörike sollte, wenn irgend möglich, hierher zurückberufen werden. Er ist in der Sprache zu Haus, hat die nötige Lokal- und Personenkenntnis etc., daher mehrere Badagas geweint haben, als sie von seinem Abgang hörten. (Das ist bei Heiden etwas sehr Seltenes). Er ist ferner an Br. Metz recht gewöhnt und mit ihm eng verbunden. Sein Englisch wird von Kennern sehr gerühmt, und er ist eine überall wohl gelittene Persönlichkeit. Ich glaube, daß er im kürzesten dahin gelangen wird, den Leuten einen permanenten Eindruck davon zu geben, daß wir im ganzen zufrieden sind und Ihnen Unrecht getan wird. Ich sage das in der festen Überzeugung, daß Ihre und unsere Ehre nicht zu trennen sind. Sind Sie tyrannisch, so sind wir Sklaven, bleiben Sie falsch berichtet, so sind wir entweder stumm oder unklar, ist Ihre Engherzigkeit oder Sorglosigkeit bewiesen, welche Schwächlinge sind wir, in diesem Geleise fortzuwandeln. Also dürfen Sie überzeugt sein, daß keiner Ihrer Arbeiter, dem Gott offene Augen gegeben hat, in gesunden Tagen zu solchem Geschwätz beitragen wird. Sie werden auch, wie ich gewiß hoffe, das hier Gesagte großmütig verzeihen. Dennoch glaube ich, es Ihnen und uns schuldig zu sein, diesen Punkt offen zu besprechen, damit eine dieser Station eigentümliche Rücksicht nicht unterschätzt werde.« (GM 26.7.54). Die Nilagiri blieben unter dem Einfluß der Basler Mission.

Gottfried Weigle

Gottfried Weigle (1.7.1816–7.6.1855) war Gundert von seinen Studienjahren her bekannt. Schon während seiner letzten Semester in Tübingen drängte es Weigle hinaus nach Indien. Er bewarb sich im Missionshaus in Basel, wurde aber vom dortigen Inspektor Christian Gottlieb Blumhardt ermuntert, zuerst seine Studien zu Ende zu führen: »So will ich als Ergebnis dieser Gründe nur kurz berühren, daß wir es für angemessen halten, wenn Sie in aller Ruhe und Ordnung Ihre Studien in Tübingen bis auf künftigen Herbst absolvieren, in das K. Württemb. Ministerium aufgenommen und mit Genehmigung der Regierung für den Missionsdienst in der vaterländischen Kirche ordiniert werden, und sodann im Namen des Herrn nach gemütlicher Lösung aller Ihrer Pflicht- und Familienverhältnisse künftigen Winter in unserem Missionshause verweilen, um, so der Herr Gnade gibt, im Frühling 1839 in der Gesellschaft einiger unserer Brüder die Reise nach Indien anzutreten. . .

Im Namen des Komitees
Blumhardt« (AG 17.3.38; s. Abbildung).

Nachdem Weigle sein theologisches Examen an der Universität abgeschlossen hatte, trat er als Lehrer ins Missionshaus in Basel ein. Neben seiner Lehrtätigkeit verfaßte er auch eine kurze Geschichte der Basler Mission in Indien. Diese Abhandlung zeigt den geschichtlichen und geistigen Zusammenhang, in den Gundert nach seiner Wanderschaft durch

und auf einer Reise von Erdenbeschäftigung welche zunächst ihren
in der Sorge für Ihren künftigen festen Lebensgang
ihren Grund haben und von denen ich einige in einem
Schreiben an Ihre theure Eltern in Nh. kurz zu berühren
von unserer Comittee nicht minder einstimmig beschlossen
war. Da ich voraussetzen darf, daß Ihr lieber Herr Vater
Sie von dem Inhalt desselben in Kenntniß setzen wird,
so will ich als Ergebniß dieser Gründe nur kurz be-
rühren, daß wir es für angemessen halten, daß Sie
in aller Ruhe u. Ordnung Ihre Studien in T. bis nächst
künftigen Herbst absolviren, in das K. Würtemb. Mi-
nisterium aufgenommen, und mit Genehmigung der
Regierung für den Missionsdienst in der vater-
ländischen Kirche ordinirt werden, und sodann im Namen
des Herrn nach gesegneter Lösung aller Ihrer Schul-
und Familienverhältnisse künftigen Winter in un-
serm Missionshause verweilen, um, so der Herr
Gnade gibt, im Frühling 1829 in der Gesellschaft
einiger unserer Brüder die Reise nach Indien
anzutretten.

Im Namen der Comittee

Blumhardt

das östliche Südindien eingetreten war (s. unten).
Als Weigle am 19. September 1840 in Mangalore angekommen war, machte er sich sogleich an linguistische Studien. Er studierte Gunderts Malayalam-Grammatik und gebrauchte sie. Gundert fand in ihm den sprachbegabten Freund, mit dem er Herz und Verstand, Malayalam und Kanaresisch, Tulu und Tamil teilen konnte. Sie unterhielten einen regen Briefwechsel, der beider Gaben entsprach. Sie tauschten linguistische Fragen aus und besprachen verschiedene Werke miteinander, bevor sie sie veröffentlichten. Dazu gehörten die frühen Werke Gunderts wie der Bibeltraktat, der Zellersche Katechismus und die Kerala Utpatti.
Schon fünf Wochen nach seiner Ankunft plante Weigle sprachliche Arbeiten: »Ich bin nun mit meines Bruders [Möglings] Wunsch hingesessen, um molimina [Anstrengungen, Versuche] für ein Glossarium zu machen. Und da muß ich Dich fragen. Gibt es – hast Du ein Tamil-Wurzelwörterbuch, etwa in der Art wie Amarakosha oder *Rosen* – das ist wohl der erste Schritt zu einem geordneten Lexikon. Ich gehe nicht darauf aus, etwas Großartiges anzufangen, aber die Nachweisung einer jeden Wurzel in einer so nahe verwandten Sprache wie Tamil oder Malayalam wird unvermeidlich sein, schon um nicht irre zu gehen. Der Bibeltraktat hat angefangen zu existieren.« (AG 28.10.40; vgl. unten »Der erste Bibeltraktat«).
Beide waren sehr gute Lehrer. Das erste Examen in Mangalore fiel dank Weigles Vorbereitung exzellent aus – so gut, daß ihm vor Scham unwohl wurde. Deshalb machte er einen Besuch in Thalassery: »Der Aufenthalt bei dem alten Freund Gundert stärkte meine ziemlich angegriffene Gesundheit so, daß ich mich wieder frisch fühle; und dort konnte ich den Wortschatz der Tulusprache, soweit er bis jetzt gehoben, mit ihm durchgehen. So kam ich herzlich dankbar wieder heim.« (HM 156).
Gundert seinerseits berichtete hocherfreut über den Besuch von Weigle, »der zu unserer großen Freude vom 13. August bis 9. September [1842] hier und in Kozhikode einkehrte und mit dem ich die Übersetzungen der »Göttlichen Antworten auf menschliche Fragen« (Zellers Katechismus) verglich und besprach.« (GM 18.9.42).
Auch zehn Jahre später noch tauschten Weigle und Gundert ihre linguistischen Fragen und Arbeiten aus – allerdings mit dem Unterschied, daß nur noch Eingeweihte verstanden, was hinter den jeweils angesprochenen Fragen stand. Weigle schrieb z.B.: »Hier kommt also ein Sanskrit-Opus für Deine Beaugenscheinigung. Ich denke, wenn Du es nicht für gar zu liederlich erklärst, so könnte man es für die Asiatische Zeitschrift zustutzen, der ich schon lang etwas schuldig bin. Apropos, ist denn noch gar nichts von der Zeitschrift für mich gekommen? . . . Das ist freilich ein Lapsus mit dem Kristamahatmya – ich war in einem Dusel und dachte, Du fragest nach einem der neu herausgekommen sein sollenden – etwa dem Leben Pauli – oder vielmehr ich dachte, ich habe *nur* das mir längst bekannte Matapariksha gesehen – Konzept habe ich keines. Ich schickte deshalb, wenn Du es verlangen solltest, lieber mein Exemplar, in dem ich alles, was ich nachher im Briefe berichte, angestrichen habe. Zum Anfang der Malayalam-Revision gratuliere ich. Ich bin jetzt an den Kleinen Propheten. . . Das Sanskrit bitte ich zurück. Apropos, was ist auch aus den Patanjali Yogasutras geworden? Könnte man sie nicht wenigstens abschreiben lassen? Aber nur nicht hier – hier kann niemand Sanskrit schreiben.« (AG 25.2.51).
Der Tod von Gottfried Weigle am 7. Juni 1855 traf Gundert sehr hart – geistig, seelisch und körperlich. Schon wenige Monate danach wurde Gundert vom Komitee in Basel an Weigles Stelle nach Mangalore versetzt, was sich allerdings erst im Februar 1856 ausführen ließ. In Weigles Nachlaß fanden sich aus dem Anfang seiner Studienzeit Verse in einem griechischen Neuen Testament, das Gottfried 1838 Metz gab und Metz an Bührer:
»Weih mich zum Dienst an deinem Wort,
Gib meiner Predigt deine Kraft.
Sei du des Schwachen Halt und Hort,
Halt Wort und Wandel unerschlafft.
O Heiland, mach mein sündig Herz
Durch deines Blutes Wellen rein,
Richt meine Sinnen himmelwärts,
Laß mich mit dir versühnet sein.« (GM 20.1.56).

Herrmann Mögling

Mit Herrmann Mögling verband Gundert eine enge Freundschaft, die während der Studienzeit in Tübingen begann und bis ins Alter währte. Mögling wurde am 29. Mai 1811 in Lauffen am Neckar geboren und starb am 10. Mai 1881 in Eßlingen am Neckar. Sein Weg in die Mission begann an jenem

Novembermorgen 1834, als Mögling, Hoffmann, Betulius und Gundert zusammen David Spleiss auf der Neckarbrücke in Tübingen in seinem Einspänner anhielten, um ihn in ein längeres Gespräch zu verwickeln. Spleiss fuhr nach Mössingen zu Möglings Vater, wo kurz danach auch der Sohn eintraf. Bei der Weiterfahrt nach Schaffhausen fragte Frau Spleiss ihren Mann, was er von dem jungen Mögling hielte. Spleiss entgegnete: »Den werden wir bald zu sehen bekommen.« (HM 65). Und so kam es.

Die Begegnung Möglings mit Spleiss hatte auch eine Auswirkung auf seinen Vornamen. Gundert lüftete das Geheimnis seinem ältesten Sohn gegenüber, der seinen Vornamen von Mögling bekommen hatte: »Da Du nun ins rechte Priesterjahr eintrittst, könntest Du auch an Deinem Namen eine Veränderung vornehmen. Er heißt ja *Harimann* (Heeresmann, dasselbe wie in Herold, Herbergen), aber wir christianisieren ihn nach Spleiss' Andeutung in *Herrmann.* Anzuzeigen, daß wir des Herrn Leute sein wollen. Wenn Du so unterzeichnest (an uns wenigstens), soll mich's freuen, Mögling und ich haben's schon lange so gehalten.« (GM 5.3.69).

Herrmann Mögling zog es mit Macht in die Mission hinaus. Am 7. Februar 1835 wurde er mit noch drei anderen Missionaren in der Basler Martinskirche verabschiedet. Die Anweisung an diese zweite Gruppe von Basler Missionaren, die nach Indien gesandt wurden, lautete: »Die Brüder sollten nicht ein fixes Gehalt beziehen, sondern auf gemeinschaftliche Kosten zusammenleben. Es wäre wünschenswert, wenn auch der Posten in Mangalore auf denselben Fuß könnte eingerichtet werden, falls die Brüder freiwillig von ihrer früheren Stellung zurücktreten wollten. Fürs Lehrerseminar dürfte vielleicht Dharwar sich besser eignen als die Seestadt Mangalore; die Sprachstudien aber mögen in der letzteren angefangen werden.« (HM 90 f.). In diesen Worten lag eine große Herausforderung. Denn mit dem Aufruf zu einfachstem Leben befanden sich die neu hinausziehenden Missionare im Gegensatz zu den früher ausgereisten.

Zunächst reiste Mögling nach England, wo er im Missionsinstitut in Islington bei London die Basler Verbindung mit der Kirchlichen Mission kennenlernte. Darüber schrieb Mögling: »Mir wäre es ein Freudentag, wenn ich hörte, daß die Verbindung zwischen der Basler Gesellschaft und dieser Kirchlichen gelöst wäre.« (HM 96). Diesen Satz hätte auch Gundert schreiben können. Aber nicht nur das innere Verständnis zur englischen Kirchlichen Mission verband die beiden. Bei seinem Abschied aus London am 3. Juli schrieb Mögling an Oehler: »Oft habe ich mich schon zu unserem lieben Gundert gewünscht, während ich früher mir seine Lage schwerer dachte als die meinige. Zuletzt werde ich sehen, daß der Herr alles gut gemeint und gemacht hat.« (HM 96). Anfang November 1836 kam die neue Missionarsgruppe in Bombay an. Dort knüpften sie enge Kontakte, besonders mit englischen Freunden. Dies war nötig, weil Dharwar damals zur Bombay-Präsidentschaft gehörte, während das übrige Karnataka und Malabar zur Madras-Präsidentschaft zählten. Im Boot fuhr Mögling die Küste entlang und erreichte am 6. Dezember 1836 Mangalore.

Von den ersten Tagen an brachte Mögling ein neues Element in die Basler Mission. In der Stationsverfassung konnte er das anvisierte Armutsideal sogleich verankern. Dies brachte ihm nicht nur Freunde ein: »Mögling hatte viel zu leiden seiner Unabhängigkeit wegen; da es ihm weder um Gehalt noch Weib noch sonst was zu tun ist, konnte keiner Hand an ihn legen, und doch war er ungeniert genug, verschiedenen Gedanken zu widersprechen, gescheit genug, seine zu verteidigen, und vom Herrn hinlänglich begünstigt, sie durchzusetzen.« (GM 15.7.39). Die Leistung Möglings wurde auch von den Engländern anerkannt und fand große Beachtung. Gundert berichtete: »Mögling hat indessen in Mangalore stark reformiert, und die Brüder dort sind alle einig, fröhlich und guter Dinge. Mir auch und den künftigen Thalassery-Aussichten hat der Herr durch diese Fügung Luft gemacht.« (GM 15.7.39). Die Reformen betrafen das persönliche Leben der Missionare wie auch ihre Lehr- und Verhaltensweise der Öffentlichkeit gegenüber: »Mögling hat nun gründliche Studia in Mangalore auf die Bahn gebracht, was seit vier, fünf Jahren etwas Unerhörtes war.« (GM 15.7.39).

Mit Gottfried Weigle verstand sich Mögling ausgezeichnet. Gundert schrieb: »Mögling ist die Stütze des Ganzen mit seinen breiten Schultern und täglich vom Herrn erneuten Munterkeit, Weigle gibt dazu die Fülle des Gemüts.« (GM 9.6.43). Mögling unternahm alles mit großer Energie und konnte sich dabei völlig verausgaben. Er griff die Situatio-

nen an und änderte sie, Gundert hingegen wartete lieber ab, bis die Umstände die Situationen zur Veränderung reif machten. Als Mögling im Juni 1850 erkrankte, blieb er gegen den Rat des Arztes in Mangalore. »Ein eben angelangter Brief Br. Möglings vom 24. bewegt uns im Innersten. Er soll, verlangt der Doktor, alsbald die Arbeit aufgeben – wegen Herzerweiterung – und nach Europa zurück. Er aber will warten, bis ihm das liebe Komitee einen Stellvertreter schicke. Br. Hebich fühlt sich fast gedrungen, unverweilt nach Mangalore zu gehen, doch kommt es für heute zu keinem Beschluß.« (GB 27.6.50).

Auch weiterhin blieb Mögling nichts erspart. Während des Besuchs von Inspektor Josenhans 1851/52 kam es zu Konfrontationen zwischen beiden. Der Inspektor forderte unbedingten Gehorsam und stieß bei Mögling auf Widerstand. Kaum hatte sich das Verhältnis auf Vermittlung Gunderts normalisiert, zog Mögling ohne Zustimmung von Basel ins Coorg-Land. Mit der Taufe eines angesehenen Mannes aus dem Stamm der Badaga, Stephanas, war dort eine kleine Gemeinde entstanden. Diese galt es zu festigen und damit die Basler Mission dorthin zu verpflanzen. Von Basel wurde dies strikt abgelehnt. Gundert vermittelte, so gut er konnte.

Da sich Gundert an Ort und Stelle informieren wollte, reiste er zusammen mit seinem Sohn Friedrich, Hermann Kaundinya – einem Brahmanen, dessen Übertritt zum Christentum in Mangalore einst eine große Aufregung verursacht hatte – und mit einigen Katechistenschülern im Februar 1853 die Ghats hinauf. Über Perumbadi erreichten sie Virarajendrapet. Von dort aus berichtete Gundert am 20. Februar: »Es ist ein Coorg- *(Cudagu)* Ort, etwa fünfzig englische Meilen von Cannanore. Da bin ich mit Br. Hermann (und meinem kleinen Friedrich) heraufgereist, um mit dem lieben Mögling zusammenzutreffen und zu sehen, was der liebe Gott hier Neues zu tun im Sinn hat. Am 17. [Januar 1853] kam Mögling mit Stephanas hier an, begleitete ihn auf sein Gut. . . Es ist eine Freude, so etwas Neuem [der neuen Gemeinde] zuzusehen. Hier sind viele Katholiken, die kommen in Haufen. Mögling und Hermann haben auch auf dem Bazar ordentlich Gehör gefunden. Sehr viele Coorgs verstehen Malayalam, weil ihr Handel das erfordert, so kann ich auch reden, soweit der Atem reicht.« (GM 20.2.53). Gundert erkannte, daß Mögling Coorg nicht so schnell wieder verlassen konnte, und spürte, daß eine neue Gemeinde in Coorg im Entstehen war – er behielt recht.

Am 24. Februar verließ Gundert Virarajendrapet und erreichte am 26. Cannanore. Kaundinya reiste direkt nach Mangalore. Noch lange hatte Gundert mit Coorg und Mögling zu tun. Das Basler Komitee wollte die neue Arbeit nicht annehmen und schloß Mögling von der Basler Mission aus. Gundert verstand es, sowohl Mögling bei der Mission zu halten, als auch das Komitee schließlich zu überzeugen, Mögling mit der Coorg-Mission wieder aufzunehmen. Nachdem Gundert vor Ort gesehen hatte, was sich unter den dortigen Menschen bewegte, war er von dem Tun seines Freundes so überzeugt, daß er nicht anders konnte, als für ihn und die Coorg-Gemeinde einzutreten.

Gundert schrieb sowohl an Mögling als auch ans Komitee und an den Inspektor. An letzteren richtete er folgenden Brief: »Es kommt mir in Möglings Stellung sehr entschuldbar vor, und zwar hauptsächlich wegen der unverkennbaren Schärfe, mit welcher Mögling von dem Komitee im letzten Jahr behandelt worden ist. Es ist keine Gelegenheit vorbeigelassen worden, ihm zu zeigen, wie wenig ihm die geringste Abweichung von den Verordnungen werde nachgesehen werden. Zum Teil waren es auch nur scheinbare Abweichungen, durch Mißverständnisse oder lapsus memoriae [Gedächtnisfehler] veranlaßt, wie mir eben von Mangalore einige Deiner neuesten Klagen über Mögling als völlig grundlos dargestellt werden. Dies war es, was in Mögling den Gedanken nicht aufkommen ließ, als werde das Komitee ihn im Coorg-Land arbeiten lassen, wozu er doch wirklichen Beruf hatte. Der Gedanke, dieses aus Dir herausfechten zu müssen, stand ihm als eine Unmöglichkeit da. Ein ungehorsamer Untertan wollte er nicht sein, also ging er über die Grenze.

Dennoch stimme ich den Brüdern nicht bei, welche diesen Schritt rechtfertigen wollen. Mögling ist nicht einer unter vielen, man mag sagen, was man will, sondern er ist eine besondere Gabe Gottes an unsere Mission, einer von den wenigen Baslern, welche in Indien öffentliche Personen geworden sind. Hätte er sich in Europa zurückgezogen, das ließe sich leicht verschmerzen. Hier in Indien außerhalb unserer Mission gestellt, kann er uns fast nur schaden. Zunächst unter uns selbst. Du weißt, daß seine Anziehungskraft groß ist, und zwar erstreckt sie sich auf mehr Personen, als Du

vielleicht denkst. Das ist ein Punkt. Der andere ist sein Verhältnis zu den Engländern. Auch nur finanziell angesehen, wird er uns Abbruch tun. Denn die, welche unsere Mission hauptsächlich durch ihn kannten und jetzt von seiner unabhängigen Stellung hören, werden fortfahren, ihn zu unterstützen. Stokes ist sein Agent. Diesen Anstoß merkt er selbst und will darum niemand anbetteln. Die Sachlage wird dadurch nicht anders. Viele Freunde werden zweifelhaft an der obersten Leitung unserer Mission werden, wenn sie – wie es neugierige Leute sind – die Gründe seines Austritts von ihm selbst oder von den andern Brüdern, geschweige denn vom Gerücht erfahren.
Einstweilen will er unabhängig bleiben. Aber wenn der Herr seine Arbeit segnet, muß er wohl der Gewalt der Umstände nachgeben und sich irgendeiner Gesellschaft anschließen. Die sind alle froh an ihm, weil er einen weit bekannten Namen und also weitere Geber und Gönner mit sich bringt. Dann kriegen wir Nachbarn, welche in aller Muse anziehen können, wenn es in unsrer Mission zu eng wird. . .
Ich bitte Dich nun hiermit, wenn Du es vor Gott und in Deinem Amt irgend für recht hältst, nur keine schnelle Antwort zu geben, welche Mögling auf einmal den Rückweg verstopfte. Ich hoffe, Hebich wird mehr to the point [zu dem Punkt] schreiben als ich gerade in der Eile kann, und ich glaube, wenn das liebe Komitee Hebich ermächtigte, mit Mögling über seinen Rücktritt zu unterhandeln, so könnte noch alles ins Geleise kommen. Ich hoffte auch von Dir das Beste, wenn es sich um andere Leute handelte, fürchte aber, daß Du gerade bei Mögling wirst am festesten hinstehen wollen. Doch es handelt sich ja um Gottes Sache und nicht um die Ehre irgendwelcher Person. Vielleicht siehst Du doch auch nach, ob Du ihn nicht mehr entmutigt hast, als er in seinen Umständen tragen konnte. Gott gebe, daß der Riß nicht ärger [werde], sondern sich noch beizeiten heilen lasse. Mich demütigt er sehr, aber wenn er uns recht ins Gebet treibt, wird er auch zum Besten dienen. Gott führe alles hinaus zu Seinem Wohlgefallen!« (GM 19.3.53)
Nachdem Mögling einen Brief vom Komitee erhalten hatte, bahnte sich ein Kompromiß an. Gundert schrieb an seine Eltern: »Wie Mögling die Komiteezuschrift aufnehmen wird, steht nun zu erwarten. Wir haben ihm zugeredet, so gut wir konnten . . . In Möglings jetziger Willigkeit, der Komitee-Einladung Folge zu leisten, kannst Du am besten sehen, daß Du ihn zu scharf beurteilst. Er will sich und die Coorg-Mission durch extra Beiträge erhalten, dafür aber nach Basel Rechnung ablegen. Er will unter den Präses der Generalkonferenz gestellt sein, nur nicht unter ferne Stationen, wie Mangalore oder Cannanore, mitgerechnet werden, sonst jedoch allen Statuten sich unterwerfen. – Gewiß das Beste, das das Komitee fürs Werk wünschen kann. Denn es liegt viel in so einem Namen wie Coorg. Viele Engländer geben etwas dafür, die der Basel-Mission im allgemeinen nicht zugetan sind. Von der Taufe der Coorg-Rajatochter etc. hast Du ja wohl auch in der Zeitung gelesen.« (GM 20.6.53). Schließlich kam das Komitee in Basel zu der Einsicht, die Coorg-Mission in die Basler Mission zu übernehmen.
Mit Mögling pflegte Gundert auch nach dessen Rückkehr Ende Dezember 1860 nach Württemberg einen regen Briefverkehr und verfaßte nach dessen Tod die genannte Biographie.
Mögling erwarb sich durch seine Bibelübersetzung und durch die Sammlung aller sich ihm bietenden kanaresischen Literatur große Verdienste. Manches von dem, was er verfaßte, übersetzte Gundert ins Malayalam, und manches von dem, was Gundert verfaßte, übersetzte Mögling ins Kanaresische.

Basels Leitungsanspruch

In den Jahren, als Wilhelm Hoffmann Inspektor der Basler Mission war (1839–1850), konnte sich das Missionsleben in Indien frei entfalten. Unter Inspektor Joseph Josenhans (1850–1879) änderte sich die Zielsetzung jedoch. Das meiste wurde nun nach deutsch-schweizerischem Vorbild geregelt und festgeschrieben. Die Chance, eine indische Ausprägung des Christentums wachsen zu lassen, blieb ungenützt. Um das von oben geschaffene System aufrechtzuerhalten, bedurfte es des direkten Eingriffs von Basel. Alles wurde von dort aus geregelt. Die koloniale Phase der Mission setzte ein und verhinderte die Festigung einer eigenständigen indischen evangelischen Christenheit.
Gundert wehrte sich gegen die zunehmende Bevormundung durch das Basler Missionskomitee und den Inspektor. Er äußerte seine Meinung frei und begründet. Das System der gänzlichen Kontrolle,

gepaart mit einem Vollkommenheitsstreben, machte den Missionskolonialismus deutlich. Dem Inspektor der Basler Mission waren junge, angepaßte Missionare lieber als alte, selbständige, die sich gegen das neueingeführte System wehrten. Nach dem Besuch des Inspektors in Indien 1851/52 bestimmte die Basler Missionsleitung zum großen Teil das Geschehen auf dem Missionsgebiet. Die indischen Gemeinden gerieten dadurch in die Abhängigkeit europäischer Herren und Missionare. Gundert dagegen stellte sich als Ideal einen Kern einheimischer Christen vor, der seinerseits eine *indische* Form des Christentums entwickeln und selbständig werden sollte.

Gundert analysierte die Organisationsstruktur der Basler Mission: »Die Gefahr Ihres gegenwärtigen Systems scheint uns im Zuvielregieren zu liegen. Sie erlassen immer neue Befehle, normieren immer mehr das Detail unserer Verhältnisse nach allerhand heimatlichen Vorgängen. Das Unpassende davon fühlen manche, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können, und die Folge ist, wir finden uns dadurch nicht gestärkt, sondern ermatten daran. Dürften Sie uns nicht mehr Veranlassung zum Selbstregieren geben? Sind andere Gesellschaften damit so viel schlechter bestellt? Man hat wohl schon vom englischen Kirchenjoch gesprochen. Aber wenn wir das Leben und die Bewegung auch eines Kirchlichen Missionars mit dem unsern vergleichen, haben wir mit Scham und Neid zu kämpfen. »Canons« und »rubrics« [kirchliche Verordnungen] mag es viele geben, wer kümmert sich darum. Von einer Sammlung gedruckter oder geschriebener Verordnungen weiß der Missionar nichts. Er hat seine Instruktion und bespricht sich über die Ausführung derselben mit den Missionaren seines Distrikts. Von ihnen hört er nach und nach, was als Norm im Distrikt gilt und ist in seiner Tätigkeit unbehindert, wenn er mit den anderen Frieden hält. Das Heimat-Komitee befiehlt ausnehmend wenig, ebenso nimmt sich das Madras-Komitee in acht, der Bischof ist zufrieden, wenn er auf seiner dreijährigen Visitation etwas Zunahme bemerken kann. Dagegen werden wir beständig in Atem gehalten. Es ist schon öfters von Brüdern bemerkt worden, daß man keinen Komitee-Brief ohne Zittern öffne, daß des Erquicklichen darin immer weniger werde. Namentlich aber seitdem Sie in ausgedehnterem Maßstab zu mobilisieren angefangen haben, sind Ihre Arbeiten nur zu mobil geworden. Man fühlt sich auf wankendem Boden, erwartet bälder oder später, mit oder ohne Gründe – durch einen an ihn selbst oder an Station oder Distrikt gerichteten Brief – versetzt zu werden, und wird in demselben Maß gleichgültiger gegen die vorliegende Arbeit, eifersüchtiger auf die Freiheit aller anderen Missionare, müder unseres angeborenen kleinstaatlichen Wesens. Gewiß, das ist dem Werk nicht zuträglich. Etwas anderes wäre es, wenn wir bemerken könnten, daß nur dem Fleisch, der Ungeistlichkeit entgegengetreten wird: Dagegen finden wir eher, daß, wer am wenigsten tut, am wenigsten belästigt wird, größere Rührigkeit mit immer neuen Hemmungen zu kämpfen hat.

Damit wollen wir nicht sagen, daß Sie besondere Lust am Machtbesitz haben. Im Gegenteil sehen wir Sie so bereit zu dienen, daß, wie Sie sich anstrengen, vermehrte Tätigkeit auf uns zu üben, so Sie auch sich selbst neuem Druck unterziehen, nur um größere Teilnahme für das Werk Gottes zu erzeugen. Es ist uns schon bedenklich gewesen, daß Sie in der neueren Zeit – alle Analogie der anderen Gesellschaften verschmähend – jede Kleinigkeit vom Missionsfeld alsbald dem christlichen Publikum mitteilen, sowohl im Druck als auch mündlich (wie z.B. Möglings Geschichte auf der Fest-Konferenz). Dadurch wird demselben ein Urteil über Dinge zugetraut und eingeräumt, auf welche nötigenfalls Einfluß zu äußern ihm nur schmeicheln kann. Wo aber soll das enden? Wir fürchten, Sie werden dadurch noch so sehr in die Enge getrieben, daß der schwachen Stimme, die aus dem fernen Missionsfeld zu Ihnen kommt, kein Einfluß mehr übrig bleibt. Wir fühlen aber, daß wir auf englischem Boden stehen, englischer Unterstützung bedürfen und uns hiesigen Engländern leichter und schneller verständlich machen können als den Freunden in der Heimat. Daraus entsteht ein Mißverhältnis zwischen dem Zug nach Hause und der Macht, welche die nächste Umgebung ausübt. Wir bitten Sie, haben Sie ein Einsehen in diesen notwendigen Gang der Dinge und fahren Sie nicht schnell durch. Es ist leicht zu sagen, die vom fremden Geist Angesteckten sollen austreten. Sobald es an diesen Gedanken kommt, regt sich bei jedem wieder die Liebe zu den gesammelten Gemeindlein, das Bewußtsein, bis hierher einem sicheren Ruf von oben gefolgt zu sein, das Gefühl der Zusammengehörigkeit von uns allen, während

bei jeder Veränderung unsere Wege auseinandergehen würden. Also sind wir bereit, uns noch neuen Lasten zu unterziehen – doch mit dem Gefühl, daß alles seine Grenze hat. Für Sie selbst ist der Austritt der Älteren keine Sicherung auf die Länge. Jüngere Brüder mögen derzeit sehr untertänig sein, die Verhältnisse wirken doch so gut auf sie als auf die alten, und sie wachsen ohne alles Zutun in dieselben Gefühle hinein. Darum glauben wir nicht, daß ein System der Regierung, welches Bestimmungen für das Einzelnste in solche Ferne herausschickt, mit wirklichem Segen lange fortgeführt werden kann. Wir würden es für ein Zeichen der Gunst unseres Gottes halten, wenn Sie, statt immer mehr Details in den Kreis Ihrer Beratungen zu ziehen, allmählich der Tätigkeit der Brüder einen weiteren Raum anweisen und ihr Zusammengehen mit englischen Freunden und Wohltätern, unbeschadet Ihrer Aufsicht und des deutschen Charakters der Mission, möglichst ermutigen und fördern wollten. Gewiß würde Ihre Autorität damit nur gewinnen, und die einzelnen sowohl als die Stationen würden sich in ihren Mitteilungen an Sie mehr gehen lassen, während jetzt eine geheime Furcht vor den möglichen Folgen vertraulicher Mitteilung mancher Feder sichtlichen Zwang antut. Sie würden auf diese Weise auch mehr und verschiedenartigeren Stoff zu allgemein interessanten und erbaulichen Mitteilungen für das größere Publikum erhalten, so daß nicht nötig wäre, ihm unsere Heimlichkeiten zu offenbaren.« (GM 11.9.54).

Dieses Joch, völlig abhängig von der Missionsleitung in Basel zu sein, belastete Gundert sehr, als er im Herbst 1855 nach Mangalore versetzt wurde. Jeglicher Einspruch seinerseits half nichts. Gundert argumentierte: »Ich stehe zu Ihrer Verfügung und habe, wenn ich einmal Malabar verlassen soll, gegen die Stationierung in Mangalore am wenigsten Bedenken. Ihr Zutrauen in meine Tauglichkeit rührt mich umso mehr, je weniger ich bisher von den Eigenschaften, die zur Leitung einer Station gehören, gezeigt habe. Ich gestehe auch, daß mich dieser Kontrast zwischen Ihren Erwartungen und meinen Leistungen – im Punkt des Zusammenhaltens und Förderns von Brüdern – gerade jetzt nach der maßlosen Korrespondenz mit Mögling so betroffen hat, daß ich, um ruhig beraten zu können, vor allem ihm und Kaundinya abzubitten mich genötigt sah. Wahrscheinlich wird er Ihnen eine Kopie meines Briefes vom 20. schicken. Ich will also nicht weiter darauf eingehen. Ihre Gedanken in betreff des für die Schriftstellerei von mir zu erwartenden Vorteils kann ich kaum teilen. Durch den Übergang in ein anderes Sprachgebiet werde ich möglicherweise im Malayalam schwächer, ohne daß ich im Kanaresischen mehr als ein homo novus sein und bleiben werde. Am meisten aber drückt mich dieser Wechsel in Beziehung auf meine liebe Frau, der ich keinen Zungenwechsel mehr zumuten kann. Mit Seelen zu tun zu haben, ist ihr Leben; nach dem Abschied der Knaben [Söhne] wäre sie wahrscheinlich zusammengebrochen, wenn sie nicht die tägliche Arbeit unter den Mädchen hätte, bei denen sie einmal ihren Wirkungskreis gefunden hat. Wenn von unserer schwachen Arbeit einmal acta abgefaßt werden, so zweifle ich nicht, daß darin unsere zwei Namen nach dem Vorgang von Priscilla und Aquila aufeinander folgen werden. Verglichen, was sie jetzt für 80 ihr anvertraute Seelen ist, finde ich für sie in Mangalore keinen Ersatz, denn mit Besorgung des Hauswesens für die Jungen (Katechistenschüler etc.), Aufgaben, denen sie allerdings gewachsen ist, wird ihr Geist nicht beschäftigt genug. In der ersten Betroffenheit fragte sie, ob wir nicht getrennt fortarbeiten könnten, ich in Mangalore, sie in Chirakkal – ob nicht die Mädchen mitzunehmen wären etc. Mein Wunsch wäre also wirklich der gewesen, daß die Verwendung meiner Person (ausnahmsweise) sich mehr nach der ihrigen richte, als umgekehrt.« (GM 23.10.55).

In Gundert wuchs die Bereitschaft zum Kompromiß, als er sah, daß er gehen mußte: »Ich wage auch den Wunsch vorzulegen, daß Sie diese Mangalore-Stelle mir nur provisorisch, sage auf zwei bis drei Jahre, übertragen. Es kann lächerlich scheinen, auf so lange hinaus sorgen zu wollen. Im Grund aber will ich nur sagen, daß ich die Versetzung in ein anderes Sprachgebiet für bloßen Notbehelf halte und überzeugt bin, daß keinem indischen Bruder je zwei indische Sprachen gleichermaßen geläufig, zwei Länder gleich heimatlich werden. Es ist aber von Wichtigkeit, nachdem man im fremden Lande Wurzel geschlagen hat, das Gefühl der Fremdlingschaft nicht zu oft zu erneuern. Ich habe mit Bengali und Hindostani anfangen, dann das mit Schmerzen beiseite legen und die zwei Madras-Sprachen vornehmen müssen. Auch damit noch kein Ende. Ich machte mich anno 1838 ans Kanaresische, wovon der Übergang zum tamil-ähnli-

chen Malayalam ein willkommener Rücktritt in Bekanntes war. Ich hoffte, hiermit meine Vorfahrten beendigt zu haben, und werde es daher als Gnade ansehen, wenn Sie diesen meinen Wunsch, schließlich wieder ein Malayalam-Missionar zu werden, beherzigen. Ich zweifle nicht, daß es mir nach drei Jahren noch ebenso zu Mut sein wird, wenn ich sie erlebe. Indessen wird die Malayalam-Presse in Mangalore leicht eingerichtet werden können. Das Katechisteninstitut wird seine neue Organisation beendigen; mehrere, jetzt junge Brüder, werden ausweisen, von welchem Metall sie sind, und neue Arbeiter, wenn sie sich finden, können bis dahin angeleitet sein. Dann dürfte sich vielleicht zeigen, daß ich in Mangalore entbehrlich bin, und ist das der Fall und will mich der Herr noch länger brauchen, so wird er auch ein passendes Plätzchen für mich ausfindig machen.« (Ebd.).
Gundert fügte sich der Versetzung, ebenso seine Frau, die im Februar 1856 mit ihm umzog. Im Herbst desselben Jahres erlebte Gundert die Ordination von Jacob Ramavarma in Cannanore.

Die erste Ordination

Damit war am 3. September 1856 für Gundert sein missionarisches Werk zu einem Ziel gekommen – der ausländische Missionar wurde durch einen einheimischen Pfarrer ersetzt. Die Freude war vollkommen, als Irion am Tag dieser Ordination das erste vollständig gedruckte Neue Testament an Gundert übergab. Gundert schrieb in sein Tagebuch: »Die Ordination von Jacob Ramavarma . . . Irion bringt mir das erste völlige Neue Testament. Dir, Herr, sei Dank dafür.« (TM 3.9.56).
Am Tag nach der Ordination beschrieb Gundert das Ereignis, das eine Woche lang vorbereitet worden war: »Gestern ist mit Gottes Hilfe unser lieber Jacob Ramavarma ordiniert worden. Es war ein gesegneter Tag, von welchem wir nun ohne Verzug Bericht abstatten wollen.
Gundert kam Montag abend von Mangalore nach Chirakkal, wohin seine Frau vor 14 Tagen gegangen war, um in Schw. Diez' Abwesenheit nach der Schule zu sehen. Am Dienstag abend stellten sich Irion und C. Müller bei uns ein. Fritz war durch einen leidigen Unfall seiner Frau am Kommen verhindert, statt seiner kamen jedoch zwei Katechisten (Esau und Christian), wie auch mehrere von Chombala und Thalassery; dazu ließ Irion die Waisenknaben kommen, ein willkommener Zuwachs von Singkräften. Am Mittwoch morgen (3. September) waren die Mädchen in Chirakkal nicht mehr zu halten, schon um 3 Uhr begann der Lärm, mit Sonnenaufgang lief alles nach Cannanore. Von Taliparambu und Chovva kamen gleichfalls die meisten Leute, von Anjarakandy nur 10–12, soviele eben Urlaub erhalten konnten. . . In Cannanore selbst hatte Hebich allerhand Leute eingeladen. Der Brigadier Thomson, ein braver Plymouth-Bruder, kam von selbst, auch Youngs Stellvertreter Capt. Taylor. Andere waren uns doch schon länger geneigt, wie Col. Clemons. Dagegen kam auch der Colonel des europäischen (Bergschotten) Regiments: Monkland, von dem Hebich es nicht erwartet hatte, denn als Hebich seine Erscheinung machte, sagte er: Ich weiß, was Sie wollen, Sie möchten die Soldaten in Ihre Kapelle kriegen. Hebich sagte: Nein, die lasse ich für sich selbst sorgen; ich möchte Sie einladen. – Mich? Zu was? Geben Sie Champagner? Oder nur gutes Bier? Was krieg' ich? – Bei mir gibt's freilich nur für die Ohren etwas, dennoch lade ich Sie ein, es wird Sie nicht reuen. – Er versprach nichts, kam aber doch und zeigte wirkliches Interesse an den Verhandlungen. So kam denn allerlei Volk zusammen, unter denen jedoch Major Carr, von Mangalore für diesen Zweck herabgereist, besondere Erwähnung verdient. Um 10 Uhr war die Kirche schon gefüllt, die Veranda stand voll von Heiden, Katholiken, auch etlichen Moslems. Nur die Soldaten hatten eine Abhaltung, die sie in der Kaserne festhielt. Eine solche Festversammlung von Leuten aller Art, besonders von Heiden, hatten wir noch nicht gehabt.
Nachdem wir Brüder zuerst zusammen gebetet [hatten], traten wir in die Kirche, vorbereitet auf einen längeren Gottesdienst, als wir am Ende auszuführen für rätlich hielten. Irion und Müller hätten nämlich auch sprechen sollen, aber da sie es in Malayalam wollten, was Gundert verenglischt hätte, wäre doch bedeutende Zeit dafür nötig geworden, und da Jacobs Vortrag über eine Stunde wegnahm, wir uns aber auf drei Stunden zu beschränken entschlossen waren, blieben ihre Reden weg. Hebich hätte gewünscht, durch einen bloßen Malayalam-Gottesdienst am Abend dies hereinzubringen, aber die Brüder waren entschlossen zur Rückkehr am selbigen Abend, da sie den Tag darauf Geschäfte hatten. Es ging also viel von

der Mannigfaltigkeit festlicher Erbauung verloren, doch glauben wir soviel erreicht zu haben, daß die Leute eher sagten: »warum nicht länger» als: »warum so lang?« Hebich fing mit dem Segen, Gesang und Gebet an; Joseph dolmetschte. Nach nochmaligem Gesang erklärte er, warum wir zusammengekommen seien. Nämlich wir wollen einen schwarzen Bruder ordinieren, der schon 13 Jahre als Katechist gedient hat. . .

Jacob trat auf die Kanzel (im schwarzen Talar, worin er noch kleiner als sonst aussah). Gerne sage er in Kürze, wer und was er gewesen sei, als auch wie er zum Glauben ans Blut Christi und zur seligen Hoffnung einer ewigen Errettung gebracht worden sei. (Hier gerade kam der von Hebich eingeladene Chirakkal-Raja im Palankin mit seinen Schild- und Schwertträgern. Hebich führte ihn in die Kirche und gab ihm einen Sessel neben Schw. Gundert. Er saß etwas verlegen da im roten goldverbrämten Seidenkleid, und seine Begleiter, die sich ferne hielten, warteten mit Ängsten, was hieraus werden wolle. Da Jacob noch Englisch redete, sah er etwas scheu umher und besah sich die Versammlung, die er durch sein den reichen Eingeborenen auszeichnendes Aufstoßen wiederholt störte). Jacob erzählte dann seine Geschichte im Heidentum, seine Erziehung, erste Bekanntschaft mit englischer Sprache und Christen; seine Taufe und Studienzeit in Madras. Den Irrgang mit Mar Athanasius nach Belgaum; und wie er von da, an Mögling und Hebich empfohlen, nach Cannanore geriet und sich hier häuslich niederließ. Dann setzte er auseinander, wie er bei allem Wissen von Gott und Christus doch kein gutes Gewissen gehabt habe und wie der Herr anno 1847 es ihn finden ließ. Wie er jetzt Friede und Freudigkeit habe im Blut Christi und aus Erfahrung bezeugen könne, wie gut es die Seele bei Ihm habe. Es ist etwas Ungeheures, sterben und vor Gott hintreten, ohne Seinen Geist angenommen zu haben. Darum laßt Sein Wort an euch hinein, laßt euch von Ihm in Seine Kraft und Wahrheit leiten; lernt auch geben von dem, was ihr erhalten habt. Wisset, daß jeder Heller, den ihr habt, von Gott kam und ihr Rechenschaft davon ablegen müßt, wie ihr mit dem Kleinen, das euch anvertraut ist, gehaust habt. Nicht, als ob wir das Eure suchten, wir suchen euch. Wenn ihr auch viel gäbet und euer Herz wäre nicht in der Sache, es hülfe ja nichts. Bittet Gott, daß Er selbst euch die Gnade schenke, recht zu geben, daß ihr zuerst Ihm danken lernt für Seine unaussprechliche Gabe, und dann von Ihm das neue Herz empfanget, dem Geben seliger ist als Nehmen. . .

Es war 12 Uhr vorbei, und wir schritten nach Gesang zur Ordination. Das württembergische Formular war hierzu übersetzt worden. Hebich las es in Englisch, Gundert, ihm zur Seite stehend, übersetzte es dem Hauptinhalt nach ins Malayalam. Jacob hatte es zuvor gelesen, scheint es aber so verstanden zu haben, als sollte auf die verschiedenen Fragen die Antwort wiederholt gegeben werden, was er demnach tat. Das Formular begnügt sich mit der einmaligen. Außer dieser unvorbereiteten Abweichung hatten wir uns zu der Änderung entschlossen, nach württembergischer Investitursitte etliche Segenssprüche der Zeugen auf die Einsegnung des Ordinans folgen zu lassen. Sie wurden von Gundert, Irion und C. Müller gesprochen, während sie zugleich mit Hebich an der Handauflegung teilnahmen. Der Herr gab vielen Anwohnenden Gebete ins Herz für Br. Jacob und Seine große Reichssache, und wir fühlten Seine Gegenwart unter uns. Auch der Brigadier schien gerührt, obgleich er bei Verlesung der Aufgabe, die dem Diener des Worts gestellt ist, wieder mit den Fingern auf seinen Stuhl trommelte, wie schon vorher einmal in der Rede Hebichs: »Jeder von uns ist getauft mit dem Gelübde, dem Teufel und der Welt abzusagen.»

Hebich schloß mit herzlichem Dank an alle, die teilgenommen haben an dieser Feier. . . Hebich trat auf Jacob zu und küßte ihn, ebenso die übrigen deutschen Brüder. Dann Begrüßung unter den Anwesenden. Der Bergschottenoberst, dem Hebich dankte für die unerwartete Ehre, sagte trocken: »Sie sagten ja, es haben noch zwei reden wollen, wo sind die?« Als Hebich sie ihm zeigte, brummte er: »Laß sie auf die Kanzel gehen und weitermachen.« Daß es dem nicht zuviel geworden war, schien uns fast ein Wunder. Doch konnten gewiß drei Stunden genügen. Mit dem Raja hatten wir auch noch einige Worte, er suchte es aber abzuschütteln: »Nein, alle Menschen sind nur eine Klasse, die Religionen im Grund ein und dasselbe.«« (GM 4.9.56).

Einige Monate später gab es in Cannanore Aufregung und viel Arbeit, da das neue Dorf Chovva unerwarteten Zuwachs bekam. Gundert schrieb: »Und in Cannanore ist große Aufregung, denn

nicht nur sind zwei angesehene Leute übergetreten, sondern auch die Anjarakandy-Arbeiter sind von dort [Anjarakandy] teils fortgejagt, teils des Joches müde fortgezogen worden, und nun muß Hebich & Co dafür sorgen. Ich komme also bei diesem Besuch zum Abschluß der im Januar 39 angefangenen Anjarakandy-Arbeit – freilich nur zum ersten Abschluß.« (GM 5.1.57). Was Gundert 18 Jahre zuvor angefangen hatte, war nun beendet. Diese Entwicklung schmerzte ihn.

Gunderts Zeit in Mangalore dauerte nicht lange. Neben der Gemeindearbeit, die ihn ganz mit Beschlag belegte, schrieb er die englischen Berichte. Seinem Sohn Samuel erzählte er später davon: »Du fragst, lieber Samuel, wer die alten Reports geschrieben habe. Sie sind alle von Mögling, der letzte, glaube ich, anno 53. Ich schrieb die von 54–57. Dann kam Hoch an die Reihe, ich meine fast auch Mörike einmal. Ich habe sie gesammelt und Joh. hat sie jetzt. Aber sie weggeben, scheint nicht ratsam, man bringt wohl draußen und in Basel auch noch ein vollständiges Exemplar zusammen. Im Notfall kann Mögling noch eines stiften, jedenfalls wird er sie gern nach seinem Tod an Mangalore zurückgeben.« (GM 12.2.80).

Nachdem Gundert etwas mehr als ein Jahr in Mangalore gewesen war, wurde er im Frühjahr 1857 zum Schulinspektor von Malabar und Kanara berufen. Durch den Tod von Frau Fritz in Kozhikode im September dieses Jahres bekam der Umzug zurück nach Malabar eine gewisse Dringlichkeit. Denn Julie Gundert sollte den verwaisten Haushalt und die Mädchenanstalt leiten. Obwohl Gundert in Mangalore viel zu ordnen und zu arbeiten hatte, blieb sein Aufenthalt dort ein Zwischenspiel.

Das Schulinspektorat

Das neue Inspektorat

Schon 1855 war das Amt eines Schulinspektors der Kolonialregierung in Madras unter den Basler Missionaren im Gespräch. Sie hatten Hinweise seitens der Regierung erhalten, einen der Ihrigen für diesen Posten bereitzustellen. Bis die Stelle eingerichtet war und besetzt werden konnte, dauerte es jedoch länger als zunächst angenommen wurde. Gundert schrieb ans Komitee nach Basel: »Ich will bei dieser Gelegenheit auf Ihren früheren Wink, Schulinspektor im Dienst der Regierung zu werden, ein Wort erwidern. Was mir Bedenken machte, war die Frage, wie hoch sich die Neutralität in Religionssachen belaufen mag, welche die Regierung von ihren Angestellten fordern dürfte – auch konnte ich eine gewisse Besorgnis, was englische Brüder von diesem Tausch halten würden, nicht unterdrücken, denn ich mußte darauf gefaßt sein, daß er ihnen als ein Schritt eher der Verweltlichung als des Gehorsams erscheinen und darum eine tüchtige Rechtfertigung durch die Tat erfordern werde. Sonst aber gestehe ich, hatte diese Aussicht etwas Anziehendes für mich und stimmte entschieden zu meiner Idiosynkrasie [Überempfindlichkeit]. Es hätte mich gefreut, ohne den Namen eines Padre und von meiner Arbeit lebend, dem Reich Gottes nach Kräften zu dienen, wie ich auch gewiß gewesen wäre, daß meine Frau nach wie vor Malayalam-Mädchen erzogen hätte. Die damit verbundene Trennung von bisherigen Verhältnissen wäre mir leichter geworden als der Austritt aus dem bisherigen Sprachgebiet voraussichtlich sein wird.« (GM 23.10.55).

Ende des Jahres 1856 wurde durch die Kolonialregierung in Madras das Schulinspektorat für Malabar und Kanara geschaffen. Im Erlaß No. 214 vom 3. März 1857 findet sich der Hinweis auf die Ernennung eines Schulinspektors für Malabar und Kanara. Dies wurde an den Direktor der Regierung in Madras weitergeleitet »mit dem Hinweis auf die vorgeschlagene Anstellung von Dr. Gundert« (Tamil Nadu Archives Madras). Von allem, was innerhalb der Behörden ablief, erfuhr Gundert nichts. Es hat den Anschein, daß der Erziehungsdirektor Arbuthnot die Anstellung nicht nur wollte, sondern auch durchsetzte.

Gundert war überrascht, als er von seiner Einstellung in der Zeitung lesen konnte. An Ostern 1857 erhielt er die Fort Saint George Gazette, in der stand: »Der Direktor für Erziehung hat folgende Ernennung ausgesprochen: Dr. Hermann Gundert wird Schulinspektor in Malabar und Kanara, 6. April 1857.« (TM 12.4.57; GM 20.4.57). Hinter dieser nüchternen Zeitungsangabe verbargen sich weit mehr Auseinandersetzungen, als auf den ersten Blick vermutet werden könnten.

Zum einen stellte die Basler Missionsleitung Bedingungen, die nicht alle erfüllbar waren. In einem

Brief an seinen Sohn Samuel ging Gundert darauf ein: »Die Bedingungen, welche Basel machte in Betreff eines Schulinspektorats, sind sehr verschieden von dem was Du hörtest:
1) ob ich Zeit herausschlagen könne, an der Malayalam-Bibelübersetzung fortzuarbeiten,
2) ob man mich auch fernerhin werde Englisch predigen lassen,
3) ich solle mir von der Regierung Pension ausbedingen und müsse natürlich für die Erziehung meiner Kinder zahlen,
4) ich müßte in Mangalore durch Hebich ersetzt werden. –
Nun kann ich 1) zusagen, zu 2) noch mehr versprechen, aber 3) eine Pension kann ich nicht ansprechen, denn dem uncovenanted service [nicht vertraglich geregelten Dienst] gibt die Regierung erst nach 35 Jahren Dienst einen Ruhegehalt (die Hälfte des Salärs), hoffe aber etwas zurücklegen und zugleich für die jüngeren Kinder zahlen zu können.
4) Ist das schwierigste: Hebich kann seit Ramavarmas Tod und Übersiedlung der Anjarakandy-Gemeinde nach Cannanore seine alte Station jetzt nicht verlassen, muß sich also darauf beschränken, hier auf Besuchen seine Aufsicht zu üben.« (GM 19.4.57).
Zum anderen hatte es einen regierungsinternen Streit um die Berufung Gunderts gegeben, weil er Missionar war. Die Verhandlungen hatten sich zwischen dem Secretary of the Government of Madras und dem Director of Public Instruction, A. J. Arbuthnot, über längere Zeit hingezogen. Die Regierung erklärte im November und Dezember 1856, daß es unerwünscht wäre, »Geistliche irgend einer Überzeugung als Schulinspektoren zu ernennen.« (Fort Saint George, Public Consultation of 3rd March 1857; No. 27. Order thereon, No. 242; dated 3rd March 1857; Tamil Nadu Archives Madras).
Arbuthnot widersprach dieser Verordnung und stellte fest, daß in dem Erlaß von der Ernennung Dr. Gunderts keine Rede wäre und er deshalb nochmals darum nachsuchte, die Ernennung zu vollziehen, »da ich derzeit sonst keine Möglichkeit sehe, die Dienste einer fähigen Persönlichkeit für die Organisation und Inspektion der Schulen in Malabar und Kanara zu bekommen.« (Ebd., No. 39.).
Darauf antwortete die Regierung, daß mit dem Erlaß kein Verbot, Geistliche einzustellen, ausgesprochen worden war, sondern nur, daß dies nicht erwünscht wäre. Zudem käme in dem anstehenden Fall hinzu, daß es sich um einen besonderen Vorgang handelte. Deshalb würde aufgrund »der besonderen Qualifizierung Dr. Gunderts und der Schwierigkeit, eine andere Auswahl zu treffen, diese Ernennung genehmigt.« (Ebd., No. 40.; vgl. GM 8.4.57). Diese innere Auseinandersetzung war es, die die Berufung Gunderts um Monate hinausgezögert hatte.
Dieser Vorgang wirft ein bezeichnendes Licht auf die regierungsinterne Auseinandersetzung, zeigt aber auch, wie geschätzt Gundert bei Arbuthnot war. Die langjährige Bekanntschaft mit Arbuthnot kam Gundert in seiner Arbeit als Schulinspektor sehr zustatten. In vieler Hinsicht lief für Gundert in der neuen Stelle sein schulisches und linguistisches Werk zusammen.

Die Schulbuchfrage

Eine der wichtigsten Fragen, die mit den zahlreichen vorhandenen und zu gründenden Schulen auftauchte, war die nach geeigneten Schulbüchern. Gundert hatte damit seit seinen ersten Tagen auf Illikunnu Erfahrung gesammelt und eine Anzahl von Büchern so verbessert und erweitert, daß sie als Schulbücher dienen konnten. Durch die politischen Verhältnisse gab es zwar Verzögerungen in der Herausgabe der Schulbücher, aber sie gelangten dann doch zügig in die Schulen. Gundert schrieb: »Über die Schulfrage wäre allerhand zu sagen. Ich schiebe es aber lieber auf; denn Conolly ist ermordet worden, gerade ehe Fritz ihn in dieser Angelegenheit fragen konnte. Mit Herrn Arbuthnot, dem Direktor des Erziehungswesens, stehe ich in Korrespondenz über Schulbücherabfassung und bin nun im Begriff, nach Kozhikode zu reisen, um von meinem alten Freund, dem Richter Harris, Erkundigung einzuziehen.« (GM 19.9.55).
Der Briefverkehr mit Arbuthnot zeigt, daß keiner außer Gundert auf dem Gebiet der Malayalam-Schulbücher so ausgiebig gearbeitet hatte. In einem Antwortbrief vom 19.9.1855 schrieb Gundert an Arbuthnot: »Ich werde darauf sehen, Ihre Wünsche auf dem Gebiet der Malayalam-Schulbücher unverzüglich auszuführen. Die Kurzfassung der Universalgeschichte und der Leitfaden der Geographie bedürfen meinerseits keiner weiteren Beachtung. Über das Lesebuch, das ich anbot

zusammenzustellen, muß etwas mehr gesagt werden. Sie scheinen es sich ähnlich vorzustellen wie Popes Prosa-Anthologie. Mein Plan unterscheidet sich jedoch in zwei wichtigen Punkten von ihm.
1. Ich neige dazu, Prosa-Auszüge mit Poesie zu vereinigen. Gegenwärtig ist so wenig ursprüngliche Malayalam-Prosa vorhanden, daß kaum ein annehmbares Lesebuch daraus zusammengestellt werden kann. . . Es gibt vielleicht ein altes Gedicht, das als Bindeglied von unserer Literatur zu den Hoch-Tamil-Dichtern angesehen werden kann – das beinahe vergessene Ramacharitam –, aber es steht, soweit ich weiß, völlig allein. . .
2. Der andere Unterschied meines Plans zu dem von Pope ist der, daß seine Prosa-Anthologie »erfordern würde, für diesen Zweck geschrieben zu werden«, da es »eine Vielfalt von Themen und Stilen« einschlösse. – So wünschenswert mir ein solches Buch erscheint, muß ich bekennen, daß ich nicht darauf vorbereitet bin, gegenwärtig ein solches zu schreiben.« (SB 215).

Gundert war in der Ausarbeitung seiner Schulbücher auch bestrebt, der Sprache des Volkes so nahe, in der Einprägsamkeit so anspruchsvoll wie möglich zu sein. Er hatte die Praxis im Sinn – mehr als abstrakte oder religionsphilosophische Abhandlungen. Das galt für die Grundschüler ebenso wie für die Lehreranwärter. Für die Examina an der künftigen Universität Madras schlug Gundert für das Fach Malayalam folgendes vor: »Vielleicht könnten das Pancatantram und das Mudraraksasam für das erste Examen empfohlen werden, da sie im ganzen gute und leichte Beispiele der Malayalam-Dichtung sind, weniger umfangreich und in den religiösen Zielen weniger zu beanstanden geben als die meisten anderen Gedichte. In der Malayalam-Prosa haben wir das Canuka Saram, einen Leitfaden der Arithmetik, der Meßkunst usw. und das Tantra Sangraham, ein ähnliches Werk mit etwas höheren Ansprüchen, das als Einführung in die Astronomie gedacht ist; von diesen würde ich ersteres als volkstümlicher vorziehen. Vielleicht könnte die Sammlung der »Eintausend Sprichwörter« *(ayiram pazhamoli),* herausgegeben in Thalassery 1850, hinzugefügt werden.
Für das höhere Examen ist das Bharatam dem Ramayanam vorzuziehen. . . Das Vanmiki Ramayanam, von Kerala Varma übersetzt, ist in vielen Aspekten unserem Bharatam überlegen. . . Ich kann auch das antike Ramacharitam nicht empfehlen. Anstelle davon bin ich so kühn, meine Grammatik (Malayala Bhasha vyakaranam, Thalassery 1851) zu erwähnen. Diese versucht, innerhalb eines kleinen Bereichs alle Phänomene der Sprache, wie sie in der alten und modernen Literatur vorkommen, zusammenzustellen.« (SB 217).
Von jetzt an hatten die Schulbücher den Vorrang in den Arbeiten Gunderts: »So haben die Schulbücher, welche ich der Regierung versprochen habe, den ersten Anspruch an mich.« (SB 233; 5.2.56).
Gundert schrieb an Collector Robinson: »Ein Malayalam-Lesebuch und der erste Band der Geographie sind beinahe fertig.« (SB 253; 6.3.57).
Kurz darauf informierte Gundert Arbuthnot: »Ich benachrichtige Sie darüber, daß ich heute die größere Hälfte eines Malayalam-Lesebuchs oder Anthology (Pathamala) an Ihre Adresse abschickte, die ich entsprechend der Zusage ausschließlich aus einheimischen Schriften, die mir zur Verfügung standen, zusammenstellte. Die Prosa-Stücke werden sich als verhältnismäßig wenig und armselig herausstellen. Aber ich denke, die poetischen Stücke werden als leicht genug empfunden und außerdem ein vernünftiges Maß an Sinn und Wahrheit anbieten.« (SB 254; 11.3.57).
An Kritik jedoch fehlte es nicht. Von einem Mr. Chamier aus dem Süden Keralas kamen Bemerkungen, als wäre das Malayalam Malabars nicht das richtige und als wären die Basler Missionare des Malayalam nicht mächtig. Gundert wehrte sich sachlich, aber bestimmt dagegen: »Cannanore liegt, wie Sie wissen, nicht am äußersten Zipfel des Malayalam-Landes, und erst in Kasaragod beginnt sich das Tulu damit zu vermischen, und Coorg und Kanaresisch kommen nicht die Ghats herunter. . . Wir alle haben Malayalam von den Einheimischen hier im Land gelernt – nicht von Syrern und Halbausländern, sondern von Hindus, die gut vertraut sind mit der Dichtung sowohl Nordmalabars als auch Travankors, und – auch wenn es lächerlich scheinen mag – halten wir uns für ebenso gute Malayalam-Kenner wie unsere Kritiker im Süden.« (GM 31.10.57). Gundert hatte sich zwei Jahrzehnte lang bemüht, das Malayalam des ganzen Kerala, das der Hindus wie der Moslems, das der Christen wie der Mischbevölkerung zu berücksichtigen. Dabei ging er immer davon aus, daß sein Malayalam verbessert werden konnte. Er legte dafür hohe Maßstäbe an. Denn kaum ein anderer war so weit

gereist und hatte zu seiner Zeit Umgang mit so viel verschiedenen Ausprägungen des Malayalam wie Gundert.

Der reisende Inspektor

Eine von Gunderts Aufgaben war, Schulen in Malabar und Kanara zu besuchen. Die erste Schule, die Gundert visitierte, war eine katholische in Mangalore, obwohl Gundert in Kochi den Anfang hätte machen sollen: »Ich bin wirklich Deputy Inspector of Schools [Schulinspektor] in Malabar und Kanara und muß in Eile nach Kochi, um bei Whitehouses Schulen den Anfang zu machen. Nicht ganz, denn ich inspizierte (nicht -spir-) schon die hiesige katholische – zum großen Wunder der Zuschauer. Ein Padre André von Nancy, Vicar General, ist der Vorsteher und hat ordentlich Zutrauen zu mir gefaßt in meiner amtlichen Stellung. Doch muß ich sehr leise auftreten, weil der Widersacher viele sind, und das viele Publizieren unserer Zeit ist wie bei türkischen Missionen so allenthalben dem rechten Fortgang vielfach schädlich.« (GM 1.5.57).
Von nun an war Gundert immer unterwegs. An seine Frau, die noch bis Ende Oktober 1857 in Mangalore wohnte, schrieb er von Kochi aus: »Meine Absicht ist, am Sonntag an Kunnankulam vorbeizukommen, Montag bei Dixon, Dienstag Kodakal, dann Kozhikode. Deshalb alle Briefe nach Kozhikode, von wo aus ich Malappuram besuchen muß.« (GM 7.5.57).
Mehrere Male reiste er zwischen Mangalore und Kozhikode hin und her. Im Oktober 1857 besuchte Gundert die wichtigsten Küstenorte und das Oberland zwischen Gokarna und Bettigherry. Den Rückweg nahm er über Sunksal, Yellapur, Dharwar und Hubli, um über Honavar wieder nach Mangalore zu fahren. Von seinem Besuch in Haliyal sagte er: »nach Haliyal, großer Platz, offene Gegend – an Madras und Bombay und Egypt mahnend, von jedem ein Stücklein. – Drei Mahratti-Schulen. . . Englisch wird gewünscht. Bhima Rao trägt seine Memorierungs-Kunststückchen vor, sonst ordentlich.« (TM 9.10.1857).
Unterwegs informierte er sich über die politischen Vorgänge in Indien und schrieb Briefe an die Familie und Freunde in Europa und erledigte die Geschäftspost. Durch das Reisen lernte er die Stimmung im Volk kennen und bemerkte vor allem am Ende des Aufstands im Herbst 1857 eine Veränderung: »In Indien weht seit Ende September eine andere Luft. Wichtig ist jetzt nur, was für Gottes Reich aus der großen Erschütterung hervorgeht. Ich hoffe, eine Revolution der Herzen ist hiermit vorbereitet worden, und die Hindus werden sehen, daß sich die Bande des Gesalbten nicht so leicht abschütteln lassen. Einer oder der andere wird dann wohl den Sohn küssen und merken, daß den alten Trugsystemen ihre Stunde schlägt.« (GM 25.10.57).
Bei seinen Reisen konnte er an frühere Erinnerungen anknüpfen und der Landschaft immer wieder neue Eindrücke abgewinnen. Wenn er konnte, wählte er bei der Anreise einen anderen Weg als auf dem Rückweg: »In Cannanore, glaube ich, schrieb ich das letzte. Ging nach Taliparambu, die dortige Schule zu sehen, dann nach Manantavadi hinauf, ins hohe Wayanadu, dort sehr kalt in den Nächten. Schönes Bergsteigen. Anno 1844, nach Frieders Tod, war ich dort gewesen, seither hat der Wald an vielen Stellen Kaffeepflanzungen Platz gemacht. Den Periya-Paß ging ich hinauf, den Cuttiyadi-Paß herab, und von Cuttiyadi im Boot nach Elattur, das zwei bis drei Stunden von Kozhikode ist. War von 11.–28. November abwesend.« (GM 5.12.57).
Gundert freute sich sehr, als seine Tochter Marie am 10. Januar 1858 in Mangalore ankam. Einige Tage blieben sie auf Balmatha und reisten dann zusammen nach Kozhikode, wo sie am 16. Januar im Missionshaus eintrafen. Marie half ihrer Mutter im Haus und unterrichtete in der Schule. Ab und zu begleitete sie ihren Vater.
Das ununterbrochene Reisen erschöpfte Gunderts Gesundheit zusehends. Auf einer Visitationsreise südlich von Kozhikode bis hin nach Palakkad und schließlich im Wayanadu wurde er ernstlich krank. Deshalb begab er sich nach Kochi. Dort wurde er gleich bei Dr. Leslie einquartiert: »Dr. Leslie empfing mich sehr freundlich, gab mir zwei Zimmer, fragte mich nach allem, was in Verbindung mit meinen Beschwerden steht und begann sofort, mich zu behandeln. Tag und Nacht ist er fast immer um mich, tut alles selbst (sogar das Klistier geben) und hofft, mich bald wieder in Ordnung zu bringen, aber er fordert völlige Ruhe und wahrscheinlich einen längeren Aufenthalt hier, als ich gerechnet hatte.« (GM 27.3.58). Vorübergehend trat eine leichte Besserung ein, die Krankheit kam

jedoch wieder, und Gundert mußte für einige Monate auf die Nilagiri.
Nachdem er noch die Schulen in Palakkad und Alattur visitiert hatte, machte er sich auf den Weg auf die Nilagiri. Da er in Palakkad einen schwereren Rückfall hatte, mußte er länger in Coimbatore bleiben, als er gedacht hatte. Er schrieb: »Ich bin jetzt von Kozhikode fortgekommen, seit dem 13. Mai, und am 24. verließ ich Palakkad und ließ den Monsun mit seinen Wolken und seiner Nässe hinter mir. Hier ist es sonnig und trocken. Ich kann wieder etwas laufen . . . ohne eigentlich müde zu werden. Muß auch nicht mehr so oft abseits gehen.« (GM 3.6.58).
Mitte Juni kam Gundert nach Coonoor, wo er sich nach einer Woche wieder sehr wohl fühlte. Anfang August dachte er bereits an den Aufbruch: »In drei Wochen hoffe ich, in Palakkad zu sein, in vier in Kozhikode.« (GM 10.8.58). Als er aber am 1. September nach Palakkad kam, zeigte sich, daß die Dysenterie nicht ausgeheilt war. Gundert war bereits wieder kränklich, als er Kozhikode erreichte.
Anstatt sich zu schonen, übernahm er noch mehr Arbeit. Vor allem standen die Examina der Lehreranwärter an. Gundert schrieb an Josenhans: »Arbuthnot hat mir neue Arbeiten aufgetragen, indem er mich zu der Prüfungskommission herbeizog, welche die Examina aller in den Madras Regierungsdienst eintreten wollenden uncovenanted Servants leiten soll. Es ist dies eine neue Einrichtung, die in etlichen Monaten das erstemal ins Leben treten soll.« (GM 3.9.58).
Bevor das Examen in Mangalore begann, reiste er noch nach Nordkanara. Dabei besserte sich sein Zustand nicht. In Mangalore nahm er zahlreiche schriftliche Examina ab und entdeckte dabei den Betrug eines Kandidaten »im geschichtlichen Papier« (TM 3.11.58), was ihn dann viel Nerven kostete. Solche Arbeit strengte ihn über die Maßen an, so daß er sehr müde nach Kozhikode zurückkehrte. Als er zu einem offiziellen Essen bei Lord Harris eingeladen wurde, schrieb er: »Doch muß ich morgen mittag zu der großen Gesellschaft, um mitzuspeisen. Das ist nun auch eine Misere in meiner Lage – ein Bauch wie der meine bleibt lieber zu Hause.« (GM 20.11.58). Gundert blieb keine andere Möglichkeit, als um seine Entlassung zu bitten. Ein Brief von Arbuthnot informierte ihn am 7. Februar 1859, daß der Bitte entsprochen worden wäre. (Vgl. TM). Inzwischen war die Dysenterie so mächtig geworden, daß Gundert so rasch wie möglich nach Europa mußte. Kurz vor seiner Abreise konnte er der Zeitung entnehmen, daß er entlassen wäre.
An den Inspektor in Basel schrieb er: »Endlich kann ich Ihnen die Nachricht meiner Entlassung aus dem Regierungsdienste geben. Die gestrige Gazette enthielt die Worte: »Der Direktor für Erziehung hat die folgende Ernennung ausgesprochen: Herr L. Garthwaite versieht das Amt des Schulinspektors in Malabar und Kanara an Stelle von Reverend H. Gundert, zurückgetreten (resigned) am 15. März 1859«. Garthwaite war früher im Dienst der Wesleyan Mission und wird sich wohl als Freund beweisen. Mit »resigned« griff der Direktor zu meiner vorjährigen Bitte, um alle Erklärungen über Lord Stanleys order abzuschneiden: während in dem jetzt zum erstenmal gebrauchten Revd. vielleicht der innerste Grund meines Austritts angedeutet wird.« (GM 20.3.59).
Zwar war Gunderts Tätigkeit als Schulinspektor kurz, doch gab er die ersten Impulse zur Gestaltung dieses Amtes und prägte es. Obwohl er in dieser Zeit immer wieder mit sich rang, ob er seiner inneren Berufung entsprechend handelte, leistete er mit seiner Schularbeit einen entscheidenden Beitrag für die Mission und führte seine auf Illikunnu begonnene Arbeit auf einen Höhepunkt, den nur wenige Missionare erreichten. Wie für Julie Gundert die praktischen Arbeiten zur Missionsmethode wurden, so war für Gundert die Schule der Ort, an dem das neue Wissen vermittelt und umgesetzt wurde. Gundert hatte das Glück, immer wieder Neues beginnen und ansiedeln zu können. Er hinterließ in allem, was er begann, eine feste, aber offene Einrichtung, an der seine jeweiligen Nachfolger weiterbauen und ihre Gaben entsprechend entfalten konnten. Seine geistige Offenheit wurde Struktur. Das gilt von der ersten Schulgründung an bis hin zu seinem Schulinspektorenamt.

Zweite Karriere

Übergang

Am 12. April 1859, genau zwanzig Jahre nach seiner Ankunft in Thalassery, mußte Gundert Malabar und damit Indien verlassen. Er hatte geplant, wieder zu kommen. Am 20. Mai 1859 kam er in Basel an. Zuerst besuchte er im Kinderhaus der Basler Mission seine drei jüngsten Söhne: Friedrich, Paul und David. Die beiden Ältesten, Hermann und Samuel, waren im Missionshaus. Gundert lebte auf. Jeden Morgen oder auch am Abend besuchte er seine Buben oder sie kamen auf sein Zimmer. Dennoch stellte sich keine grundsätzliche Besserung des Gesundheitszustandes ein. Seine Frau und Tochter warteten in Kozhikode darauf, bis Gundert wieder nach Malabar könnte. Dem Komitee in Basel hatte Gundert einen Bericht über seinen Krankheitsverlauf zu geben: »Nachdem ich mehr als zwanzig Jahre in tropischem Klima ohne besondere Krankheiten zugebracht hatte – eine langwierige Bronchitis von 1849–52 und zeitweise geringe Hämorrhoidal-Beschwerden wären in dieser Zeit allein nennenswert – hatte ich im Februar 1858 eine beschwerliche Reise ins Innere von Malabar vorzunehmen. Ein ununterbrochener Ostwind wehte des Nachts kalt und austrocknend – den Tag über mit zunehmender, endlich unerträglicher Hitze; ich verlor darüber den gewohnten Schlaf und Appetit – suchte mich am Ende des Monats auf einer kleineren Reise an der Küste zu erholen, erhielt aber meine Kräfte nicht wieder. Im März stellte sich hartnäckige Diarrhöe ein; die dagegen verordneten Mittel schlugen nicht an, und auf einer Seefahrt nach Kochi – 25. März [1858] – ging die Diarrhöe entschieden in Dysenterie über . . . »Mit der Seefahrt nach Europa schien alles anders zu werden. Die Kräfte kehrten wieder, ich hatte guten Schlaf und Appetit, während ich doch die gewohnte Vorsicht in der Wahl der Nahrungsmittel nicht fortsetzen konnte. Der etwa zweimalige Stuhlgang war wenigstens schmerzlos, wenn auch nicht ganz regelmäßig. Ich landete am 18. Mai in Marseille und fühlte mich so wohl, wie wenn die ganze Krankheit vorüber wäre.« (GM 5.12.59). Daß er noch nicht gesund war, zeigte sich im Sommer während einer Reise durch die Schweiz und bei seinem Aufenthalt in Basel: »Ich habe fast gar keine Erinnerung von Schwankungen im Wohlbefinden jener Tage, und es war erst gegen den Anfang des Monats Juli, daß ich nach dem Basler Missionsfest wieder von Diarrhöe befallen wurde. Diese ging während einer Schweizer Reise wieder in die dysenterischen Symptome, wie ich sie im Januar hatte, über, von denen ich seither nie ganz los geworden bin. Wohl traten momentane Erleichterungen ein – einmal durch Flußbäder, dann durch das Ditzinger Sauerwasser, einmal auch durch das Wagnis eines größeren Spaziergangs und öfters durch Fahrten auf Eisenbahnen und anderen Straßen – doch kam es nie zu einer Radikalveränderung. Seit ich, 1. November [1859], mich für den Winter in Basel niedergelassen habe, läßt es sich auch zu solchen Kräftigungen, wie sie im Sommer vorkamen, weniger an.« (Ebd.).

Während seines Aufenthalts in Basel wurde es deutlicher, daß das Komitee nicht geneigt war, Gundert ein weiteres Mal nach Malabar zu senden. Eine neue Aussicht ergab sich durch eine Anfrage des Leiters des Calwer Verlagsvereins, Dr. Christian Gottlob Barth (1799–1862). Gundert schrieb: »Herr Dr. Barth hat mich durch Brief vom 30. November aufgefordert, sein Mitarbeiter zu werden. Ich habe diesen Antrag schon etliche Tage überlegt, ohne zu einem vollen freudigen Entschluß zu gelangen, nun scheint mir die Mitwirkung des verehrten Komitee nötig, um zur Entscheidung zu kommen. Erlauben Sie mir meine Gedanken offen darzulegen.« (GM 6.12.59). Erstaunlich schnell sah Gundert seinen Weg vor sich. So sehr es ihn nach Malabar zog, so selbstkritisch sah er auch, wie es mit seiner Gesundheit stand. Seine Gedanken waren:

»1. Ich wünsche im Dienst der Mission zu bleiben, solange ich dafür zu brauchen bin. Dieser Wunsch schließt den Dienst in der Heimat nicht aus, doch gestehe ich, daß er hauptsächlich auf Arbeit in Indien absieht. Ich fürchte nicht, daß meine Gesundheit die Rückkehr dorthin verbietet, wenn sie mich auch nach einiger Zeit von der Malabarküste etwas weiter ins Binnenland drängen sollte. Daß in Indien meine Frau entschieden an ihrem Platz ist, während sie in Deutschland sich wohl lange fremd und nutzlos fühlen würde, brauche ich kaum beizufügen. Daher ist dieser Wunsch der Rückkehr nach Indien – unter den Verhandlungen der letzten Wochen – bei mir der vorwiegende Gedanke geblieben, ohne daß ich darum sagen

könnte, ich sehe in ihm eine göttliche Berechtigung, in dieser Richtung zu agieren.
2. Übersehe ich die bisher von Herrn Dr. Barth besorgten Arbeiten, so kann ich mir nicht verbergen, daß eine besondere Befähigung für dieselben bei ihm so deutlich hervortritt, bei mir zweifelhaft ist. Bin ich auch mit der Missionssache nicht unbekannt, so traue ich mir doch nur wenig Gabe zu einem so ausgedehnten Verkehr mit den verschiedensten Personen und Gesellschaften zu. Ich habe einiges Grauen vor dem verwickelten strengen Geschäftsbetrieb, ich werde auch Mühe haben, mir die erforderliche Leichtigkeit des deutschen Publizistenstils anzueignen.
Doch kann ich nicht sagen, daß ich [in] diesen Beziehungen eine Unmöglichkeit sehe. Will Gott, daß ich die Stelle antrete, so wird Er mir darin weiterhelfen.
3. Da ich aber mein Wollen und mein Können wie beschrieben ansehe, will es sich zu einem Erkennen meines nächsten Berufs bei mir nicht anlassen. Eine göttliche Aufforderung habe ich nicht vernommen. Ich könnte aber eine solche im ausgesprochenen Willen des Komitees erkennen und wüßte dann, daß ich Missionar bleibe, indem ich mich eben senden lasse. Hierzu würde mir genügen, daß das verehrte Komitee erklärte, dieses wäre ihm lieber als jenes.
4. In Betracht der Gesundheitszustände Herrn Dr. Barths ist nun eine möglichst schnelle Entscheidung notwendig. Da aber – im Fall der Annahme – meine körperliche Schwachheit den alsbaldigen Eintritt entschieden abrät, so könnte ich mich einstweilen mit bedingter Zusage begnügen. Damit würde dann erreicht, daß ich noch von der Ansicht meiner Frau in Kenntnis gesetzt werden könnte, ehe ich – etwa im März – die Stelle anträte. Immerhin sehe ich, daß ich derselben ohne Aufschub und mit möglichster Entschiedenheit zu schreiben haben werde, wozu ich mich ohne ein Wort des verehrten Komitees nicht ermächtigt fühle. Ich habe nur noch zu bemerken, daß ich natürlicherweise wünsche, dieselbe komme samt meiner Tochter zurück, falls nicht mir derzeit unbekannte, aber immerhin mögliche Ereignisse dazwischentreten.« (Ebd.).
Einige Tage später fiel die Entscheidung: »Schon ist es eine Woche, daß ich Deinen Antrag vom 30. November in meiner Hand habe. Aber wenn ich auch vorher Zeit gehabt hatte, ihn in Überlegung zu ziehen, wollte es doch zu keiner Entscheidung kommen. Jetzt aber glaube ich, soviel Licht darüber erhalten zu haben, daß ich eine Antwort geben kann.
Ich entscheide mich nämlich, den Antrag anzunehmen, aber unter der Bedingung, daß meine Frau, der ich darüber geschrieben habe, ihre Zustimmung gebe. Diese wird, wie ich mir denke, im Monat März eintreffen, und ich glaube, bis dahin mit der Kräftigung meiner Gesundheit soweit zu sein, daß ich dann in die Arbeit werde einrücken können.« (GM 10.12.59).
Anfang Januar 1860 reiste Gundert über Stuttgart nach Calw. Seine Beschwerden waren plötzlich wie weggeblasen: »Am 3. besah [ich] mit Weitbrecht die zwei Mietlogis und zog dem engeren beim Färber ein weiteres über einer Bierstube vor – gegenüber vom Turnplatz und dritter Brücke. Nachmittags Sitzung – nicht sehr formell, ich sprach mich frei aus – alles scheint ruhig und ordentlich weiterem Vertrauen entgegenzugehen. Barth selbst sprach fast nichts. Den 4. blieb ich noch bei ihm und sah die Arbeitsstube etwas an.« (GM 7.1.60). Am Tag darauf reiste er nach Stuttgart weiter und stellte fest: »Die Hauptsache war: In Calw ging wie eine Krisis im Körper vor – ich hatte wie keinen Unterleib, nur die Verschleimung der höheren Etage war zu bewachen. Auch seither ist es lustig geblieben, so daß ich heute fünf bis sechs Besuche machte in allen Teilen der Stadt.« (GM 7.1.60).
Als er wieder in Basel war, stellte sich sein Bauchleiden wieder ein. Seine Frau schien sich auch mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, daß ihr Mann nicht mehr nach Indien käme: »Die gute Wirkung des Calwer Aufenthalts begleitete mich noch die Woche hindurch. Hier ist es bald wieder wie früher geworden: Der Schnupfen ist fort, die alte Geschichte aber wieder da. Merkwürdig war mir, daß meine Frau, von meinen Söhnen etwas unterrichtet über meine Zustände, schon den Gedanken gefaßt zu haben scheint, daß mir die Rückkehr nach Indien verwehrt werden könnte.« (GM 14.1.60).

Umzug nach Calw

Im März 1860 besuchte Gundert eine Missionskonferenz in London. Nach Basel zurückgekehrt, blieben ihm dort noch ein paar Tage. Noch einmal

mußte er von seinen drei Jüngsten im Kinderhaus Abschied nehmen. Über Stuttgart, wo er mehrere Besuche abstattete, reiste er am 10. April 1860 nach Calw (am 11. April reisten Julie und Marie Gundert von Bombay ab).
Zwischen Gundert und dem Calwer Verlagsverein wurde nun ein Vertrag geschlossen:

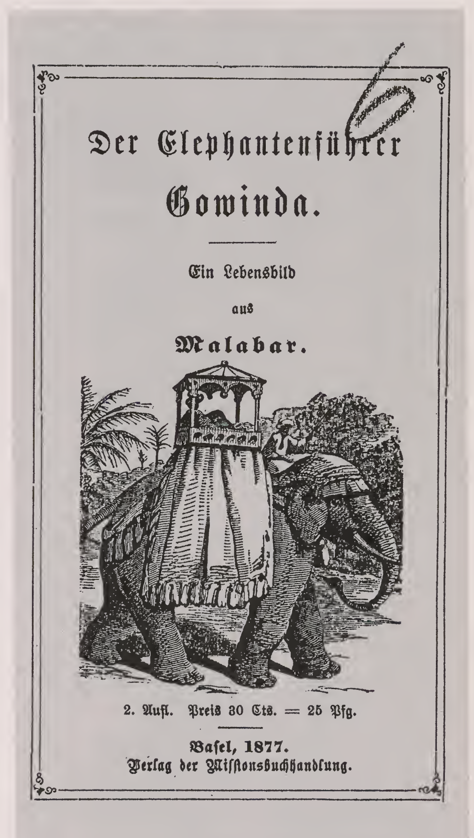
»Vertrag zwischen dem Verlagsverein einerseits und Dr. Gundert und der Missionsgesellschaft in Basel andererseits:
§ 1. Dr. Gundert, bisher Missionar in Indien, übernimmt die Mitarbeit an den Geschäften des Calwer Verlagsvereins nach einer zwischen ihm und dem Vorstand des Vereins zu treffenden freundschaftlichen Verabredung.
§ 2. Nach dem Wunsch des Missionskomitees in Basel soll Dr. Gundert einen Teil seiner Zeit auch fernerhin für die literarischen Arbeiten der Malayalam-Mission verwenden, und zwar den dritten Teil seiner Zeit, während die übrigen zwei Dritteile den Arbeiten für den Calwer Verlagsverein gewidmet werden. Dagegen übernimmt die Basler Missionsgesellschaft die Verpflichtung, solange Dr. Gundert für sie arbeitet, ihm jährlich die Summe von vierhundert Gulden zu bezahlen, und der Verlagsverein verspricht für die gleiche Zeit, ihm einen Jahresgehalt von achthundert Gulden zu reichen, wenn aber die Arbeiten für Indien aufhören, die ganze Summe von jährlichen zwölfhundert Gulden auf seine Kasse zu übernehmen. Außerdem bezahlt der Verlags-Verein den Mietzins für die Wohnung des Dr. Gundert.
§ 3. Diese Übereinkunft wird nicht auf eine bestimmte Zeit abgeschlossen, damit kein Teil gebunden sein möge, wenn etwa die Umstände eine andere Richtung zeigen würden und der Wille Gottes sich anderswie aussprechen sollte. So sehr zu wünschen ist, daß Dr. Gundert in seiner neuen Stellung den von Gott ihm zugewiesenen Beruf erkennen möchte, so soll ihm doch der Rücktritt vorbehalten sein, gleichwie andererseits dem Verlags-Verein, dessen Bestehen namentlich in den gegenwärtigen kritischen Zeitverhältnissen als unsicher zu betrachten ist, die Auflösung des Vertrags ebenfalls zustehen solle.
(Sig.) H. Gundert
von Seite des Verlagsvereins:
(Sig.) D. Barth, G.H. Zeller, Fr. Schauber, E. Widmann
Im Namen der Evangelischen Missionsgesellschaft in Basel lt. Komiteebeschluß vom 9. Mai 1860:
(Sig.) Ad. Christ-Sarasin, Präses des Missionskomitees
J. Josenhans, Inspektor.« (GM 3.5.60).

Am 10. Mai 1860 trafen Julie und Marie Gundert in Basel ein. Dort machten sie Besuche und kamen, von Gundert abgeholt, am 14. Mai samt den drei jüngsten Söhnen nach Calw: »Endlich waren wir doch neuneinviertel in Calw. – Auf der Post großer Wirrwarr der Begegnung, am souper [Essen] bei Barth einige Klärung, Friedrich konnte nicht essen, dagegen hieben die zwei anderen ein. David klammerte sich an Mama, als ob sie gestern fort sei und er das besonderste Recht auf sie habe.« (GM 16.5.60).
Gundert arbeitete sich in das Verlagswesen ein und arbeitete, so gut es ging, an seinen Malayalam-Werken weiter. Barth hatte die Leitung des Verlagsvereins bis zu seinem Tod am 12. November 1862 inne. Danach wurde Gundert zu Barths Nachfolger bestimmt. Gleichzeitig bedeutete dies das Ausscheiden aus der Basler Mission und die endgültige Absage an Indien, wie aus einem Brief ans Komitee hervorgeht:
»Gestern, eine Woche nach des seligen Dr. Barths Abschied aus dieser Welt, hatten wir unsere erste Vereinssitzung. Ich hätte gewünscht, vor derselben ein Wort von Ihnen zu erhalten, das mir weiteres Licht über meine nächsten Schritte hätte geben können. Doch war ich ja nicht auf mich selbst verwiesen. Meine eigene Ansicht von der Dringlichkeit der Umstände, sowie der entschiedene Wunsch der Vereinsmitglieder, haben mir hinlängliche Gewißheit gegeben, daß ich Gottes Willen tue, wenn ich nun die Leitung des Vereins übernehme. Ich wage zu hoffen, daß ich damit auch Ihren Sinn getroffen habe. Indem ich hiermit aus der amtlichen Verbindung mit Ihnen scheide, danke ich Ihnen herzlich für alle Liebe und Nachsicht, die Sie mir in den vierundzwanzig Jahren derselben erwiesen haben. Ich brauche kaum zu sagen, daß ich mich durch den Wechsel der äußeren Stellung der herzlichen Verbindung mit Ihnen und Ihrem großen Werke nicht im mindesten entrückt fühle. Schenkt der Herr mir die nötige Kraft und Ausdauer, so hoffe [ich] in einer oder der anderen Weise demselben fortwährend dienstbar zu bleiben.« (GM 20.11.62).

Nun mußte sich Gundert völlig dem Verlag widmen und sich auch geistig tiefer mit ihm auseinandersetzen. In einem Schreiben sagte er etwas über die Geschichte und die Ziele des Vereins: »Der »Calwer Verlagsverein«, welcher seit 1829 und mit erweiterter Tendenz seit 1832 hier besteht und von dem verewigten Dr. Barth in Calw gegründet, von ihm bis an seinen Tod 1862 geleitet wurde, hat zum Zweck, wohlfeile christliche Schulbücher und Schriften, namentlich auch Missionsblätter und -schriften, die er selbst verfassen läßt, zu verbreiten. Zu diesem Ende hat er eine eigene Verlagsbuchhandlung gegründet, für welche ein Geschäftsführer angestellt ist. An die Stelle des Dr. Barth ist nach dessen Ableben der unterzeichnete Hermann Gundert dahier getreten, welchem die Führung des Unternehmens, die Verwaltung der Geschäfte und die Verantwortlichkeit obliegt, während ihm wie seinem Vorgänger immer eine Anzahl von Männern zur Seite steht, die dem gemeinschaftlichen Zwecke mitdienen und den Verein bilden. Da dieser keinen Gewinn anstrebt, vielmehr seinen Zweck darin findet, wohlfeile christliche Schriften zu liefern, beziehungsweise das Missionswesen zu fördern, so war er auch von jeher zu seinem Bestehen auf die Beiträge von Freunden angewiesen, die sich für diesen Zweig christlicher Tätigkeit interessieren. Wenn es sich nun der dem Verein angehörigen Buchhandlung halber um Eintrag in das Handlungsregister handelt, so nennt sich der Unterzeichnete als Vertreter des Vereins. Calw, 16. Januar 1866, H. Gundert, Dr. ph.« (GM 16.1.66).

Deutsch und Malayalam

Nach seiner Ankunft in Calw mußte sich Gundert verschiedenen Arbeiten widmen. Er hatte für die geschäftliche Seite des Verlags zu sorgen, ebenso hatte er die Veröffentlichungen zu korrigieren, nötigenfalls zu verändern und zum Druck fertigzumachen. Auch die Malayalam-Arbeiten wollte er abschließen: »Ich suche nun das Dritteil meiner Zeit zur Ausarbeitung eines Handbuchs für Katechisten zu verwenden, worin ich meine Auszüge aus der Malayalam-Literatur anbringe. An biblische Arbeiten kann ich kaum gehen, bis ich meine Bücher und Vorarbeiten habe.« (GM 21.5.60).
Etliche Monate später legte Gundert in einem längeren Schreiben ans Komitee in Basel seine Ansicht dar, wie er am Malayalam weiterarbeiten könnte: »Nachdem ich mich im April hier eingerichtet hatte, übersah ich zuerst die Malayalam-Manuskripte, die ich mitgebracht hatte, und fuhr fort, aus einem Hauptwerk jener Literatur, dem Ramayana, die nötigen Auszüge für den Sprachschatz und die Grammatik zu machen sowie die dem Inhalt nach bedeutendsten Stellen, Gemeinplätze und dergleichen auszulesen. Dabei leitete mich der Gedanke an ein Handbuch für Katechisten, in welchem aus der gesamten Literatur des Landes das Auffälligste zusammengefaßt würde. Und zwar nach zwei Hauptgesichtspunkten, indem einmal die Beweise der Ungöttlichkeit dieser Schriften und ihrer ganzen Weltanschauung aufgeführt werden, sodann aber das Anerkennenswerte, das sich darin findet im Anschluß an die natürliche Gotteserkenntnis und die Sittenlehre, wie die Weisheit auf der Gasse sie lehrt, zusammengestellt wird. Die Auszüge sind schon seit Jahren angefangen: Was ich vor elf bis zwölf Jahren über den Nala schrieb und auch ins Missions-Magazin einrücken ließ, kann als Spezimen dienen. Natürlich wird diese Zusammenstellung gedrängter ausfallen, als was ich damals in dialogischer Form versuchte. Ich glaube, daß diese Sammlung am besten in einer Aufeinanderfolge von Traktaten erscheint.
Einstweilen habe ich diese Arbeit unterbrochen, um dringendere Geschäfte zu erledigen. Ich habe eine zweite, verbesserte Ausgabe der *Oru ayiram pazhancol,* »Eintausend Malayalam-Sprichwörter«, ausgearbeitet, welche nach Indien abgeschickt worden ist.
Nachdem im November endlich meine Kisten angelangt waren, konnte ich an der Übersetzung der Propheten weiterarbeiten. Wegen der häuslichen Einrichtung und einmal festgesetzten Tagesordnung sah ich mich genötigt, diese Bibelarbeit in mein Wohnhaus zu verlegen . . . Auf meinem Arbeitszimmer bei Dr. Barth habe ich die Arbeiten für den Sprachschatz weitergeführt. Und zwar hatte ich hier zuerst die Aufgabe, ein dreibändiges Lexikon, das die katholischen Missionare vor bald zweihundert Jahren gesammelt und 1745 vollendet hatten, gründlich durchzunehmen. Das Lexikon ist in Malayalam und Portugiesisch, wozu eine mangelhafte englische Übersetzung in den neunziger Jahren gekommen ist, als die Engländer nach Eroberung Malabars sich an die Erlernung der Sprache machten. Ich habe nun diese drei Bände



Der Elephantenführer
Gowinda.

Ein Lebensbild
aus
Malabar.

2. Aufl. Preis 30 Cts. = 25 Pfg.

Basel, 1877.
Verlag der Missionsbuchhandlung.

vollendet und den Malayalis [Missionszöglinge] im Missionshaus zugeschickt, welche schon lange ein Malayalam-Wörterbuch gewünscht hätten. Es bleibt mir nun ein portugiesisches Malayalam-Lexikon durchzulesen übrig, welches gleichsam die Probe vom dreibändigen enthält.« (GM 25.2.61).
Daneben gewannen Gunderts deutsche Schriften immer mehr an Bedeutung, kosteten ihn aber auch viel Zeit. Eine der ersten Biographien, die er nach seiner Rückkehr veröffentlichte, war *Gowinda, der Elefantentreiber* – einst Katechist auf Illikunnu, Thomas genannt: »Der Gowinda ist schon lang auf dem Basler Comptoir. Was meintest Du, daß ich noch hinzufügen werde? Ich überließ es F. Müller zu beliebigen Änderungen, und er beförderte es weiter.« (GM 21.9.60). Aus bestimmten Gründen wollte er nicht als Verfasser des Traktats genannt werden: »Wenn sie vom Traktat (Gowinda) das H.G. wegließen, wäre es mir lieber (s. Abbildung). Und zwar darum, weil ich mich prominent genug hineingebracht habe aus dem einfachen Grund, weil ich eben den lieben Th[omas] mehr in Erinnerungen, die mich mitbetrafen, festhalte. Hätte ich mehr mit anderen verkehren und Stoff sammeln können, bei denen ich draußen bliebe, so wäre es mir lieber gewesen. Bleibt es anonym, so kann doch ein charitabler Leser denken, es habe ein anderer Missionar mich mit verherrlichen wollen und es sei nicht auf Selbstlob abgesehen.« (GM 24.10.60). Einige Zeit später kamen Zweifel auf, wer den Gowinda geschrieben hätte. Gundert antwortete darauf: »Ramavarma hat Weitbrecht in Basel zusammengestellt, Gowinda habe ich geschrieben.« (GM 10.8.62).
Im Oktober 1860 reiste er nach Bad Boll zu Johann Christoph Blumhardt (1805–80), um über dessen Missionsgeschichte, die in dritter Auflage herauskommen sollte, zu verhandeln. Daraufhin faßte Gundert die Blumhardtsche Vorlage zusammen und schrieb vieles neu: »Fast alle meine Zeit ist von der Missionsgeschichte in Anspruch genommen, der ich oft acht bis neun Stunden des Tages widme. Sie ist zwar schon von Pfarrer Blumhardt verfaßt und rein geschrieben, ich muß aber erstlich sie in zwei Bände zusammendrängen und dann noch das Neueste einschalten. Darüber kam ich bei Afrika und den mohammedanischen Ländern leichter weg. Bei Vorderindien aber hielt ich es für meine Pflicht, mich freier zu bewegen und habe manches geradezu umgeschrieben. Nebenher geht das Kartenzeichnen; denn diesmal sollen jedem Bande mehrere Karten beigegeben werden. Daß ich meine Zeit so ausschließlich dieser Sache des Vereins widmete, konnte ich vor mir selbst nur durch die Überzeugung entschuldigen, daß ich in diesem Fall doch auch ebenso gut der Mission diene wie dem Verein.« (GB 22.3.62). Ein gutes halbes Jahr später war die Missionsgeschichte fast fertig. Doch schon

gab es wieder neuen Stoff: »Dagegen beschäftige ich mich viel mit der Missionsgeschichte, welche samt ihren sechs Karten mir mehr zu schaffen machte als ich selbst erwartete. Sie ist nun beinahe vollendet. Nebenbei habe ich für die Erinnerung an Gompertz' Wirken einiges getan und aus meiner englischen Reise eine Episode zu einem Traktat benützt. Handelt sie nicht von dem Wirken der Mission, so doch von ihrem Geist und Ursprung.« (GB 13.10.62).

Als Gundert mit dem Abfassen des Malayalam-Wörterbuchs beginnen wollte, wurde er von Basel »um die Vollendung von Lacroix' Leben für das Magazin« (GB 13.10.62) gebeten. Bereits in den ersten Jahren in Calw hatte Gundert begonnen, alles aufzuarbeiten, was ihm andere zuschoben. Er leistete Unglaubliches. Aber die Frage, ob er das leistete, wozu ihn seine Gaben befähigten und wofür er sie bisher in Malabar eingesetzt hatte, bleibt. Wäre nicht manchmal ein Nein nötiger gewesen, als der »Not« zu gehorchen? Neben seiner Verlags- und Redaktionsarbeit engagierte er sich in der Kirchengemeinde und auf Missionsfesten. Hätte die Malayalam-Sprache nicht wesentlich mehr gewonnen – und damit auch die Mission und die Kirche –, wenn Gundert mehr Freiheit und Zeit gehabt bzw. bekommen hätte, seine linguistischen Gaben und sein Können auf diesem Gebiet stärker in den Vordergrund zu stellen?

Lange und eingehend befaßte sich Gundert mit dem Leben des Missionars Chr. Martig aus Bern, der 1859 zusammen mit Missionar Lechler nach China ausgereist war. Wenige Jahre später schon war er tot. Gundert forderte von Mögling Unterlagen an und schrieb eine Biographie: »Jetzt hätte ich gern von Dir Dein Manuskript über den seligen Martig.« (GM 15.8.63). Mögling sandte das Material, worauf Gundert antwortete: »Danke für die Martigschen Briefe. Ich finde aber, daß mir eine kurze Notiz davon besser passen wird als eine ausführlichere Besprechung. Er ist ein eigener Schuß gewesen, recht begabt und für Basel ein ungewöhnliches Subjekt; dabei doch langsam im Kindwerden. Und doch in Gnaden angenommen.« (GM 27.8.63). Martigs Aufzeichnungen gaben kein einheitliches Bild, warfen aber Licht auf seine Persönlichkeit: »Auf seinen Reisen in China muß er viel innerlich gelitten haben. . . Das letzte 16. November 1862: »Ankunft in Samarang mitten im Sturm, hohe Kegelberge, jeden Tag majestätisches Wetterleuchten wie aus einer Glutesse, geschlängelt, gewunden, gegabelt, gekreuzt in allen Richtungen.« Am 28. war er entschlafen. Wie Wetterleuchten steht der ganze Missionslauf des lieben Bruders vor mir; warnend in mehr als einer Beziehung, der Hauptmangel war wohl der an Kindlichkeit.« (GM 18.9.63). Die »Kindlichkeit« gehörte zu Gunderts Schlüsselbegriffen.

Nach und nach wurde Gundert die Redaktion von Monatszeitschriften, der Jugendblätter und des Missions-Magazins übertragen. Dazu kamen das Calwer Missionsblatt, das Calwer Missionsblatt für Kinder und die Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden. Da Gundert alle diese Blätter redigierte, wollte er nicht, daß sein Name genannt wurde: »Als Redakteur des Missions-Magazins darf ich nicht öffentlich auftreten, wenn drei Missionsblätter und die Jugendblätter unter meinem Namen erscheinen. Es würde das bei jedermann, vorerst meinem Verleger, das Vorurteil erwecken, daß eine oder die andere Arbeit doch nur gehudelt sein könne und ich bloß des lieben Geldes wegen mich in solche Vielgeschäftigkeit einlasse. Das wäre nicht zur Ehre des Herrn. Anders könnte es werden, wenn sich ein junger Gehilfe fände, der sich in die ganze Arbeit einleiten ließe, um sie später zu übernehmen. Darauf habe ich wohl gefahndet, aber nicht gefunden.« (GB 1.12.62).

Wenn sich jemand gegen die Mission aussprach, wehrte sich Gundert sachlich, aber klar. Er schrieb eine hundert Seiten lange Erwiderung auf Langhans' Buch »Pietismus und Christentum im Spiegel der Äußeren Mission« (Leipzig 1864) unter dem Titel »Die Mission vor dem Richterstuhl der Immanenz« und veröffentlichte sie im Missions-Magazin 1865.

Nachdem Gundert schon 1861 fünfzehn Vorträge von Hebich veröffentlicht hatte, schrieb er nach dessen Tod zusammen mit Herrmann Mögling eine Biographie »Samuel Hebich, ein Beitrag zur Geschichte der indischen Mission« (Basel 1872). Gundert hatte diese Biographie in mehreren Folgen bereits im Missions-Magazin veröffentlicht. Etwas vorher schrieb er die Biographie »Georg Adam Kißling, ein Missionsleben in Afrika und Neuseeland« und schließlich Mitte der siebziger Jahre das Buch »Vier Jahre Asante, Tagebücher der Missionare Ramseyer und Kühne aus der Zeit ihrer Gefangenschaft« (Basel 1875; s. Abbildung). Nach Herrmann Möglings Tod beschrieb er dessen

Vier Jahre in Asante.

Tagebücher

der

Missionare Ramseyer und Kühne

aus

der Zeit ihrer Gefangenschaft.

Mit dem Bilde der Gefangenen und einer Karte.

Bearbeitet

von

H. Gundert.

Basel.
Verlag des Missionskomptoirs.
1875.

Die Geschichte

der

Neuesten Zeit.

1815—1877.

Von

H. Gundert.

Zweite Auflage.

Calw und Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1878.

Leben mit dem Untertitel »Ein Missionsleben in der Mitte des Jahrhunderts« (Calw und Stuttgart 1882). Zu dem von Wilhelm Redenbacher verfaßten dreibändigen »Lesebuch zur Geschichte der Menschheit« veröffentlichte Gundert in zweiter Auflage den vierten Band »Die Geschichte der Neuesten Zeit 1815—1877« (s. Abbildung). Er verfaßte »Die Evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten« (1881 erschienen). Ende der siebziger Jahre schloß er die 23 Hefte »Missionsbilder«, die jeweils etwa 112 Seiten umfaßten, ab und leistete somit einen kultur- und völkergeschichtlichen Beitrag. Viel Kritik, besonders seitens der fundamentalistischen Pietisten, brachte ihm das vom Calwer Verlagsverein herausgegebene »Calwer Bibellexikon« ein. Dabei sollte sich bestätigen, was er einmal schrieb: »Es ist freilich ein Jammer, wie bei uns in Württemberg so viele ohne besondere Anstren-

gung die Bibel ganz in der Gewalt haben. Aber in England und Amerika ist das – auf andere Weise – ebenso der Fall, und so scheint es mir eine notwendige Folge des Protestantismus zu sein, daß die Frommen ihre Freiheitsgelüste in dieser Form befriedigen, während die Weltlicheren sich auch vollends vom Buchstaben emanzipieren. Gott wirkt dann doch in der Stille darauf hin, daß sich die meisten dieser freien Frommen, ohne es zu merken, an im ganzen ungefährliche Autoritäten anschließen. So reden viele Bauern bei uns, als ob sie nie was gelesen hätten als die Schrift, deuten aber die Schrift bald Bengalisch, bald Oetingerisch etc., ohne selbst zu wissen, wo sie ihre Weisheit her haben. Die Tradition kommt also auch bei ihnen zu ihrem Recht, oft am meisten bei denen, welche gegen Menschen-Autorität den stärksten Protest einlegen.« (GM 19.1.67).

Das Malayalam-Englisch Wörterbuch

Das Malayalam-Englisch Wörterbuch begleitete Gundert von seinen ersten Tagen auf Illikunnu bis in seine letzten Tage in Calw. Gundert war noch kein Jahr in Thalassery, als er eine Sammlung für ein »Lexikon des südindischen Sprachstamms, worin die Ableitungen kurz unter den Wurzeln befaßt sind« (GM 20.1.41), zusammengebracht hatte. Als dann die Entlastung durch neue Missionare bevorstand, sah Gundert das Lexikon schon vor sich; denn er wollte »in Erwartung einer Schar neuer Brüder das Lexikon zu vollenden suchen, soweit eine derartige Arbeit je vollendet werden kann.« (GM 6.7.41). Die »Schar der Brüder« reduzierte sich damals allerdings auf einen, nämlich auf Missionar Fritz. Deshalb konnte Gundert nicht so zielstrebig weiterarbeiten, wie er es sich vorgestellt hatte.

Erst nach seiner Rückkehr aus Indien konnte er sich dem Wörterbuch, zu dem er bereits eine Vorlage gefertigt hatte, zeitweise widmen. Daß er ein privates Wörterbuch hatte, geht aus folgender Bemerkung im Zusammenhang mit seinem Reisegepäck hervor: »Dieser Tage kam endlich das Basler Paket an, darin auch zwei Bände meines Manuskript Lexikons« (GM 11.10.60). Wie groß die Freude gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß Gundert noch einmal in einem Brief an seinen Sohn Hermann darauf zu sprechen kam: »Daß ich damit [mit dem Paket] unerwartet zwei Drittel meines Lexikons erhielt, hat mich sehr gefreut.« (GM 24.10.60). Gundert deutete die Ankunft der beiden Bände als gutes Omen und schrieb: »Nun, ich will es als Weissagung annehmen, daß auch der erste Band samt den Kisten noch ankommen wird.« (GM 11.10.60).

Gunderts Sammlung wurde durch das Malayalam-Portugiesische Wörterbuch ergänzt, das er auf seiner Durchreise in Bombay von Missionar Isenberg erhalten hatte: »Gerade als ich anno 1859 Indien verließ, erhielt Isenberg noch eine Kiste mit Material, vor fünfzig Jahren gesammelt durch einen Offizier, daß ich es noch mitbekam in Bombay, hat wesentlich zur Vollendung beigetragen.« (GM 23.11.73; vgl. GM 14.10.65). Diesen Fund erläuterte er: »Ich habe in Bombay noch einen glücklichen Fang gemacht, nämlich die Kopie eines Malayalam-Portugiesischen Wörterbuchs in drei Bänden, ein Werk, das von den katholischen Missionaren Malabars im 17. Jahrhundert geschrieben, in Virapoli niedergelegt und anno 1745 dort abgeschlossen wurde. Als die Engländer Malabar annektierten (1792), wurde die mir vorliegende Abschrift von ihren Beamten veranstaltet und eine englische Übersetzung versucht. Ich vergleiche nun dieses mit Baileys 1844 gedrucktem Werke und mit meinen eigenen Sammlungen und sende es, wenn ausgebraucht und einigermaßen korrigiert, an die drei Malayalis im Missionshaus, welche den Mangel eines Lexikons sehr empfinden. Den ersten Band habe ich ihnen zugeschickt, der zweite wird bald folgen. Das Buch ist von Wert, weil der darin gesammelte Stoff so alt und durchaus Malayalisch ist, nicht wie die neueren Wörterbücher Indiens aus sanskritischen und anderen Sammelwerken verwandter Sprachen oft leichtsinnig zusammengetragen. Was ich in meinen zwanzig Jahren auf der Westküste sammelte, ist nun ganz anderer Art. Ich habe natürlich auch alles, was ich hörte, nach Vermögen notiert, doch ist dieser Bestandteil der unbedeutendere. Dagegen habe ich, soviel ich von Malayalam-Literatur erhalten konnte, mit der Feder in der Hand gelesen und auf diese Weise einen etwas schwer zu bewältigenden Stoff zusammengetragen. Übrigens darf ich wohl sagen, daß zu einer solchen Arbeit weder die katholischen Missionare noch Bailey irgendwelchen bemerkenswerten Beitrag liefern.« (GB 18.1.61, vgl. CT 88f.).

Ein interessanter Besucher im Zusammenhang mit dem Wörterbuch war Richard Lepsius

(1810–1884), der am 26. September 1863 zu Gundert kam. Bei den Unterredungen ging es um ein Standardalphabet, das in den indischen Ländern über die neue christliche Literatur eingeführt werden sollte. Gundert hielt dies für unmöglich und unpassend: »Ich wollte erst über die Vorschläge des Buches reden, er verschob aber das und ging zuerst auf die Sache im allgemeinen ein, betonte meinen Einfluß in Madras (!), schrieb sich allerhand Adressen auf und meinte, wie wichtig für die Mission ein christliches Alphabet sei. Ich erkannte die Nützlichkeit des Unternehmens auch für Literatursprachen in bestimmten Grenzen an, glaubte aber darauf bestehen zu müssen, daß dem Volk gegenüber die Mission sich ans Gewohnte anbequeme. Er meinte, ein neues Alphabet verdränge die alte Literatur durch eine christliche etc. Ich hielt das weder für wahrscheinlich (sein Beispiel von Ägypten hinkt) noch für wünschenswert (mit allem, was Geist ist, hat das Evangelium sich auseinanderzusetzen, nicht es beiseite zu schieben). Doch gab ich mich schließlich dazu her, wenn ein annehmbares Alphabet geliefert werde und von der Regierung genehmigt sei, die von Fritz für das Malayalam-Lexikon gewünschte Transkription in Klammern bei jedem Wort vornehmen zu wollen.« (GB 29.9.63).

Trotzdem bereitete Gundert die Umschreibung des Malayalam ins Lateinische weiterhin viel Kopfzerbrechen. Klar war ihm von Anfang an, daß nur der Haupteintrag in lateinischen Buchstaben erscheinen sollte, nicht aber die Ableitungen. Schwierig gestalteten sich auch die verschiedenen *L*- und *R*-Laute, ebenso die Unterscheidung von Konsonanten am Anfang oder in der Mitte eines Wortes. Gundert selbst meinte: »Ich kann mir noch nicht denken, wer diese Umschreibung streng systematisch vollziehen soll.« (GM 7.11.63). Die Umschrift wurde in Gunderts Wörterbuch jedem Grundwort im Lepsiusschen Standardalphabet nachgestellt.

»Nun endlich, fast zu spät, kam es ans einzelne. Da habe ich den Eindruck bekommen, daß er die Eigenheiten jeder einzelnen Sprache unterschätzt und in einigen Stunden mit mehreren Alphabeten fertig zu werden gewohnt ist. Ein Alphabet aber – obwohl einmal erfunden – ist doch seinem jetzigen Bestande nach etwas durch Jahrhunderte Gewachsenes; und wer dem etwas ähnliches an die Seite stellen will, muß liebend und schonend auf Kleinigkeiten eingehen und mit Geduld vorschreiten.« (GB 29.9.63).

Gundert wählte den Buchstaben *J* (dsch) für den Probedruck: »Ich habe dazu das *J* gewählt, weil der erste, *A*, gar zu viel Sanskrit-Worte enthält und bedeutend größer ist.« (GM 21.6.61). Auch um die technischen Fragen kümmerte sich Gundert schon früh. Mit Missionar und Drucker Georg Plebst, der gerade auf Heimaturlaub war, sprach er über das Papier, das Format des Wörterbuchs und ob zwei- oder dreispaltig zu drucken sei (vgl. GM 20.9.61). Die von Plebst vorgeschlagene Schrift war ihm zu groß, auch wollte Gundert zwischen größerer und kleinerer Schrift abwechseln.

Den Buchstaben *A* vollendete Gundert am 12. Dezember 1861. Allerdings wurde er durch viele andere Dinge, die er zu erledigen hatte, abgehalten, am Wörterbuch weiterzuarbeiten. Am letzten Februartag 1864 schrieb er, daß er »im *O*« (GM 29.2.64) wäre, und Mitte März konnte er die Vokale, die in indischen Alphabeten vor den Konsonanten stehen, abschließen. Ende des Jahres war ein Drittel fertig: »Ich habe mir einige Feiertage genommen, um im Malayalam-Lexikon zu schwelgen. Ein Dritteil ist jetzt ins reine geschrieben.« (GM 28.12.64). Wieder ein Vierteljahr später lag das halbe Lexikon vor (vgl. GM 23.3.65). Gundert schrieb etwas später an Mögling: »Bin doch jetzt mit dem Malayalam-Lexikon zur Hälfte fertig (d.h. ist geschlossen; *Ni* wäre die genaue Mitte).« (GM 10.4.65).

Fast ein ganzes Jahr hatte Gundert pausiert, um dann mit festem Willen am Wörterbuch weiterzuarbeiten. Aber er klagte auch: »Dann am 13. [Februar 1867], nachmittags, nahm ich das Malayalam-Lexikon wieder vor nach etwa einem Jahr Stillstand, völligem Stillstand. Wenn ich aber nur etwas fortmachen könnte! Es kommt so viel dazwischen.« (GM 15.2.67). Trotzdem schritt die Arbeit voran: »Ich habe mich eineinhalb Wochen lang wieder ans Lexikon gemacht und *Pe* bis *Ph* vollendet, so daß ich wieder ordentlich in die Sprache hineinkam.« (GM 25.2.67).

Schließlich entschloß er sich, frühmorgens aufzustehen und jeweils vor dem Frühstück daran zu arbeiten. An seine Tochter Marie schrieb er: »In dieser Zeit stand ich oft sehr früh, vor fünf Uhr, auf, um Malayalam zu treiben und habe auch glücklich die fünf *varga* [«Buchstaben»], samt dem *M* hinter mir.« (GM 15.4.67). Unter demselben

Datum schrieb er an seinen Sohn Samuel: »Ich stehe nun im *Ya*, habe also nur noch einen wirklich Malayalam-Buchstaben vor mir, das *Va*.« (GM 15.4.67).
Gleichzeitig aber hatte er Zweifel: »Da kam mir nun schon der Gedanke: Wozu auch das Lexikon hinaussenden, da doch voraussichtlich noch lange gezögert wird? Wie oft schon wünschte ich, es gleichmäßig einrichten zu können durch strengere Vergleichung des schon Geschriebenen.« (Ebd.). Ende Mai waren *Sa* und *Scha* beinahe fertig (vgl. GM 30.5.67). Immer mehr zögerte Gundert, seine Manuskripte nach Indien zu schicken. Zum einen konnte er keine Ergänzungen mehr anbringen: »Ich habe aber neulich wieder etliche Werke gelesen und könnte darüber noch Addenda und Supplenda [Anfügungen und Ergänzungen] für die ersten Teile schicken. Vorerst warte ich, um zu sehen, ob ich das ganze Werk vor mich bekomme.« (GM 30.5.67). Zum andern überlegte er, das Werk in Europa drucken zu lassen: »Ich habe schon den Gedanken gehabt, das Lexikon hier drucken zu lassen, da doch vielleicht aus London oder Wien Typen sich kommen ließen.« (GM 14.6.67). Ab Mitte 1867 befand sich der bereits abgesandte Teil des Wörterbuchs in Mangalore, worüber sich Gundert wunderte, denn bis dahin hatte es bei seinem Sohn Samuel gelegen, der zu jener Zeit Missionar in Malabar war. Gundert schrieb ihm: »Das ist mir neu, daß das Lexikon nun in Mangalore ist. Ich mag es nicht per Post requirieren, denn ich fürchte mich vor dem möglichen Verlust, aber lieb ist mir es, wenn Du es hast und noch hineinkorrigierst, was ich das nächste Mal senden werde.« (GM 1.7.67).
Ende des Jahres 1867 war es fast fertig, und Gundert rechnete damit, das Wörterbuch im Februar 1868 abschließen zu können. Aber es kam so viel anderes dazwischen, daß er es erst am 9. April 1868 vollenden konnte. Er schrieb an Samuel: »Gründonnerstag [9.4.] muß ich noch erwähnen als den Tag, an dem ich das Dictionary fertigbrachte. Gottlob, daß jetzt doch etwas hinter mir liegt.« (GM 15.4.68). Ob der Druck jedoch ausgeführt würde, darüber war sich Gundert nicht im klaren (vgl. GM 22.4.68).
Wenige Monate danach jedoch wollte Josenhans nach Indien schreiben, damit das Lexikon in Angriff genommen würde. Gundert schickte noch einen Nachtrag: »Ich sende da flugs noch eine Zugabe, der noch mehrere folgen dürften, wenn ich Zeit gewinne zu lesen, was mir Diez mitgab.« (GM 15.7.68). Im April 1869 wurde das Wörterbuch durch das Komitee in Basel zum Druck bestimmt. (Vgl. CT 357). Eineinhalb Jahre später kamen die ersten Druckfahnen bei Gundert an: »Heute kamen auch die vier ersten Bogen des Lexikons.« (GM 21.11.70). Ende März 1871 waren 128 Seiten gedruckt, Mitte Juli 288 und Anfang Oktober erhielt er die Bogen 45 und 46. Um dieselbe Zeit sandte er auch den Rest seines Manuskripts nach Mangalore. Allerdings waren zwei Manuskripthefte mit den Buchstaben *Ya* bis *Va* von Juni bis Dezember beim Inspektor in Basel liegengeblieben. Im November 1872 wurde der Druck fertig. Gundert war den Druckern, vor allem Missionar Stolz, und allen Mitarbeitern (s. Abbildung S. 223; AB) sehr dankbar, daß sie das Werk zustande gebracht hatten.
In einem Rückblick auf die Entstehung des Wörterbuchs berichtete Gundert nicht nur über die Sorgen damit, sondern auch über die glücklichen Umstände, unter denen es zustande gekommen war. Er schrieb: »Wenn Gott nicht unzählige Mal durchgeholfen hätte, wäre die Sache vergackt! Ist doch ein Zehntel des Werks einmal verloren gegangen, da es freilich noch nicht so weit ausgearbeitet war. Dann haben die Ratten einen Teil in Samuels Pult gefressen. Das ließ sich noch zusammenpappen. Wäre aber ein Heft im Hinausschicken verloren gegangen, ich wäre kaum mehr ans Ersetzen gekommen; jedenfalls nicht, ehe ein Mitarbeiter beschafft worden wäre . . . Die Kiste mit zwei Heften lag einmal vergessen in Italien einen Monat lang! Wie leicht hätte es mißglücken können. Jetzt sehe ich es erst so im Überblick über dreißig Jahre, wieviel zusammenhelfen mußte, das ich freilich anfangs weit nicht überschaute.« (GM 23.11.73).
Aufgrund von Spenden und Abnahme von einhundert Exemplaren durch Gundert war das finanzielle Risiko für die Mission nicht mehr groß: »Von Rob[inson] erhielt ich dieser Tage die Nachricht von £ 100,– als *subsidy* [Beihilfe] zum Malayalam Dictionary, wie ich ja auch 100 copies genommen und nach Madras, Bombay, Calcutta, home [heim] gesandt werden sollen. Das hat mich sehr gefreut.« (GM 18.11.73). Schon als die ersten Lieferungen des Wörterbuchs die Interessenten erreichten, erhielt Gundert großes Lob für seine Arbeit. Darunter war auch eine indirekte Zuschrift

an den Helfer Grill in Calw – wie eine andere Hand auf der Abschrift Gunderts ergänzte – mit folgendem Wortlaut:
»London India Office 26. Februar [1872]
. . . sein großes Malayalam Dictionary, wovon mir drei Teile zugekommen sind, ist ein für die dravidischen Sprachen geradezu bahnbrechendes Werk, dem sich selbst die Wörterbücher von Brown und Winslow nicht an die Seite setzen dürfen. Wenn doch auch für das Kanaresische ein solches Werk geschaffen würde, da das von Reeve wissenschaftlichen Ansprüchen doch kaum mehr genügt! Mögling wäre hierzu gerade der rechte Mann, und die Regierung würde gewiß trotz ihren spasmodischen Sparsamkeitsanfällen ein so verdienstliches Unternehmen nach allen Kräften fördern. In steter Hochachtung Ihr R. Rost«. (AB).
Eine Rezension aus Indien ging ausführlich auf das Werk und dessen Umfeld ein. Unter den genannten Verbesserungsvorschlägen ist der eine deshalb sehr interessant, weil er Ernst Hanxleden ins Spiel bringt: »Bei unserem kärglichen Vorrat an philologischem Wissen – und besonders der indischen Sprachen – ist es immer erfreulich, wirkliche Bereicherungen zu sehen, vor allem in Anbetracht dessen, daß so viel geschrieben wurde, das nichts weiter ist als die Wiederholung alter Fehler und eine leere Spekulation auf einer unsicheren Grundtatsache. Im Falle von Dr. Gunderts Werk haben wir mehr als das, denn neben einer äußerst sorgfältigen Aufzeichnung neuer Tatsachen brachte er neues Licht in die vergleichende dravidische Philologie. Sein Werk ist wahrscheinlich das beste Wörterbuch einer indischen Landessprache, das wir haben. . .
In Malabar erlaubte die Exklusivität des Brahmanentums, die immer größer als in irgendeinem anderen Teil Indiens war und noch ist, keine Hindu-Literatur bis ins 17. Jahrhundert, als ein Mann aus niederer Kaste die Sanskrit-Epen übersetzte, die von den untergeordneten Kasten so hochgeschätzt werden. Die Mappilas (Moslems) und Syrer bildeten abgesonderte Gemeinschaften mit eigenen Gesängen. Die Malayalam-Sprache bildet somit für Philologen ein Beispiel von hohem Wert, da sie den Einfluß der vergangenen historischen, völkischen Ereignisse auf die Entwicklung ihrer Sprache zeigt; denn Beispiele dieser Art sind außerhalb Europas äußerst selten. Dr. Gundert hat die Bedeutung dieses Punktes gesehen und hat Wörter, die in Dialekten verschiedener Gesellschaftsschichten und an verschiedenen Orten vorkommen, sorgfältig gesammelt und bestimmt.
Weiter ist dieses Werk auch ein vergleichendes Wörterbuch aller dravidischen Sprachen und in dieser Hinsicht das bei weitem vollständigste aller uns bekannten Wörterbücher in indischen Landessprachen. . .
Die Zahl der Pflanzen- und Tiernamen, die von Dr. Gundert angegeben werden, ist auch eine neue Besonderheit in einem indischen Wörterbuch. . .
Die Transliteration jedes Malayalam-Wortes nach Lepsius' System ist jene andere nützliche Besonderheit. . .
Es ist schwierig, dem Autor irgendwelche Vorschläge zu machen; wir wollen jedoch einen oder zwei vorbringen. Das *Puttanpana* («neues Lied«), das er oft zitiert, ist kein syrisches, sondern ein römisch-katholisches Gedicht; Dr. Gundert wurde durch die in Kottayam gedruckte verstümmelte Ausgabe fehlgeleitet. Das Original wurde erst kürzlich gedruckt; es wurde von einem deutschen Jesuiten, Ernst Hanxleden, verfaßt, und da die Einleitung Don Anthony (d.h. Pimental) als Erzbischof von Cranganur erwähnt, muß es nach 1721 gewesen sein. Hanxleden starb 1732.« (*The Indian Evangelical Review,* Vol. I, Madras 1874, S. 383–385).
Als Gundert die Rezension gelesen hatte, schrieb er an seinen Sohn Samuel: »Ich lege ein Wort bei, das ich für Diez schrieb. Die Rezension des Malayalam Dictionary ist jedenfalls von Caldwell angeregt, wenn nicht von ihm ausgegangen. Ich wußte aus der India Orientalis Christiana, die Du jedenfalls in Mangalore auch sehen kannst (beim Mascarenhas, wenn er noch lebt), daß Hanxleden *Masihatepana* [Messiaslied] geschrieben hatte; ob es die *Puttanpana* [Neues Lied] war, wußte ich nicht. (Wenn dergleichen gedruckt wird, sollte man's einem auch schicken). Stünde *diese* Bemerkung in der Rezension nicht so prominent da, so würde ich Caldwell für den Rezensenten halten. So aber kommt mir die Versicherung, das Lied sei nicht syrisch, sondern römisch-katholisch, etwas prätentiös vor und mehr wie die Äußerung eines syro-anglikanischen Geistlichen. Welchen Anlaß ich haben konnte, bei altchristlichen Wörtern syrischen und syro-römischen Gebrauch scharf zu scheiden, sehe ich nicht recht ein; die, welche in diesen Unterschieden leben, mögen die Sache anders anschauen. In den meisten Fällen schreibe ich eben Nasr. [Nazarani] für südli-


Isaac
Philipp
Thomas
Georg
Schiva Rao
Raghavendrav
Moose
Theodor
Johannan
Malajal.
Nahum
Satjaethi
Georg
Micha
Nathan
Appu
Miss. Stolz
Thomas
Theophil
Johann
Alexander

chen christlichen Sprachgebrauch. Diez aber möge die Notiz dem Redakteur für den Rezensenten senden, oder letzterem direkt, wenn er seinen Namen weiß. Es ist natürlich nicht für den Druck.« (GM 17.3.74).

In dieser gedrängten Kommentierung der Rezension zeigt sich Gunderts tiefes Wissen und Souveränität im Malayalam — begleitet von einem guten Teil Ironie. Bis heute besteht die Diskussion fort, ob Hanxledens *Masihatepana* und *Puttanpana* zusammengehören oder zwei Werke sind. Gefunden wurden sie in getrennten Teilen, aber inhaltlich gehören sie zueinander, da sie von der biblischen Geschichte her aufeinanderfolgen (eine Palmblatthandschrift beider Teile befindet sich in der Berliner Staatsbibliothek (SBPK)). Die Unterscheidung zwischen syrischem und syro-römisch-katholischem Sprachgebrauch ist erst jüngeren Datums. Gundert hielt sich an den alten und unter den Thomaschristen üblichen Sprachgebrauch, in dem sich die einstige Einheit der syrischen Christen widerspiegelt — heute noch verstehen sich die syro-römisch-katholischen Christen als Thomaschristen, d.h. syrische Christen.

In der Einleitung zur zweiten Auflage seiner 1875 erschienen Grammatik schrieb Caldwell: »Ein gegenwärtiges Erfordernis scheint ein vergleichendes Wörterverzeichnis der dravidischen Sprachen zu sein, das nach den vorhandenen Wurzeln vor allem in den vier charakteristischsten Sprachen — Tamil, Telugu, Kanaresisch und Malayalam — unterscheidet zwischen solchen, die nur in drei, in zwei oder in einer Sprache anzutreffen sind. Ein hervorragendes Beispiel für das, was in dieser Richtung getan werden sollte, wurde durch Dr. Gundert ausgeführt, dessen wirklich wissenschaftliches »Wörterbuch des Malayalam« der dravidischen Philologie neuen Auftrieb gegeben hat.« (VII). Unaufhörlich arbeitete Gundert am Wörterbuch weiter. Karl Frohnmeyer schrieb in seiner Biographie »Hermann Gundert« (Stuttgart 1955): »Er fing an, Nachträge in sein Handexemplar zu schreiben und arbeitete bis zuletzt daran weiter. Die 1116 Seiten des Buches (groß Oktav) hat er, mit handschriftlichen Verbesserungen bedeckt, hinterlassen.« (S. 14).

Erst in jüngster Zeit geht man in Kerala daran, ein ausführliches Standardwörterbuch zu schreiben. Bis dieses vielbändige Malayalam-Lexikon vollständig erschienen ist — bisher sind vier Bände, bis *Ka*, herausgekommen — ist Gunderts Wörterbuch das Standardwerk im Malayalam.

Bevor wir weitergehen, müssen wir des Mannes gedenken, der im Zusammenhang mit Gunderts Malayalam-Arbeiten schon mehrmals genannt wurde: *Ernst Hanxleden* (1681—1732). Er wurde in Osterkappeln bei Osnabrück geboren, als Priester ausgebildet, trat dem Jesuitenorden bei und ließ sich nach Indien aussenden. Da der Schiffahrtsweg dorthin von den Holländern kontrolliert wurde, mußte sich Hanxleden für die Landroute entscheiden. Ihm schlossen sich zwei weitere Patres, Wilhelm Weber und Wilhelm Mayer, sowie ein gewisser Joh. Kaspar Schillinger aus Nürnberg an. Letzterer beschrieb die Reiseroute. Sie führte von Augsburg (3. Oktober 1699) über Innsbruck, Venedig und Florenz nach Livorno. Von dort (3. November) nach Alexandrette [Iskenderun] und weiter (15. Dezember) mit einer Karawane nach Aleppo (26. Januar 1700). Über Armenien, Persien und den Persichen Golf kamen sie nach Ormuz (Ende Oktober) und schifften sich nach Indien (3. November) ein. Auf der Überfahrt starben Weber und Mayer, Hanxleden und Schillinger landeten in Surat, von wo aus Hanxleden nach Goa (Dezember) weiterreiste und Anfang 1701 nach Kerala kam. (Vgl. Anton Huonder SJ, Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts, Freiburg 1899, S. 48).

Hanxleden war ähnlich wie Gundert ein Sprachtalent. Er dichtete Malayalam-Gesänge, die noch heute gesungen werden, und Gundert selbst brachte in seiner Palmblatthandschriftensammlung die Hanxleden zugeschriebene Schrift *Genoveva* nach Calw. Hanxleden gilt als der Begründer der Indologie in Deutschland. Seine Schriften liegen großenteils als Handschriften vor und befinden sich in der Bibliothek des Vatikan und in der Universitätsbibliothek von Coimbra. Seine Sanskritstudien, seine Grammatik und sein Wörterbuch werden als sein eigentliches Malayalam-Werk angesehen. Beschrieben sind Hanxledens Werke in *Bibliothèque de la Compagnie de Jésus*, Tome IV, Brüssel und Paris 1893, Sp. 80—82. Hanxleden starb in Kerala und wurde in Deutschland nicht beachtet. Im Gegensatz zu ihm konnte Gundert nach seiner Rückkehr eine zweite Karriere aufbauen — und ist trotzdem kaum bekannt.

Mission und Kirche

Nach seiner Rückkehr aus Indien und seinem Umzug nach Calw mußte sich Gundert erneut mit den württembergischen Kirchenverhältnissen auseinandersetzen. Seit seiner Abreise nach England im Herbst 1835 hatte sich in der religiösen Landschaft Süddeutschlands viel verändert. In den sechziger Jahren vollzog sich eine Neuorientierung, denn die pietistischen Gemeinschaften und die Kirchen sahen sich von aufkommenden Gemeinschaften und Sekten herausgefordert und organisierten sich dann ihrerseits neu. Am Rande der Kirche formierten sich die Templer oder Kirschenhardthöfer. Methodisten und Baptisten gründeten neue Gemeinden, die Pregizer sorgten für Unruhe, und die Mormonen suchten mit allen Mitteln, Stützpunkte zu bekommen. Auch sonst kam es zu sektiererischen Auswüchsen, nicht zuletzt durch Hebichs Wirken in der Mitte der sechziger Jahre. Vor allem in Schaffhausen und Stuttgart bildeten sich sektiererische Zirkel. Hebich starb jedoch, bevor sich seine Anhänger zusammenschließen konnten.
Wiederholt setzte sich Gundert mit der Kirchenfrage auseinander. In einem Brief an seinen Sohn Hermann kam zum Ausdruck, wie offen und weit Gundert in seinen Ansichten geworden war. Ohne einen Gedanken der Eifersucht konnte er die verschiedenen Gruppen nebeneinander bestehen lassen. Seinem Selbstbewußtsein und seiner eigenen Identität als Christ reformatorisch-pietistischer Prägung tat dies keinen Abbruch. Sehr deutlich konnte er zwischen außen und innen unterscheiden: Jegliche Organisation war für Gundert – wenn er sie auch für nötig hielt – eine äußerliche Sache, während sich der innere Prozeß immer nur in einem »neuen Herzen« abspielen konnte.
In dieser Haltung lag seine Toleranz gegenüber den verschiedenen Organisationsformen christlichen Lebens begründet. Dadurch wurde Gundert befähigt, den jeweils wunden Punkt einer Zersplitterung aufzuzeigen, vor allem dann, wenn Rivalität und Konkurrenzdenken schwierige Situationen heraufbeschworen hatten. Ebenso aber kritisierte er die selbstgefällige und machtpolitisch orientierte Kirchenform. An Marie und Charles Isenberg schrieb er nach Hyderabad im Sindh über eine Begegnung mit Auer, einem ehemaligen Deutschen, der nach Amerika ausgewandert war: »Er ist sehr smart, spricht schnell wie ein Amerikaner, mehr Englisch als Deutsch, sein Söhnlein bloß Englisch. Ich fand ihn auch etwas kirchlich geworden, wie so viele bischöflich gewordene Deutsche. Er meinte, zu Low Church dürfe man in Amerika nicht sein, damit man es nicht hinstelle, als sei es eins [gleichgültig], zu welcher Denomination man gehöre. Das nun sage ich nicht, aber wenn ein Deutscher meint, erst unter der fremden Fahne finde er das echte apostolische Christentum, so kann ich mich nie des Gefühls entschlagen, daß – ihm selbst verborgen – andere, äußere Motive dabei eine Rolle gespielt haben. Unsere Kirche ist nicht *die* Kirche, aber es läßt sich Jesus darin finden. Viel mehr bietet keine andere, als Ganzes betrachtet. Natürlich kann ich Katholiken finden, die mir mehr imponieren und gefallen als einzelne protestantische Freunde, aber die sind nicht die Kirche, repräsentieren sie vielleicht nicht einmal als besonders gut geratene Ausnahmen. So meine ich, habe man in allen Gemeinschaften eben für sich das Beste auszulesen, wo Jesus eine Gestalt gewonnen hat. Man stößt sich dann auch an Schwächen nicht so. Nun, Auer hat an seinem Liberia Bischof viel auszusetzen und wäre wohl am liebsten selbst Bischof, was ich ihm nicht übelnehme. Wenn er aber Titus und Timotheus als rechte Bischöfe ansieht und daraus beweisen will, ihr System herrsche noch in der Anglikanischen Kirche, so muß ich lachen über den historischen Mißgriff, der alle Wechsel, den solch ein Phänomen in den Jahrhunderten durchmachte, frischweg übersieht. Sie haben halt alle in Amerika ihren Kampf ums Dasein und Wachstum mit den übrigen Kirchen auszufechten, und solch ein Zustand ist nicht sehr geeignet, die innere, stille Lebensentwicklung zu fördern.« (GM 30.11.67). J. G. Auer war einst Basler Missionszögling gewesen, wurde von Amerika aus Missionar an der Goldküste. 1868 ging er nach Liberia, wo er 1872 Bischof wurde und zwei Jahre später starb.
Aufgrund seiner eigenen Erfahrungen und Begegnungen mit zahlreichen Persönlichkeiten in Indien und sonst auf der Welxsowie durch den Umstand, daß drei seiner Kinder – im Sindh, in Kanara und Malabar – in der Mission tätig waren, konnte sich Gundert die Frage der Mission nie von der Kirchenfrage losgelöst denken. Trotzdem erschrak er bei einem Brief Möglings, der die Formel aussprach: »Missionsarbeit ist Kirchensache«. Gundert antwortete: »Du wunderst Dich, daß es in

Basel fünfzig Jahre lang fortging. Aber so wundere ich mich auch über den fünfzigjährigen Frieden unseres engeren Vaterlandes und über so vieles andere in und außer dem Reiche, dem wir angehören. Es ist eben Gottes Erbarmen, das noch nicht aus ist, wie Du selbst mit Freuden rühmst. Auf weitere fünfzig Jahre möchte ich freilich auch nicht spekulieren. Nur hat mich Dein Wort »Missionsarbeit ist Kirchensache« fast erschreckt. Was hieße denn das unter den gegebenen Verhältnissen? Doch kaum etwas anderes, als daß wir erst eine Kirche bauen müßten. Daß eine Kirche wie die UP [s. oben »Missionen in England»] oder die Freikirche oder auch die Church mit der Propagation Society Mission treiben kann, verstehe ich wohl und vermöchte unter englischen Verhältnissen mir dies gar nicht anders zu denken. Aber die lutherische z.B. ist doch keine Missionskirche und kann es auch nicht werden ohne eine Umgestaltung. Eine Personalleitung wie Harms ist gut für eine Generation. War aber nicht ein Zusammentreten wie [das] der Basler und Süddeutschen das den eigentlichen (inneren) Kirchenverhältnissen Entsprechende? Ich meine, das sei noch jetzt so gut der Fall wie früher. Aber daß man die Verbindung mit der CMS nie hätte lösen sollen, darin stimmen wir überein.« (GM 1.2.65).

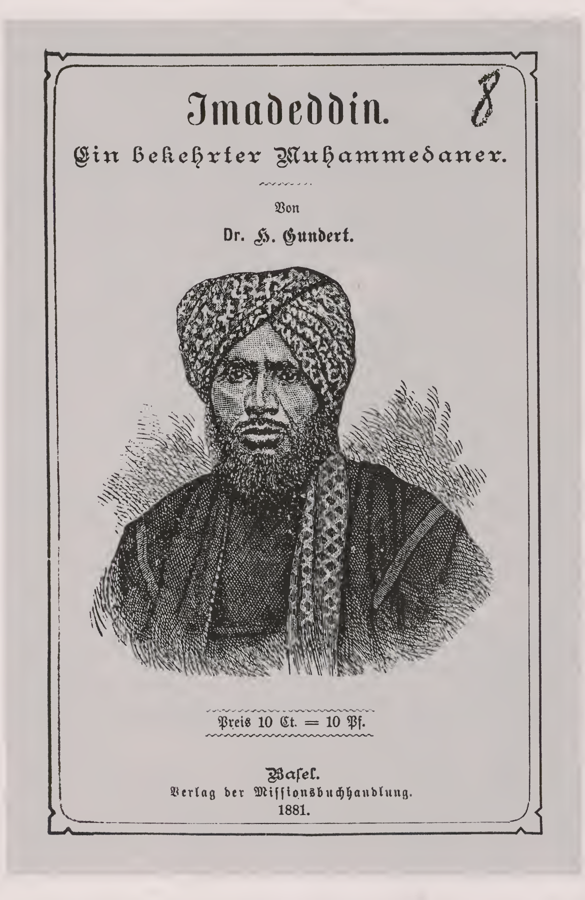
Einerseits sah Gundert den Wert der weiten Verbindungen, die mit durch die CMS gegeben waren, andererseits hütete er sich davor, sich zu eng an die Anglikanische Kirche anzuschließen: »Ich gestehe, für die Englische Kirche habe ich wenig rechte Hoffnung. Es ist doch ein jammervoll geistloses Wesen, das im Ritualismus an den Tag kommt, und dessen Bekämpfung scheint die Leute auch auf Nebensachen zu bringen. Ein rechter Aufschwung ist fast nirgends zu verspüren.« (GM 15.12.67). Dennoch schätzte er sie als vorhandene Organisation und sah ihre guten Seiten in England und Indien. Ja, für die künftige indische Kirche konnte er sich sogar die anglikanische Kirchenform vorstellen.

Neben der umfassenden Kirchenstruktur hielt Gundert zeitlebens an dem Bild vom Kern als Mittelpunkt fest, der gewonnen werden muß, um von ihm aus das Reich Christi weiterzubauen. Die Urgemeinde ist der Keim, von dem aus die Kirche entsprechend dem Senfkorngleichnis (Matthäus 13,31.32) in verschiedene Richtungen weitverzweigt wachsen kann. In seiner Antwort auf die Anfrage, ob er auf der Allianzkonferenz in Amsterdam 1866 ein Referat halten könnte, präzisierte Gundert: »Gess fragte mich wegen eines Referats für Amsterdam, ob die Mission nur Bekehrung der einzelnen anzustreben habe oder die Bildung einer Nationalkirche, er wollte gerne meine Gedanken darüber haben, die ich ihm mitteilte. Diese gehen natürlich auf Sammlung der Auserwählten, das übrige findet sich alles von selbst nach 2. Timotheus 2,2. Ein Kern des Volks ist zu gewinnen, der für dasselbe sei, was der Knecht Jehovas in Jesaja 40 ff. für Israel. Diese geistkräftige Minorität hat dann die Aufgabe, die Mehrzahl zu christianisieren; aber für die Mission ist's genug, wenn sie jenen Kern gewinnt.« (GM 28.2.66). Ein Beispiel dafür ist die kurze Biographie eines »bekehrten Muhammedaner«, genannt »Imadeddin«, die Gundert 1871 zunächst im Missions-Magazin, einige Jahre später in den Monatsblättern und schließlich als Traktat veröffentlichte (s. Abbildung).

Engagement

Gundert predigte fast jeden Sonntag entweder in Calw, Stammheim, Altensteig oder in sonst einem Dorf in der Umgegend von Calw. Er half beim Abendmahl in der überfüllten Calwer Stadtkirche: »Gründonnerstag. Bei wohl 1000 Kommunikanten administriert.« (CT 10.4.79). Am Epiphaniastag besuchte er regelmäßig das Missionsfest in Korntal und Ende Juni das mehrtägige Missionsfest in Basel. Daneben predigte er während der Sommermonate bei Missionsfesten landauf, landab. Er hielt den Jünglingsverein in Calw und die »Stunde« in Hirsau. In Calw nahm er Stellung zu den Tagesthemen, wobei er sich nicht selten mit dem Dekan absprach, ohne jedoch seine eigene Meinung zu verleugnen. Die wichtigste Veränderung bestand hier in der Bildung neuer Gemeinden – der Methodisten, der Templer, der Heilsarmee – ebenso in der Einrichtung einer katholischen Kirchengemeinde.

Dabei trennte er keineswegs zwischen Glaube und Politik, zwischen Staat und Kirche, sondern sah die Gesellschaft als Einheit, in der die verschiedensten Ansichten miteinander wetteifern und Gestalt annehmen. Vor und während des Krieges gegen Frankreich 1870 scheute sich Gundert nicht, am allgemeinen Buß- und Bettag am 31. Juli bei seiner Predigt über 1. Petrus 5,5-7 in Anlehnung an Mar-



Imadeddin.

Ein bekehrter Muhammedaner.

Von

Dr. H. Gundert.

Preis 10 Ct. = 10 Pf.

Basel.

Verlag der Missionsbuchhandlung.

1881.

tin Luther das übermäßige Trinken der Deutschen scharf zu verurteilen. Daraufhin wurde ihm auf der Straße nachgeschrien, und ein Artikel in der Zeitung drohte an, daß eine bestimmte Gruppe nicht mehr zu ihm in die Kirche ginge. Gegenartikel verteidigten Gundert. Bald wurde es still. Gundert hatte auf die Preußen gesetzt – und diese waren siegreich. Es ging ihm weniger um die kleinkarierte Politik als vielmehr um das Gesamte. Als ob er sich an seinen Vortrag in Maulbronn von 1827 erinnert hätte, schrieb er nach der Schlacht von Sedan: »Ich hoffe, Süd und Nord, Katholiken und Protestanten lernen was daraus, denn die Wunden, die seit 1546 unser Volk sich selbst geschlagen, werden erst jetzt

recht offenbar, nachdem sich gezeigt hat, wie viel es vermöchte unter einheitlicher Leitung. Daß die Reformation diese Einheit hervorgebracht, steht jetzt deutlich da; man kann nur sich fragen, wie wäre doch alles so anders gegangen, wenn statt des kühlen Karl V. ein Mann an der Spitze gestanden wäre, der den neuen Geist verstanden hätte zu einem Neubau Deutschlands zu verwenden.« (GM 3.9.70)

Durch die Gründung einer methodistischen Gemeinde in Calw fühlte sich die evangelische Kirchengemeinde in der Mitte der sechziger Jahre herausgefordert. Teilweise rührte dies von den Methodisten selbst her. Denn anfänglich bekundeten sie, daß sie keine eigene Gemeinde bilden wollten. Als sie dann genügend Einfluß hatten, brachen sie die Gemeinschaft mit der Landeskirche ab. Gundert schrieb: »Ich habe dieser Tage viel gepredigt, denn unser Stadtpfarrer war über die Zeit der Feste krank und hat erst heute wieder die Kanzel besteigen können. Das letztemal hat er geradezu über den Methodismus gepredigt, seine gesunde Wurzel und lebenskräftigen Triebe, aber auch seine ungesunden Auswüchse. Diese sind richtig in zwei Stücken zusammengefaßt: 1. Er legt mehr Nachdruck auf das, was im Menschen vorgeht, als auf das Wort; daher es komme, daß viele sich mit ihren Erfahrungen breitmachen und am Ende doch nicht fröhlich aus der Welt gehen; 2. wenn die Methodisten sagen, sie arbeiten nur für den Herrn und wollen nicht zu ihrer Gemeinschaft herüberziehen, so lügen sie. Doch damit ist ihnen genug Ehre angetan, daß eine Predigt ganz von ihnen gehandelt hat. Und ich hoffe, hinfort arbeitet die Geistlichkeit eben mit ihnen in die Wette. In unserer Zeit ist doch kein anderer Weg angezeigt, denn mit Autorität alles Fremdartige fernhalten zu wollen, wäre ein Beginnen, das an der Gleichgültigkeit wie an der geheimen Schadenfreude der weltlichen Behörde scheitern würde. Diese sind doch im Grunde rot, sobald es zu Kirchenfragen kommt, es lächert sie, wenn man sich für reine Lehre ereifert, und sie spotten offen, wie man nur in unserer Zeit noch Monopole könne ansprechen wollen. Die Radikalen mögen natürlich den Methodismus so wenig leiden als ernstes Christentum überhaupt; kommt es aber zu einem offenen Kampfe der Geister, so liebäugeln sie schon ein wenig mit dem, was gegen die Kirche Opposition macht.« (GM 1.1.66). Am 21. September 1870 wurde die methodistische Kapelle in Calw unter Anwesenheit von zwölf Methodistenpredigern eingeweiht. (Vgl. GM 1.10.70; CT 21.9.70).

Zwar konnte Gundert von seiner Zeit in Indien her den Methodisten manches abgewinnen, hielt manches aber auch für weniger gut. In jedem Fall kamen ihm seine langjährige Erfahrung mit Methodisten und mit Angehörigen anderer Kirchen zu Hilfe, wenn er herausgefordert wurde zu urteilen: »Ich glaube, daß wohl mehr Namen der jetzt lebenden Methodisten im Himmel angeschrieben sind als der deutschevangelischen Kirchen. Weiß aber darum doch nicht, ob der Methodismus als solcher nicht über seinen Mittag hinaus ist. In England wenigstens scheint er in einer kritischen Lage zu sein. Im allgemeinen kommt mir der Methodismus, wo ich mit ihm in Berührung kam, *sehr* abgekühlt vor gegen das Feuer der ersten Zeit. Prediger wissen ihre sechs bis acht Predigten auswendig und ziehen sie hervor, wo's Not tut.» (GM 4.4.53).

Bedingt durch den Eisenbahnbau, bei dem Italiener als Arbeitskräfte eingesetzt waren, wurde die katholische Gemeinde in Calw so stark, daß eine Sonntagsmesse nötig wurde. Der katholische Priester von Weil der Stadt dachte zunächst an einen Gottesdienst pro Monat. Bald aber zeigte sich, daß wöchentlich ein katholischer Gottesdienst stattfinden sollte. Die Frage nach der Lokalität löste eine breite und tiefgreifende Diskussion aus. Gundert schrieb an Mögling: »Bei uns handelt es sich jetzt um einen katholischen Gottesdienst. Der Stadtpfarrer von Weil der Stadt meint, einer des Monats genüge, aber wo halten? Wirtssäle genügen nicht, etwa Sakristei? Die Zahl der stray [verstreuten] Katholiken vermehrt sich durch etwa einhundert Italiener, die am Tunnel arbeiten, die Sakristei würde daher nicht reichen! Also wohl die Kirche leihen? – Ich gestehe, ich dachte zuerst, das könnte unter Restriktionen schon gestattet werden und redete in diesem Sinn mit Gliedern des Gemeinderats, die darüber sich berieten. Bin aber doch daran zweifelhaft geworden. Dem Volk ist die Kirchenmauer einmal die Vorstellung von dem, was sanktioniert ist. Wenn nun wohl gegen Methodisten, aber nicht gegen Rom gepredigt wird, wenn in der Kirche keine methodistische Predigt, aber wohl Messe gehalten werden darf, so wird doch das Volk konfus, und die Pietisten können der Kirche abgeneigter werden als man sich leicht vor-

stellt. Beim Begräbnis eines verunglückten Italieners strömte alles auf den Kirchhof, die Rede des katholischen Stadtpfarrers wurde sehr gelobt über alles, was von den unseren gerühmt wird. So würde auch der katholische Gottesdienst viele neugierige Protestanten anziehen. Kurz, ich meine, es gäbe ein Pech. Wie denkst Du darüber?« (GM 26.4.66).
Es dauerte zweieinhalb Jahre, bis die Angelegenheit entschieden war. Gundert erfuhr die Regelung in einem Sonntagsgottesdienst bei der Predigt des Dekans. Gundert berichtete: »Etwas Neues hat die Kirche von Calw am 25. erfahren. Der Dekan fing seine Predigt damit an, uns mitzuteilen, daß an diesem Tage bereits der erste katholische Gottesdienst in diesem Gotteshause gefeiert worden sei. Man helfe ja gern auch andersdenkenden Brüdern, die doch auch wie wir durch die Gnade Christi selig werden wollen; und vielleicht sage uns der Herr dafür: Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt. Jedenfalls sei es eine Zeit, da die verschiedenen Bekenntnisse durch göttliche Schickung sehr untereinander gemischt werden; ob dadurch eine Wiedervereinigung der getrennten Kirchen oder nur Annäherung der Gläubigen in den verschiedenen Gemeinschaften gewirkt werden solle, wer könne es wissen. Nur der Weihrauchduft erinnerte an die vorhergehende Feier der Messe in dem Gebäude. Der statt des unseren herbeigebrachte Altar wird nach dem katholischen Gottesdienst in der Sakristei verwahrt. Es soll mich aber doch wundernehmen, ob nicht einige Calwer an dem Gepränge dieser ihnen neuen Kirchenweise auch ein Gefallen finden.« (GM 28.10.68). Erst achtzehn Jahre später konnte die katholische Kirchengemeinde ihre neue Kirche einweihen: »Katholische Kirche eingeweiht.« (CT 25.11.86).
Andere Gruppierungen legten ein befremdliches Verhalten an den Tag. Gutgemeinte Ansätze der Zusammenarbeit scheiterten manchmal kläglich am eigenen Egoismus. Wie sich die entstehenden Religionsgemeinschaften untereinander verhalten konnten, schilderte Gundert in seinem Dezember-Zirkular 1866: »Wie ungeschickte Sachen aber manchmal bei den Sekten vorkommen, darüber hörte ich neulich einen Bericht. In Heilbronn hatten Baptisten und Methodisten zu einem gemeinsamen Gottesdienst sich vereinigt, gewiß in dem richtigen Gefühl, daß solches Zusammenstehen ernster Leute einen Eindruck auf die Gleichgültigen nicht verfehlen werde. Nun kam ein Methodistenbischof auf Besuch dahin, und es wurde ein Liebesmahl gehalten, worauf das Abendmahl folgte. Unter den Teilnehmern befand sich auch die Tochter eines leitenden Baptisten, die nun, von der Erregtheit der Methodisten angefaßt, auch gleich das Sakrament mitgenießen wollte. Vom Bischof nahm sie das Brot und wollte dann vom Prediger des Orts den Kelch nehmen; er sagte ihr, das gehe nicht, sie sei ja noch nicht getauft. Augenblicklich stand sie auf und ging mit dem Prediger ins Nebenzimmer, wo sie dann nach einigen Fragen die Taufe durch Besprengung erhielt, so daß sie alsbald den Abendmahlsgenuß vollenden konnte. Der Vater war aber natürlich über diese rasche Handlung sehr verwundert und die Folge war, daß die Gemeinschaft zwischen Baptisten und Methodisten ein kurzlebiger Versuch blieb. Ach, wie langsam läßt es sich noch überall zu einer rechten Geistes- und Lebensgemeinschaft der Erweckten an. Wir probieren mancherlei, aber erjagen läßt sich einmal ein so hohes Gut nicht in der Eile. Der Schaden sitzt recht tief.« (GM 31.12.66).
Wie stark alte und neue Glaubensweisen und Missionsansichten aufeinander stießen, zeigte sich in der Auseinandersetzung vieler Menschen, die sich in der äußeren Mission engagierten, wie Professor Beck (1804–1878) und seine Schüler. Gundert verglich Michael Hahn mit Beck: »Michael Hahn spricht vieles über die Rechtfertigung, was seine Schüler kaum mehr so klar hervorhoben, z.B. »Niemand ist gerecht, als der, welcher durch Neugeburt gerecht geboren ist. Die Neugeburt ist selbst die Gerechtigkeit Gottes. Die Gerechtigkeit wird dem Glauben geschenkt, und es geht geburtsmäßig zu, wenn sie erlangt wird, und ist wahrhaftig eine Geburt, und das, was gegeben wird, ist ein Same der Herrlichkeit und ist das Leben und die Gerechtigkeit des Lebens, dem Glauben gegeben.« Auch Beck sagt einigemal ähnliches in seinen Reden. Doch sieht man ihm an, daß er nicht so bei der Sache ausruhen kann wie Hahn, sondern viel zu bald sich gegen den Mißbrauch, der ja möglich ist, verwahren zu müssen glaubt. Übrigens hat unsereiner das Recht, ja die Pflicht, sich durch keine Menschenautorität drausbringen oder auch nur imponieren zu lassen. Gelten aber Menschen, so darf uns Luthers Wort, aus tiefer Erfahrung gesprochen und auf Paulus gestützt, noch mehr gelten als das eines Mannes, der wohl eine Schule, aber keine jahrhundertlange Kirchenform zustande

gebracht hat. – Im allgemeinen aber würde ich immer lieber gelten lassen, was an einem Lehrer christusähnlich ist, als bekämpfen, was mir schief scheint. Seine Mißgriffe sollen mich lehren, es mit mir selbst um so genauer zu nehmen, wenn ich etwas aufstelle. Indessen hat der treue Gott viel Geduld mit uns, das halten wir für unsere Seligkeit.« (GM 10.8.68).

Grenzen der Gemeinsamkeit

Aus diesem Verständnis der Rechtfertigungslehre heraus bewahrte sich Gundert seine Unabhängigkeit, aufgrund deren er sich mit den unterschiedlichsten Gruppen und Meinungen auseinandersetzen konnte. Deutlich antwortete er auf Johannes Josef Ignaz von Döllingers Kritik an den reformatorischen Kirchen: »Ich lese in Döllinger über die Kirche, ein höchst interessantes, im Innersten giftiges Buch, das den Verfall des Protestantismus schildert. Nur wundert mich, wie er es wagt, die »von Luther erfundene« Rechtfertigung durch den Glauben jetzt als allgemein antiquiert zu behandeln. Wenn das nicht Bibellehre wäre, so wäre allerdings die Reformation ein verfehltes Werk zu nennen. Sie, diese Lehre allein, wiegt aber doch alles auf, was für die katholische Kirche gesagt werden kann, natürlich nur für die *theodidaktoi* [»die von Gott Unterwiesenen«]. Da freue ich mich meiner Freiheit und sehne mich nach der Kirche der Zukunft.« (GM 22.1.62). Döllinger (1799–1890) war ein bedeutender katholischer Theologe und lehrte in München. Wenn von irgend jemand, gleichgültig welcher Glaubensrichtung, die Rechtfertigung und die Freiheit eines Christenmenschen angesprochen wurde, zeigte es sich, daß Gundert durch und durch Lutheraner war. Seine Argumente gegen Döllinger nahm er aus Luthers Schriften.

So äußerte sich Gundert über dieselbe Angelegenheit in einem anderen Brief: »Ich lese eben Döllinger über die Kirche, ein sehr geschickt abgefaßtes Werk, das keinen Widerspruch, keine Blöße des Protestantismus übersieht. Mich macht es aber nicht katholisch wie den Helfer. Denn es heißt die Rechtfertigung durch den Glauben eine von Luther erfundene Lehre, behauptet auch auffallenderweise, die protestantische Theologie habe sie fallen lassen. Wenn das der Fall wäre, kehrten wir am besten gleich nach Rom zurück, ohne die Umwege der einzelnen Landeskirchen. Nun aber bin ich ganz selig zu wissen, daß die Rechtfertigung im paulischen Sinne alles aufwiegt, was für Kircheneinheit gesagt werden kann, und hoffe, durch Gottes Gnade auf diesem Punkt erhalten zu werden. Töricht sind wahrlich *die* Protestanten zu nennen, die Kirche wollen, aber nicht die römische, und dafür eifern, während sie immer mehr von der Gnadengerechtigkeit abkommen!« (GM 22.1.62). Aktuellen Anlaß zu dieser Kritik gab ein Calwer Pfarrer, der weder die Bibel noch die Rechtfertigung Luthers in den Mittelpunkt seiner Ansicht gestellt hatte, sondern sich auf symbolische Bücher und auf Kirchenordnungen berief.

Nie wurde Gundert überheblich, sondern blieb selbstkritisch und sah sich sowohl außerhalb der Kirche als auch innerhalb der Kirche verwurzelt: »Von christlicher Vollkommenheit machst Du Dir billig kein Ideal. Ich bin froh, wenn ich durchkomme, ohne anderen zum Ärgernis zu werden, und danke wie für ein ungehofftes Extra, wenn am Ende gar noch positiver Nutzen aus meinem Dienst herausspringt. Der ist leider nicht überfließend, hie und da tröpfelt's vielleicht ein wenig, und wenn ein Himmelshauch darauffällt, reicht's hin, etwas, das sterben will, zu befruchten und zu laben, etwas Totes neu zu beleben. Die Welt ist grundschlecht, die Kirche – als Ganzes – schlecht, die Besten zur Not erträglich – nur Gottes gegenwärtige Nachhilfe und *overruling* [Beherrschen] bringt aus diesem allem etwas wirklich Gutes zustande. Es ist daher ganz recht, bei keinem zu viel zu suchen und zu erwarten, am wenigsten von sich selber.« (GM 7.10.58).

Bei allem Bestreben, der Kirche in lutherischem Sinn zu dienen, hielt Gundert eine Bevölkerung, die sich aus gemischten Religionen zusammensetzte, für die ideale Voraussetzung einer intakten Gesellschaft: »Aber das glaube ich, daß die katholische Religion (und jede andere) einen gewissen Druck und Kampf braucht, um lebendig und wirksam zu bleiben. Denn hat sie alles, wie sie sich's wünscht, so herrscht der leibhaftige Tod. Das gestehen selbst gute Katholiken ein, daß in Ländern gemischter Bevölkerung es mit ihren Glaubensgenossen am besten stehe.« (BN 314).

Deshalb verteidigte Gundert kleinere Gruppierungen. Er setzte sich z.B. für die Herrnhuter ein, die teilweise unter den Lutheranern zu leiden hatten: »Da sehe ich auch das »Herrnhut tut nicht gut«,

lutherische Pfarrer in Livland haben es ausgefunden; die lutherische Kirche habe nur eine Sekte, aber diese sei die schlimmste von allen, nämlich: die Herrnhuter. Eine »gesunde« Gemeinde ist dort die, wo keine herrnhutischen Bethäuser sind. Bekanntlich sind aber von diesen »gesunden« Lutheranern 20 000 zur griechischen Kirche übergetreten, von solchen, die mit Herrnhut in Verbindung standen, nur 200. Auf der Livländischen Synode von 1852 sei sechs Tage nur gegen Herrnhut geeifert worden. Nicht wahr, das sind unerquickliche Verhandlungen.« (GM 29.6.62). Die neuen Gruppen in Calw konnte Gundert in der Regel gelassen akzeptieren, besonders wenn er in ihnen einen Gewinn für die Vielfalt des Kommunalwesens sah.

So sehr er die Herrnhuter in Schutz nahm, so entschieden wehrte sich Gundert gegen die Templer oder Kirschenhardthöfer und deren Gründer Christoph Hoffmann (1815–1885), der einst das Zimmer im Stift mit ihm geteilt und mit dem er sich gut verstanden hatte. Bei einer Konferenz hatte Gundert die Frage gestellt, wie man sich den Kirschenhardthöfern gegenüber verhalten sollte. Über die Diskussion schrieb er: »Am 25. hatten wir eine Konferenz der Schwarzwälder Brüder in Effringen, bei der ich auch das Verhalten gegenüber vom Tempel vorbrachte. Gewiß stimmen viele von Herzen dem Vorschlag bei, daß wir mit diesem fremden Geiste unverworren bleiben, die Anhänger des Tempels nicht in der Gemeinschaft reden lassen sollten, während man sie sonst freundlich behandeln und von allem Nachahmungswerten lernen möge. Aber daß doch auch bei einzelnen geheime Hinneigung zu diesem selbstbewußten Auftreten der neuen Sekte vorhanden ist, konnte man sich doch nicht verbergen. Ist doch so vieles faul an der Kirche, daß man auch bei der Warnung vor Neuem sich doch immer verwahren muß, man beabsichtige nicht, das Alte durch dick und dünn zu verteidigen. Wir Calwer Brüder haben nun angefangen, in Hirsau, wo die Hardthöfer tüchtig wühlen, eine wöchentliche Stunde [pietistische Versammlung, oft am Sonntagnachmittag] zu halten. Dazu hat einer sein Haus hergegeben, der doch im Stillen vielleicht mehr zum Tempel neigt, als er herausgibt. Da wäre es möglich, daß wir ihm hälfen, Leute ins Haus zu kriegen, die er bei nächster Gelegenheit dem Tempel in die Hände spielen dürfte. Irgendwie sind wir froh an der Gelegenheit, einstweilen ein Zeugnis abzulegen. Die Sache aber wird weiterlaufen, so weit es der geduldige Herr erlaubt.« (GM 31.3.63). Bald schon mußte die Stunde in ein anderes Haus verlegt werden, weil der Gastgeber zu den Templern übertrat. Festzuhalten bleibt, daß Gundert mit der Einrichtung der Stunde sofort im Anfangsstadium der Herausforderung reagierte – nicht durch lautstarke Entgegnungen, sondern durch die Tat. Er wollte durch die Vertiefung des überkommenen Glaubens die Menschen in ihrer Meinung festigen. Gundert scheute sich dabei nicht, diese Stunde im Haus des schon beinahe Abgewanderten zu beginnen. Als er das Haus wechseln mußte, blieb nur noch ein kleines Häuflein übrig. Aber dieses hatte über viele Jahre Bestand.

Obwohl Gundert die Gemeinschaft und die Stunde schätzte, zeigte er auch deren wunden Punkt: »Mit den Gemeinschaften ist es bei uns fast ebenso bestellt wie in England mit den Sekten. Man gehört zwar nicht zu getrennten Kirchen. Aber der Parteigeist sitzt ebenso tief. »Kommt herüber zu uns», ist das Losungswort. Müller erzählte mir neulich, wie er von den Pregizern loswurde durch Lesen der Bergpredigt usw. Sie hießen ihn am Ende verflucht, weil er das Evangelium durch Gesetz verderbe und sagten ihm: Wollte Gott, ihr wäret auch ausgerottet etc., Galater 5.« (GM 2.1.62). Die Pregizer oder Pregizianer gehen auf Christian Gottlob Pregizer (1751–1824) zurück und sind hauptsächlich im württembergisch-badischen Grenzgebiet verbreitet.

Je mehr sich Gundert mit den verschiedenen Richtungen auseinandersetzte, desto zielstrebiger argumentierte er vom Glaubensbekenntnis her. Dies wurde in der Entgegnung auf Professor Warren aus Bremen deutlich: »Ich lese dieser Tage im Apologeten, was Professor Warren in Bremen von der lutherischen und methodistischen Kirche sagt. Er hat gefunden, daß diese das einzig richtige System hat und also natürlich die Zukunft ihr angehört. Es ist manches Wahre darin gesagt, aber das Selbstlob berührt mich fast lächerlich, bei Kirchen wie bei Individuen. Ich sagte einmal zu einem Church Missionary, jeder halte natürlich seine Gesellschaft für die beste, worauf der lebhaft erwiderte: Im Gegenteil, jeder schimpft am meisten auf seine Gesellschaft! Das Gewissen schlug mir, und ich mußte mir dann sagen, daß es damit seine Richtigkeit habe. Bei Kirche und Synode wird es damit im

Grunde sich ebenso verhalten. Das Ideal der eigenen Kirche mag man verehren; je besser man aber mit ihren Notständen bekannt ist, desto weniger wird man sich versucht fühlen, sie auf Kosten anderer, minder genau erkannter Gemeinschaften zu erheben. Ich denke, das beste ist, daß man Christus sich recht groß werden läßt und an die Kirche des apostolischen Symbolums [Glaubensbekenntnis] glaubt, die einzelnen kirchlichen Gemeinschaften aber zwar kritisiert, doch in Ehren hält wie jedes größere historische Faktum. Wenn ich Katholiken, Lutheraner, Methodisten sehe, die ihrer eigenen Kirche sich rühmen als der unzweifelhaft echten und rechten, weiß ich nur, daß ich keinen solchen Götzen habe und bei mir neben Christus nichts Menschliches Raum hat auf dem Hochaltar.« (GM 23.12.65).

Bei diesen Auseinandersetzungen im eigenen Land und der eigenen Stadt ließ Gundert die Entwicklung in der Mission nicht aus dem Auge. Er informierte sich eingehend über die verschiedensten Missionsgebiete. Mit großer Sorge verfolgte er die Spaltung der Goßnerschen Mission unter den Kols in Chotanagpur und der Stadt Ranchi. Seine Kritik richtete sich vor allem gegen den Senior der Mission, Missionar Batsch. Gundert sah die Sachlage unter folgendem Gesichtspunkt: »Batsch kündete die Gemeinschaft auf, und fünf Brüder halten zu ihm, auch der Kaufmann Schröter und der Calcuttaer Hilfsverein mit den englischen Beamten. Acht jüngere stehen auf Seite [Inspektor] Ansorges. Batsch wohnt jetzt bei einem Engländer und schlägt ein großes Kirchenzelt auf, daß die Kols am Sonntag zu ihm kommen sollen als zu ihrem Vater. In den ersten Sonntagen wenigstens hatte das keinen Erfolg, die meisten Leute weitaus kamen in die Kirche. Aber durch eine Krisis wird das Werk hindurch müssen, und bei dieser dürfte der Name der Gründer des Werks allerhand Abbruch erleiden, denn so schön, wie sie sich's vorgestellt, ist die Sache jedenfalls nicht geworden, und so unbedingt hängen die Gemeinden nicht an dem Vater, der nach allerhand Nachrichten schon länger her eine Art Zemindar geworden ist und an der Pflege der einzelnen es ziemlich fehlen ließ. Ich gestehe, ich habe immer eine Art Mitleid mit alt- und zähgewordenen Missionaren, die es zu großer Autorität gebracht haben. Sie sind seit einer Reihe von Jahren dem wohltätigen Einfluß eines bewegten Lebens in christlichen Kreisen entzogen, haben daher fast verlernt, Kritik an sich selber zu üben, genießen unbedingte Verehrung in ihrem eigenen Wirkungskreis und sind unbezweifelte Kirchenfürsten geworden, d.h. wie die Einäugigen unter Blinden. Ich muß dabei an einen englischen Freund denken, der nach vielen Jahren erst von Indien wieder nach London reiste und dann schrieb: Aber wie man hier Demut lernt! Kann irgendwohin gehen und niemand erkennt den *big man* (großen Mann) in mir, nachdem ich doch als Oberst in indischen Stationen mich daran gewöhnt hatte, von jedermann selaamt [gegrüßt] zu werden. In einem gewissen Sinn muß das die ganze Mission lernen; man legt allmählich allerwärts einen strengeren Maßstab an sie, und die Hoffnung, hier auf Erden rechte Anerkennung zu finden für alles, was man für den Herrn getan, schwindet zusehends. Ich meine aber, mit Recht! Es ist haufengenug, wenn der Herr am Ende sagt: Ei, du frommer und getreuer Knecht! Und mittlerweile lerne man's immer besser, durch gute und böse Gerichte zu laufen.« (GM 27.1.69).

In einem Artikel ohne Verfasserangabe im Missions-Magazin (1874, 289–301; 330–352; 353–363) werden Johannes Evangelista Goßner, seine Mission unter den Kols, die Kols selbst, die Mission unter ihnen, das Revolutionsjahr 1857 und die Spaltung der Kolsmission beschrieben. Es besteht kein Zweifel, daß die Abhandlung von Gundert stammt. Sie schließt im wesentlichen mit dem Jahr 1868 ab. Dies stimmt mit der Bemerkung Gunderts überein: »Günzler von Pfalzgrafenweiler war da . . . Er redete von der Kols-Mission zugunsten der Alten, aus meinem Aufsatz im Magazin. Ich berichtigte dann nachträglich, indem ich offen redete von dem möglichen Fall, daß man schön anfangen und doch schief enden könne.« (GM 23.6.69). Bei der Veröffentlichung fünf Jahre später wurden offenbar die letzten Seiten, die statistisches Material beinhalten oder nicht unmittelbar mit der Kols-Mission in Beziehung stehen, hinzugefügt. In dem Artikel kam Gundert zu dem Schluß: »Eine Freude war es schon, gleich nach Errichtung jener Gegenmission zu sehen, wie die Christen sich durch dieselbe nicht irre machen ließen, sondern nach wie vor in ihr Zion, die alte Christuskirche zu Ranchi, gepilgert kamen, trotzdem daß die Gegenpartei kaum ein Mittel unbenutzt ließ, sie zu sich herüberzuziehen. Sehr schön offenbarte sich vielfach ihre kindlich feste Überzeu-

gung davon, daß die christliche Gemeinde, welcher sie angehörten, eine Einheit sei und bleiben müsse.« (MM 1874, 359). Durch die schweren Wirren der Spaltung hindurch sah Gundert die Einheit der Gemeinde, der Kirche und der Mission Jesu Christi.

Gabe und Berufung

Gleichsam als Vermächtnis der Ansichten Gunderts über Mission nimmt sich ein Brief an seinen Sohn Friedrich aus, der in Mangalore als Missionskaufmann arbeitete. Darin legte Gundert dar, was er unter Mission verstand und welche Auswirkungen sie auf die Missionsgesellschaft und auf den einzelnen hat:

»Daß Du vieles anders finden würdest, als Du Dir vorstelltest, wußte ich voraus. Ein solches Räderwerk wie eine Mission ist nicht im Augenblick überschaut, und Mangalore ist nicht der günstigste Punkt für Offensivarbeit unter den Heiden. Siehst Du genauer hinein, so ändert sich wieder manches in den Anschauungen. Auch in Tirunelveli war mir wunderbar [verwunderlich], daß nicht mehr unter den Heiden gepredigt wurde, und ich suchte darüber vielfach ins klare zu kommen. Zuerst bedenke, daß dies das Schwerste ist, und jeder gern anderes tut, wenn er nicht gerade ein Hebich ist. Und doch auch Hebich, wie viel hatte er mit Europäern zu tun! Nur bedenke, daß wenn Europäer sich bekehren, dies auch den Schwarzen zugut kommt, wenn eingeborene Christen voranmachen, den Heiden das auch irgendwie fühlbar wird, wenn Bücher geschrieben, gedruckt und verkauft werden, diese auch predigen etc. Man kommt eben auf vielerlei Weise den Heiden nahe. Dennoch bleibt es das Erwünschteste, daß einer ein tüchtiger Evangelist für die Heiden werde, aber wie gesagt, es ist das Schwerste. Wer aber seinen Beruf erkennt, wird irgendwie durchbrechen, wird zwischen Schulen, Schreibereien, Gemeindearbeiten und dergleichen die Heiden immer wieder auf dem Herzen tragen und zur Zeit oder Unzeit dafür Gelegenheit finden oder machen. Es scheint oft alles wie verschworen dagegen, und die Zeit, die Gelegenheit, das Auditorium will sich fast nicht finden lassen; kommt der Mai dazu – die heiße Sonne, oder später der Regen, alles bietet Entschuldigungsgründe fürs Unterlassen, aber ich komme immer wieder darauf zurück, mit Gottes Gnade, mit entschiedenem Beruf und Gehorsam geht's doch. Meine nicht, ich wolle da an andere einen harten Maßstab anlegen. Ich kritisiere nur mich selbst. Das Missionswerk steht immer vor einem als etwas Gewaltiges, daran man sich mit ganzem Herzen machen sollte. Jetzt wäre es Zeit, heißt es innerlich, aber *ich* bin nicht in der ganzherzigen Fassung, welche die Aufgabe erfordert. Augenblicke kommen und entscheiden. Es kommt was, mich aufzuhalten, ich lasse mir's gefallen und mache das zuerst ab, darüber wird's Nacht und an *dem* Tag geschieht's nicht mehr. Ich bin halb böse über die Vereitlung des Gedankens und doch auch halb froh daran, weil ich eine Entschuldigung – und zwar eine gute – habe. Aber morgen geht's wieder ähnlich, nur etwas anders. Die evangeliumsbedürftige Heidenwelt umgibt mich auf allen Seiten, und wie ich mich ihr nähere, weicht sie vor mir zurück und läßt mich allein. Es ist etwas Merkwürdiges darum, wie man dann alles mögliche anklagt, die Ämter- und Arbeitsverteilung, die Stimmung der umgebenden Brüder, Eifersucht der Älteren, Besserwissen der Jüngeren, die von Basel gekommenen Verordnungen, alles muß herhalten, mich zu entschuldigen, daß nicht mehr geschieht. Nur die leise, stille Stimme im Innern will sich nicht zufrieden geben und meint, es ließe sich machen, wenn *ich* ganz der Mann dazu wäre.

Es ist aber kein Zweifel, daß, wenn irgendeiner durchbräche und eben schonungslos drauflospredigte, doch alle Verhältnisse sich ihm beugen müßten. Das Komitee wünscht nichts anderes, die Brüder wünschen auch nichts anderes, aber doch gelingt's nur spärlich, weil die durchschlagenden Charaktere so selten sind. Es ist von Anfang der Welt her so gewesen, daß alles in ein Geleise kommt und sich organisiert nach der Mittelmäßigkeit, nicht nach den Originalleuten. Deren Macht aber besteht eben darin, daß sie einen neuen Ton anschlagen, und die Weltordnung ist so eingerichtet, daß, während zuerst gar kein Raum übrig zu bleiben schien, worauf sie sich frei bewegen könnten, sie diesen sich erobern und der Weltordnung eine neue Gestalt aufdringen, die nun eben Bestand hat. So ging's einem Paulus, einem Luther etc. Ich sagte neulich zum Inspektor, wenn ich was hätte sagen mögen auf der Spezialkonferenz, so wäre es das gewesen: Bei den Brüdern in Anregung zu bringen, daß jede Gemeinde ihren schwarzen Pastor erhalte, damit der weiße Missionar für die

Heidenpredigt freigestellt werde. Inspektor war natürlich einverstanden damit, aber wie lange hatte man gerade mit den älteren Brüdern zu zertieren [streiten], bis sie sich die Ordination von Diakonen gefallen ließen. Keiner der Schwarzen schien ihnen tauglich dazu, dem fehlte dies, jenem was anderes zum Maß. Davon aber, daß man sich selbst ebenso streng mäße, um zu finden, wie viel einem zum vollen Missionar fehle, ist natürlich nicht die Rede. Nun, das ist nur einer der Gesichtspunkte, von denen aus die Weiterbildung der Mission sich ansehen läßt. Wie viel freilich hängt von den Werkzeugen ab, die Gott einem schenkt! Hat man keine tauglichen Leute, so kann davon nicht die Rede sein. Aber statt daß man die vorhandenen benützte, meint man: Ich bin von Basel aus beständig kontrolliert, also halte ich es so mit den Schwarzen unter mir und schütze sie beständig unter meinen Flügeln. Wird's viel helfen? Besser, ich suche ihnen weiteren Spielraum zu verschaffen, vielleicht geht mir dann ein Licht auf, wie ich mir selbst auch zum Erweitern meiner Wirkungssphäre verhelfen kann. Oder besser: Ich folge Gottes Wegen in dem, was mir anvertraut ist, behalte die Engen möglichst für mich und helfe andern ins Weite; ehe ich mich's versehe, hilft mir Gott auch ins Weite. Ich muß mir den Sinn nicht verdüstern lassen, brauche *bloß* Gott zu gefallen und lerne in täglicher Treue, wie ich das noch besser erreichen kann als mir's bisher gelingen wollte.
Das bin ich überzeugt, daß die Hauptsache ist, recht in Gott leben durch Christus – hier oder draußen; dann schärft sich der Sinn für das Verstehen seiner Wege, und man greift immer sicherer zu – und doch unter tausend Fehlern, so daß man nie aus der Demütigung hinauskommt.« (GM 29.6.69).

Diese Ansicht war Teil von Gunderts eigenem Leben. In die Weite verhalf er nicht nur den Menschen seiner nächsten Umgebung, sondern auch den Missionaren in Malabar, soweit er es vermochte. Die Weite, in der Gunderts Wesen, Leben und Werk immer wieder neu aufleuchtete, hing mit seinem Sprachvermögen, seiner tiefen Erlebniswelt und seinem kindlichen Gottvertrauen zusammen. Welches Thema er auch angriff – er gestaltete Neues.

Bei der Allgemeinen Missionskonferenz in Bremen in der Himmelfahrtswoche, 8.–13. Mai 1866, setzte sich Gundert dafür ein, daß die Missionsgemeinde so bald wie möglich selbständig werde: »Es muß vor allem ins Auge gefaßt werden, daß jedem Volk in seiner eigenen Landessprache das Evangelium nahegebracht werde. Der europäische Missionar wird also so bald als möglich darauf Bedacht nehmen, alle Eingeborenen, Männer, Weiber und Kinder, nach Kräften zu Hilfe zu nehmen. Aus ihrer Zahl wird er baldmöglichst treue eingeborene Lehrer zu gewinnen haben, die die europäischen Missionare überflüssig machen.« (Verhandlungen der Allgemeinen Missionsconferenz in der Himmelfahrtswoche der Jahre 1866 und 1868, Berlin 1868, S. 7).

Grundlage des weiten Herzens, das dem Inder ebenso vertrauen kann wie dem Europäer, war für Gundert der durch die Schrift verwandelte Sinn. Darum ging es ihm nicht nur in Indien um die bestmögliche Bibelübersetzung, sondern auch in Calw um die zeitgemäße Auslegung des Alten und Neuen Testaments. So wurde die Herausgabe des Calwer Bibelwerks zu einer seiner größten Unternehmungen. Dafür verpflichtete er viele Autoren und setzte selbst ein Jahr lang alles andere hintan: »Ich bin hauptsächlich mit der neuen Auflage des Calwer Bibelwerks beschäftigt, für die ich so nach und nach die Bearbeiter bekomme, während das Neue Testament noch hauptsächlich an mir hängt. So arbeite ich über Hals und Kopf an den Evangelien. Der liebe Gess hat durch sein neues Werk wieder der Sache des Verständnisses von Evangelien und Episteln einen rechten Dienst getan.« (GM 1.11.77).

Mitte des Jahres 1878 konnte der erste Teil des Bibelwerks, das Neue Testament, in die Druckerei gehen: »Unser Neues Testament ist jetzt so gut wie fertig.« (GM 25.7.78). Sicher war es günstig für die Abwicklung des Druckes, daß Gunderts Sohn David nach Stuttgart übergesiedelt war und einen eigenen Verlag gegründet hatte: »Heute ist David wieder nach Stuttgart, um nach einem Haus für sich zu sehen. Er will natürlich klein anfangen und keinen Laden führen. Das Nötige hier ist nun zu Faden geschlagen.« (GM 1.11.77). Damit hatte der Calwer Verlag eine Niederlassung und einen engen Partner in Stuttgart.

Im Herbst 1878 lag dann das gesamte Bibelwerk vor: »Heute kam auch das erste Exemplar des Alten Testaments (1. November). So bin ich nun mit dieser Aufgabe fertig, ohne auch nur einen Tag arbeitsunfähig zu werden, gerade ein Jahr, nach-

dem ich die Malayalam-Übersetzung beiseite gelegt.« (GM 31.10.78). Das Bibelwerk ging nach Indien, wo es weniger Kritik hervorrief als in Deutschland. »Das Neue Testament des Bibelwerks wirst Du jetzt haben. Das Alte Testament soll auch folgen.« (GM 9.1.79).

In einem Vortrag, gehalten am 27. Oktober 1988 in Calw, faßte Martin Brecht die Kritik am Bibelwerk und die Rolle Gunderts dabei so zusammen: »Der Konflikt wegen des Bibelwerks stellt sich bis heute wie ein Modellfall dar. Der Pietismus tat sich schwer, selbst evidente Ergebnisse der Auslegungswissenschaft anzuerkennen, wozu allerdings auch eine überzogene Bibelkritik verunsichernd immer wieder das ihre beigetragen hat. Gundert war genug wissenschaftlicher Theologe, um hier zunächst die undankbare Aufgabe einer Vermittlung zwischen Frömmigkeit und Wissenschaft zu erkennen und sich nicht irritieren zu lassen. 1885 fand er in Adolf Schlatter einen Exegeten, der seine Intentionen teilte und für eine neue Generation die Verbindung von Wissenschaft und Bibelglauben leistete.«

Nach Abschluß des Bibelwerks kamen bereits wieder andere Pflichten eines Redakteurs auf Gundert zu: »Daß ich nun das Bibelwerk hinter mir habe, schrieb ich wohl schon. So allmählich komme ich in das Neue hinein, Jugendblätter etwas neu ausgestattet. Dazu Redenbacher I in neuer Auflage. Der Anfang doch auch etwas umgestaltet.« (GM 14.11.78).

Gundert nahm die Malayalam-Bibelübersetzung wieder auf und befaßte sich mit dem Druck derselben in Mangalore. Vor Jahren hatte er die Übersetzung unterbrochen, weil sich kein Mitarbeiter für die Redaktion der Zeitschriften finden wollte. Als sich Johannes Hesse bereit erklärt hatte, an den Blättern mitzuarbeiten, nahm Gundert die Übersetzung wieder auf: »Seit 4. Dezember [1873], da Du schriebst, ist nun Hesse hier, nicht gesund, aber doch arbeitsfähig, da haben wir nun unser Geschäft zusammen. Ich glaube, daß er der rechte Mann dazu ist und sich leicht in die Sache hineinarbeitet. Er half am 24. bei Marie zur Bescherung (wir hatten keine).« (GM 30.12.73).

Gundert machte sich zwar wieder ans Malayalam, aber neben der Arbeit im Verlag hatte er zunehmende Familienpflichten. Seine Tochter Marie heiratete Johannes Hesse am 22. November 1874 in zweiter Ehe, bekam im Sommer darauf eine Tochter und wiederum zwei Jahre später einen Sohn, den späteren Dichter Hermann Hesse. Gundert schrieb: »Am 3. mittags erfuhr ich, daß Marie ein Hermaennle bekommen hat (2. Juli abends sieben Uhr), sehr stark und kräftig, gedeiht ausnehmend.« (GM 13.7.77). Auch war sein Sohn Friedrich seit Sommer 1873 mit einer Calwerin, Emma geb. Heermann, verheiratet: »Trauung über Psalm 32,9. Essen im Waldhorn. Die letzten Gäste um neun Uhr empfangen, den ersten (Mögling) um vier fortbegleitet.« (CT 5.8.73). Von da an wurde die Verbindung Gunderts mit dem Steinhaus in Calw sehr eng: »Im Steinhaus besuchen wir gewöhnlich Dienstag abend nach dem Essen und bleiben bis neun.« (GM 3.3.74). Diese Verbindung mit dem Steinhaus besteht über Nachkommen von Gundert bis auf den heutigen Tag. Die Schar der Enkel und Enkelinnen wurde immer größer, und Gundert war ein beliebter Großpapa.

Neben all dem vielseitigen Geschäft vollendete Gundert die Übersetzung des Alten Testaments ins Malayalam, soweit er sie sich vorgenommen hatte. Anfang 1880 erhielt er die Korrekturfahnen von Hiob und den Anfang der Psalmen und konnte im Mai noch äußern: »Wenn ich die Propheten vollende, will ich froh sein.« (GM 6.5.80). – Und er vollendete sie, so daß sie 1886 in Mangalore erscheinen konnten. Im selben Jahr übernahm der Calwer Verlagsverein einen Verlag in Frankfurt. Die Anfrage dazu kam an Pfingsten: »Wir sollen uns entscheiden, die Frankfurter Evangelische-Gesellschaft-Bücher zu übernehmen.« (CT 13.6.86). Sechs Wochen später war das Geschäft perfekt: »David nachts nach Frankfurt zur Übernahme des dortigen Verlags.« (CT 4.7.86). Zwei Tage später kam dann die Bestätigung: »Friedrich in Stuttgart, David war in Frankfurt, hat gekauft.« (CT 6.7.86).

Himmel und Erde

Immer wieder bediente sich Gundert der mystischen Sprache, obwohl er sich andererseits auch in scharfen Worten von der Mystik absetzte. Wie tragend jedoch diese Bilder bei Gundert waren, zeigte sich immer wieder. Er nahm das Leben an, freute sich an seinem Eheleben, pries den Schöpfer in der Natur, sah in jedem Wort ein Wunder und dachte von sich selbst bei allem Selbstbewußtsein äußerst bescheiden.

An einem Frühlingsmorgen schrieb Gundert: »Hier grünt und blüht alles; die Vögelein singen in die Wette, und nach langer, trüber Regenzeit strahlt seit einigen Tagen der Himmel ganz wonnig blau. Die ganze Natur predigt von der Güte und Freundlichkeit Gottes; unwillkürlich denkt man, die Erde wäre jetzt noch ein Paradies, wenn nur die Sünde nicht wäre.« (GM 7.5.67). Die Sünde konnte ihn schon drücken, aber er wandte das Mittel der Demut gegen sie an: »Denn das ist ein ganz anderes Gesetz, von dem ersten so weit verschieden als Himmel von Erde. Denn das bettelarme vorige Gesetz hat mich nur zum Sünder gemacht und mich in Tod gestürzt, dieses Gesetz aber gibt mir den Geist Gottes und Christi, und sowie ich diesen Geist habe, dann drängt's und druckt's mich: Laß dein Leben heraus, es gibt so viele tote und arme Christen, denen gib Leben, und so strömt der Geist immer neues Leben aus, und man muß sich nur wundern, wie in dieser Welt voll von Totenbeinen solch ein Lebensgeist geschäftig ist; freilich, wir Menschen sind nur Totengebeine – das ist ganz natürlich –, aber Christus Jesus ist gekommen und hat uns angeblasen und so Geist und Leben vom Himmel gegeben, darum wandeln wir jetzt schon im Himmel, wandeln im Geist und nicht mehr in dem dummen trägen Fleisch, und wenn uns Gott ansieht, so sagt er: An denen ist auch gar nichts, was ich verdammen müßte, die sind gerade wie mein Sohn, und darum kann ich nicht anders, ich muß auch an ihnen Wohlgefallen haben.« (GM 20.5.67). Gundert sah zwar nicht wie Jakob Böhme »jedem Gräslein ins Herz«, aber er freute sich an der Natur und tat mehr denn einmal einen Blick ins Innerste einer Verbwurzel und in den Grund des Glaubens.

Wiederholt benützte Gundert das Gleichnis von der Perle und dem Schatz im Acker, um die Botschaft Jesu Christi möglichst kompakt auszudrükken: »Seit Goddards Bekehrung ist mir's wieder besonders groß geworden, wie eben alles in der Person Jesu beschlossen ist. Darum das Himmelreich in eine kleine Perle konzentriert, die man überall mitnehmen kann, während der Schatz im Acker einen festhält; denn wie könnte man hoffen, fern von Kirchenformen und dem ganzen gewohnten Apparatus doch das Rechte zu haben. Dagegen wie schön, wenn sich Christus einem in nuce gibt und ganz portabel macht, daß man ihn auch in der Völkerwüste nicht vermißt oder verliert. Gelt, suche nichts anderes, und sei mit nicht weniger zufrieden, als eben Ihn zu haben.« (GM 11.10.57). Mit diesem Bild von der Perle drückte Gundert seine Vorstellung von Christus ähnlich aus, wie es einst Ephräm der Syrer (306–373) in einer seiner Hymnen auf die Perle tat: »Eines Tages habe ich eine Perle in die Hand genommen, meine Brüder. Darin sah ich Symbole, o Kinder des (Himmel)reiches, Sinnbilder und Typen jener Majestät. Sie wurde zur Quelle, und ich trank daraus die Symbole des Sohnes.« (Ephräm der Syrer, Lobgesang aus der Wüste, eingeleitet und übersetzt von Edmund Beck, Freiburg 1967 = SOPHIA, Bd. 7, S. 94). Gundert konnte sagen: »Wie viel sind der Leute, die Christus haben wie einen Schatz im Acker, d.h. in einem großen ungeschickten Rahmen, so daß er nicht gleich verwertet werden kann. Das rechte ist, ihn immer wieder auszutauschen, handiger zu investieren, bis er wie eine Perle sich in der Hand tragen läßt, oder wie ein unbegrenzter Kreditbrief auf Gott und den Himmel. Da freut man sich dann an seiner Person, hier im Glauben, dort im Schauen, und kann die Kirchen- und Sektenformen tragen, ohne sich damit zu schleppen.« (GM 1.4.66).

Gundert griff damit eines der ältesten Symbole des Christentums auf, um Ursache und Wirkung des Glaubens auszudrücken – und drückte sich mystisch aus. Andererseits wehrte er sich gegen den mystischen Aspekt im Christentum. Es erhebt sich die Frage, ob Gundert eine einseitige Meinung von der Mystik hatte. Erstaunlich ist, wie sehr er auch in der Darlegung von Luthers Grundgedanken mit dessen mystischem Erbe verwandt ist. Baaten faßte Gunderts Kritik an der Mystik in zwei Sätzen zusammen: »Das Opfern des Eigenwillens vor dem Willen Gottes ist etwas anderes. Diese Gelassenheit des Willens ist sein [Gunderts] Wahlspruch, danach lebt er sein Leben.« (Heta Baaten, *Der Romantiker Hermann Hesse*, Diss., Münster i.W. 1934, S. 28). Erweist sich Gundert durch eben diese Charakterisierung nicht geradezu als Mystiker? Seine Ansicht von der Unterordnung des Willens unter Gott deckt sich mit der des »Franckforters«, eines Mystikers wohl aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Dieser schrieb: »Nun ist der Wille nicht des Menschen, sondern Gottes.« (*Der Franckforter* (Theologia Deutsch), kritische Ausgabe von W. von Hinten, München 1982, 51.54). Gundert stimmte schon in der Auffassung der

Rechtfertigungslehre so sehr mit Luther überein, daß er sich auch dessen Freiheitsbegriff zu eigen gemacht hatte. Darin war er ebenso mit dem Franckforter einig, wenn dieser sagt: »Wo und in welchem Menschen der Wille nicht vereinnahmt wird, sondern daß er bleibt in seiner edlen Freiheit, da wird und ist ein wahrer, freier, lediger Mensch oder Kreatur, davon Christus spricht (Johannes 8,32.36).« (Ebd. 51,90 ff.). Dieser freie Wille ist immer gebunden an das Kreuz. Nur wer sich Christus ganz lassen kann, ist fähig, dieses Kreuz zu tragen: »Aber wer ihm folgen soll, der muß alles lassen, denn in ihm war alles so ganz gelassen wie es in Kreaturen je gelassen ward oder geschehen mag. Auch wer ihm folgen will, der soll das Kreuz auf sich nehmen, und das Kreuz ist nichts anderes als Christi Leben, denn das ist aller Natur ein bitteres Kreuz.« (Ebd., 51,131 ff.).
Gundert scheint unter »Mystik« auch all das eingeordnet zu haben, was er an Weltflucht und wirklichkeitsfremden Ansichten fand. Hatte er sich die lutherische Orthodoxie zu eigen gemacht, die bereits einen Jakob Böhme verurteilt hatte? Dabei war es einst Luther selbst, der in seiner *Theologie Deutsch* und in seiner Lehre *Von der Freiheit eines Christenmenschen* und seiner Gerechtigkeit allein aus Glauben, von der Mystik des Franckforters und von Tauler herkam. Erst der spätere Luther und die Orthodoxie bekämpften mit den Auswüchsen, die durch die Mystik entstehen können, die gesamte Mystik und die Mystiker. Damit beraubte sich das Luthertum einer der Hauptquellen menschlicher Existenz und ihrer Begegnung mit Gott. Wie oben geschildert, war Gunderts Leben wesentlich von den drei Ereignissen bei Balingen, in Melur und bei der Erweckung auf Illikunnu bestimmt – mystische Ereignisse, die sich in seiner Literatur und in seinen Predigten ausdrückten. So sehr sich Gundert gegen die Mystik wehrte, so sehr war er von ihr beeinflußt. Gleich einem Nikolaus von Flüe lebte Gundert aus »dem Brunnen« der Mystik, ohne hineinzufallen. Inmitten der öden Weltwirklichkeit schöpfte er aus der Quelle des Gekreuzigten und Auferstandenen.
Alles, was er war und hatte, sah Gundert als Geschenk Gottes an. Er antwortete einmal auf ihm mitgeteilte Vorstellungen vom Verdienen: »Ebenso hast Du noch kuriose Eindrücke vom Verdienen, vom Würdigsein. Du bist eigentlich nichts würdig, als mit Haut und Haar in die Hölle geworfen zu werden – nicht von mir, der ich dasselbe verdiene, aber von dem, der recht richtet . . . Wo das Verdienst aufhört, fängt die Gnade an, und nach dieser rühme ich mich, den Himmel und alle Herrlichkeit im Reich Gottes so gut verdient zu haben wie Paulus und Johannes. Luther sagt's derb, wir verdienen den Himmel mit unseren Guttaten, wie die kleinen Kinder der Eltern Liebe und Pflege mit ihrem Schreien, Scheißen etc. Nur wenn Du Gnade als Gnade aufnimmst, macht man Dir ein Fest im Himmel: Den Würdevollen, allzeit Brauchbaren und Gerechten zulieb wird kein Böcklein geschlachtet (Lukas 15). Vielleicht meinst Du, das schon begriffen zu haben. Lern's aber wieder und wieder! Im Grunde weiß ich keinen, der's Dich besser lehren könnte in der neueren Zeit als Martin Boos (in seinem Leben von Goßner). Ich wollte, Du fändest diese Einfalt auf Christus, dies völlige Verzagen und Erlahmen an sich selbst, diese Dreistigkeit zum Herrn und Heiland. Doch gibt's das Buch nicht. Es zeigt nur, wie einer das kriegte und andere damit ansteckte. Der Armen, die nichts haben, ist noch heute das Himmelreich. Treibt Dich die Not, so wirst Du Dich irgendwie retten lassen und spürst dann, daß alles von A–Z das Tun eines anderen ist. Wir können uns wohl verderben, uns retten und heilen können wir mitnichten, in keinem Minimumsgrade.« (GM 24.3.56). Wiederholt verwies Gundert auf Martin Boos (1762–1825), der als katholischer Theologe der pietistischen Erweckungsbewegung nahestand. Boos hatte sowohl Grellet als auch Goßner entscheidend beeinflußt.
Den Weg der Bescheidenheit und Demut, der Arbeit und Mühe ging Gundert in Übereinstimmung mit vielen Kirchenvätern und Heiligen – nicht nur der christlichen: »Der Freuden und Leiden werdet ihr viele finden auf dem Wege zum Himmel; wir kennen sie auch.« (GM 19.4.56). Dieser Weg führt über das eigene Herz: »Mir scheint's, die Hauptsache ist, das Reich Gottes kommt nicht mit Luftzeichenschau, mit Herumgucken an allen Himmeln und Horizonten, sondern inwendig in euch ist es.« (GM 19.10.48). Alles Leben und Glauben wäre umsonst, wenn Gottes Offenbarung nicht beständig bliebe: »Zu fester Erkenntnis braucht's eigentlich eine fortgehende Offenbarung und einen dafür geöffneten Sinn. Ein solcher war reichlich vorhanden in der apostolischen Zeit, spärlich in der unseren. Je weltloser und dabei

königlicher, priesterlicher – kurz himmelreichischer unser Herz ist, desto sicherer werden wir das uns Nötige erkennen und uns vor dem Verrennen in Nebenmomente bewahren können. Der Herr bringe uns sicher durch bis ans Ende!« (GM 19.3.55).

Für Gundert war der beschwerliche Weg notwendig und immer gegenwärtig, auch wenn der Mensch ihn noch so heftig abschütteln wollte: »Die Christen wollen es immer vergessen und jetzt schon Millennium und Himmelswonne haben. Es soll aber nicht sein. Gott weiß, daß wir's eben nicht ertragen können, daher der beständige Wechsel mit Beschwersteinen. Ich flöge auch gern, aber des Niederziehenden ist zu viel, so bin ich zufrieden, mich halt durchzuschleppen.« (GM 20.11.57). Aus dieser Gewißheit heraus lehnte Gundert das Wunder als Mittel zur Glaubensstärkung ab und berief sich einzig und allein auf das Wort Gottes: »Haben denn Wunder je Herzen bekehrt? Wenn ich auch mit einem Wink Himmel und Erde verwandeln oder vernichten könnte, wäre ich dadurch einen Schritt näher der großen Aufgabe gerückt, stolze Herzen unter Jesu Kreuz zu bringen?« (GM 13.8.37). Das Wort bekommt seine Kraft aus dem Auferstehungsglauben, wie Gundert in einer Ansprache zu dem Vers »Siehe, ich mache alles neu!« (Offenbarung 21,5) sagte: »Das Unterpfand hierfür haben wir in der Erscheinung des Sohnes Gottes und Erneuerung unseres Herzens durch Auferstehungsglauben und kindlichen Geist, wie dann Gott sagen wolle, Körper, Erde, ja die Himmel neu zu machen, wenn wir nur zuerst ihn in unserem Innern neu schalten lassen.« (GM 11.11.43).

Die Erneuerung des Herzens, wie schon öfter betont, war Gundert ein Hauptanliegen. Dabei war er seinem eigenen Herzen gegenüber immer sehr kritisch: »Wir vergessen so oft die eigene Seele und belügen uns mit sehr gefälligen Ausreden. Goethe selbst sagt einmal, niemand werde betrogen, jeder betrüge sich selbst. Das ist gewiß bei allem, was die Rettung der Seele und den Zweck unseres Lebens – Gemeinschaft mit Vater im Sohn – betrifft, an jedem Christen wahr. Denn wir haben eine so große Erfahrung gemacht von dem, was wichtig ist und dem, was unwichtig, von dem, was Freude im Himmel wirkt und dem, was nicht so weit hinaufreicht, daß wir alle Verkürzung in dieser Hauptsache keiner Art von Verführung zuschreiben können, sondern uns selbst sofort anklagen müssen und nur das Blut Jesu Christi für uns rufen lassen dürfen. Wenn wir uns nur recht witzigen ließen! Wie treu ist doch der Herr, daß er uns so zärtlich forträgt, so wenig wir auch wachsen.« (GM 19.4.49).

An seinen Sohn Paul schrieb Gundert: »Wie ist doch nichts ewig als das Reich der Himmel, das so langsam und doch so sicher sich auf die Erde herabsenkt. Ich wünsche von Herzen, daß auch Du, lieber Paul, es von dem sterbenden Munde Dir gesagt sein lassest. Du kannst es ja beiseite legen, schieben, stoßen, wenn Du willst; zu gewissen Zeiten wird es aber doch wieder an Dein Herz klopfen. Du wirst arm am Geiste werden, es wird Dir alles, was Du bisher triebst, als sehr unfruchtbar und öde vorkommen. Denn alles Fleisch ist wie Heu, wenn der Odem des Herrn dreinbläst. Ach, dann glaub' es Deinem treuen Lehrer, daß das Allerreichste, das Himmelreich, ganz verhüllt, schon sehr nahe ist. Es gilt, klein zu werden, um es zu ergreifen, sich die eigene Leerheit zu gestehen, um gefüllt zu werden mit allerlei Gottes Fülle. Wie bald wird's auch im besten Falle zu Ende gehen mit allem menschlichen Streben! Nur wer das Wesentliche ergreift, das enge Pförtlein findet, der geht ungetäuscht von der Erde weg.« (GM 26.11.65).

Gunderts Grundlage kam von der Liebe Gottes her, die im Herzen Wurzel schlägt: »Nichtwahr, liebe Kinder und Geschwister, wir wollen in dieser Seiner ganz unverdienten Liebe festwurzeln und Frucht zu bringen suchen, wollen gerade auch bei Abschied und Wiedersehen den Bund erneuern, daß jeder Blutstropfen, jeder Gedankensame sein eigen sein soll, wollen so gescheit sein zu merken, daß schon hier Liebe der Himmel selber ist.« (GM 22.9.65).

Gott selbst führt in dieses Geheimnis ein: »Der liebe Herr gibt alles, was nötig ist, zu seiner Zeit. So wird er auch keinen Halt machen bei den Seelen, die sich ihm ergeben haben, wenn es gleich zunächst so aussehen mag. Er führt immer weiter ins Geheimnis hinein und nimmt die Furcht weg, als ob es über Nacht ausgehen könnte. Du wirst finden, daß nicht Du, sondern er Dich sicher in seiner Gewalt hat. Da verliert man sich nicht so leicht. Es wird noch herrlicher kommen, wie Jesus Johannes 1 extr. seinen frischen Jüngern sagt. – Wir werden die Himmel offen sehen, und die Post herab und hinauf geht ununterbrochen ihren

Gang, wenn auch Millionen Teufel sie wenigstens aufhalten wollen.« (GM 1.6.68).
Die Distanz zwischen Himmel und Herz verglich Gundert zuweilen mit einer Leiter. Biblisch gesehen knüpfte er dort an, wo schon die ersten Christen und die Väter der syrischen und ägyptischen Wüste – die ja Indien viel näher liegen als die westeuropäischen Länder – ansetzten. Gundert schrieb: »Nun, man soll ja reich werden. Zwischen »geistlich arm« und »das Himmelreich ist ihr« liegt eine lange Leiter. Auf der stehst Du. Wohl kannst und sollst Du immer wieder arm werden, Dich ausziehen etc., damit Du nicht über Dein Haben Dich täuschest. Aber ebenso sollst Du auch ein Inventar machen: Was habe ich? Nun, der himmlische Vater hat Dich geküßt und angenommen.« (GM 24.2.66).
Das letzte Ziel war für Gundert, bei Christus zu sein und zu sehen, wie er ist: »Unser Staatswesen ist ja im Himmel. Wer sich mit dem ewigen Reich recht beschäftigt, der wird nie soweit getrieben werden, daß ihm Geduld und Hoffnung ausgehen. Von diesen braucht man aber einen guten Vorrat, um jetzt durchzukommen.« (GM 28.2.63).
Dieses Ziel erreichte Gunderts Frau einige Jahre vor ihm. Julie Gundert starb am 18. September 1885 und wurde auf dem Friedhof in Calw bestattet. In seiner Abschiedsrede an sie würdigte Gundert sie als die »bessere Missionarin«: »Zur Steuer der Wahrheit sei es gesagt, daß sie nicht bloß in der Arbeit, sondern auch im inneren Leben mir mehr zur Stütze ward als ich ihr . . . Gepredigt hat sie mir nie, aber auch nichts Sündliches ungerügt gelassen; und so wünschte sie auch immer, daß man es mit ihr halte. Ihr Werk blieb sich gleich auf anderen Stationen, als wir 1849 nach Chirakkal übersiedelten, 1856 nach Mangalore, 1857 nach Kozhikode.« *(Worte am Grab* der Frau Julie Gundert geb. Dubois, Stuttgart 1885).

Abschied

Bei einer Beurteilung von Gunderts Persönlichkeit wird die linguistische Arbeit im Mittelpunkt stehen. Alles andere würde Gunderts Begabung nicht gerecht werden. Und dennoch hat er gerade durch seinen kindlichen Glauben, den er sich von seinen Studententagen an bewahrte, auch als Mensch vieles zu sagen. Gundert war durch die vielen Begegnungen gereift. Sich selbst wie anderen gegenüber war er völlig offen und ehrlich. Kurz vor dem Tod seines Sohnes Paul am 23. Februar 1871 schrieb er diesem noch einige Briefe, in denen er nicht nur dem vom Tod Gezeichneten Trost zusprach, sondern sein eigenes Herz offenlegte. Er schrieb:
»Nun hoffe ich, hast Du wieder einen gnädigen Tag hinter Dir und rüstest Dich zur Ruhe. Der Herr wolle Dir solche schenken. Er kann Dir Leben und Kraft einhauchen, daß es zu seinem Dienste noch reicht bis ans Ende des Jahrs oder Jahrhunderts. Er gebe Dir ein fröhliches Herz – ihm auch für die scheinbaren Nichterhörungen zu danken und Dich in seine Hand zu legen als ein Kind, das in jedem Fall wohlberaten ist. – In Hirsau hatte ich den Schluß von Römer 12. Wir sollen auch Böses mit Gutem überwinden in Seiner Kraft. Wie hat Er das an uns getan seit seiner Herabkunft zu dem unfolgsamen, ungefügigen Geschlecht! Mit jedem Tage setzt Er's fort, und so nach und nach schmelzen die feurigen Kohlen unser hartes Herz und hartes Haupt, und seine Güte leitet uns zur Buße und gießt die geschmolzene Masse in neue Formen. Er vollende sein Umgießungswerk an uns aus Gnaden.« (GM 22.1.71).
Sein Enkel Hermann Hesse setzte ihm als *Magier* ein literarisches Denkmal. Nachdem Hesse die Klosterschule Maulbronn verlassen hatte, schickte ihn sein Vater zu Gundert. Dieser tröstete den jungen Ausreißer mit den Worten: »So, du bist's, Hermann? Ich habe gehört, du habest neulich ein Geniereisle gemacht.« (Stuttgarter Zeitung, 24.12.1954). Hesse schilderte in diesem Zusammenhang, was er im Treppenaufgang und im Studierzimmer sah – das große Buch und den tanzenden Shiva. Von anderen Zeugen wird berichtet, daß Gundert bis zuletzt seine geliebten griechischen Werke, die Ilias und die Odyssee von Homer sowie das Neue Testament bei sich liegen hatte und sich daraus vorlesen ließ.
Ein weiterer Beobachter beschrieb Gunderts Arbeitszimmer: »Wenn man Gundert in seinem Studierzimmer bei all den Büchern und Zeitschriften sitzen sah, konnte man meinen, er sei ein eingefleischter Stubenhocker. Die Fahrpläne und der auf lange hinaus beschriebene Kalender konnten einen eines anderen belehren. Jedes Jahr ging er zum Basler Missionsfest, dann hielt er bald da bald dort Predigten, Missionsstunden und Missionsvorträge; bald war er wieder zu Hause und arbeitete an den Missionszeitschriften oder »peitschte«, um das

Wichtigste und Interessanteste herauszufinden, in aller Eile auch Zeitschriften anderer Gesellschaften »durch«, ob sie nun in englischer, französischer, holländischer, dänischer oder schwedischer Sprache geschrieben waren. Am liebsten arbeitete er an seinem Malayalam Wörterbuch und an der Bibelübersetzung. Nie bin ich fröhlicher, verrät er einmal, als wenn ich an einem Propheten arbeite, den Worten nachspüre und es nun in Malayalam zu geben versuche.« (A. Römer, *Missionar Dr. Hermann Gundert*, Stuttgart 1914, S. 36 f.).
Gundert hatte gewünscht, sich mitten aus der Arbeit heraus von dieser Welt verabschieden zu können. Dies war ihm nicht vergönnt. In seinen letzten Jahren war er oft krank und mußte das Bett hüten. Er starb am 25. April 1893 und wurde an der Seite seiner Frau in Calw bestattet. In einem der Nachrufe sagte Pfr. Kinzler im Namen der Basler Mission: »Erst gestern noch hat ein eben in diesen Tagen zurückgekehrter älterer Malabar-Missionar mir erzählt von dem Segen der langjährigen Arbeit des Herrn Dr. Gundert in jenem Lande.« *(Worte am Grabe* des Hermann Gundert, S. 8). Die Tageszeitung »Deutsche Reichs-Post« veröffentlichte auch einen Nachruf in drei Folgen (17., 18., 19.5.1893). Darin wurden Gunderts »Grundgedanken« so zusammengefaßt: »Alle Religion war ihm ein »Außersichsein« in dem Sinne von 2. Korinther 5,13, ein »Hinauskommen über sich selbst« mit der Wirkung, »daß die geliebte und verehrte Person über die eigene Seele hinaus lieb und notwendig wird«, alle christliche Religion ein Leben des von Christus Angenommenen in dem von Christus ausgehenden Geiste, der als eine Wirklichkeit (etwa im Sinne des Theosophen Oetinger) zu fassen ist. »Niemand wird von sich selber voll.«« (19.5.1893, XXII Jg., Nr. 115).
Ein Nachruf in den Jugendblättern charakterisierte Gundert: »Seine Geistesfrische, sein fröhlicher Humor, sein weiter, freier Blick, sein herzliches und freundliches Wesen, sein vielseitiges und reiches Wissen, verbunden mit seinem starken, im Feuer bewährten christlichen Glauben machte ihn für diese Arbeit besonders geschickt und gibt dem, was er geredet und geschrieben hat, auch für die Jugend eine besondere Anziehungskraft.« (JB 1893, 237). L. Johannes Frohnmeyer (1876–1906 in Indien und auf Illikunnu, dann Inspektor der Basler Mission) schrieb verschiedentlich über Hermann Gundert, nannte ihn ein Sprachgenie und bezeichnete ihn als den ersten Literaten der Basler Mission. Ein weiter Bogen spannte sich von den ersten politischen Artikeln Gunderts im Vaihinger Grenzboten bis zu seiner konservativen Haltung im Alter. In Indien lebte er sich in eine neue Welt ein und lernte das Abendland von der aufgehenden Sonne her zu sehen und zu beurteilen. Seine sprachgeschichtlichen Werke blieben über die Zeitenläufe hinweg fest mit der Malayalam-Sprachgeschichte verbunden.

TAFELN



Hermann Gundert, Lithographie nach einem Gemälde von Christoph Fr. Dörr zwischen Mai und 1. September 1832; vgl. CT 110 (AB).



Hermann Gundert, Daguerreotypie, vor der Abreise nach England 1835(?); vgl. CT 110 (FZ).



Hermann und Julie Gundert, Daguerreotypie, 30. Dezember 1846 in Lyon (FZ).



Hermann Gunderts Vater Ludwig Gundert, Fotoalbum von Emma Gundert, »Stuttgart, 26. November 1848« (Renate Gundert).



Hermann Gundert mit seinen Söhnen Samuel, David, Friedrich, Hermann und Paul, Stuttgart, 8./9. August 1859 (FZ).



Paul Gundert als Student in Tübingen, zwischen Oktober 1867 und Juni 1870 (FZ).



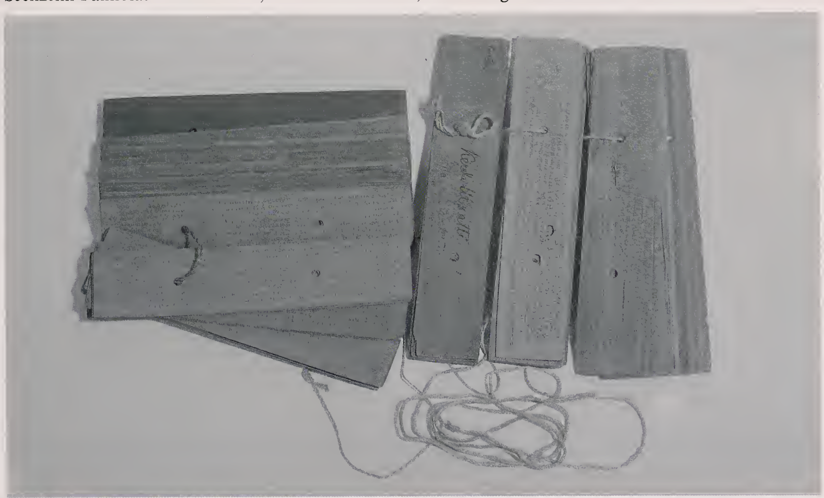
Marie Isenberg-Gundert um 1870 (FZ).



Hermann Gundert 1883 (AB).



Sechzehn Palmblatthandschriften, eine datiert »1834«, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw (UB).



Zwei Palmblatthandschriften daraus, Kerala Utpatti (UB).



Missionshaus in Basel, NH 1826, 6 (AB).



Predigt unter den Kulis, Kollakambe, Coonoor, Missionar Christian Fritz, um 1900 (AB).



Illikunnu, Stich, NH 1842,1 (AB).



Illikunnu (*Nettur*), um 1907 (AB).



Illikunnu, Aussicht auf den Fluß, vor 1860 (AB).



Illikunnu, Katechistenschule und Kirche, vor 1860 (AB).



Thalassery, Mappila-Moschee, vor 1860 (AB).



Banyanbaum (AB).



Mangalore, Landungsplatz (AB).



Mangalore, Balmatha, Weberei und Shantikirche, erbaut 1860 (AB).



Nilagiri, Kateri oder Kateru, »Wiege der Basler Mission«, Juni 1846, vgl. HM 218-221; um 1860 (AB).



Nilagiri, Ootacamund, englische Kirche, um 1860 (AB).



Nilagiri, Ketti, um 1860 (AB).



Nilagiri, Ketti, Missionsanwesen, um 1860 (AB).

QUELLEN ZUM WERK



Arbeiter in der Tamil-Mission

Im folgenden werden neun Biographien, die Hermann Gundert schrieb, abgedruckt. Die Anmerkungen, die Gundert machte, wurden jeweils in die Einführung eingearbeitet oder zitiert. Hermann Gundert veröffentlichte die Abhandlung in zehn Folgen mit über 190 Seiten in *Evangelisches Missions-Magazin*, Neue Folge, herausgegeben im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft von Dr. Hermann Gundert, Zwölfter Jahrgang, 1868, Basel. Die Abhandlung gliederte sich in diese Abteilungen:

Auf den letzten Abschnitt dieser Abhandlung findet sich auch ein Hinweis bei Gustav Warneck, in *Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen*, 9. Auflage, Berlin 1910, S. 141. Als Ergänzung zu diesen Biographien wird auf Gunderts *Die evangelische Mission* (vgl. Bibliographie) hingewiesen. Von letzterer sagte Warneck: »Das zuverlässigste Nachschlagebuch, welches in fast lückenloser Fülle eine detaillierte Übersicht über die sämtlichen Missionsgebiete und den heutigen Stand der Mission in großer Präzision darbietet.« (211).

Eine anschauliche und lehrreiche Erweiterung der Abhandlung bot Hermann Gundert in verschiedenen Aufsätzen zur Mission in Tamilnadu, von denen die wichtigsten genannt seien:

Thomas Gajetan Ragland, Missionar in Süd-Indien . . . . . . MM 1859, 257–292
Dictionnaire des Missions catholiques etc. par le Dr. E. de Djunkovskoy (Besprechung) . . . . . . MM 1865, 451–452
Missionsanfänge in Bengalen . . . . . . MM 1865, 300–355 u.ö.
Die Tinnewely-Mission . . . . . . MM 1866, 190–216

Zu vergleichen sind:

Die heidnischen Volksaufstände in Tinnevelly und Travancor (von Gundert?) . . . . . . MM 1859, 227–256
Die Fortschritte der indischen Mission in den letzten zwölf Jahren . . . . . . MM 1864, 145–194

Alle aus diesen Abhandlungen zitierten Abschnitte wie auch die Biographien selbst wurden der heutigen Rechtschreibung soweit wie möglich angepaßt und Abkürzungen ausgeschrieben. Die Literaturangaben blieben möglichst so, wie sie Gundert angab. In den jeweiligen Einführungen wurden Nachweise und Parallelen, Erklärungen und Ergänzungen vor allem aus dem Tagebuch und aus Briefen Gunderts herangezogen.

Die Biographien wurden von Gundert mehrmals erwähnt. Zur Erhärtung der Verfasserschaft durch Gundert werden hier zwei Zitate genannt. An seinen Sohn Samuel schrieb Gundert im März 1868: »Ich habe gegenwärtig die alten Tamil-Missionare vor mir, Ziegenbalg, Fabricius etc. und muß immer nur sagen, wie leicht wird es im Verhältnis uns gemacht. Wir sollten aber darum auch viel mehr zustande bringen, und da hapert es.« (GM 19.3.68). Ein Vierteljahr später hatte Gundert Rhenius' Biographie und damit den größten Teil der Abhandlung abgeschlossen (vgl. GM 9.6.68).

Gundert kannte Tamilnadu und seine Geschichte sehr gut, denn er hatte von Juli 1836 bis Oktober 1838 dort gelebt und sich eingehend mit dem Tamil befaßt. Er war von August 1836 bis März 1837 in Sinduponturei bei Rhenius. (Vgl. oben »Im östlichen Südindien«). In Sinduponturei arbeitete sich Gundert in die Tamil-Literatur ein und ließ sich vor allem vom christlichen Tamil prägen.

Gundert versuchte, die verschiedenen Missionare so objektiv wie möglich darzustellen. Wie er Beschi würdigte, so konnte er ihn auch kritisieren. Er scheute sich nicht, Missionare wie Anderson in die Reihe der bedeutenden evangelischen Missionare mit aufzunehmen. Mittelpunkt und Glanzstück der Biographien bleibt Rhenius, den Gundert bei aller Kritik bis zu seinem Lebensende hoch schätzte.
Im Anfangsteil seiner Abhandlung ging Gundert auf die Geschichte *Tamil-nadus*, des Tamil-Landes, ein. Damit wurde ursprünglich der ganze südliche Teil des indischen Subkontinents bezeichnet, der von verschiedenen Herrscherhäusern aus verwaltet wurde. Eines dieser Herrschergeschlechter waren die Pandi-Könige von Madurai, die von ihrer Residenz aus weite Teile des südlichen Südindiens mit wechselndem Geschick über Jahrhunderte hinweg regierten. Andere Herrschergeschlechter waren die Pallavas, die Cholas und Cheras, deren Einflußgebiete sich nicht selten überschnitten.
Neben der Geschichte galt Gunderts Vorliebe der Sprache und ihrer Entwicklung vom Tamil ins Malayalam, ins Telegu, Kanara und Tulu. Gern verwendete er die ursprüngliche indische Form von Namen und Begriffen, um sie hie und da zu erklären. In seiner geschichtlichen Bemerkung nannte er die *Skythen*, ein iranisches Reitervolk. Ebenso erwähnte er die *Turanier* oder *Turaniden*, die aus der Ebene zwischen Kaspischem Meer und Tienschan-Gebirge kamen; eine ihrer bedeutendsten Oasen ist die Turfan-Senke.
Nach der arischen Einwanderung in die nordindische Tiefebene ab etwa dem 15. Jahrhundert v. Chr. begannen die Neuankömmlinge, die Religion und Kultur, die sie antrafen, zu reformieren bzw. zu absorbieren. Der Prozeß der Arisierung schritt von Norden nach Süden und von Westen nach Osten fort und erfaßte den äußersten Süden erst relativ spät. Diese Kulturdurchdringung ist eng mit der Sanskritsprache und der darin verfaßten Literatur, vor allem den Veden (vgl. unten »Robert dei Nobili« und »Dr. Karl Graul«) verbunden. Träger dieser arischen Kultur waren die Brahmanen oder Priester. Sie trugen die vedische Denkweise in jedes Dorf, verschmolzen sie mit der ursprünglich vorhandenen und erweiterten somit das indische religiöse Denken. Dieser Vorgang wurde mit dem Begriff *brahmanisieren* umschrieben, der im dravidischen Süden auch anders gedeutet werden konnte. Gundert merkte zu *brahmanisieren* an: »Ein Vorwurf, der freilich auch von dem hartnäckigen Bestand des Buddhismus in dieser Ecke Indiens herrühren mag; ein anderer Name für Tamilen, besonders in den Grenzbezirken, lautet nämlich *Arawa*, das »Moralisten« bedeuten kann, vom tamilischen Stichwort des Buddhismus *aram* Pflicht = *dharma*.«
Gundert gab 1868 die Zahl der Tamilen mit 10 Millionen an. Nach dem Zensus von 1971 lebten mehr als 41 Millionen Menschen in Tamilnadu, und heute dürften es 50 Millionen sein. Die Religionszugehörigkeit ergab nach dem Zensus von 1971: 37 Millionen Hindus, jeweils rd. 2 Millionen Christen und Moslems und jeweils in die Tausende zählende Sikhs, Buddhisten, Jainas und andere Religionsangehörige. Das Gebiet von Tamilnadu umfaßt 130 000 Quadratkilometer. Damit ist es mehr als dreimal so groß wie Kerala (39 000 Quadratkilometer), das 1971 über 21 Millionen Einwohner hatte und heute über 25 Millionen haben dürfte. Dabei sieht die Religionszugehörigkeit in Kerala so aus: 12,6 Millionen Hindus, 4,2 Millionen Moslems und 4,5 Millionen Christen. Nach dem Zensus von 1881 hatte die Provinz Malabar (heute Nordkerala) 2,3 Millionen Einwohner und Zentral- und Südkerala zusammen 3,1 Millionen. Damals schrieb Gundert, daß das Land fruchtbar und »stark bevölkert« wäre (Evangelische Mission, 283). Ein Vergleich mit der Bundesrepublik, die auf 357 000 Quadratkilometern 78,7 Millionen Einwohner hat (1991), zeigt, wie verschieden die Relationen zwischen Deutschland und Indien sind.

Bekannt ist, daß die vielnamigen Stämme, welche das weite Indien bewohnen, sich hauptsächlich in zwei große Zweige teilen, die arische und die dravidische Bevölkerung. Es scheint jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die letztere einmal so ziemlich das ganze weite Land vom schneebedeckten Himalaya bis zum Vorgebirg Kumari (Komorin) eingenommen hatte: ein Jäger-, Fischer- und Hirtenvolk, das auch den Ackerbau betrieb, beherrscht von Stammesältesten und kleinen Fürsten, jedoch fast mehr noch von Dämonen, die es wegen ihrer Macht, zu schaden und zu segnen, nach Kräften zu versöhnen trachtete. Ihre Verwandten finden wir nach den Vergleichungen, welche die Sprachen bieten, in den Skythen oder Turaniern, mit welchen die alten Perser zu kämpfen hatten, sowie besonders in den finnischen Völkern, welche einst auch Mitteleuropa durchstreiften.

Durch die Einwanderung der japhetischen Arier wurde diese dravidische Urbevölkerung teils verdrängt, teils unterworfen und assimiliert. Dies geschah besonders im Lande der großen Stromgebiete des Indus und Ganges, wo sie in Masse eindrangen, daher sich dort nur spärliche Überreste dravidischer Sprachen bei kleinen Gebirgsvölkern (wie in den Rajmahal-Bergen Bengalens, bei den Brahuis im Westen des Indus usw.) bis heute erhalten haben. Im Süden aber des großen Vindhya-Gebirges, in der Halbinsel Dekkan (Südland) haben die Arier mehr nur durch Kolonien ihrer Fürsten und Weisen ihren Einfluß verbreitet; Heiligtümer der Brahmanen und Höfe von Kshatriya- und Dravida-Königen in bunter Mischung wurden die Mittelpunkte einer neuen Zivilisation, welche zum Teil merkwürdige Kompromisse mit dem altdravidischen Herkommen schloß, und in vielen Gebieten nur teilweise durchdrang. Hier wurde die dravidische Sprache in mehreren Dialekten, wie Telugu und Karnataka samt Tulu im Norden, Tamil und Malayalam im Süden, mit dem Sanskrit der Eindringlinge verquickt und zur Schriftsprache herangebildet. Fortan nahmen diese Länder an allen inneren und äußeren Kämpfen des eigentlichen Indiens lebhaften Anteil. Sie haben die verschiedenen Phasen des Buddhismus und seinen langwierigen Streit mit dem Brahmanismus sowie die kleineren Kämpfe der Siva- und Vishnu-Anbeter mit durchgemacht; haben in ähnlicher Weise wie die Hindustanis dem Eindringen der Mohammedaner lange widerstanden, teilweise auch sich ihrer bis zuletzt erwehrt, um endlich infolge des großen Seehandels und des Eiferns der europäischen Mächte um seinen Besitz der Herrschaft Großbritanniens anheimzufallen. Damit sind sie wohl das erstemal seit ihrem Entstehen Bestandteile eines großen Reiches geworden.

Das Tamilland nimmt die südöstlichste Ecke der Halbinsel ein. Der Name desselben ist wohl eine Korruption des ursprünglichen Dravida-Namens, welcher vielfach auch Dramila geschrieben wird, während die Tamilen in der alten Sprache Ceylons immer als Damilo figurieren. Die Tamilen sind auch diejenigen Draviden, welche diesen Namen der ganzen großen Völkerfamilie zu verewigen am meisten Anspruch haben, was auch immer seine ursprüngliche Bedeutung sein mag. Sie stehen nämlich bei den übrigen Völkern des weiten Indiens als die am wenigsten arischen in einem gewissen Verruf. Von den 56 Ländern, welche dasselbe umfassen soll, gilt Dravida für das ärmlichste, das am schwächsten zivilisierte, d. h. brahmanisierte. Von allen Indern scheinen auch die Tamilen sich am leichtesten in fremdes Wesen zu finden, wie sie denn nicht bloß den Kern der Madras-Sipahiregimenter bilden, sondern auch weithin durch Indien und darüber hinaus dem Europäer als Diener folgen oder als Taglöhner, Kulis (von *kuli,* »Lohn«) sich auf die entferntesten Gestade und Inseln begeben. Irgendwie muß dasjenige Volk Indiens, welches jetzt drei Vierteile seiner gesamten protestantischen Christenheit befaßt, einen etwas galiläischen Beigeschmack haben.

Das Tamilland teilte sich übrigens von Anfang an in mehrere Gebiete. Seine reichgesegnete Mitte bildet der Chola-Kreis (*Chola mandala,* woher die Portugiesen den Namen *Choro-mandel* schöpften, jetzt Koromandel), das untere Stromgebiet und Delta der Cauveri, eines Flusses, der dem sonst vom Nordostmonsun (im Oktober) nur spärlich beregneten Strich die reichliche Bescherung des Regens von den westlichen Ghats zuführt. Hier ist frühzeitig Damm- und Kanalbau mit allem Zubehör indischer Reiskultur eingeführt worden; es ist ein Land alter Königsstädte, wie Ureiyur und Thanjavur, und ebenso berühmter Tempel (Chidambaram, Kumbakonam, Srirangam bei Tiruchirapalli usw.). – Nördlich davon erstreckt sich zwischen dem Meer und den Ostghats ein weniger fruchtbarer, teilweise sandiger und gebirgiger Strich bis Palakkad hin, der zu Zeiten gleichfalls dem Chola-König unterworfen war. Hier ist Kanchipuram das größte Heiligtum, Gingee die Königsburg. – Westlich vom Cauveri-Gebiet liegt das Reich Chera, das durch den Bergeinschnitt bei Palakadu (Palakkad) sich gegen Malabar hin ausdehnte. – Das hügelige Südland aber, Pandi genannt, hatte erst an Kolchei eine schon zu Christi Zeit den Westländern bekannte Handels- und Hafenstadt, sodann an Madurai einen vielgenannten Sitz von Göttern, Königen und Weisen. Von dort erstreckte sich Tamil-Sitte westlich bis in die Nähe von Tiruvananthapuram (Trivandrum) und östlich über die Nordhälfte der Insel Ceylon. Die Zahl aller Tamilen mag sich auf zehn Millionen belaufen.

Von den Kämpfen ihrer Könige unter sich und mit ihren Nachbarn ist wenig Bemerkenswertes zu erzählen. Wichtiger ist, daß am Tungabhadra seit

1340 ein neues Reich entstand, das der Rayer von Vijayanagar, welches die norddravidischen Länder (Karnataka und Telugu, auch Tulu) umfaßte, und 200 Jahre lang die vom Norden andringende mohammedanische Macht mit aller Kraftanstrengung aufhielt, auch die Tamilkönige von Gingee, Thanjavur und Madurai sich zinsbar machte. Es war auf religiöse Duldung basiert; europäische und mohammedanische Abenteurer waren da willkommen, wenn sie nur den gefürchteten Reitern der Pathanis sich keck entgegenwarfen, auf Pferden, die mit großen Kosten von Ormuz und Maskat herbeigeschafft wurden. Dieses Rayerreich blühte noch zur Zeit, da die Portugiesen (1498) sich auf der Westküste Indiens festsetzten, und sank erst, als auch ihre Macht den Höhepunkt erreicht hatte. Die Bekämpfung der Mohammedaner war ihr gemeinsames Interesse, das die Portugiesen zur See und an den Küsten verfolgten, wie die Rayer auf dem Hochland des Dekkan. Durch die verbündeten mohammedanischen Mächte wurde 1564 bei Talicota am Krishnafluß der Rayer aufs Haupt geschlagen und seine Residenz zerstört. Sofort zerbröckelte das Reich, und es trat im südlichen Indien eine Zeit grausiger Verwirrung ein, in der auch ein streifender Mahrattahäuptling 1674 im Chola-Kreis sich festsetzen und die neue Thanjavur-Dynastie begründen konnte, während verdrängte Telugu-Barone und erobernde Mohammedaner andere Gebiete einnahmen und an den Küsten Holländer, Engländer, Franzosen und Dänen Handelsniederlassungen gründeten.

Franz Xavier

Gundert gab hierzu folgende Literatur an: »The Missionary life and labours of F. Xavier, taken from his own correspondence. By H. Venn. London 1862. Gesammelte Briefe des heiligen F. Xaver. Augsburg 1794. Dazu die Werke von Maffei, Acosta, Jarric, Bartoli usw.« Daneben bezog sich Gundert auf: »Vita F. Xaverii, libr. VI. Horat. Tursellini. Antverp. 1596«; »Abbé Dubois, Letters on the state of Christianity in India. 1825«; »Steinmetz, Hist. of the Jesuits. Lond. 1848«; »Dr. Hahn, Geschichte der katholischen Missionen«; »Dr. E. de Djunkovskoy, Dictionnaire des Missions catholiques etc., 2 Voll. Paris 1863–64«.
Über die Lebensdaten des Franz Xavier gab es zu Gunderts Zeiten noch Meinungsverschiedenheiten. Das von Gundert genannte Geburtsjahr erwies sich als richtig. Elisabeth Gräfin Vitzthum *(Die Briefe des Francisco de Xavier 1542–1552,* 3., verbesserte Auflage, München 1950) schreibt: »Das Jahr der Geburt des baskischen Edelmannes Francisco de Yasu y Xavier, 1506, ist zugleich das Todesjahr des Christoph Kolumbus.« (11). Xavier wurde am 7. April 1506 auf Schloß Xavier bei Sanguesa in Navarra, Nordspanien, geboren und starb am 3. Dezember 1552 auf der Insel Sam Tchao (vgl. Vitzthum, 265) vor Kanton, China. Franz Xavier war ein außerordentlich erfolgreicher Missionar. Aller Kritik zum Trotz hielten sich viele durch ihn zum Christentum bekehrte Dörfer und Gemeinden bis auf diesen Tag. Oft war er nur wenige Stunden in einem Dorf, bis er es insgesamt fürs Christentum gewonnen hatte. Er beschrieb seine Methode in einem Brief »An die Väter der Gesellschaft zu Rom« von Kochi aus: »So wandere ich von Dorf zu Dorf, überall auf die gleiche Weise verfahrend; an jedem Ort lasse ich die Gebete aufgezeichnet zurück und beauftrage jene, die schreiben können, sie auswendig zu lernen, abzuschreiben und alle Tage zu beten. An den Sonntagen müssen diese Männer dann den gemeinsamen Gottesdienst in der gleichen Weise leiten, wie ich es getan habe; so hinterlasse ich überall einen Katecheten, der das von mir begonnene Werk fortsetzen soll.« (Vitzthum, 49).
Gegen Ende der Beschreibung versah Gundert die Namen der beiden von Xavier in Kochi Ausgeschlossenen mit einem Fragezeichen. Im Gegensatz zu Dr. Hahn, der die beiden mit »Mansilla und Gomez« bezeichnete, erwiesen sich die von Gundert genannten »Morales und Gonzales« als beinahe richtig. Xavier schrieb am 4. Februar 1552 von Kochi aus an Pater Misser Paulo, Rektor am Kolleg zu Goa: »erklären Sie Manuel de Morales offiziell, daß ich Sie beauftragt habe, ihn aus dem Orden auszuschließen. Francisco Gonçalvez werden Sie gleichfalls ausschließen« (Vitzthum, 205).

Xavier stellte hohe Ansprüche an einen Missionar. Er schrieb am 14. Januar 1549 von Kochi an Ignatius von Loyola: »Für Heidenmissionare sind viele Tugenden wichtig: Gehorsam, Demut, Standhaftigkeit, Geduld, große Menschenliebe und – bei den mannigfachen Versuchungen zur Sünde – eine besonders gefestigte Keuschheit; die Patres müssen gesund sein an Seele und Leib, um alle Strapazen ertragen zu können; ich schreibe Eurer Väterlichen Liebe hiervon, damit Sie alle, die Sie uns senden, entweder selbst oder durch andere urteilsfähige Männer gründlich erproben; dies ist unerläßlich, wir können nur standhaft keusche und vor allem demütige Priester gebrauchen, denn mit dünkelhaften Leuten ist hier nichts anzufangen.« (Vitzthum, 124). Dieser Satz könnte auch von Gundert stammen.

Es ist nicht unsere Absicht, ein neues Leben des vielgepriesenen Heiligen zu schreiben, dessen Aufgabe es war, den Tamilen zum erstenmal das Christentum in der römischen Form zu bringen. Nur was er für die indische Mission getan, soll hier kurz geschildert werden. Während uns scheint, daß der feurige Eifer und die Wahrheitsliebe des Mannes alle Anerkennung verdienen, gibt doch sein Wirken in dieser Mission den Eindruck, daß ihm zu einer grundlegenden Tätigkeit die rechte Umsicht, Selbstbeschränkung und Ausdauer fehlten. Wie hätte er sonst in den zehn Jahren seiner Tätigkeit so viele Länder besuchen können! Seine Bedeutung für das Christentum in Asien liegt vielmehr in dem Eindruck, den seine selbstvergessende Arbeit auf die geistlosen Portugiesen und rückwirkend auf seine Freunde in Europa machte, als in dem, was er für die Eingeborenen Indiens gewirkt hat.
Als Repräsentant des kaum erst (27. September 1540) gestifteten Jesuitenordens und mit der ganzen Vollmacht eines päpstlichen Legaten versehen, schiffte sich Franz Xavier, 35 Jahre alt, am 7. April 1541 in Lissabon nach Indien ein. Martin Alfonso de Souza, der neue Vizekönig des portugiesischen Asiens, fuhr mit ihm hinaus, angewiesen, den spanischen Gast, der mit ihm an der Tafel saß, aufs Beste zu ehren. Am 6. Mai 1542 landete man in Goa, wo Xavier sich über die herrschende Sittenlosigkeit und das laue Wesen auch der Geistlichkeit von Herzen betrübte und nach Kräften unter den Europäern zu reformieren trachtete. Nicht nur besuchte er nun die Hospitäler und führte Katechisationen in den Kirchen ein; er gründete auch mit Hilfe frommer Männer ein Seminar *(collegium),* das er mit sechzig Zöglingen füllte und seinem Gefährten Paul und dem Franziskaner Jac. Borba zur weiteren Leitung übergab, voll der Hoffnung, daß in wenigen Jahren eine Anzahl tüchtiger Arbeiter für die Kirche daraus erwachsen werde. Fünf Jahre später schrieb er seinem Freunde Loyola, daß diese Aussicht auf eingeborene Arbeiter sich zerschlagen habe; wolle man, daß die Religion die Jetztlebenden überdaure, so müßten neue Rekruten aus Europa gesandt werden. Das arme Indien sei noch nicht so weit, christliche Tugenden hervorzubringen.
Das schreibt er nicht, nachdem er etwa selbst jahrelang an diesen Jünglingen gearbeitet hatte; vielmehr hat er sich schon im Laufe des ersten Jahres vom Vizekönig sagen lassen, die meiste Aussicht auf Bekehrung biete die Fischerküste im südlichen Pandilande. Dort hatte ein Kaufmann von Kochi, ein Herr Cruz, gefunden, daß die *Paraver* (Fischer) von den mohammedanischen Händlern, welche seit Jahrhunderten an jenen Gestaden sich der Schiffahrt bemächtigt hatten, sehr gedrängt und beeinträchtigt wurden. Er redete ihnen zu, ihre Häuptlinge (*Pattankatti,* Steuereinnehmer) nach Kochi zu senden, um portugiesischen Schutz anzusprechen. Das geschah im Jahr 1538; und da die Leute sich bereit erklärten, Christen zu werden, wenn man ihnen helfe, die Abgesandten sich auch gleich taufen ließen, zum Beweise, daß es ihnen ein Ernst sei, wurde ihnen eine Flotte zur Hilfe gesandt und die ganze Kaste in wenigen Tagen getauft. Es sollen ihrer 20 000 gewesen sein; ein Lehrer blieb nicht bei ihnen.
Kaum war die Regenzeit vorüber, als Xavier sich aufmachte, diese neuen Christen zu sehen. Im Dezember 1542 langte er vor der Küste an und landete am Kap Komorin, nachdem Souza erst die Mohren, welche den Fischern wieder Boote abgenommen hatten, zurückgeschlagen und die eroberten Schiffe den Paravern geschenkt hatte. Es war ein armes Völkchen. Auf alle Fragen, die der Missionar durch seine Begleiter, mitgenommene Zöglinge, an sie richtete, bekam er nur die Antwort: wir sind Franken, d.h. Christen. So ließ er denn das *Credo,* das Vaterunser, Ave Maria und die Zehn Gebote notdürftig in ihr Tamil übersetzen,

versammelte die Dorfgemeinde um sich und lehrte sie diese Worte nachsprechen. Er tat dies von Ort zu Ort, indem er mit einer Glocke in der Hand herumzog, die Leute damit zusammenrief und, am Sonntag namentlich, diese Formeln von allen nachsprechen ließ. In etwa vier Wochen hatten sie dieselben gelernt.
Nun findet er aber, daß noch viele sich mit dem Schnitzen von Götzenbildern abgaben und auch sonst kein besonderer Fortschritt bemerklich wurde. Also verfaßte er noch eigene Ermahnung an die Taufkandidaten, die gleichfalls vorgelesen wurde, ehe einer die Taufe empfing, zu deren Schluß ein *Salve Regina* angestimmt wurde, um den Schutz der heiligen Jungfrau anzuflehen. Es kam vor, daß an einem Tage ein ganzes Dorf getauft wurde; so konnten bald dreißig Dörfer für christliche Gemeinden gelten. In jedem Dorfe wurde nun ein Exemplar der kurzen Christenlehre niedergelegt und ein Vorsteher (*Kanakkapilla,* Rechner, Schreiber) gewählt, der die übrigen lehre, Nottaufen verrichte und namentlich an Festtagen die Hauptstücke des Glaubens vorsage. Als Gehalt bekamen diese Männer 4000 Goldfanam von dem Vizekönig. Daß die Fischerchristen von dieser Art des Unterrichts viel Nutzen gezogen hätten, wird kaum anzunehmen sein. Sechzig Jahre später noch ärgert sich ein anderer Jesuit, daß z. B. im *Credo* das Wort »Ich glaube« mit »Ich will« übersetzt worden sei. Nach fast zwei Jahren (im August 1544) versteht Xavier das Tamil noch nicht, klagt vielmehr, daß auch er von seinem Dolmetscher nicht verstanden werde; so bleibe ihm wenig, das er tun könne, nämlich: Kinder taufen und Nackten und Hungrigen beistehen. Freilich hat er wohl 1000 Heidenkinder, die im Sterben lagen, getauft und hofft, sie werden seine Fürsprecher droben geworden sein. Hatte gleich bei seinem Eintritt die glückliche Entbindung einer Frau, der er unter den Wehen die Taufe erteilt hatte, ein günstiges Vorurteil für ihn geweckt, so schickte er nun oft seine Knaben mit Kruzifixen zu den Kranken und konnte melden, daß die Auflegung derselben in den meisten Fällen Genesung bewirke.
Großer Eindruck auf die Umwohner war jedoch mit solchen Operationen nicht zu erzielen. Zwar ließ sich auch ein Brahmane taufen, der dafür als Lehrer angestellt wurde, aber seine Beweggründe werden nicht offenbar. Er blieb der einzige. Ein anderer Gelehrter hätte wohl die Taufe angenommen, wenn sie verborgen bleiben konnte, doch dazu wollte Xavier mit Recht sich nicht verstehen. Einmal disputierte er in einem Tempel mit 200 Brahmanen, die seine Lehre und Person als lobenswert anerkannten, aber es für unmöglich erklärten, ihre gesicherte Stellung aufzugeben.
Die christlichen Paraver übten auch keinen günstigen Einfluß auf ihre Umgebung aus. Xavier schickte den Amtsdiener aus, um Weiber, die sich noch mit Arrak berauschten, auf drei Tage einzusperren und um einen Fanam zu strafen. Den Pattankattis droht er, wenn sie in ihren alten Lastern, ihren Lustbarkeiten und Tänzen fortfahren, werde er sie geschlossen nach Kochi führen lassen, und von der Rückkehr nach Punikal werde dann nicht mehr die Rede sein. Seinen Mitarbeiter, Fr. Mansilla, ermahnte er, mit allem Ernst den Werkstätten nachzuspüren, da die Götzen heimlich fabriziert werden. Übrigens möge ihm Gott Geduld verleihen, das erste Erfordernis im Verkehr mit diesem Volke, das der Unrat des Menschengeschlechtes sei; die Schwachheitssünden seien mit viel Langmut zu tragen und ein heiteres Gesicht beizubehalten, auch wenn einen die Leute beständig mit den kleinen Anliegen quälen, die ihre einzige Sorge ausmachen!
Das war im März 1544, zu einer Zeit, da er schon Indien zu verlassen und etwa den Priester Johann in Äthiopien aufzusuchen gedachte. Was ihm den längeren Aufenthalt unerträglich machte, war das gewissenlose Treiben der Portugiesen. Da ist z. B. ein Portugiese, der sich Menschenraub erlaubt; ein anderer, Paiva, der Gouverneur des Hafens Tuticorin (Tuttukudi), bedrückte die Christen aufs gewissenloseste und mußte von Xavier mit den Schrecken der Inquisition bedroht werden, an deren Vorstand, Prinz Heinrich, er selbst zu schreiben entschlossen war. Nur durch solche Schreckmittel kann er hoffen, die Portugiesen in leidlicher Ordnung zu halten. Über jedem Beamten muß die Drohung schweben, daß er, Xavier, ihn aus dem Buche des Lebens zu streichen vermöge. Wie glücklich erscheint ihm in dieser Umgebung das Los eines Knechtes Christi, der da wirken dürfte, wo noch keine Europäer sind, »da diese immer niederreißen, was wir aufgebaut haben«. Das Leben ist ihm oft eine Last, wenn er so viel Böses unter seinen Landseuten findet und es doch nicht zu hindern vermag.
Xavier suchte sich nun an den König von Travan-

kor (Tiruvidankodu) zu machen, welcher die Südküste diesseits und jenseits der Ghats beherrschte, selbst aber dem Rayer zinsbar war. Er besuchte dessen Verwandten und Stellvertreter in der Nähe von Manapadu, den die Portugiesen schwer gereizt hatten. Doch gelang es ihm, den Fürsten zu besänftigen und sogar ein Geschenk von 2000 Goldfanam zur Erbauung christlicher Kirchen von ihm herauszulocken. Übrigens scheint der Fürst selbst kaum im Stande, den zugesagten Schutz der neuen Christengemeinden wirksam zu machen. Nicht nur ließen sich die eingeborenen Satrapen, *Pilla* (»Kind«) genannt, wenig sagen; die Steuereintreiber, die mit Heeresmacht herumzogen (sie heißen *Badagas,* »Nördlinger«, Telugus), suchten sogar im Sommer 1544 die Paraver mit solchen Bedrückungen heim, daß diese ans Kap Komorin flüchteten, wo Xavier selbst sie aufsuchte, mit Nahrung versah und nach Manapadu brachte. Daselbst versprach der Raja, er wolle sie »nach Kräften« schützen, d.h. wenn die Badagas kommen, sie wenigstens zuvor benachrichtigen, daß sie Zeit zur Flucht gewännen. Diese Pillas und Badagas scheinen es übel vermerkt zu haben, daß die Portugiesen auf der Küste hausten, als wären sie herrenloses Land. Sie fielen daher im August über Tuticorin hin, verbrannten dem portugiesischen Gouverneur Haus und Schiff und nötigten ihn zur Flucht auf die nahen Inseln.

Von diesen hatte eben Mannar große Bedeutung erlangt, indem dort die unter den Fischern der Küste angezettelte Bewegung sich fortpflanzte und viele derselben katholisch wurden. Der Tamil-König von Jaffna (Yalpanam), der nördlichen Halbinsel Ceylons, hatte nun zwar sich selbst den Portugiesen unterworfen und zu einem jährlichen Tribut von 4000 Dukaten verpflichtet, aber der Übertritt seiner Untertanen zum Glauben der Oberherren reizte ihn dergestalt, daß er die Neubekehrten mit Truppen überfiel und ihrer 600 (?) niedermachen ließ. Sogar seinen dem Christentum geneigten Sohn soll er in seiner Wut ermordet haben.

Wie nun Xavier schon im letzten Jahre die Sitze der portugiesischen Macht, Kochi und Goa, besucht hatte, um die lässigen Regenten zu treuerer Pflichterfüllung anzustacheln, so machte er sich auch jetzt auf den Weg. Er reiste im November 1544 durch Travankor, wo er in einem Monat 10 000 Fischer getauft haben soll (in zehn Dörfern zwischen Virinjam und Perumanel, und sieben Dörfern weiter gegen Norden); ein Unternehmen, dessen Gelingen er selbst der Tätigkeit des bekehrten Malabaren Antonio Fernandez zuschreibt, eines eifrigen, dabei vorsichtigen und erfahrenen Mannes, an dessen Rat er sich beständig halte. Von Kochi, wo er den 16. Dezember anlangte, begab er sich nach Goa und erreichte dort, daß die Regierung den König von Mannar zu vertreiben und durch seinen dem Christentum geneigten älteren Bruder zu ersetzen beschloß. Ausgeführt wurde übrigens dieser Strafzug erst sechzehn Jahre später.

Wir bekommen hierbei einen kläglichen Eindruck von dieser Art des Missionierens. Überall ist entweder Intrige oder Gewaltanwendung das Mittel, die Herrschaft der Kirche auszudehnen. Xavier gebraucht die ihm selbst gründlich verhaßten Behörden, um seinem Werke Vorschub zu tun, ohne zu bedenken, wie er damit nur erreicht, daß der katholische Name mit dem Parangi-Namen identifiziert und zum Abscheu aller Hindus gemacht wird. *Parangi* (»Franke«, d.h. Portugiese) hieß hinfort jeder katholische Christ, sogar in der Kirchensprache der Neubekehrten!

Nun aber ging Xavier einen Schritt weiter. Er schrieb an König Joao III. über den Stand der Dinge im portugiesischen Asien. Zunächst empfiehlt er ihm den eben jetzt nach zwölfjährigem Dienst aus Malabar heimkehrenden bischöflichen Vikar Mig. Vaz als einen Eiferer für Gottes Ehre zu näheren Mitteilungen über Indien. Sodann aber verlangt er geradezu, daß der König seinen christlichen Pflichten besser nachkomme, wozu der einfachste Weg der wäre, daß er einen anderen Gouverneur nach Goa sendete, dem aufs strengste aufgetragen würde, fürder in der Hauptstadt kein Heidentum mehr zu dulden, alle Götzen aufzusuchen und zu vernichten, ihre Bildner zu strafen, jeden Feind des Evangeliums entschieden niederzuhalten, dagegen die Neubekehrten durch Gehalte für ihre Verluste zu entschädigen, den christlichen Fischern den ganzen Ertrag der Perlfischerei zu überlassen usw. Wir nehmen ihm den Schritt nicht übel, denn es sah elend genug aus im portugiesischen Indien, so daß Xavier einen Gesinnungsgenossen in Portugal, Rodriguez, beschwören konnte: »Laß nicht zu, daß einer deiner Freunde im königlichen Dienst nach Indien geschickt werde; denn der allgemeine Brauch hat dem Diebstahl an den öffentlichen Kassen nicht bloß die Gehässigkeit, sondern alle Schuld benommen. Überall wird

beständig geraubt und zusammengescharrt« usw. Wie sollte aber einem solchen Verderben ein einziger Mann, und wäre er Vizekönig, zu steuern vermögen?!
Und mit diesem Schritt hat Xaviers zweijährige Wirksamkeit in der Tamil-Mission ihr Ende erreicht. Nicht ganz mit Unrecht fällt Abbé Dubois darüber das Urteil: »Franz Xavier, völlig entmutigt durch die unüberwindlichen Schwierigkeiten in seinem apostolischen Laufe und durch die offenbare Unmöglichkeit, wirkliche Bekehrte zu machen, verließ das Land nach zwei bis drei Jahren. Wo solch ein Mann nichts ausrichtete, konnten seine Nachfolger kaum hoffen, glücklicher zu sein.« Nur sollte er hinzusetzen: mit seinen Mitteln. Daß sich mit anderen Mitteln, mit geduldiger Erlernung der Sprache, mit unerschütterlicher Ausdauer auch gegen die Feindseligkeit europäischer Behörden, vor allem mit dem Worte Gottes, in Kraft und Leben übergegangen und den Indern, Draviden wie Ariern, zugänglich gemacht, etwas ausrichten ließ, haben Ziegenbalg und seine Nachfolger gehörig gezeigt. Und auch die Nachfolger Xaviers und Dubois' finden jetzt, daß sich unter einer protestantischen Regierung mit mehr Hoffnung auf Frucht Mission treiben läßt als mit allen Schrecken portugiesischer Waffen oder Inquisitionen.

Wir verfolgen noch kurz den weiteren Verlauf von Xaviers Leben. Er begab sich zunächst nach Nagapattinam, um die Expedition gegen den König von Jaffna und Mannar abzuwarten; diese zerschlug sich aber, als eines der portugiesischen Schiffe am feindlichen Ufer strandete und die übrigen gegen Auslieferung seiner wertvollen Ladung sich zum friedlichen Abzug verpflichteten. Xavier reiste also schweren Herzens weiter nach des heiligen Thomas Grab (Mylapore bei Madras), und suchte dort, ein Schiff nach Malakka zu bekommen.
Seine bekehrten Paraver übergab er der Fürsorge seines Ordensgenossen Mansilla, der mit einem spanischen und drei malabarischen Priestern den Dienst auf der Fischerküste versehen solle. Er selbst sei hier nicht mehr nötig. Mansilla möge nun mit den Geldmitteln, die der freigebige Cruz spende, Schulen errichten, die Kinder unausgesetzt in den Grundlehren des Glaubens unterrichten und dazu von Dorf zu Dorf reisen. Über die malabarischen Geistlichen habe er genaue Aufsicht zu führen, daß sie nicht in Unkeuschheit fallen; sündigen sie, so möge er sie rasch und streng züchtigen. Er besuchte sodann Malakka und die Molukken, wo er erfahren durfte, daß an einzelnen Portugiesen sein selbstverleugnendes Beispiel nicht verloren ging. Im Januar 1548 finden wir ihn wieder in Kochi, wo bereits von Wundern, die er bewirkt haben sollte, geredet wird. Von hier schreibt er den Vätern seiner Gesellschaft in Travankor: Glaubt mir, alles, was wir an Indern zu tun vermögen, beschränkt sich auf zwei Stücke: wir müssen Kinder taufen und sie unterweisen, sobald sie dafür empfänglich sind. Tut nun das aufs fleißigste, jenes, indem ihr selbst herumzieht, dieses durch geschickte Kanakkapillas, die ihr durch Examinationen der Kinder bei euren Besuchen in Atem erhaltet. Seid treu im Dienst der Armen und Kranken, stiftet allenthalben Frieden. Die, welche Götzenbilder machen, straft mit Verbannung. Vor den Portugiesen aber dürft ihr eure Christen nie tadeln, sucht da vielmehr sie zu entschuldigen und zu loben; im übrigen laßt euch angelegen sein, mit den Portugiesen gut auszukommen und namentlich den Statthalter günstig zu stimmen.
Den König aber bittet er (20. Januar 1548): Jeden Vizekönig und Gouverneur, welcher für die Mission nicht tätig gewesen sei, nach seiner Rückkehr in die Heimat mit Gütereinziehung und langjährigem Gefängnis zu strafen. »Denn nicht wir, sie haben die Gelegenheit, Christen zu machen, und sie sollen sie benützen. Wenn nämlich bei der Ausbreitung des Glaubens das Ansehen des Königs oder seiner Statthalter uns im Stiche läßt, so ist alle Mühe vergebens. Glaubt es mir, der ich es mehr als zur Genüge erfahren habe. Laßt sie wissen, daß der einzige Weg, Eure Gunst zu erlangen, darin besteht, so viel Christen als möglich zu machen. Wenn Ihr das gelobt, so werden viele Könige Malabars und das ganze Vorgebirg Komorin in einem Jahre sich bekehren. Der einzige Grund, warum nicht jedermann in Indien die Gottheit Christi anerkennt, liegt in dem Umstand, daß der Vizekönig, der diese Pflicht vernachlässigt, von Euch nicht gestraft wird.« Wie wird der gute Mann jetzt lächeln, wenn er sich noch an diesen Brief erinnert!
Ein anderes Schreiben an Ignatius von Loyola, den »Vater seiner Seele«, vom 14. Januar 1549 läßt tief in sein umgetriebenes Herz blicken. Er beschreibt darin die unglaubliche Abneigung der Inder gegen das portugiesische Christentum sowie die Unbe-

ständigkeit der Neubekehrten und klagt über die Schwierigkeiten der Sprachen. Übrigens seien die Inder so unwissend, daß den Missionaren nicht Wissenschaft, sondern allein Tugend not tue, namentlich Gehorsam, Demut, Beharrlichkeit, Geduld, Liebe, Keuschheit, auch Leibeskraft und Geschäftsklugheit. »Die christliche Religion wird uns, die wir hier sind, nicht überleben, daher Brüder nachgeschickt werden müssen. Mit den Studien der Seminaristen geht es langsam, unsere indischen Zöglinge passen nur, um die häuslichen Geschäfte zu verrichten. Weil nun die Eingeborenen das Christentum wie den Tod hassen, um der Sünden willen von Portugiesen begangen, geht alle unsere Arbeit darauf hin, diejenigen zu bewahren, die schon Christen geworden sind. Die Portugiesen behandeln die Bekehrten mit Verachtung und Bedrückung. Daher gehe ich fort nach Japan, wo es keine Mohammedaner, Juden und Christen gibt; drei japanische Zöglinge, die ich von Malakka mitgebracht habe, feuern mich zu diesem Versuche an. Wenn ich einmal deiner, Gesellschaft Jesu, vergesse, so werde auch meiner Rechten vergessen!«

Im April 1549 ist er dann nach Japan gefahren, wo er Menschen finden durfte, wie er sie im Grunde doch immer suchte: »Leute, die sich durch die Überzeugung, nicht wie in Indien durch bloße Aussicht auf Gewinn zu Christo führen lassen. Diese Japaner folgen dem natürlichen Lichte mehr als alle anderen Menschen.« Zwei Jahre hielt er sich dort auf, ohne doch die Landessprache zu erlernen, daher er äußerte, er selbst richte nichts aus, öffne aber doch den Weg für seine Nachfolger. Zu solchen empfahl er, beiläufig gesagt, Niederländer und Deutsche, weil sie abgehärteter seien als die südeuropäischen Missionare.

Im Januar 1552 landete er wieder in Kochi, wo er wenig Freude, nur Händel und Verwirrung vorfand. Daher bat er Loyola, die nach Indien ausgehenden Brüder doch strenger zu prüfen, die Versuchung zur Weichlichkeit und Weltlust sei so groß. Bereits habe er zwei Brüder (? Morales und Gonzales) aus der Gesellschaft ausstoßen müssen, und er fürchte, noch mehrere werden zur Entlassung reif sein. Er meint, es seien schon viele in den Orden aufgenommen und werden es noch immer, die besser draußen bleiben; namentlich sei kein Mann von jüdischer Abstammung zuzulassen (wir hören da den Spanier von reinem Blute), oder der seine Begierden nicht zu zäumen wisse, all das auf die Gefahr hin, am Ende allein übrigzubleiben. Die von ihm Entlassenen verbot er jedem Bruder, wieder aufzunehmen oder auch nur zu beherbergen, und wenn der Vizekönig und ganz Indien Fürbitte für sie einlegen wollten. »Um alles sollen nur die Brüder in keine weltlichen Händel sich verstricken lassen!« (Ahnte er vielleicht, daß er selbst hierin schon zu viel getan habe?)

Nachdem er sodann Gaspar Barzäus zu seinem Stellvertreter in Goa ernannt, machte er sich (April 1552) auf die letzte Reise; mit zwei Gefährten will er China besuchen und erfährt, daß »der Teufel den Eingang in dieses Reich auf jede Weise zu verhindern trachtet«. Wohl hätte er gewünscht, seinem Jesus noch länger zu dienen, doch ist ihm (13. November) diese Sehnsucht von der brennenden Begierde nach Seiner Gegenwart bereits verschlungen. Nach einem kurzen Fieber entschlief er [am] 2. Dezember 1552 in einer elenden Hütte auf der Insel Sam Tchao, indem er den Jüngern seines Ordens den Eintritt in das chinesische Reich als sein Legat hinterließ. Er starb zur rechten Zeit, denn Ignatius hatte schon den Brief geschrieben, der den Jünger bei seinem Gehorsamsgelübde beschwor, nach Europa zurückzukehren.

Gewiß ein innig frommer, grundredlicher Mann, so vielfach er auch in seinen Mitteln fehlgriff! Er war oft so ins Gebet vertieft, daß er mit dem Fuß an Steine stieß, oder auf die Knie fallen und ausrufen konnte: O Herr, genug, mehr als genug von Seelenwonne! Auch im Schlafe sollen ihm oft Gebetsseufzer entfahren sein: O Herr, o gütiger Jesus! O mein Schöpfer! – Die zehn Wunder aber, auf deren Grund er 1622 zum Heiligen erklärt wurde, sind nicht erwiesen (Totenerweckungen usw.), und einige derselben scheinen uns geradezu lächerlich. Was soll man auch davon halten, daß er beim Messelesen eine Elle hoch vom Boden aufgehoben wurde, oder daß er, der nie Tamil oder Japanisch erlernt zu haben bekennt, »eine Sprachengabe besaß, vermöge deren er so geläufig und elegant redete wie die Eingeborenen, und wenn Leute verschiedener Zungen seine Zuhörer waren, von ihnen verstanden wurde, als höre ihn jeder in seiner eigenen Sprache reden!« Es scheint, der Orden wollte nun einmal einen gefeierten »Apostel Indiens« haben, und es gelang ihm, den im Leben vielfach hart getadelten und scharf kritisierten Mann nach seinem Tode zum Mustermissionar

und Schutzheiligen der Glaubenssache zu stempeln.
Ein Theologe war er nicht. In seiner Christenlehre für die Molukken behauptet er z. B.: »Bei Annäherung des Weltendes werden alle noch lebenden Menschen sterben; auch die Vollkommenen müssen dann den Tod kosten und so mit den übrigen erweckt werden!« Von protestantischem Sauerteig ist bei ihm nichts zu verspüren, obgleich schon vielfach behauptet worden ist, er sei eben um desselben willen in die ferne Heidenmission geschickt worden. Uns will scheinen, daß seine Bibelkenntnis nie eine eingehende gewesen sein kann, daher die Ketzerei, von deren Schlingen ihn Ignatius auf der Pariser Universität errettet haben soll, mehr in Freigeisterei und Weltliebe als im Geschmack am Evangelium bestanden haben mag. Wohl lehrt er einmal ein schönes Gebet: »Wäge, o Herr, meine Sünden auf der Waage der Verdienste des Leidens und Todes meines Herrn Jesu Christi, und nicht meiner geringen und nichtswürdigen Verdienste ab, so werde ich von der Macht meines Feindes frei sein und zum Genusse der ewigen Freuden des Paradieses eingehen. Amen.« Darauf folgt dann aber ein Gebet zu der heiligen Jungfrau, als »der Hoffnung der Christen«, zu Michael, dem heiligen Schutzengel usw. Unter Vergebung der Sünde versteht er nur die priesterliche Absolution, welche den Büßenden die Gnade Gottes wieder eingießt; und »wenn die Heiligen statt unser leiden oder ihre vergangenen Leiden für uns aufopfern, so werden wir von Schuld und Strafe befreit.« Doch kommt er, wie sein Lehrer Ignatius, immer wieder auf die Liebe zurück, die uns zuerst geliebt und damit uns bewegt, zieht, treibt und entzündet, wieder zu lieben. Darum bleibe er uns wert mit allen seinen Mängeln!
Zwei Jahre nach seinem Tode schätzte Pater Brandon die Christen der Fischerküste auf 12 500, oder die der Malabarküste eingerechnet, auf 20 000. Sie haben ihr katholisches Christentum bis heute festgehalten, ohne aber auf ihre Nachbarn merklichen Einfluß auszuüben. Doch wird Xaviers Bild in der Nähe des Kaps Komorin auch von Heiden verehrt, welche die Kapelle den Tempel des großen Padre *(peria padri ambalam)* nennen.

Robert dei Nobili

Wer heute durch Indien fährt, begegnet vielerorts dem Namen Robert de Nobili. In Puna z.B. ist die bedeutendste katholische Hochschule in Indien nach ihm benannt, in Madurai, wo er am längsten wirkte, gibt es eine »de Nobili Press«, in der z.B. das »Tamil and English Dictionary« von Fabricius gedruckt wurde, und in Tirunelveli trägt ein College seinen Namen. Zu seinen Lebzeiten hatte er viele mächtige Gegner, die nicht einmal seinen Namen in den Mund nehmen wollten.
Robert de Nobili wurde im September 1577 in Montepulciano, Siena, in einem vornehmen Adelsgeschlecht geboren und starb am 16. Januar 1656 in Mylapore, Madras. Gundert verwendete für das sonst übliche »de« Nobili immer »dei« Nobili. Neben seinen Studien in Tamilnadu stützte sich Gundert auf die »India orientalis Christiana, von Paulinus a S. Barth. Rom. 1794«, die er während seines Heimaturlaubs 1846 in Stuttgart exzerpiert hatte. An neueren Untersuchungen zu Robert de Nobili ist zu nennen: S. Rajamanickam, *The First Oriental Scholar*, Tirunelveli 1972.
Robert de Nobili warf sich zunächst aufs Sanskrit und studierte die Veden. Die *Veden* – von der Wurzel *vid* (wissen) – sind ein Sammelbegriff für die älteste Literatur Indiens. Sie sind vierfach und bestehen aus dem *Rig-, Sama-, Yajur-* und *Atharva-Veda*, wobei letzterer nicht zu allen Zeiten und nicht von allen zum Kanon der heiligen Schriften gezählt wurde. Jeder Veda ist wiederum vierfach untergliedert in *Samhita, Brahmana, Aranyaka* und *Upanischad.* Die Samhita stellt die älteste Schicht dar. Auf sie berufen sich Brahmanas, Aranyakas und Upanischaden. Robert de Nobili wird nachgesagt, daß er einen vierten Veda, den christlichen, geschrieben hätte. Gundert bezweifelte dies.
Der Beitrag, den de Nobili zur indischen Theologie lieferte, wird mit dem Begriff *Adaptation* (Anpassung) umschrieben. Robert de Nobili wurde dem Hindu ein Hindu, im wahrsten Sinne des Wortes. Sein

Christentum war so indisch, so hinduistisch, daß ihn der Ortsgeistliche bei den Oberen in Goa verklagte. Daraus entspann sich ein für de Nobili lebenslanger Kampf und nach seinem Tod ein langer unerquicklicher Streit, obwohl Papst Gregor XV. de Nobilis Einführung indischer Sitten und Gewohnheiten wie das Stirnzeichen und den Zopf genehmigt hatte, allerdings unter dem Vorbehalt, daß diese Dinge nur von Priestern, nicht von Yogis oder Bhattas geweiht bzw. gesegnet werden dürften. Dazu ein paar Worte. Der Unterschied zwischen Yogi und Bhatta ist fließend. Die Bezeichnung *Yogi* leitet sich von der Wurzel *yuj* (anschirren, anspannen) her und bezeichnet die »Anschirrung« der Sinnesorgane z.B. an Gott. Yogi ist einer, der seine Sinne beherrscht, sie »angeschirrt« hat. *Bhatta* oder *Bhakta* leitet sich von *bhaj* (verehren) ab und bezeichnet den ergebenen, hingebungsvollen Gottesnachfolger – in Tamilnadu in der Regel einen Anhänger des Saiva Siddhanta, in dem die Lehre von der Gnade Gottes und der Liebe eine entscheidende Rolle spielt (vgl. G.U. Pope, *The Tiruvacagam*, Madras 1970 (1900), insbesondere die Einleitung).
De Nobilis bekannteste Werke sind: *Gnanopadesam* (Geistliche Lehre), Ambalacatou 1673; *Attuma Nirunayam* (Über die Seele), Madras 1889; und *Agnana Nivaranam* (Gegen Unwissenheit), Trichinopoly 1866.

Um dem Christentum, wie es an der Fischerküste fortvegetierte, nun auch am Hofe des Königs von Madurai, des Mutta Virappa Nayaken, Eingang zu verschaffen, hatte ein portugiesischer Prediger ums Jahr 1592 in der Hauptstadt selbst sich niedergelassen. Es war der eifrige Gonsalvo Fernandez, ein Mann von geringer Bildung. Allein er richtete nichts aus; kein Heide aus den höheren Kasten wollte Franke werden, was nach der ungeschickten Übersetzung des Katechismus für gleichbedeutend mit Christwerden galt. Franke bedeutete einmal für die Hindus einen unwissenschaftlichen Menschen, der Ochsenfleisch ißt, Branntwein trinkt und mit Parayern sich abgibt. Es war natürlich, daß die höheren Geschlechter kein Bedürfnis in sich fühlten, in einen anderen Stamm *(kulam)* sich aufnehmen zu lassen, am wenigsten in den durch so viele Gewohnheiten für sie abstoßenden Frankenstamm. Aber auch die Parayer wollten sich nicht unterrichten lassen; Fernandez' Predigt blieb unfruchtbar.
Als nun im Dezember 1606 der Provinzial von Malabar, A. Laerzio, diese Mission in Gesellschaft des hochgeborenen Römers Robert dei Nobili besuchte, der drei Jahre zuvor in Indien gelandet war, stand diesem das Vorbild eines Paulus vor Augen, der allen alles wurde, und mit hochherzigem Entschluß sprach er es aus: Ich will ein Hindu werden, um die Hindus selig zu machen! Ja, er gelobte Gott, bis zu seinem letzten Atemzug als heiliger Büßer zu leben.
Sobald die Genehmigung des Erzbischofs von Cranganur eingeholt war, stellte Nobili sich den Brahmanen als ein *Sanyasi*, »Weltentsager«, vor, der weder Franke noch Portugiese sei, sondern ein Raja von Rom. Er kleidete sich in das rotgelbe Büßergewand und lernte (an einem Nagel zwischen den Zehen, weil das Leder den Reinen ein Greuel ist) die beschwerliche Holzsohle nachschleppen. An seiner Brahmanenschnur, aus drei Gold- und zwei Silberfäden bestehend, trug er ein Kreuz und wußte diese Symbole alle in der Gelehrtensprache, dem höheren Tamil, geistlich zu deuten. Bedient war er ausschließlich von Brahmanen, die ihm einmal des Tags Reis, Milch und Gemüse brachten.
Mit dem portugiesischen Missionar Fernandez unterhielt er nunmehr keinerlei Gemeinschaft; er hielt sich irgendwo im Brahmanenquartier der Hauptstadt verborgen, ging nie aus und mied alle Gesellschaft. Eben damit lockte er sie an; jedermann wollte den neuen Sanyasi sehen. Allein den Besuchern wurde entgegnet: Der Vater betet, er studiert, er sinnt über das göttliche Gesetz usw. Vielleicht erst das drittemal wurde der hartnäckige Besuch eingelassen und traf dann einen in Nachdenken versunkenen Mann von imponierender Gestalt, auf rotem Teppich niedergekauert, der mit gefalteten Händen begrüßt werden mußte. Wer aber sein Schüler werden will, hebt dreimal die Hände über das Haupt, wirft sich dann auf den Boden und wagt nur stehend mit dem Lehrer zu sprechen.
Gern hätte der König den Wundermann gesehen; allein dieser hielt es noch nicht für zeitgemäß, sich vorzustellen – er hatte noch gar viel zu lernen – und ließ sich bei der Majestät entschuldigen: Einmal sei er in geistliche Betrachtung vertieft, und dann vermeide er die Straßen, um sich nicht durch den Anblick von Weibern zu verunreinigen.
Schon aber meldet sich ein Guru, ein Philosoph,

an, um über den Weg des Heils zu disputieren. Zwanzig Tage lang währt der Wortkampf, wohl vier bis fünf Stunden des Tags; mit philosphischem Scharfsinn wird über Schöpfer und Geschöpf, über den Lohn der Taten durch die Seelenwanderung usw. gestritten, bis endlich der Guru sich für überwunden bekennt, Unterricht in der christlichen Lehre nachsucht und mit der Taufe den Namen (des Provinzials) Albert empfängt. Er wird nun selbst ein begeisterter Apostel der neuen Lehre und treibt gar viele Teufel aus, nachdem er sie erst noch genötigt hat, die Wahrheit der Christenlehre zu bezeugen.
Wunderbare Bekehrungen folgen, Krankheiten werden durch Weihwasser, Reliquien oder Auflegen des Evangeliums Johannis geheilt; schon das bloße Kreuzeszeichen wirkt die erstaunlichsten Kuren, und eine solche Kur bringt 20 Taufbewerber herbei. Am Thomastag 1608 allein werden neun Erwachsene getauft, und die Getauften verbreiten überall die neue Lehre, erwehren sich allerlei heidnischer Zumutungen und sind bereit, für die Wahrheit des Christentums Gottesurteile (wie durch siedendes Öl) zu bestehen. Schon sendet der neue *Muni* (»Heilige«) Boten und Briefe an große Herren in der Ferne und in der Nähe und fordert sie auf, endlich den wahren Heilsweg einzuschlagen, den er sie lehren wolle.
Wie verhält sich aber das Heidentum gegenüber diesem Angriff? Schon im Dezember 1608 bricht der erste Sturm los. Nobili wurde angeklagt, die drei Hauptgötter zu leugnen, anderen Gurus ihre Schüler zu entziehen, durch seine Gegenwart den Regen abzuhalten usw. Namentlich aber hieß es, er sei gewiß ein Franke oder Türke; habe man ihn doch früher in Schwarz gekleidet gesehen, und jetzt wage er, sich von Brahmanen bedienen zu lassen und erfreche sich, ihre heiligen Bücher zu studieren! Man müsse seinen Brahmanen den Zopf abschneiden, die Schnur abnehmen und die Augen ausreißen. Ein panischer Schrecken kam über die brahmanischen Köche, sie wollten kein einziges Mahl mehr für Nobili bereiten, sondern flohen bestürzt; während auch die neuen Christen, mit Schimpfwörtern wie Frankensklave usw. überhäuft, allen Mut verloren und Padre Fernandez sich nachts herbeischlich, um Nobili zur Flucht zu raten.
Dieser aber erkannte richtig, daß damit sein Werk der Vernichtung preisgegeben wäre, entschloß sich daher zu bleiben und wußte einen der Staatsräte (den *Ermekatti*) so für sich zu gewinnen, daß dieser ihm Ruhe vor seinen Feinden verschaffte. Indessen hatte sich (Februar 1609) der Brahmane, der Robert im Sanskrit unterrichtete, vor einer Versammlung von 800 Brahmanen zu verteidigen. Er führte seine Sache mit großer Gewandtheit. Wenn man nämlich behaupte, der Sanyasi sei weiß und darum ein Franke, so lasse sich ebensogut vom Ankläger sagen, derselbe sei schwarz und darum ein Parayer. Vielmehr gebe es unter den Weißen auch verschiedene Kasten, nicht bloß Franken und Türken. Zu behaupten, daß das Gangeswasser für sich allein nicht reinige, sei keine Ketzerei; ohne Gotteserkenntnis und Andacht wirke es nichts usw. Man sieht übrigens, daß aller Scharfsinn aufgeboten werden mußte, um dieser Anklage zu begegnen; Nobili dankte Gott, daß Er der Sache eine so glückliche Wendung gegeben habe, freilich ohne zu fühlen, daß im Fortschritt der gewagten Unternehmung der letzte Rest von Taubeneinfalt der auf die Spitze getriebenen Schlangenklugheit zum Opfer fallen müsse.
Das Heidentum durchdringt nämlich alle Verhältnisse des Lebens in solchem Grade, daß für immer neue Schwierigkeiten Rat geschafft werden mußte. Im Januar z. B. feiert man das Fest des *Pongal* oder Reissiedens. Die Christen wären unglücklich gewesen, wenn sie sich davon hätten ausschließen müssen; also erlaubt ihnen Nobili, ihre Milch mit Reis am Fuße eines Kreuzes zu sieden. Das Bestreichen der Stirne mit heiliger Asche hat er zuerst verboten; aber die Unterlassung macht Rumor; er sieht sich also genötigt, Sandalpulver mit einer Formel zu weihen, die ihm der Erzbischof aufsetzt. Sein brahmanischer Lehrer will getauft werden und zerreißt seine Brahmanenschnur; Nobili weiht ihm eine andere und hängt ein kleines Kreuz daran, um zuerst zu sehen, wie die Änderung aufgenommen wird. Und vieles, ach so gar vieles muß ganz insgeheim geschehen. Brahmanen schreiben die Vedas nicht, sondern lernen zehn bis zwölf Jahre daran, sie dem Gedächtnis einzuprägen; Nobilis Lehrer aber schreibt sie insgeheim für ihn nieder. »Die Sache ist gefährlich, aber unumgänglich nötig, denn – von der Kenntnis dieser Geheimnisse hängt die Bekehrung der Heiden ab!« Am Pfingsttag 1609 (7. Juni) taufte er dann diesen Brahmanen (Devadatta), den zuletzt ein Traum überzeugt hatte.

Nun erfordert aber die Ausdehnung, welche das Werk gewinnt, daß Nobili nicht allein gelassen werde. Neue Schwierigkeit! Denn wo ist der passende Mann zu finden, voll Liebe und Selbstverleugnung, der in allem sich zu der Lebensweise des Sanyasi bequeme? »Er wird Jahre daran zu lernen haben, und doch beruht auf diesen Kleinigkeiten die ganze Hoffnung dieser Mission; nach meinem Tode läßt sich die nötige Masse von Kenntnissen vielleicht nicht mehr erwerben.«

Es ist nun lehrreich zu sehen, wie im Jahr 1609 dieser Gehilfe herbeigeschafft wird. Nobili schickt zwei Bekehrte nach Kochi, welche in das ganze Geheimnis eingeweiht sind und also an der verschiedenen Lebensweise der dortigen Jesuiten sich nicht stoßen werden. Im Gegenteil verspricht er sich von ihrem Besuch eine Erweiterung ihrer Anschauungen: sie werden die syrischen Christen (die damals mit Rom uniert waren) in ihrer eigentümlichen Lebensart beobachten und daraus weiter schließen, daß man Christ werden könne, ohne portugiesisch zu leben. »So wird jenes Vorurteil, durch welches der Teufel die Bekehrung dieser Völker unmöglich zu machen suchte, als ob man mit der Annahme des Christentums seiner Kaste, seinem Adel, seinen Bräuchen entsage, immer entschiedener widerlegt.«

Wirklich war es ein hoher Genuß für die beiden Tamilchristen, die Pracht der Kirche in Kochi zu sehen und dann bei dem Erzbischof in Angamali einen tieferen Blick in das Leben der hochadeligen syrischen Christen zu werfen. Als der Erzbischof sie firmelte und ihnen erklärte, der Backenstreich, den er ihnen gegeben, bedeute, daß sie um des Glaubens willen auch Schmach auf sich nehmen müßten, antworteten sie entschlossen: »Ja sogar den Tod, und das mit Freuden.« Beladen mit Medaillen, Rosenkränzen und Bildern kehrten sie nach Madurai zurück und stärkten dort den Glauben der übrigen Bekehrten.

Ein Vater Leitaõ folgte ihnen bald auf dem Fuße nach, gekleidet in die Tracht des *Ayer*. So hieß man nun allgemein den römischen Sanyasi; der Name bedeutet einen Göttlichen oder Brahmanen, und er ist seither in der Tamil-Christenheit der Titel jedes Missionars, auch der protestantischen Kirchen, geworden! In der ersten Aufregung fand Leitaõ die beschwerliche Reise über die Berge unter den Regengüssen des August eine leichte Aufgabe. In Madurai wurde er mit hoher Freude empfangen; übrigens dauerte sie nicht lange, da sich bald herausstellte, daß er die Entbehrungen des Büßerlebens nicht fortsetzen konnte. Im September zwar schrieb er, er möchte dieses Leben gegen alles Gold der Welt nicht austauschen, wenn es ihn auch etliche Tage gekostet habe, bis er ohne Ekel mit den Fingern habe essen können, was der Brahmanenkoch aufgetragen; die Neubekehrten seien wahre Engel; der getaufte Brahmane Devadatta namentlich zeige sich bereit, Zopf und Schnur, Augen und Kaste, ja das Leben sich nehmen zu lassen, so dankbar sei er für den wahren Glauben, und erkläre offen, wie im Gesetz der Brahmanen keine Wahrheit zu finden sei usw. Allein nach neun Monaten verließ Leitaõ die Station, da er sich weder an die harte Lebensweise zu gewöhnen noch das vom Dialekt der Westküste sehr abweichende Hochtamil zu bewältigen vermochte. Es zeigte sich klar, daß dieses System eine Reihenfolge außerordentlicher Männer, wie Nobili unzweifelhaft einer war, zu seinem Gelingen in Anspruch nehme. Wird sich auf eine solche rechnen lassen?

Eine neue Schwierigkeit erhob sich, als der Ayer eine größere Kirche zu bauen beschloß. Zwar der Staatsrat Ermekatti schenkte dazu einen geeigneten Platz, aber der erste Brahmane des Soccanaden-(Siva-)Tempels sprach denselben als zur Pagode gehörig an und rief laut auf den Straßen, der Ayer sei ein gemeiner Franke, der mit dem Frankenpadre (Fernandez) zusammen gewohnt und gegessen habe. Es war das eine »unglückliche« Tatsache, welche Nobili nicht wegleugnen konnte: Er war einmal im schwarzen Priesterrock hergekommen und hatte im Frankenhause logiert. Nobili behandelte den Gegner mit hoher Verachtung: »Beweiset, daß ich ein Franke bin, so will ich mir die Augen ausreißen lassen. Aber nehmt Euch in acht! Wenn Ihr den Beweis nicht führen könnt, wird man Euch die Augen ausreißen.« In der Stille aber beschwichtigte er den Hohenpriester mit einer Geldsumme und erhielt von ihm die Zusage unverbrüchlicher Freundschaft. –

Neue Gefahren erhoben sich von einer anderen Seite. Ein Fischerchrist, ob nun von seiner Eitelkeit gestachelt oder von den Brahmanen gewonnen, nahte sich geheimnisvoll einigen Neugetauften von Nobilis Gemeinde und vertraute ihnen im Stillen an, wie der Ayer sie, die Nichtsahnenden, durch die Taufe um ihre Kaste gebracht und in die Gemeinschaft der Parangi und Paraver aufgenom-

men habe, indem der Ayer selbst ein Franke sei. Das Herz wollte ihnen fast darüber brechen, 14 Erwachsene blieben alsbald von der Kirche weg. Umsonst ließ sie der Ayer rufen. Mit Mühe konnten sie bewogen werden, bis an die äußere Türe des Pfarrhauses zu kommen, ohne jedoch in den Hof zu treten. Sie erklärten mit lauter Stimme, das Christentum sei ihnen eine willkommene Lehre, aber eher wollten sie sterben, als zur Kaste der Franken gehören. Darauf verfaßte Nobili eine Erklärung, worin er mit den höchsten Eidschwüren beteuerte, er sei weder Franke (Portugiese) noch mit dieser Kaste verbunden. Das Gesetz, das er bringe, verlange von niemand, daß er seine Kaste aufgebe oder etwas tue, das seiner Kastenehre zu nahe trete. Es sei dasselbe Gesetz, welches früher heilige Büßer in diesen Landen verkündigt haben, ein Gesetz, das freilich allen Klassen gelte und von allen verlange, daß sie an den einigen Gott und an Seinen Sohn glauben. Ein Palmblatt mit dieser feierlichen Erklärung heftete er an einen großen Baum vor seinem Hause und lud Heiden und Christen ein, es aufmerksam zu lesen.

Die Christen scheinen dadurch beruhigt worden zu sein. Aber nun wurde der Brahmane Devadatta, weil er sich nicht mehr an den Opfern beteiligte, von den Gastmählern der Brahmanen ausgeschlossen. Lange Disputationen der Brahmanen mit Nobili folgten, in welchen letzterer endlich soweit den Sieg davontrug, daß man ihm glaubte, er sei kein Franke, und wer gegen diesen göttlichen Weisen rede, verdiene eine strenge Bestrafung. Devadatta wurde nicht weiter verfolgt. Und Nobili konnte schon daran denken, mit der Zeit Sanskrit-Vorlesungen über die indische Philosophie zu halten, wodurch er den 10 000 brahmanischen Studenten des berühmten Kollegiums von Madurai nähergerückt wäre. Allein er fand seine Kenntnis der Sprache vorerst noch ungenügend für eine so große Aufgabe. Doch hieß er nun schon der *Tatvabodhaka-swami* (»Wesenheits-lehrfürst«).

Antonio Vico, Professor der Theologie in Kochi, hatte sich (September 1610) aufgemacht, das Los seines Jugendfreundes Nobili zu teilen. Er hatte bald von neuen Verfolgungen zu berichten, indem auch Ermekatti sich gegen die Europäer einnehmen ließ. Alles drehte sich um die Kastenfrage. Etliche Christen fielen ab, andere schworen: Gesetzt auch, der Ayer wäre ein Franke, seine Lehre bliebe darum doch die Wahrheit, und keine Macht der Welt soll uns von der Kirche abhalten, in der wir das Heil gefunden haben. Nobili wußte durch seine Festigkeit und Vorsicht den Sturm zu beschwören; einem groben Brahmanen, der ihn duzte und mit Ohrfeigen drohte, begegnete er mit solcher Geduld, daß dieser sich für besiegt erklärte. Und neue Wunder mehrten wiederum die Zahl der Täuflinge.

Vico, der im Hochtamil bedeutende Fortschritte machte, sollte nun die Pflege der Stadtgemeinde übernehmen, während Nobili seine apostolischen Wanderungen antrat. Da kam eine neue Prüfung über das eigentümliche Missionswerk, das diesem originellen Geiste seinen Ursprung verdankte, und verurteilte es zu längerem Stillstand.

Der Pater Fernandez erhielt von seinen Fischerchristen wie von den Heiden allerhand beunruhigende Nachrichten über die Anbequemungen, durch welche der gelehrte Missionar das Evangelium den höheren Kasten zu empfehlen suchte. Die einfältigen Leute wußten sich vieles nicht zurechtzulegen, sie konnten die von Nobili gewählten Sanskritworte jedenfalls nicht verstehen, fühlten es aber tief, daß diese neue Christengemeinde sich ihnen nur gar nicht nähere. Fernandez faßte darüber einen weitläufigen Bericht ab, der bei dem Provinzial Perez, Laerzios Nachfolger, sowie bei den Padres in Kochi schon darum tief einschnitt, weil ihr portugiesischer Stolz durch Nobilis geringschätzige Ansicht vom Frankennamen und seine Lossagung von demselben verletzt war. Der jesuitische Erzbischof von Cranganur aber, Brito, selbst ein Portugiese, nahm Nobili unter seinen Schutz und erklärte, derselbe habe jeden Schritt nach seinen Weisungen getan. Nobili wurde nach Kochi berufen, wo er vor den versammelten Vätern sein System zu fast allgemeiner Befriedigung rechtfertigen konnte. Obgleich in Goa die Stimmung sich entschiedener gegen ihn aussprach, deckte ihn doch auch dort die Billigung des Metropoliten, des erfahrenen Dominikaners Alexis Menezes, der zwar 1599 in Malabar bekehrten Brahmanen das Tragen ihrer Schnur verboten hatte, nun aber sich unbedenklich dahin aussprach: Wenn es sich um das Heil einer Seele handelte, würde ich mich nicht fürchten, 600 Brahmanenschnüre zu tragen.

Aber Fernandez fuhr fort zu schüren; der Visitator der Provinz, N. Pimenta, und die Inquisitoren standen zu ihm; in Rom wurde Nobili als Erfinder einer neuen Mischreligion verdächtigt, und Kardi-

nal Bellarmin beschwor den geliebten Vetter mit Tränen, um der Gesellschaft, der Kirche und der eigenen Seele willen von seinem »falschen Wege« zurückzukehren: Indem er den Hochmut der Brahmanen nachahme, streite er wider die Demut Jesu Christi. Einen ähnlichen Brief schrieb ihm der General der Gesellschaft, Claud. Aquaviva.
Nobili hatte sich bisher in seinen übermenschlichen Entbehrungen und Kämpfen von der Liebe seiner Brüder getragen gefühlt. Auf einmal sah er sich von allen verlassen. Er wirft sich mit den Briefen vor dem Kruzifix nieder, prüft noch einmal seinen ganzen Gang und findet, daß er nur zur Ehre Gottes und zum Heile möglichst vieler Seelen denselben gewählt habe. Er kann also nicht Buße tun, bescheidet sich aber, keinen neuen Taufkandidaten anzunehmen, seine Missionsreisen aufzugeben und sich auf die Pflege der gewonnenen Christen zu beschränken. Das geschah im Jahr 1613.
Gern wäre Nobili nach Goa gereist, um sich zu verteidigen, aber der Visitator erlaubte es ihm nicht. Auf seine Vorstellungen nach Rom antwortete ihm zuerst Bellarmin (1615), dann auch der General (1616) in einer Weise, die zeigte, daß sie im allgemeinen zufriedengestellt waren; allein der neue Primas von Indien war ihm entschieden feindlich, und sein Visitator Palmerio haßte ihn dergestalt, daß er nicht einmal seinen Namen aussprechen mochte. Auch ein bekehrter Brahmane, Bonifacio, fiel von dem Missionar ab und zeugte gegen ihn. Wie Nobili selbst seine Lage ansah, sollte er, ähnlich seinem Vorbild, dem Apostel Paulus, durch gute Gerüchte und böse Gerüchte gehen, und er nahm die Prüfung mit Freuden auf, sei's, daß damit ein Teil seiner früheren Sünden abgebüßt werden sollte, oder daß er dem Leiden Christi, das er predige, ähnlicher werde.
Dem Bericht, den er über sein ganzes Verfahren aufsetzte, entnehmen wir einige Hauptpunkte. Man hatte ihm die Ehrennamen vorgeworfen, die er sich beilegte. Da sucht er nun zu beweisen, daß er sich mit Recht Guru oder Ayer, Sanyasi und Raja nannte; die Gründe für solche Titulaturen liegen jedenfalls nicht im Stolz. Ebensowenig rühre es von diesem her, wenn er seine Mitarbeiter zunächst als bloße Jünger aufgenommen habe. Bei ihrer Unbekanntschaft mit der Sprache und den Gebräuchen habe er sie nur durch eine solche Stellung allerhand Zumutungen, denen sie noch nicht gewachsen gewesen wären, zu überheben vermocht.
Schwächer fällt der Beweis aus, daß *Parangi* (vom arabischen und persischen *Farangi*, »Franke«) gar nicht Europäer oder Portugiese bedeute. Es sei ein Schimpfwort, das besonders den Mischlingen gegeben werde und alle mögliche Gemeinheit bedeute, wie man denn den Parangi nachsage, sie essen Kinder in Butter geröstet usw. Daß der Haß der Mohammedaner den Christen alle möglichen Laster aufbürdete, war ja natürlich, aber Nobili hätte anerkennen sollen, daß einmal im Orient der Europäer und besonders der Portugiese Franke heiße. Dagegen wehrt er sich mit vollem Rechte gegen die kindische Übersetzung der Frage im Katechismus: Willst du Christ werden? Woraus die portugiesischen Missionare gemacht hatten: Willst du dich zum Frankenstamm halten? *(parangi kulam pidikka.)*
Eine Trennung der Kircheneinheit, verwahrt er sich feierlich, sei nicht in seinem Sinn gelegen. Er habe aus Leuten, die sich nie der früher bestehenden Gemeinde angeschlossen hätten, eine neue gesammelt. Das stimme aber mit dem bisherigen Brauch. Denn die *Kareiyar*-Christen (aus einer Kaste von Bootleuten) werden auch in die Kirchen der *Paraver* (Fischer) nicht aufgenommen, noch die *Pulayer* (Reissklaven) von Malabar in die der dortigen Fischer (*Mukver*). Sogar in Europa bestehe wenigstens ein Unterschied der Plätze in den Kirchen.
Nobili rechtfertigt dann die von ihm eingeführten Kunstausdrücke, daß er z. B. für Himmel nicht mehr *svargam* brauche, weil das bei den Heiden ein sehr fleischliches Paradies bedeute. »Ist es doch dahin gekommen, daß sich unsere Fischer-Christen von einem heidnischen Dichter eine Ode zum Preis der Himmelsfreuden aufsetzen ließen, die sie noch mit Begeisterung singen, obwohl darin Scharen von Freudenmädchen figurieren. Da keiner unserer Väter die Tamilverse versteht, ist das Lied bis heute unkorrigiert geblieben!« Für Beichte galt vor Nobili nur das portugiesische *confessar*, für Geist *spiritu*, für Kirche *igreja* usw. Mit großem Ernst beansprucht er für jedes Volk ein Eingehen der christlichen Theologie in seine Sprache.
Was sodann die heidnischen Gewohnheiten betrifft, beruft er sich auf seinen liebsten Gewährsmann, Thomas von Aquino, für die Behauptung, daß nicht alle Handlungen der Heiden böse seien. Ihm scheint es eine leichte Sache, bürgerliche Bräuche von den religiösen zu scheiden. So könne man

den Zopf (*cudumi*), der durch seine verschiedene Stellung die Kaste bezeichne, wohl unangetastet lassen; ebenso die Brahmanenschnur, über deren Bedeutung die ununterrichteten Brahmanen von Goa die Väter irregeführt haben, wie von dem Primas Indiens, Menezes, anerkannt worden sei. Eine Stirne ohne Zeichen sei für den Inder etwas Erniedrigendes, etwa wie wenn man in Europa barfuß vor einen König trete; die Stirne müsse daher durchaus geschmückt werden, nur nicht mit den Abzeichen der Götzen. Er selbst trage ein Quadrat von Sandelpulver auf der Stirne, weil diese Figur den Doktor bezeichne; den Christen habe er das ovalrunde Zeichen (*tilakam*) erlaubt, wozu der Erzbischof selbst die Weiheformel bestimmt habe. Den Waschungen habe er nie ein besonderes Verdienst zugeschrieben, obgleich er allerdings, wie seine Christen, vor jedem Essen bade. Aberglaube könne sich an alles mögliche hängen; so suche man denn, ihn abzustreifen, zum Heile so vieler Seelen, aber schütte nicht das Kind mit dem Bade aus! Wie frei habe doch von Anfang an die Kirche geschaltet, da sie so viele heidnische Bräuche wie die Neujahrsfeier u. a. nach einigem Schwanken adoptiert und geheiligt habe! Des heiligen Gregors Weisungen an den Apostel der Angelsachsen boten dafür schlagende Beispiele.

»Wenn nun in vorigen Zeiten die heilige Kirche weislich vermieden hat, die Bekehrung der Heiden zu erschweren, sollen wir ihnen schon zum ersten Eintritt in die Kirche die allerheroischste Opfertat zumuten, daß sie ihren Adel, ihre Ehre, ihre ganze bürgerliche Stellung dahingeben und Heloten, Auswürflinge werden? Und all das um einiger auf Vorurteilen beruhenden Skrupel willen? Ich gestehe, daß ich meine, wir sollten uns einen etwas gewichtigeren Skrupel machen, ob wir nämlich nicht mit unsern übertrieben strengen Anforderungen die Bekehrung von Millionen Seelen verhindern, die auch durch das Blut Jesu Christi erkauft sind?«

Antonio Vico schloß sich in seinem Bericht ganz der Ausführung seines Vorgängers an, nur fügte er noch bei, was dieser aus Bescheidenheit unterlassen hatte, nämlich den Beweis der Güte des Baums aus seinen Früchten. Eine solche Kenntnis des Sanskrit, Tamil und Telugu, wie Nobili sie erreicht habe, lasse sich nur aus einer übernatürlichen Gnadengabe erklären, und die wunderbaren Erfolge der Mission schließen alle Gedanken an etwas Gemachtes von selbst aus.

Nobili wurde nach Goa zur Verantwortung berufen. Der Erzbischof von Cranganur begleitete ihn. Palmerio, der obenerwähnte Visitator, wollte den Gruß des Missionars zuerst gar nicht annehmen; doch als er dessen Bericht gelesen hatte, war er wie umgewandelt und übernahm selbst die Verteidigung der bedrohten Mission. Auch auf andere Väter machte dieser Aufsatz großen Eindruck; gar keinen aber auf den Primas, der alsbald die Synode in seinen Palast zusammenberief, alle Diskussionen abschnitt und die Neuerungen von Madurai als »Anstoß erregende« verurteilte.

»Ohne solche Schonung«, erklärte Nobili, »wird sich kein Hindu bekehren.« Darauf erwiderte ein Doktor: »Um so schlimmer für die Heiden; wenn sie sich selbst verdammen, so ist das ihre Sache.« – Ein anderer meinte: »Wer kann auch ein Leben führen, wie es die Madura-Mission erheischen würde? Das ginge ja über alles, was die menschliche Natur vermag!« Nobili aber hoffte, Gott werde immer solche Männer zu finden wissen, welchen Seine Gnade ein Vergnügen daraus mache. – Noch einer spottete: »Hat wohl Christus Ihr Kleid getragen?« – Nobili: »So wenig wie das Ihre.« – Ein anderer fragte, ob der Ayer mit seinen Absonderlichkeiten ein Bistum zu erjagen hoffe? Damit kam er schlecht an. Nobili konnte mit Wahrheit sagen: Eben um solchen Ehrenstellen zu entgehen, sei er von Rom nach Indien gekommen; er überlasse es andern, sie zu suchen. Er wußte nicht, daß er mit diesen Worten den Primas selbst an einer wunden Stelle aufs tiefste verletzt hatte. Und nun hagelte es Schimpfwörter und Schmähungen auf den armen Missionar.

Der Inquisitor Almeida, der Erzbischof von Cranganur, der Visitator Palmerio bekannten sich zu ihm, wie auch die übrigen Jesuiten. Das hinderte aber den Erzbischof nur an der schon beschlossenen Verdammung des Verhörten, ohne daß sich seine Stimmung im mindesten gebessert hätte. Sogar in seinen Predigten zog er unbarmherzig gegen Nobili und die Madura-Mission los. Er beschloß nun, den sichersten Weg zur Vernichtung des neuen Unternehmens einzuschlagen, indem er die Akten mit der gewöhnlichen Schiffsgelegenheit über Lissabon nach Rom sandte, dagegen einen seiner Priester insgeheim auf dem Landwege dahin abschickte, damit er die Kardinäle im voraus gegen den Missionar einnehme. Natürlich blieb die Sache nicht so verborgen, daß nicht Nobili und seine

Freunde davon gleichfalls Wind bekommen hätten, daher auch sie das Ihrige taten, die Intrigen des Erzbischofs zu vereiteln. Ein neuer Bericht wurde aufgesetzt, verstärkt durch ein Zeugnis von 108 Brahmanen, daß es mit Nobilis Behauptungen von den rein bürgerlichen Eigenschaften der Kastenabzeichen seine Richtigkeit habe.

Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte Nobili zu seiner Gemeinde zurück und hatte die Befriedigung, den abgefallenen Exbrahmanen Bonifacio reuig und weich zu finden, wie denn derselbe selbst auch nach Kochi reiste, um alle früheren Zeugnisse gegen Nobili zurückzunehmen. Am 31. Januar 1623 entschied Papst Gregor XV. zugunsten der Beibehaltung von Stirnzeichen, Brahmanenschnur, Zopf, Waschungen usw., nur mit dem Vorbehalt, daß kein Aberglaube damit verbunden werden dürfe, indem namentlich Zopf und Schnur nicht von Yogis, Bhattas und anderen Heiden, sondern vom katholischen Priester mit Weihwasser und bischöflich gebilligten Gebetsformeln geweiht werden sollen. Der Papst stützte sich dabei besonders auf das eingehende Urteil des Großinquisitors F. Mascarenhas (Lissabon, 23. Januar 1621), welches diese Dinge für bürgerliche Rangzeichen (*politica stemmata et insignia, symbolum politicæ nobilitatis*) erklärt, als welche sie bei Brahmanen der verschiedensten religiösen Überzeugungen im Gebrauche seien, und die Zeugnisse Nobilis und seiner Freunde denen des Erzbischofs von Goa als eines bittern Feindes der Jesuiten und seiner verstimmten und unwissenden Mönche weit vorzieht. – Damit hat denn auch die katholische Kirche nur die Politik fortgesetzt, die ihrer ganzen europäischen Vergangenheit zugrunde liegt, wonach nämlich mit dem Heidentum weniger gebrochen als vielmehr ein Kompromiß geschlossen werden muß (*humanæ infirmitatis miserendo*, wie die Formel in der Bulle lautet).

Mittlerweile waren mehr als zehn Jahre vergangen, in welchen die Mission zum Stillstand verdammt war, wenn nicht geradezu Rückschritte eintraten. Der brahmanische Koch, der entlassen werden mußte, verriet (oder log) aus Rachedurst, daß Nobili auf Besuchen in Kochi sich schwarz kleide, Ochsenfleisch esse und Wein trinke, besonders aber, wie viel Gold von dort herüberkomme. Die Geschenke, welche allein solche Feinde entwaffnen konnten, verzehrten fast alle Mittel der Mission. Aber Nobili läßt sich durch nichts entmutigen. Er ist nie ratlos, findet immer neue Wege. Einmal ist der Schatzmeister des Königs so betrübt, daß trotz aller Opfer und Büßungen ihm kein Erbe geboren wird; da wendet er sich an Nobili. Dieser schreibt ihm auf ein Goldblättchen ein Amulett in Sanskrit, das der Minister seiner Gattin umhängen, und ein Gebet, das er selbst hersagen muß, und siehe – der Mann wird erhört und rühmt nun dem König und allen Großen die Herrlickeit der neuen Lehre. Oder ein hochgestellter Brahmane leidet an schauerlichen Geistererscheinungen, die sich durch keine Zeremonie beschwören lassen. Er wird an Nobili gewiesen und dieser erscheint, segnet seinen Palast ein, bindet allen Bewohnern desselben ein Goldblättchen mit einem biblischen Spruch an den Arm – und der Teufel weicht. Zum Dank verhängt dann der Brahmane eine schwere Strafe über einen der schlimmsten Verfolger.

In Madurai herrschte damals der größte aller Pandikönige, der durch seine großartigen Bauwerke berühmte Tirumala Nayaken, und zwar immer noch als Unterkönig des tiefgesunkenen Rayers, dem er wie die Könige von Thanjavur, Gingee usw. einen Tribut von 6–10 Millionen Franken jährlich zu zahlen hatte. Eine solche Abgabe wurde in Indien nie regelmäßig entrichtet; man wartete in den meisten Fällen, bis ein mächtiges Heer nahte, sie samt den Zinsen einzutreiben. Des Fürsten Vater hatte bereits angefangen, statt des Tributs bloße Geschenke zu schicken. Der Nayaker nun hatte wieder seine Barone, die von ihren Ländereien etwa die Hälfte des Ertrags ansprachen. Was sie so vom Schweiß der Bauern erpreßten, wurde in drei Teile geteilt, wovon der Nayaker einen erhielt, der Baron einen andern, während der dritte auf die Erhaltung des Truppenkontingents verwendet wurde. Ein solcher Baron war der Nayaker Ermekatti, dem das ganze Stadtviertel angehörte, in welchem Nobili wohnte. Er hatte außerdem noch große Domänen und mußte für den König ein Kontingent von 3000 Soldaten, 200 Reitern und 50 Elefanten unterhalten. So lange dieser Baron der Mission geneigt blieb, hatte sie von anderen Feinden wenig zu fürchten.

Der König führte nun den von seinem Vater bereits verfolgten Plan, sich vom Rayer, der nach Vellore gedrängt worden war und immer mehr aller Macht verlustig ging, unabhängig zu machen, vollends aus. Es war das eine für das Tamilvolk unheilbringende Politik, weil zur Bekriegung des Rayers auch

ein Bund mit dessen nördlichen Feinden, den mohammedanischen Fürsten, gehörte. Zu diesem Zweck verlegte er (1621) seinen Hof nach dem festen Tiruchirapalli, einst der nördlichen Grenzburg, jetzt der zweiten Stadt des Reiches. Viele Christen mußten ihm folgen, daher Madurai von seiner Bedeutung für die Mission nicht wenig verlor. Sobald nun Nobili sich von Rom aus gesichert wußte (es war im Juni 1623), beschloß er, dem Könige nach Tiruchirapalli zu folgen. Weil aber dort die kriegerische Luft samt allen Intrigen eines indischen Hofes vorherrschte, drang er noch weiter nordwärts und präsentierte sich in brahmanischem Pomp einem Lehensträger des Königs, dem Baron von Sendamangalam. So gute Aufnahme er aber auch dort fand, zog er doch vor, bei dem mächtigeren Lehnsfürsten von Selam (volle 60 Stunden von Madurai) sich zuerst niederzulassen, wo er 40 Tage im offenen Gasthaus, verschmäht und gemieden von allen Einwohnern, ausharrte, bis seine Festigkeit Eindruck machte und nun ein wahrer Zusammenlauf nach seiner Person und seinen wunderwirkenden Goldblättchen eintrat. Der Fürst ließ ihn rufen und veranstaltete eine Disputation über das Wesen der Seligkeit. Dieses suchten die Brahmanen in der Vernichtung der Persönlichkeit, Nobili aber gab dem Streit eine glückliche Wendung, indem er sich auf die allgemeine Erfahrung berief: »Was anders suchen alle Gottlosen als schließliche Vernichtung? Wie kann sie denn der Lohn der Tugend sein?« Der Fürst ehrte ihn mit seiner Freundschaft, und zum Dank befreite er jenen von den Ränken zweier Goldmacher, indem er sich selbst erbot, ihn die wahre Alchemie zu lehren, welche Kot ins feinste Gold zu verwandeln wisse, nämlich elende Sünder in vollkommene Bilder des Allmächtigen. Und bald folgten auch hier Bekehrungen.

Die nachhaltigste war wohl die eines gelehrten Pandaram von Parayer-Abkunft in Moramangalam (8 Stunden von Selam), der, durch einen Traktat Nobilis überzeugt, sein Lingam abwarf und mit Freuden sich taufen ließ. Das war im Jahr 1625. In kurzer Zeit hatte *Muttiudeyan* (»Erlösungsteilhaftiger«, so hieß er seit der Taufe) 80 Taufkandidaten herbeigezogen, meist Verwandte und Schüler, während Nobili bewiesen hatte, daß er nicht bloß die Hohen dieser Erde zu gewinnen trachte, sondern auch die Armen freundlich aufnehme. Dieser Neubekehrte aber wurde einer der standhaftesten Bekenner und Diener des Glaubens.

Auch in Tiruchirapalli organisierte Nobili eine Kirche, meistens aus Armen (1627). Übrigens widmet er sich ihnen nur insgeheim; denn das steht ihm fest, daß durch Nichtbeachtung der Kastenunterschiede der ganze mühsam aufgeführte Bau zusammenstürzen würde. Mit den Parayerchristen aber hatte man nun die liebe Not; denn energischeren Charakters als viele hochgestellte Hindus, begnügten sie sich nicht mit Abwerfen des Heidentums, sondern griffen dasselbe offen an und verspotteten die Götzen und ihre Verehrer oft sehr unvorsichtig. Nobili dagegen stützte sich in seinem milden Verfahren unter anderem auf 2. Mose 22,28: »Den Göttern sollst du nicht fluchen« (*Vulgata: Diis non detrahes*), indem er sich auf Baronius beruft, der ein direktes Vorgehen gegen den falschen Wahn der Heiden durch diese Stelle bekämpft sah. Vico und Martinez sind seine Mitarbeiter, denen er bald diesen, bald jenen Zweig des Werks anvertraut, bis Martinez als Portugiese mit der Superintendenz der ganzen Mission betraut wird. Nobili aber bleibt und darf nachgerade auch in Thanjavur und Karur Gemeinden erstehen sehen, während unter vielen Kämpfen das Feld allenthalben behauptet wird. Entsteht je und je eine Verfolgung, so fehlt es auch nicht an neuen Hilfsmitteln. Aber geeignete Mitarbeiter zu gewinnen, bleibt immer ein schweres Anliegen. Vico entschlief (Oktober 1638) nach 28jährigem treuem Wirken, und Nobili, fast erblindet in Folge der ununterbrochenen Strapazen und Mühen, begab sich nun nach Kochi, um für die Mission frische Kräfte zu gewinnen.

Hier brachte er wieder etwas Neues zustande. Während die Missionare der höhern Kasten fort und fort als brahmanische Büßer (*Brahma Sanyasi*) aufzutreten hätten, konnte für die Parayerchristen eine andere Klasse von Predigern eingeführt werden, die nach Art der gemeineren Sivapriester leben und deren Namen *Pandara-Swami* tragen sollten. Da Costa und Alvarez waren die ersten Jesuiten, die sich diesen Namen gefallen ließen; ein anderer Missionar, de Maya, schätzte sich glücklich, Nobili in seiner Eigenschaft als Brahma-Sanyasi nachzuahmen. Es verstand sich von selbst, daß diese beiden Klassen von Missionaren hinfort allen öffentlichen Umgang miteinander völlig aufgaben!

Bald nach ihrer Rückkehr ins Pandiland brach eine Verfolgung aus, welche Nobili und Maya 1640 ins Gefängnis von Madurai führte, während Martinez

in Tiruchirapalli sogar in Ketten gelegt wurde. Kirchen und Missionshäuser wurden geplündert und von den Heiden besetzt. Zu gleicher Zeit aber reisten die neuen Pandara-Swamis frei im Lande herum und gewannen Seelen aus den höheren und niederen Kasten. Wiederholt treffen sie auf nachdenkliche Personen, die schon als Heiden die Nichtigkeit des Götzendienstes und die Hohlheit der verschiedenen Sekten erkannt und noch im Dämmerlicht sich der Verehrung des einen Urgrunds oder Schöpfers zugewendet hatten, bis sie im Christentum fanden, was sie bisher tappend gesucht hatten. Es trug sich öfters zu, daß ein solcher beredter Parayerchrist auf große Gesellschaften höherer Kasten, denen er Christus predigte, den tiefsten Eindruck machte, wie denn namentlich die Bekehrung eines Dorfes von Vellalern bei Satyamangalam (30 Stunden nordwestlich von Tiruchirapalli) die Frucht eines Parayer-Katecheten war (im Jahr 1643).

Wie nun diese und jene Verfolgung ihr Ende nahm, läßt sich nicht im einzelnen schildern. Einmal ist's eine Orgel, die dem König zum Präsent gemacht wird, wodurch sich Nobili Eingang bei ihm verschafft, indem er zugleich einen Organisten von Kochi vorstellt, der wacker darauf spielen kann und nun in Madurai bleiben muß. Am meisten Eindruck aber machte doch immer Nobilis Beredsamkeit in drei Sprachen; der Fürst ergötzte sich daran so sehr, daß er ihm die Vollmacht erteilte, das Evangelium überall in seinen Staaten zu verkündigen. Auch das geraubte Gut wurde teilweise zurückgegeben, nicht aber Kirche und Pfarrhaus (1644).

In einer Hütte sitzt nun der frühgealterte Mann und schreibt Gedichte über den Schmerz der heiligen Mutter unter dem Kreuz, den Fall der Engel und den der ersten Menschen; er verfaßt eine Apologie von 700 Versen und Gespräche über das ewige Leben in 2000 Versen. Reisen kann er nicht mehr; das versieht da Costa für ihn und tauft wohl 600 Heiden in einem Monat.

Auf Befehl der Oberen zieht sich endlich Nobili nach Jaffna (Yalpanam) zurück, um dort, auf portugiesischem Gebiet, mehr in der Stille zu arbeiten, während Martinez die gesamte Madura-Mission unter seine Leitung nimmt, aber meist in Satyamangalam wohnt. Das Land im fruchtbaren Osten wird nun abwechselnd von Tamil- und Moslemheeren durchzogen und verheert, weil die eifersüchtigen Fürsten sich nicht mehr vereinigen können, um dem wilden Dränger vom Norden gemeinsam die Spitze zu bieten. Tirumala Nayaken stirbt, nachdem er wiederholt vor mohammedanischen und Mysore-Heeren zu fliehen und Tribut zu zahlen genötigt worden war. Zuletzt hatte er noch einen glücklichen Zug gegen Mysore unternommen, die »Nasenjagd« betitelt; denn weil der Mysore-Fürst nach seinem Siege allen Gefangenen die Nase hatte abschneiden lassen, mußte dafür nun ein Einfall in Mysore gemacht und dieselbe Anzahl von Säcken mit Nasen gefüllt werden. Man kann sich denken, oder vielmehr kein Europäer kann sich darein versetzen, wie es damals im Tamillande aussah: Alle Einwohner beständig auf der Flucht oder zur Flucht sich rüstend, soweit sie nicht über irgend einen gerade schwächeren Nachbarn herfielen! Zugleich aber schwärmten die holländischen Schiffe an allen Küsten und machten dem Verkehr der Missionare mit Portugal und Rom ein Ende. –

Diese Männer aber hielten aus bis zum letzten Atem. Viermal gefangen, zweimal verbannt, oft beraubt und geschlagen entschlief Martinez in Tiruchirapalli am 22. August 1656 nach 31jähriger Arbeit, nicht ohne auch eine Anzahl von Schriften in Tamil zurückzulassen. Noch vor ihm hatte Nobili seinen Lauf vollendet. Er hatte die Leitung der Tamil-Mission im nördlichen Ceylon übernommen, ehrfurchtsvoll begrüßt von den Christen, die ihn nur den heiligen Vater nannten und den beinahe Erblindeten oft auf den Armen in die Kirche trugen. Weil er aber von seiner strengen Lebensweise nicht abging, wurde er zusehends schwächer, daher ihm zuletzt Mylapore (bei Madras) als Wohnsitz angewiesen ward. Dort, am vermeinten Grabe des Apostels Thomas (Beit Thoma hieß es schon im Mittelalter) lebte er mit seinen vier Brahmanen in einer Hütte dem Gebet, der Büßung und der Arbeit. Er gab nun auch den Genuß von Reis und Milch auf, um nur von bitteren Kräutern und Salz zu leben. Das Leben der indischen Büßer war eine Art Leidenschaft für ihn geworden. Obwohl er dem Rat der Ärzte soweit folgte, daß er sich nun immer im Dunkel der Hütte oder der Grabgrotte aufhielt, erblindete er doch nun völlig, mußte am Ende auch, wegen eines Kriegszugs der Franzosen gegen die Portugiesen in Mylapore, seine Hütte räumen, fand aber immer noch Zeit, in einer freilich sehr mit Sanskrit ver-

setzten Sprache Werke dogmatischen und apologetischen Inhalts und christliche Poesien zu diktieren. Sie wurden 1675 im malabarischen Jesuitenkollegium zu Ambalacadu, in Malabar, gedruckt, wenigstens teilweise. Er starb, wie es scheint, im Jahr 1648 (al. 1656), nach 42jähriger Arbeit in der Tamil-Mission.

Wir haben uns in der Schilderung dieses hochbegabten Mannes an die Quellen selbst gehalten, wie sie der Jesuiten-Missionar Bertrand in seiner Geschichte der Madura-Mission zusammengestellt hat. Sie mag darum viel günstiger ausgefallen sein als andere Darstellungen von katholischen und protestantischen Geschichtsschreibern. Namentlich wenn die Behauptung bewiesen werden könnte (oder schon bewiesen sein sollte, denn der Schreiber hat nicht alles, was über Nobili geschrieben worden, gelesen), daß Nobili einen sogenannten vierten Veda verfaßt habe, der den Brahmanen verloren gegangen, nun aber ihm geoffenbart worden sei, so müßte das Urteil über den Mann sich bedeutend verschärfen. Dr. Kalkar in seiner Geschichte der römisch-katholischen Mission behauptet das entschieden und Kardinal Wisemann verteidigte den Betrug. Es läßt sich aber kaum annehmen, daß Nobili bei seinem vertrauten Umgang mit Brahmanen gerade einen »Yajur-Veda« sollte erdichtet haben, indem dieser Veda ja anerkanntermaßen der dritte ist und die brahmanische Tradition bloß vom Verlorengehen des vierten, nur mündlich fortgepflanzten Atharva-Veda redet. Wie ließe sich auch annehmen, daß Nobili in seiner so überaus schwierigen Lage, am Sitze aller Künste und Wissenschaften des Tamilvolkes, eine Fälschung gewagt hätte, die seinen Feinden die schärfsten Waffen in die Hand geben könnte? Eine solche Arbeit schmeckt viel mehr nach einer ruhigen Studierstube in einer von Europäern verteidigten Hafenstadt, in der wohl auch ämtersüchtige Brahmanen sich angesiedelt haben, aber gerade keine Gelehrten. Nach den meisten Zeichen ging der unterschobene Yajur-Veda erst später von Pondicherry aus; man wird also wohl daran tun, die Schuld, die auf dem ganzen Akkommodationssystem ruht, zu verteilen und Nobili nicht zugleich für alle Fehler seiner Nachfolger verantwortlich zu machen.
Für viele derselben trägt er freilich die Verantwortlichkeit mit; denn ein solches System, einmal begonnen, erlaubt kaum irgendwo Halt zu machen. Man sieht, Nobili selbst befindet sich vom Anfang an auf einer geneigten Ebene und wird durch die Stellung, die er einmal eingenommen, immer mehr aus der Taubeneinfalt hinausgedrängt; wie wird es erst schwächeren Nachfolgern ergehen? Aber er ist doch in dem allem ein treuer Sohn seiner Kirche. Ein geborener Römer, vertraut mit dem ganzen Geist und System der damaligen Kirchenleitung, hat er durchaus nicht sich, sondern mit voller Hingebung dem Orden und dem Papste gedient, und eben darum – nach seiner Ansicht – dem Reiche Jesu Christi. Er scheint vielleicht kühl und schlau, verglichen mit der fieberischen Glut des Bekehrungseifers, die einen Xavier von Land zu Land trieb; aber seine Opferwilligkeit ist eben so stark und echt, und sein Dienst bietet ungemein viel mehr nachahmungswürdige Seiten für jeden Missionar. Ja, man möchte behaupten, an Nobili ist alles lehrreich; seine Mißgriffe sind es kaum minder als seine Tugenden.
Unter diesen dürfte zuerst hervorzuheben sein: der mannhafte Entschluß, im neuen weiten Lande unter allem Schwanken der Machtverhältnisse auf jeglichen Schutz der europäischen Schiffe und Machthaber zu verzichten, ja sich ihrer kaum zweifelhaften Feindseligkeit bloßzustellen. Er opfert damit möglicherweise allen Umgang seiner Glaubensgenossen, aber er wirft sich dafür in das neue Element, das er zu durchsäuern hofft, mit um so ungeteilterer Liebe. Wie verschieden von Xavier, der immer auf die portugiesischen Beamten böse wird, wenn es mit der Bekehrung nicht voran will; der die indische Art wohl zur Not tragen, aber sich einmal nicht mit ihr befreunden kann; der überdies sich gar nicht daran macht, etwas wie eine Volkssubstanz zu begreifen, weil er darin wahrscheinlich doch nur ein Teufelswerk finden würde!
Was für ein Leben sodann unter allen diesen Umgebungen, bedient von Brahmanen, deren Argwohn von Anfang an nie schläft, die den Europäer schon an den zusammengedrückten Zehen der Füße erkennen, geschweige denn an seiner Verwechslung der rechten und linken Hand, zwischen welchen in Indien keine geringe Kluft befestigt ist, an dem ungehinderten Mienenspiel, an jeder raschen Bewegung in Freud und Leid, vollends gar an seinem Gebaren in Krankheit und plötzlichen Wechselfällen! Ohne die völlige Gelassenheit des indischen Yogi ließ sich der Versuch gar nicht

machen. Welche Selbstbeherrschung gehörte dazu, Seele und Leib gleichermaßen in die noch neue, ungewohnte Form eines fremden Volkslebens hinein zu zwängen und sich doch darin wohl zu fühlen! Wohl ist das auch einigen wenigen Europäern gelungen, aber nur auf dem bedauerlichen Wege eines Salomo, wenn unreine Liebe ihr Herz neigte, bis sie auch den Göttern der fremden Weiber Altäre bauten. Nobili dagegen erscheint freilich auch von einer Leidenschaft ergriffen, die uns manchmal ein Lächeln abgewinnt, deren Verirrungen sich nicht verbergen, die wir aber ihrem innersten Grunde nach doch eine heilige, durch Treue bis in den Tod bewährte, nennen müssen.

Seine Gelehrsamkeit mag oft überschätzt worden sein; seine Sprachkenntnisse werden, wenn man aus einigen Proben, wie sie in den Briefen enthalten sind, sich ein Urteil bilden darf, manche Lücke entdecken lassen; was seine Handhabung des Tamil betrifft, so ist der spätere Beschi ihm darin weit überlegen –, aber seine Gelehrigkeit steht über allen Zweifel erhaben. Und das will viel besagen. Er selbst ist nie mit sich zufrieden, lernt immer weiter, wird nicht müde, Neues zu erforschen und mit dem Alten zu vergleichen, und ist ebenso geschickt zu hören als zu reden. Der Einfluß, den er damit auf seine Schüler und Gemeinden ausübte, kann kaum hoch genug angeschlagen werden; es ist dadurch ein Wissensdurst bei den Tamil-Katholiken angeregt worden, wie er z. B. in den von Goa aus bekehrten Hindus sich nicht vorfindet. Wie viel war aber damit der Zeit vorgearbeitet, da auch das einfältige Gotteswort tamilischen Lesern zugänglich gemacht werden sollte!

Wenn uns aber auch feststeht, daß Nobili etwas Rechtes zustande gebracht hat, das für die Zukunft des Tamilvolkes wie für die Ewigkeit seine Bedeutung behält, so können wir doch das Bedauern nicht unterdrücken, daß dieser bleibenden Früchte nicht mehr waren. Was hätte mit diesem Verein der edelsten Kräfte, wie er in ihm sich vorfand, gewirkt werden können, wenn er sich rückhaltslos in den Dienst des lauteren Evangeliums gestellt hätte, wenn namentlich mit der Lust und Kraft, allen alles zu werden, auch ein paulinischer Wandel im hellen Tageslicht verbunden gewesen wäre. So aber ruhte das Gerüst, das er zu seinem wunderbaren Bau aufführte, auf so künstlich zusammengestellten Stützen, daß man sich nur wundern muß, wie wenig der Meister selbst durch alle Listen, Umwege, inneren Vorbehalte und Halbwahrheiten, zu denen er sich genötigt glaubte, im Vertrauen auf seine Haltbarkeit erschüttert wurde. Gemäß seiner jesuitischen Erziehung bewegt er sich mit augenscheinlichem Behagen in jeder Art von Geheimtuerei. Daß sich aber damit auf keinem Gebiete solide Gebäude aufführen lassen, hat das unerbittliche Gericht der Geschichte bereits gezeigt. Sie hat bewiesen, daß, was gleichsam nebenher unter armen Parayern und durch sie geschah, wie das Werk Gottes an einem Muttiudeyan, in Satyamangalam usw. am Ende doch das Bleibendste am ganzen mühsamen Gebäude war. Schade, daß Nobili von der Bekehrung jenes Pandarams nur auf den neuen Plan der Pandara-Missionare geführt wurde, statt darin den Wink Gottes zu erkennen, von seinen Höhen herabzusteigen! Die Kastenfrage hätte er mit seinen reichen Mitteln des Geistes ebensoleicht abschwächen und schlichten können, als das nachher einem Schwarz, Rhenius und anderen gelang. Statt dessen hat er sie ruhen, d. h. sich verhärten und verschärfen lassen, hat insbesondere durch seine Maßregeln die Bildung einer einheimischen Geistlichkeit in verhängnisvoller Weise verhindert. Natürlich konnten nur europäische Jesuiten ein so kompliziertes System fortführen. So wurden denn vom Jahr 1650 an Kirchen und Pfarrhäuser nach einem wunderlich ausgedachten Plane aufgeführt (Bertrand teilt einen solchen mit), worin durch allerhand Höfe, Gänge und Einlässe dafür gesorgt war, daß die Kasten für den Eintritt, die Besuche, für Beichte und Abendmahl streng auseinandergehalten wurden, während nur der Ausblick auf den einen Altar allen gemeinschaftlich blieb. Aber der Streit mit Goa ruhte nie; in Rom wechselte die Stimmung zu wiederholten Malen; die französischen Jesuiten, welche Louis XIV. schickte, brachten auch ein neues Element von Wirren in den künstlichen Komplex, und am Ende wurde doch die ganze Akkommodationstheorie vom Papste verworfen, worauf in allen Gemeinden bitterer Streit ausbrach, dem kaum der Sturz des Ordens im Jahr 1773 ein Ende machte. Auf 50 000 Seelen wird von Jesuiten selbst die Zahl der ins Heidentum Zurückgefallenen berechnet! Welch eine Warnung für jeden, auch den redlichsten und weisesten Baumeister, zuzusehen, wie er auf dem einen Grund, der gelegt ist, weiter baue!

Joseph Beschi

Constantin Joseph oder Constanzo Guiseppe Beschi wurde am 8. November 1680 in Castiglione delle Stiviere, Venedig, geboren und starb am 4. Februar 1747 in Ambalakat, Nordkerala. Beschi kam 1710 nach Indien, 1711 in die Gegend von Tirunelveli und 1716 nach Madurai. Von da zog er weiter nach Thanjavur, in dessen Nähe er sich niederließ. Er lernte Tamil, Sanskrit, Telugu, Persisch und Urdu. Im Sinne de Nobilis wurde Beschi den Indern ein Inder. In Tamilnadu ist er allgemein unter der Bezeichnung *Viramamunivar* (heroischer Weiser) oder *Dhairyanathar* (Herr der Kühnheit) bekannt. Sein berühmtestes Werk, das von allen Tamilen angenommen wurde, ist das *Tembavani,* das er 1726 verfaßte. Es besteht aus 3 Teilen, 36 Kapiteln und 3615 Strophen.
Beschi setzte sich als erster katholischer Missionar mit der evangelischen Mission in Indien auseinander. Dazu trug auch die relative Nähe der beiden Zentren bei. Von Beschis Hauptquartier in Elakurichi bei Thanjavur war es nicht weit bis zur Küste und dem Hauptort der Lutheraner, Tranquebar. Beschi schrieb eine Schrift gegen die Lutheraner, der Gundert einen breiten Raum widmete. Bei aller Kritik schätzte Gundert Beschis Werke sehr und bezeichnete sich daher als dessen Schüler: »Seiner Grammatiken und Wörterbücher, namentlich aber des *Saturagaradi* oder des »vierfachen Abc« (ein Lexikon der Wortbedeutungen, Synonyme, Kategorien und Reime) sei hier nur im Vorbeigehen mit der aufrichtigen Dankbarkeit eines vieljährigen Schülers gedacht« (s. unten). Dies zeigt, wie tief Gundert ins Tamil eingedrungen war, bevor er ins Malayalam-Sprachgebiet kam, und wie gut er die christliche Tamil-Literatur kannte.
Gegen Schluß dieser Biographie schilderte Gundert in einer längeren Anmerkung den Fortgang der Madura-Mission. Diese Anmerkung wurde in den Text mitaufgenommen, gekennzeichnet durch spitze Klammern.

Es ist nicht unsere Absicht, die Geschichte der römischen Missionen im Tamillande weiter zu verfolgen. Sie haben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mancherlei Abbruch erlitten und nur auf wenigen Punkten wirklich Neues hervorgebracht. Bedeutenden Einfluß hatte darauf besonders die Verrückung der bisherigen Machtverhältnisse. Während im Innern die mohammedanischen Waffen bis in den äußersten Süden vordrangen, beherrschten nun die Holländer die beiden Küsten; nachdem sie im Jahr 1655 Colombo eingenommen, wurde Ceylon der Sitz ihrer Herrschaft, von wo aus auch Malabar mit seinen Seestädten (Kochi im Jahr 1663) erobert und Goa selbst lange bedroht wurde. Die Jesuiten mußten das Land räumen, so weit der niederländische Einfluß reichte. Auf der östlichen Küste dagegen erhob sich zwischen holländischen und englischen Ansiedlungen seit 1672 in Puducheri (Pondicherry) eine französische Kolonie, welche nunmehr der römischen Kirche einen zusehends wachsenden Anhalt bot. Französischer Einfluß macht sich fortan in der ganzen Mission bemerklich; sie ist nun in den Händen jener gewandten Väter, die Pascal uns schildert und die sich selbst in den *lettres édifiantes* (Erbauliche Briefe) ein interessantes und bleibendes Denkmal ihrer Denk- und Handlungsweise gesetzt haben.
Als der letzte der portugiesischen Jesuiten mag der edle Joh. de Brito bezeichnet werden, der im Jahr 1680 von Goa aus seine Mission im Tamillande antrat und nach einem Besuch im Vaterlande über Pondicherry dahin zurückkehrte, um 1693 in Ureiyur des Märtyrertodes zu sterben. Der Marava-König von Ramanathapuram machte ihm den Prozeß, und Brito dankte Gott, daß er keines anderen Verbrechens angeklagt war, als daß er das Gesetz seines Gottes verkündigt und die Götzen ihrer Verehrer beraubt habe. »Welche Ehre«, schrieb er am 3. Februar, »für ein solches Verbrechen zu leiden und zu sterben; sie erfüllt mich mit Trost in meinen Banden.« Am folgenden Tage wurde er auf einem Hügel beim Fluß Pambaru in Gegenwart einer großen Menschenmenge enthauptet, und zahllose Wunder verherrlichten hinfort die geweihte Stätte, besonders an jedem Mittwoch (dem Todestag), da Heiden und Christen dort zusammenströmten. Die heilige Erde, auf welcher der *Arulananda-swami* (Gnadenfreudeherr) sein Blut vergossen, wurde nun weithin versendet, eine Kapelle darüber erbaut und ein Teich gegraben, um welchen sich die Wallfahrer »mit dem ganzen Leibe wälzen und auf den Knien herumhutschen,

um durch die Vermittlung des Heiligen gute Nahrung, Gesundheit und Kinder zu bekommen.« Brito sollte bereits kanonisiert werden, als der Fall des Jesuitenordens seinen Prozeß in Rom unterbrach; ob er neuerdings, wie die Väter hofften, zu einem glücklichen Ende geführt wurde, ist uns nicht bekannt.

Unter den Arbeitern in der Tamil-Mission darf aber einer nicht übergangen werden, dessen Einfluß im guten wie im schlimmen Sinne bis auf diesen Tag fortwirkt; es ist der geniale Joseph Constantin Beschi. Seine Arbeit fällt in eine spätere Zeit als die des ersten protestantischen Missionars; wir erwähnen sie aber schon jetzt, um mit ihr die Reihe der katholischen Missionare zu schließen. Geboren im venetianischen Castiglione (8. November 1680) trat er, kaum achtzehnjährig, in den Jesuitenorden, in dessen Dienste er 1710 nach seinem Wunsche der Madura-Mission zugewiesen wurde. Da wohnt er nun zuerst in Kamanayakenpatti und Kaittaru als *Dhairyanatha-swami* (Herr Kühnheitsfürst) in flottem Aufzug bei armem Leben und sammelt um sich eine Anzahl Heiden, meist von hoher Kaste. Am Ende tauft er gar zwei der einflußreichsten Männer im Dienste des dortigen *Palayakaran* (Baron), ein Wagnis, das es den Brahmanen nahelegte, allen ihren Einfluß aufzubieten, um dem Christentum Hindernisse zu bereiten.
Dazu bot sich ein willkommener Anlaß durch einen Parayer, der in einer der Seestädte etwas Portugiesisch gelernt und darauf leichthin die Taufe erlangt hatte. (Die Väter klagen oft bitter über den Leichtsinn, mit welchem solche Vagabunden in den Städten der Küste der Kirche einverleibt wurden, zur Gefährdung des künstlichen Baues der Mission im Innern des Landes.) Dieser Landstreicher nun kleidete sich als Fakir und kehrte nach Madurai zurück mit einem Mischmasch aller Religionen im Kopf und einem Haufen Bücher unter dem Arm. Mit Heiden redete er heidnisch, mit Moslems mohammedanisch, mit Christen christlich. In einem Vellalerdorf, Vadakenkulam, wußte er sich bei dem Kshatriya-Katecheten als ein reuiger Vellalerchrist einzuschmeicheln. Missionar Brandolini aber war wie vom Donner gerührt, als der heilige Bettler sein Tamilportugiesisch vor ihm radebrechte und das Kreuzeszeichen machte, und empfing ihn so kühl, daß der Schurke in der Nacht verschwand.
Nun wechselte er die Rolle und predigte mit seinen Büchern eine neue Mischreligion in einer von Beschis Gemeinden. Dort wird er vom Katecheten als Betrüger entlarvt und geschlagen. Er klagt bei Beschi, der ihn zu beschwichtigen sucht; allein schon wird er auch von den Feinden der Mission bearbeitet und flieht in das nahe Lager der Armee des Padischah von Delhi, um die muslimischen Offiziere zur Rache gegen die Christen zu entflammen, die ihn, den mohammedanischen Fakir, mißhandelt haben. Den brahmanischen General gewinnt er durch eine glänzende Beschreibung der Schätze, die Beschi in der Kirche von Kurukalpatti verborgen habe. Die Kirche wird überfallen, während eben Beschi die Krippe für die Weihnachtsfeier (1714) zurichtete, und Beschi mit seinen Katecheten gefangen fortgeführt. Der Fakir aber machte sich unsichtbar.
Die Katecheten konnten auch auf der Folter von den Schätzen in der Kirche nichts bekennen; so wurde Beschi zum Tode verurteilt und Kirche mit Pfarrhaus niedergerissen. Doch nun legten sich zwei hochgeborne Christen ins Mittel und erwirkten durch einen Beutel Golds die Befreiung des Missionars und Duldung und Frieden für die geängsteten Gemeinden. Natürlich aber war der europäische Ursprung der Missionare und ihre Verbindung mit Pondicherry für die jetzigen Machthaber, die Mogulschen, kein Geheimnis mehr.
Im Jahr 1716 übernahm Beschi die Leitung der Madura-Mission und wohnte sodann lange in Elakurichi (eine Meile von Thanjavur), wo er die Gunst der Großen in hohem Maße gewann. Ließ sich nun die Nationalität nicht mehr verheimlichen, so konnte man sie doch verzeihlich machen durch ein Eingehen in die Sprache und Gedankenwelt der Tamilen, welches auch den Höchsten und Gelehrtesten Achtung einflößte. Und hierin hat Beschi das Unglaubliche erreicht. Er ließ das Sanskrit beiseite, mit welchem noch in Nobilis Zeit so viel auszurichten war, das auch noch bei seinen Nachfolgern für die eigentliche Mutter der dravidischen Dialekte galt, und hielt sich an das reine Tamil der besten eingeborenen Dichter. Diese wurden ihm sofort Muster für eigene Kompositionen, mit welchen er ihnen bald sich ebenbürtig an die Seite stellte. Schon im Jahr 1726 verfaßte er das Tembavani, »die Reihe süßer Lieder«, eine evangelische Geschichte nach indischem Geschmack in 3615 Strophen. Da nun diese Lieder zwar gern

gesungen, aber um der alten hohen Sprache willen – nach dortiger Art – von den wenigsten verstanden wurden, ließ er sich von der höchsten Dichterhöhe herab, um einen Kommentar in leichteren Versen zu schreiben; und weil auch dieser noch für die meisten unersteiglich war, verfaßte er eine prosaische Übersetzung, mit deren Hilfe nun das Ganze bewältigt werden konnte. Daß ein Fremder so etwas vermöge, konnten auch die Dichter und Gelehrten rein nicht begreifen. Überall wurde der *Viramamunivar*, wie sich der Dhairyanatha-Swami nun nennen ließ, als ein neuer Prophet, sichtlich inspiriert von der Rede-Göttin, hoch gefeiert, und auch Fürsten buhlten um seine Freundschaft.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Beschi damit der protestantischen Bibelübersetzung, welche nun schon mehrere Jahre von Tranquebar aus ins Innere gedrungen war und bei vielen Katholiken großes Interesse zu erregen begann, eine bedeutende Konkurrenz machte. Ziegenbalg hatte die katholische Mission in einem gewissen Verfall getroffen; wenn an der Küste hin die portugiesischen Padres »wegen ihres ärgerlichen Lebens und schlechter Gemütsverfassung« alle Achtung verscherzt und nur geistlose Nachbeter um sich versammelt hatten, so waren die Bekehrten im Innern von klugen Leitern über den Unterschied christlicher und heidnischer Religion möglichst im Dunkeln gelassen worden; einheimische Priester heranzuziehen, war bei dem beliebten Akkommodationssystem als eine Unmöglichkeit erschienen, so hatte man sich begnügt, die Geschicktesten zu Katecheten zu bilden, natürlich mit Ausschluß jedes geschichtlichen Unterrichts. Ja, man fürchtete sich ordentlich vor allem Lesen und Lernen; der Priester mußte die neugierigen Frager und Leser niederhalten und suchte sie lieber durch die Pracht der Feste, durch »baalitische Aufzüge«, d. h. geistliche Komödien, bei denen verkleidete Knaben die Rolle der Tempeltänzerinnen übernahmen, durch Wagenfeste, in welchen Loyolas und Xaviers Bilder herumgeführt und mit Feuerwerk oder Kanonendonner begrüßt wurden und andere Künste zu unterhalten, als daß er Wissensdurst geweckt und befriedigt hätte. Es gab kaum eine Predigt und keine Schule; nachdem etliche Legenden und Wundergeschichten in Umlauf gesetzt waren, ruhte die schriftliche Arbeit allenthalben. Im fernen spanischen Manilla war die einzige übrige Druckerei der Katholiken zu suchen.

Beschi hat wohl besser als irgend jemand erkannt, wie der Gefahr, welche der katholischen Kirche von Tranquebar aus nahte, erfolgreich zu begegnen sei. Dem Geist mußte Geist, dem Wort ein besseres Wort entgegengesetzt werden. Eine Bibelübersetzung geben schien ihm etwas wie Perlen vor die Säue werfen; aber biblischen Inhalt in eine anziehende, ungefährliche Form zu bringen, mußte man nun schon wagen. Und was hierin von Menschenkraft zu leisten ist, das hat Beschi geleistet.

Seine fruchtbare Feder ruht keinen Augenblick. Unerschöpflich in Gedanken, wenn auch nicht gerade in den tiefsten Gedanken, weiß er diese immer in die anmutigste Form zu kleiden und beherrscht jede Sphäre der Sprache mit solcher Genialität, daß er auch Ausländisches dem Hindu wie das ursprünglichst Inländische erscheinen lassen und jede Klasse von Lesern befriedigen kann. Er wiederholt sich nie, immer neue Gedanken und Bilder quellen ihm aus Herz und Mund, er rührt, begeistert, spielt, schäkert mit allen Mitteln der Sprache ohne die geringste Anstrengung. So schrieb er denn die Legende der heiligen Katharina (*Kitteriammal*), die ihren abgehauenen lachenden Kopf in die Hände genommen und in dieser Stellung noch eine Rede an das Volk gehalten; schrieb Gedichte zu Ehren der heiligen Jungfrau und ihrer sieben Schmerzen; verfaßte ernste Meditationen und sehr beherzigenswerte Vorschriften für Katecheten und Lehrer, aber auch die überaus komischen Abenteuer des Guru Paramartha, eines selbsterfundenen weisen Narren, bei welchem man unter unauslöschlichem Lachen jede Form der gemeinen Sprache mit allen Seiten des tamilischen Lebens kennenlernen kann. Seiner Grammatiken und Wörterbücher, namentlich aber des *Saturagaradi* oder des »vierfachen ABC« (ein Lexikon der Wortbedeutungen, Synonyme, Kategorien und Reime) sei hier nur im Vorbeigehen mit der aufrichtigen Dankbarkeit eines vieljährigen Schülers gedacht.

Noch jetzt ist Beschi in dieser Seite seines Wirkens von keinem Missionar übertroffen oder auch nur erreicht worden, und das nicht allein auf tamilischem Gebiet, sondern in irgendwelcher indischen Sprache. Sein Einfluß dauert unvermindert fort, bei Protestanten vielleicht mehr als bei Katholiken, und es wäre jeder Mission zu wünschen, daß ein so leuchtendes Vorbild mehr Nachahmer fände.

Aber wir dürfen auch die Kehrseite nicht außer

acht lassen. Da wir nun schon einmal dem chronologischen Verlauf vorausgegriffen haben, so sei nur kurz erwähnt, daß Ziegenbalg in Tranquebar, Madras usw. wahrheitsliebende Katholiken anzog und festhielt und durch seine Bibelübersetzung einen nachhaltigen Einfluß zu üben fortfuhr, auch nachdem er (1719) seinen kurzen Lauf vollendet und noch ungeübten Nachfolgern sein Werk überlassen hatte. Dabei hatte man mit möglichster Vorsicht allem aufgeboten, die Römischen nicht zu reizen. Diese ihrerseits aber verhöhnten die Protestanten als eine verächtliche Sekte, die eine Parayer-Religion ins Land bringe, und bedienten sich aller Mittel der Kirche, sich dieser Feinde zu erwehren. Ums Jahr 1728 brach die Feindschaft in helle Flammen aus. Ein katholischer Parayer in Thanjavur, der junge Unteroffizier Rajanayaken, hatte vor etlichen Jahren bei einem Römer die vier Evangelien gefunden und war davon so hingerissen, daß er sie sich abschrieb. Seiner Bibelbekenntnis vermochten die Katecheten nur Machtsprüche entgegenzuhalten; er wurde, nachdem alle Drohungen und Versprechungen fruchtlos geblieben waren, in den Bann getan, trat zur evangelischen Kirche über und leistete fortan ausgezeichnete Dienste als Katechet in Mahadevipatnam und Thanjavur. Ihm trat Beschi mit einer Schrift entgegen, aus der wir die Art seiner Polemik lernen können. Der Gedankengang ist folgender:

Die Art des Lutherschwarms

In Form eines Briefs wird zuerst erwähnt, wie ein Parayer von Osten her ein Buch gebracht habe, in Goldpapier gebunden und niedlich gedruckt, so daß man sich versucht fand, mit Freunden auch den Inhalt zu besehen. Da bot nun wohl der Titel himmlische Seligkeit an, aber die Sprache erwies sich als ein so schreckliches Kauderwelsch, daß einem über dem Lesen der ersten Linie schon die Augen brannten, die Zunge vertrocknete und die Ohren barsten; man schaute sich an und brach in lautes Lachen aus. Wie zeigte sich da die innere Fäulnis unter dem Hurenschmuck. Doch fragte sich nun, wer denn die Barbaren seien, die ein so schauerliches Tamil schreiben? Es sind das die Lutheraner in Tarangambadi (Tranquebar). Allein was für eine Geburt (Kaste) sind sie denn? Ließe sich das nicht genauer beschreiben?

Darauf will ich antworten und die Art dieser Sekte schildern. Weil ich aber fürchte, man könnte meine Worte für das Urteil eines Feindes halten, will ich aus mir selbst nichts sagen, sondern einzig und allein den großen *Gnadenvater* (Johannes) reden lassen.

Dieser, der das Künftige wie Vergangenes schaute, hat das Gericht, das über die Welt kommt, in sieben Posaunen beschrieben. Auch die Lutheraner glauben, daß die vier ersten Posaunen jene großen Ketzereien bedeuten, die seit der Apostel Tage die Kirche Christi bedrängt haben: die Ebioniten, Gnostiker, Arianer und Pelagianer. Ebenso zweifeln sie nicht, daß in der sechsten Posaune der Antichrist, in der siebenten das Weltende angekündigt sei. So muß doch wohl der fünfte Posaunenschall das fünfte Gericht enthalten, das nach jenen vier Ketzereien eintritt und dem sechsten, dem Antichrist, den Weg bereitet. Das nun kann nur der Lutherschwarm sein. Lesen wir Offenbarung 9, so wird uns die Art dieser Kaste von selbst deutlich werden.

Es folgt eine poetische Übersetzung der fünften Posaune, in Prosa wiederholt.

Wer anders kann der gefallene Stern sein als Luther, der jung zum Mönch und Priester geworden, sich bedeutenden Himmelsglanz erwarb, dann aber seine Büßerkraft verlor, indem seine Enthaltsamkeit in böse Lust, seine Liebe in Haß umschlug. Er verlangte nach Geld, Weib und Kindern und gab dafür den Herrn *Sesu (Gesu)* auf.

Den Schlüssel des Abgrunds erhielt er, wie der Herr den Apostelfürsten, den heiligen *Steinvater* (Petrus) samt den heiligen Päpsten mit der Gabe des himmlischen Schlüssels beehrt hat, als des Teufels Apostelfürst von diesem geschenkt. Er schließt damit den Abgrund auf, und welch ein dicker Rauch verfinstert plötzlich Sonne und Luft! Alles war bis dahin in schönster Ordnung, eine Lehre und ein Gesetz, eine Sprache auf allen Zungen, ein Licht in allen Herzen. Sobald Luther mit seiner Lügenlehre den Abgrund aufgeschlossen, geriet alles in Verwirrung. Er und seine Nachfolger statuierten heute, was sie morgen verwarfen, bis man an allem Glauben irre wurde. Hat doch Luther in seinem Kommentar zu des heiligen *Kleinvaters* [Paulus] Epistel an die Galasier [Galater] und in der ersten Taufpredigt sich nicht gescheut zu schreiben, »der Herr Sesu sei der ärgste, ja einzige Sünder, ein Lügner, Empörer, Gotteslästerer, Schriftverderber, ja der Teufel selbst«. Vorher wußte man, was das Wort im Abendmahl »dies ist

mein Leib« bedeute, jetzt haben die Ketzer dies eine Wort schon durch 200 Deutungen verfinstert. So nun ist ihnen und durch sie auch die übrige Schrift verdunkelt worden.
Die *Heuschrecken,* welche aus diesem Rauch entstehen, sind also sicherlich die Lutheraner. Würde ich sie zu einer Rauchgeburt machen und mit Heuschrecken vergleichen, so möchte man lachen; wer aber den Worten des Gnadenvaters nachdenkt, wird die Vergleichung über Erwarten treffend finden. Heuschrecken sind nämlich Tierchen, die ganz aus Bauch bestehen; sie können daher weder ordentlich gehen noch fliegen, flattern wohl immer auf, fallen aber vermöge der Schwere des Bauchs bald wieder zur Erde. Die Lutheraner nun sorgen vor allem für ihren Bauch, haben also keine Fasttage, essen und trinken maßlos und können sich nicht zur biblischen Enthaltsamkeit erheben. Freilich schwingen sie manchmal die Flügel mit großem Anlauf zu geistlicher Lehre; allein es reicht nicht weit, die Bauchlust zieht sie rasch zu Boden. So zeigen die Lutheraner in Tranquebar ein starkes Verlangen, das Heidentum zu bekämpfen und die Wahrheit zu verbreiten; sie drucken mit großem Aufwand einen Gerechtigkeitswandel, einen wahren Veda, einen Himmelsweg, das lautere Evangelium, und verteilen es so fleißig, daß wir ihnen schon einen hochgeistlichen Flug zutrauen könnten. Allein, da sie Heuschrecken sind, werden wir sie wohl bald wieder auf die Nase fallen sehen. Verbieten sie doch schon in jenen Büchern das Fasten und jedes gute Werk, sehen keinen Nutzen im Almosen, erklären die Ehelosigkeit für eine Sünde und erlauben auch die leibliche Schwester zum Weibe zu nehmen, alles im Namen der Bibel: Da sehen wir sie ja schon wieder im Dreck liegen.
Anarchie aber gehört zum eigentlichen Wesen dieses Schwarms. »Heuschrecken haben keinen König, dennoch ziehen sie aus ganz mit Haufen« (Sprüche 30, 27). Wie auch immer der Lutheraner Haufe wachse, sie wandeln, keinem gehorchend, jeder wie er seine Pflicht versteht, und halten für die Sünde der Sünden, dem vom Steinvater an auf die heiligen Päpste übergegangenen Kirchenregiment sich zu unterwerfen. Findet sich doch sonst kein Haus mit drei Personen, kein Dorf mit drei Häusern, kein Land mit drei Dörfern, das ohne Haupt bestände! Nur Heuschrecken und Lutheranern ist das möglich; ein neuer Beweis, daß beider Natur im Grunde eine ist.

Männerantlitz (oder -Mund) und *Weiberhaar* verstehen sich nicht so leicht; man sehe aber nach Tranquebar, so wird's deutlich. Wie feingeschmücktes Weiberhaar präsentiert sich jenes reizende Büchlein in Goldpapier, und wie männlich redet es Weisheitsworte vom lauteren Evangelium, vom sicheren Weg zu ewigem Glück. So auch strahlt ihr Antlitz vor Liebe, wenn jemand sie besucht; gleich bieten sie zu essen und zu trinken an und lassen Geld regnen. Siehe da, Männerantlitz und Weiberhaare.
Warum aber gerade Haare? Warum nicht schlanker Wuchs, spielendes Auge und sonstige Weiberreize? Verstehe wohl: Die anderen Reize lassen sich nicht künstlich machen, ein Plumpfuß z. B. wird einmal keine niedliche Ferse usw. Aber zu schwach geratenes Haar läßt sich durch künstliche Zutat wunderbar verschönern. Das ist also die heuchlerische Anmut, mit der sie dich locken. Dein Freund, der Havaldar Sankrosi (ein heidnischer Oberbeamter) hat sie ja besucht, da zeigten sie ihm Haus und Zimmer, und nirgends eine Spur von Weibern –, am Ende sind es doch rechte Büßer! Doch nach einigen Tagen verkündigt die Hochzeittrommel, wie aus dem alten Büßer ein junger Bräutigam wird, und zwar mit einer schon zweimal ehelich Gewordenen (wenn nicht gar: zweimal Geschiedenen)!
Nach all dem anziehenden Weisheits- und Liebesgerede warnt uns der *Skorpionenstachel.* Sie fordern zu guten Werken auf. Frägst du, was solche nützen? Flugs biegen sie den Schwanz, zeigen den Stachel und vertreiben dir die Lust zu guten Werken mit ihrer »Nutzlosigkeit«. Oder heißt es: Weine und bereue deine Sünde! Du tust es redlich und möchtest sie auch abbüßen. Aber nein! Das wäre nur Sünde, nachdem Christus sie durch sein Leiden bereits abgebüßt hat. Sie befehlen: Respekt vor den Großen! und verbieten dir, die Mutter Christi zu ehren, als wäre sie wie andere Weiber Mutter geworden. Jedermann sollst du wohltun! an deine verstorbenen Eltern aber sollst du nicht einmal mehr denken. Ihre Büchlein drängen sie auch den Unwilligen auf; wenn aber jemand ihrem Netz entrinnt, fordern sie alles Empfangene heraus, stecken ihn ins Gefängnis und plagen ihn. Lug und Trug verbieten sie; wo sie aber einen Betrüger und falschen Zeugen auffangen können, nehmen sie ihn auf und machen ihn zum Katecheten. Siehst du wohl den tödlich verwundenden Giftstachel?

Die *Löwenzähne* bezeichnen ihren bittern Haß gegen alles Hohe. Die Himmelsbewohner sollen blind sein gegen unsere Nöte, taub gegen unsre Bitten; auch Propheten und Apostel sollen gefehlt haben. So beißen sie wütend nach den Allerhöchsten und verehren nur demütig den Fuß jedes Herrschers, der sich ihnen auf den Kopf stellt. Das eine Kirchenhaupt heißen sie den Antichrist, die heiligen Mönche Heuchler, die gelehrtesten Doktoren eine Herde von Eseln, die heilige Kirche eine Hure. Mit allen diesen Lügen, die sie gegen die heilige Kirche ausstreuen, zeigen sie ja den lebentötenden, leichenfressenden, von Aas und Moder stinkenden Löwenzahn.

Der *eiserne Panzer* bedeutet ihre Verstockung gegen die allerklarsten Beweise, wie sie jedem Ketzer eigen ist, doch am meisten die Lutheraner auszeichnet, als welche das sichere Gefühl in sich tragen: Wir haben uns verirrt! Nur daß ihr Stolz ihnen nicht zuläßt, es auszusprechen. Lieber fahren sie zur Hölle. Mußte doch Luther selbst schriftlich bekennen, seine Lehre tauge wohl für diese Erde, führe aber nicht in den Himmel, und das volle Heil finde sich nur in der römischen Kirche.

Die *Goldkrone* bezeichnet eben jenen Stolz, der ihrer Hartnäckigkeit zugrunde liegt. Wo fände sich auch ein Maßstab, um Luthers Hochmut zu messen, der sich selbst den größten Lehrer der Kirche seit der Apostel Tage nennt? Er hat freilich schöne Geheimnisse geoffenbart, tröstlich für jedermann; daß man z. B. die Schwester heiraten dürfe, haben selbst die Apostel nicht gewußt. Wie stolz steht er da, der Wurm, wo er sich erfrecht, den Statthalter Christi, den zehnten Löwenkönig (Leo X.) zu verfluchen. Das setzen die Lutheraner fort, eignen sich Tausende der schönsten Namen zu wie Propheten, Evangelisten, Bibelmänner, Glaubenslichtserneuerer, und setzen sich eben damit selbst die Goldkrone auf.

Zum Kriege bereiten *Rossen* gleichen sie durch ihre unbändige Streitlust. Nach Trient zum Konzil geladen, schrieb Luther: Ja, ich will erscheinen mit 20 000 Fußgängern und 5000 Pferden, und hoffe damit meine Ansicht durchzusetzen. So hat sie denn ihr Kaiser für ihren Ungehorsam strafen müssen. Ähnlich haben sich die Lutheraner Tranquebars in unsern Tagen gezeigt, indem sie sich ins Land einschleichen, dann eine Burg umringen und Kanonen aufpflanzen usw. Wir Römer sind schon lange im Lande und haben viele Hunderttausende bekehrt. Die Lutheraner aber können keine vier Tage darin weilen, ohne Kriege zu veranlassen, durch die das Königsszepter erschüttert und das Landeswohl vernichtet wird.

Dem *Wagengerassel* des Schlachtfelds gleicht darum das Rasseln ihrer Flügel, wenn sie sie vor Freude schwingen. Das Einherbrausen dieser höllischen Heuschrecken durfte nicht mit dem so wohltätigen Wolkendonner verglichen werden, sondern nur mit dem Getöse einer Vernichtungsschlacht. Wie bricht doch Luther in einen Freudenschrei aus, als einige seiner Anhänger anno 1523 sieben heilige Nonnen raubten und verderbten! Und als der Papst den elenden König von England verfluchte, weil er seine Gattin verstieß und sein Kebsweib ehelichte, wie haben da die Lutheraner gejubelt und mit den Flügeln gerasselt, sind in die Insel eingedrungen und haben sie gänzlich verstört!

Zum *König* über sich haben sie ja den Abaddon, den Verderber. Je mehr sie sich eines sichtbaren Königs für ihre Religion erwehren, um so sicherer bekommen sie einen unsichtbaren, den Teufel. Dieser ist nämlich, wie schon der heilige Hiob schreibt, »ein König über alle Stolzen«, und Luther selbst gesteht, er habe sich den Teufel zum Lehrer gesetzt. Apollyon, Verderber aber heißt ihr Fürst, indem die früheren Ketzer nur an einem oder zwei Gesetzen rüttelten; die Lutheraner aber sich von ihm gebrauchen lassen, die ganze Kirche und alle Religion mit der Wurzel auszureißen und zu verderben.

Jedoch was im Innern grün und frisch ist, und wäre es nur *Gras*, dürfen sie nicht beleidigen; nur über verbrannte Herzen haben sie Gewalt. Siehst du doch, welcherlei Anhänger sie in Tranquebar finden: es sind nur Leute, die ihre Gattinnen aufgegeben haben, um Sklavinnen zu halten, die ihre Eltern schmähten und schlugen, Ehebrecher, Diebe, Säufer, der Kaste Verlustige, wegen losen Wandels Exkommunizierte. Noch hat kein ehrlicher Römer sich an sie angeschlossen. Die beste Arznei gegen Luthers Gift ist also augenscheinlich ein ehrbarer Wandel; wer noch gute Werke liebt und sich vor schlechten scheut, braucht sich vor ihren Netzen nicht zu fürchten. Das Siegel Gottes an den Stirnen, das heilige Kreuzeszeichen, das sie als Aberglauben verwerfen, zeigt deutlich, wer allein diesem fünften Gericht verfallen kann.

Obschon nun ich nicht behaupten möchte, daß der heilige Gnadenvater mit seinen geheimnisvollen

Bildern gerade dies gesagt haben will, kann ich doch nachweisen, daß viele Gelehrte es ebenso gefunden haben, und zweifle darum nicht, daß die Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung jedem Vorurteilsfreien einleuchten wird. Man vergleiche das Gesagte mit ihren gedruckten Büchern. Sollte sich nun jemand wundern, warum doch die Lutheraner so klare Dinge nicht selbst einsehen, der bedenke, daß sie ein dem Höllenrauch entsprungenes Geschlecht sind. Wer in einer rauchigen Kammer eingeschlossen ist, sieht nicht, wie draußen es einem so wohl wird; ebenso schwer wird es den Lutheranern, die Ruchlosigkeit ihrer Religion und die schöne Ordnung der römischen Kirche zu erkennen. Träten sie aus dem Rauche heraus, so würden sie sich schämen und die Wahrheit sich bald gefallen lassen. Habe darum Mitleid mit den vom Rauch Geblendeten und bitte den Herrn für sie, daß sie aus dem sie verwirrenden finsteren Rauch heraustreten und im Lichte des Herrn gesunden.
Du wirst nun erkennen, was du von mir wissen wolltest, was der Luther ist und von welcherlei Geburt und Art die Lutheraner sind. Damit solche rauchgeborene Heuschrecken deinen Acker nicht abfressen, sei vorsichtig und ruhe nicht, deiner Pflanzung Glaubensfrische und Liebessaft zu erhalten.

Nur beiläufig sei bemerkt, daß diese Schrift noch immer, z. B. im Jahr 1850, »mit Genehmigung von Bischof Bonand und Erlaubnis von Rom« in Pondicherry unverändert gedruckt und weithin verbreitet wird. Die gleiche Ehre widerfährt Beschis übrigen polemischen Schriften, welche mit derselben unskrupulösen Kunst und Bitterkeit, wenn auch in ernsterem Stile, abgefaßt sind.
Obgleich er sich jedoch den Anschein gibt, solche Gegner, wie die armen Deutschen waren, zu verachten, ist es ihm damit nur gar nicht ernst. Seinem General schrieb er im Jahr 1731: »Eine sehr bedenkliche Gefahr bedroht diese Mission von Seite der Lutheraner, die, von höllischem Grimm beseelt, um die Herde her laufen, zu suchen, wen sie verschlingen können. Da alle menschenmöglichen Mittel uns gegen solche Feinde nicht schützen könnten, suchen wir unsere Hilfe in dem allmächtigen Schutz der heiligen Jungfrau, die wir als Zufluchtsmutter anflehen.« Er beschwört daher Seine Vaterschaft, vom Papste zu erlangen, daß er ein Fest zu Ehren der Zufluchtsmutter bestätigen wolle, das bereits mit des Bischofs Vollmacht am dritten Sonntag nach Ostern in Elakurichi, dem bedrohten Schlüssel der Mission, gefeiert werde. Voller Ablaß sollte allen Christen gewährt werden, die während der acht Festtage um die Befreiung der Mission von den sie bedrohenden Ketzereien beten.
Die heilige Jungfrau soll nun auch dem in sie gesetzten Vertrauen entsprochen haben; denn nach einigen Jahren konnte Beschi berichten, die Ketzer seien mit Scham bedeckt und wagen nicht mehr, sich zu zeigen oder auch nur die gegen sie erlassenen Schriften zu beantworten.
Es ist wahr, die Bewegung geriet zunächst wiederholt ins Stocken; jedoch weniger durch die Vermittlung der heiligen Jungfrau, als durch die angewendeten »menschenmöglichen« Mittel. Die gewissenlose Polemik war nur eines derselben; und das wollte bei den neugierigen disputierlustigen Tamilen nicht nach Wunsche verfangen. Die schmucklose, noch ungelenke Bibelübersetzung konnte sich freilich nicht mit Beschis Versen messen, aber sie ließ sich viel leichter lesen und verstehen, und zwar ohne Kommentar. Die Nachfrage nach ihr wurde durch die maßlosen Angriffe nur vermehrt, und Rajanayaken war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen; seine Familie, viele Freunde und Feinde forschten weiter, manche traten über, andere plagten die Priester mit unbequemen Fragen.
Da ließ Beschi durch seine Katecheten die Leute aus 18 Dorfschaften zu sich berufen und wies sie an, das Haus des Abgefallenen in der Vorstadt von Thanjavur zu stürmen und niederzureißen. Als die heidnischen Einwohner der Vorstadt das verhinderten, wurden sie bedroht, mit dem Auswürfling nicht mehr zu reden, die Katholiken aber angewiesen, ihn, wo er sich sehen ließe, mit Schlägen fortzutreiben, und die bestochene Obrigkeit veranlaßt, ihm sein Familiengut vorzuenthalten. Auf jenem großen Feste der Zufluchtsmutter wurden dann die Namen Rajanayakens und seiner Anhänger auf Palmblätter geschrieben und diese öffentlich verbrannt, worauf die Asche gleich einer Leiche unter vielem Klagen und Heulen hinausgetragen wurde. Ein Wunder für die Wallfahrer war es dann, bei der Rückkehr die Verbrannten noch am Leben zu finden! Rajanayaken fuhr fort, mit Kraft und Einfalt das Wort zu verkündigen, und selbst

gute Katholiken ärgerten sich darüber, wie ihre Priester jetzt so flink mit Bannen und Fluchen umgingen, nachdem sie vorhin solches als heidnische Griffe bezeichnet hatten.
In einem Überfall (13. März 1731) wurden sodann Rajanayakens beide Brüder verwundet, der alte Vater aber, der seinen jüngsten Sohn aus der Mörder Händen retten wollte, mit vielen Stößen niedergeschmettert, so daß er nach zwei Stunden mit dem Seufzer *en pitave* (mein Vater!) den Geist aufgab. »Es ist ein fataler Charakter der römischen Kirche, daß sie gar nicht ablassen kann, sich mit Christenblut zu beflecken und durch ihr fortwährendes Morden sich so eifrig bemühen muß, das Maß ihrer Väter zu erfüllen.«
Für diesen Mord ist zweifelsohne Beschi mitverantwortlich; der römische Pöbel bekannte offen, daß die Priester denjenigen zum voraus ihren Segen erteilt hätten, die sich um die Ausrottung der Ketzer wohlverdient machen würden. In der folgenden Karwoche wurden die Katecheten Rajanayaken und Josua von derselben Rotte verfolgt und mußten, von der bestochenen Obrigkeit geradezu preisgegeben, sich hin und wieder verbergen. Am 5. April waren sie daran, gerade hingerichtet zu werden, wenn ihre Weiber in der äußersten Not nicht noch die Wache des Prinzen Anna Saheb zu Hilfe gerufen hätten. Das also waren die »menschenmöglichen« Mittel, welche vorerst die Bewegung im Thanjavur-Gebiete zum Stillstand brachten. Im weiteren Fortgang aber zeigte sich, daß eben diese Verfolgungen allerwärts viele erweckten, sich über die Verschiedenheit der beiden Kirchen durch Lesen der heiligen Schrift gründlicher zu belehren; und die bestgesinnten Katholiken verabscheuten die verübten Greuel. Übrigens währte die Lust an denselben ununterbrochen fort. Im August 1732 stiegen zwei Meuchelmörder nachts in Rajanayakens Haus und stießen mit dem Spieß nach dem Kopf eines im Hofe Schlafenden; ein anderer Katechet Aaron entrann mit Mühe einem Überfall von Bewaffneten. Diese einfachen Lehrer fanden daher »im Thanjavurschen ihre Stege mit Dornen verzäunt« und mußten sich auf die stille Arbeit an einzelnen beschränken. Vor allem öffentlichen Disputieren aber waren sie von den Missionaren schon anfänglich aufs entschiedenste gewarnt worden.
Ein schöne Gelegenheit, christliche Rache zu nehmen, bot sich den Missionaren Tranquebars im Jahr 1733, da der dortige römische Katechet, Xaverayan, der die Evangelischen bis auf den Tod verfolgt hatte, an der Schwindsucht erkrankte und endlich die Dienste des Missionsarztes sich erbat. Er lernte vor seinem Tode noch die bitter Gehaßten als »seine größten Wohltäter im Geistlichen und Leiblichen« erkennen und verbat sich sterbend alle Seelenmessen. Beschi aber dankte den Deutschen für die seinem Katecheten erzeigte Guttat in einem Schreiben, das ihnen »von dem gemeinschaftlichen Herrn, welcher den Barmherzigen Barmherzigkeit verheißen«, viele Gnade anwünschte. Die Missionare ergriffen diesen Anlaß, um ihm wegen der Bedrückung der Christen auf dem Lande freundliche Vorstellung zu tun, konnten aber nicht erlangen, daß er ihnen durch seine Leute auch nur »das allen Völkern gemeine Recht« hätte angedeihen lassen. Rajanayaken erfuhr noch in später Zeit von den Römischen, die den Verkehr mit ihm nicht abbrechen mochten, Beschi habe seinen Christen Befehl gegeben, ihn totzuschlagen, wo man ihn fände. Daher blieb es den Missionaren ein wahres Wunder, wenn dieser mutige und begabte Mann eines natürlichen Todes sterben sollte. Uneingeschüchtert machte er unter Römern und Heiden viele Bekehrte und gewann z.B. 1744 selbst den Katecheten von Elakurichi in nächtlichen Unterredungen; auch verfaßte er eine Leidensgeschichte des Herrn in Versen. Er durfte, nach einem tiefen Fall – der nicht durch äußere Nachstellungen, sondern durch Selbstüberhebung und Trunksucht hervorgerufen wurde – glücklich wieder zurechtgebracht, im Frieden seinen Lauf vollenden.
Alle diese Kämpfe der Lutheraner mit Beschi verhinderten nicht die Anerkennung, die das überlegene Sprachtalent des genialen Italieners verdiente. Die Tranquebarer waren es, die zuerst (1739) seine lateinisch-tamilische Sprachlehre druckten, vermehrt durch einen wertvollen Anhang von Missionar Walther. Auch Beschis Kritik der Bibelübersetzung diente als ein nützlicher Sporn zu neuen Anstrengungen; man erkannte immer deutlicher die Mängel des ersten Versuchs, bemühte sich, einen gedrängteren Stil zu schreiben und Barbarismen (wie das portugiesische *Ispiritu santu* für »heiliger Geist«) auszumerzen, und strebte nach möglichster Reinheit der Sprache, ohne die Verständlichkeit zu opfern.
Wenn dann von den lutherischen Missionaren weiter berichtet wird, die römischen Missionare

suchen immer mehr gewisse heidnische Zeremonien abzuschaffen, so wird wohl auch dabei einige Rücksicht auf die um sich greifenden Nebenbuhler und den Eingang, den sie bei den leselustigen Tamilen fanden, mitgewirkt haben. Der Hauptgrund aber lag in dem veränderten Verhalten des römischen Stuhls. Seit der päpstliche Visitator (später Kardinal) Tournon im Jahr 1704 nach Pondicherry gekommen war und die Akkommodationen der Jesuiten verurteilt hatte, war ein vieljähriger Streit entbrannt, der die katholischen Missionen entzweite und die Sicherheit der vielgerühmten Autorität der Kirche gründlich erschütterte. Der Erzbischof von Goa verbot, die Gerichtsbarkeit des Kardinals irgend anzuerkennen; der Papst, der diese aufrechthalten mußte, erlaubte doch (1708), seine Beschlüsse zu umgehen, wenn es die Ehre Gottes und das Heil der Seelen erfordern sollte. Die Jesuiten erschöpften sich nun in Anstrengungen und Subtilitäten, um den drohenden Einsturz des künstlichen Baus aufzuhalten. Umsonst, es erging 1734 die Bulle Klemens XII., welche absoluten Gehorsam forderte, und ihr folgte schon 1739 das strengere Breve, welches die Missionare beschuldigte, sie widersetzen sich jener Bulle oder suchen sich ihren Bestimmungen zu entziehen. Der General des Ordens begleitete es mit einem Schreiben, das vollen und raschen Gehorsam verlangte, den Widerstrebenden aber alsbaldige Rückkehr nach Europa gebot. So wurde denn am Weihnachtsfest 1741 in allen Kirchen der katholischen Mission verkündigt, daß die heidnischen Zeremonien abgeschafft seien. Die wenigsten aber aus den Kastenchristen wollten sich dazu bequemen, sie warfen alle Schuld der Änderung auf die Katecheten oder auf deren nächsten Vorgesetzten, den Missionar, und es entstand eine greuliche Verwirrung, welche durch die noch nachdrücklichere Bulle Benedikts XIV. (Oktober 1744) nur gesteigert, bis zu der Abschaffung des Ordens fortdauerte, die meisten Gemeinden zerspaltete und überall Rückschritte und Abfälle zur Folge hatte. – ‹Einige Andeutungen mögen den weiteren Verlauf skizzieren! Schon im Jahr 1726 sind etliche der Missionare (Bourzes) so entmutigt, daß sie den Ruin der Missionen, die nur noch acht Priester haben, voraussehen; 1746 meint ihr Superior, Coeurdoux, es wäre an der Zeit, daß sie, die Jesuiten, die Mission aufgäben; solle dieselbe einmal durchaus ruiniert werden, so möge es in anderen Händen geschehen; am besten ahme man die Mutter nach, über deren Kind Salomo zu Gericht gesessen. Man versuchte im selben Jahre besondere Parayer-Missionare zu machen, fand sich auch genötigt, einen besonderen Superior für sie zu ernennen; aber dann verlangten die Christen höherer Kaste (1750), daß keiner dieser Priester je ihr Haus betrete usw. und warfen alle aus der Kaste, die bei solchen Missionaren kommunizierten. P. Lichetta schrieb: »Seit zwölf Jahren leben wir in stetem Krieg mit unseren Christen; es ist ein allgemeiner Brand, der die Gemeinden verzehren wird, denn ihre Bräuche geben sie einmal nicht auf. Sie halten die Missionare für ihre Quäler, und ihre Empörung wird von den Goa-Priestern unterstützt, als welche überall behaupten, päpstliche Befehle, die von der Krone Portugal nicht genehmigt seien, gelten in Indien nichts. Und während dieser Zeit behandelt man uns in Rom als Rebellen gegen dieselben Befehle! Der Herr sehe drein und richte!« Nachdem von etwa 100 000 Bekehrten (wie Beschi die Zahl angibt) die Hälfte abgefallen war, hörten 1755 die Geldsendungen von Europa auf, die zwei Bischöfe Malabars lebten zuletzt von Almosen; 1759 wurden die Jesuiten aus Portugal verbannt, in Goa aber wurden ihrer 127 am 2. Dezember 1759, trotz der Protestation des Kapitäns, auf ein Schifflein gepackt, um nach Lissabon gebracht und in elende Gefängnisse gesteckt zu werden, aus welchen nach 18 langen Jahren noch 44 überlebende Greise hervorgingen, um im Ausland ein Stück Brot zu suchen. 1773 hatte der Orden aufgehört. Über die indischen Christen aber fällt der deutsche Karmelite P. Paulinus (1774–88) das Urteil: Malabarenses Christiani simulatores (superbi) et astuti, Tamulenses fallaces, perfidi et superstitioni dediti, Bengalini rudes et ignavi, invidi et lucro intenti.›

Bei dieser ungünstigen Zeitströmung half es wenig, daß Beschi in seinem Teile immer größere Anstrengungen aufbot, die heidnischen Gelehrten mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und die Gunst der Großen zu erwerben. Es war ein wechselvolles Leben, das er führte. Bald sehen wir ihn zu Pferde, oder lieber im Palankin auf der Tigerhaut liegend, begleitet von seinen Schülern, die während des Marsches auf Palmblätter schreiben, was er diktiert; bald zieht er in der elfenbeinernen Sänfte, die ihm der mogulsche Nawab geschenkt, von Herolden, Paraderossen und ungeheurem Troß umringt,

zu diesem Statthalter nach Vellore, oder zu seinem Schwiegersohn und General, Chanda Saheb, nach Tiruchirapalli, um mit ihnen in höfischem Parsi oder tadellosem Hindustani zu verkehren; bald besuchte er als Diwan des Fürsten die ihm geschenkten vier Dörfer am Kolladam, dem nördlichen Arm der Cauvery, und zieht ihre Einkünfte ein. Oder aber liegt er einen Monat lang mit heidnischen Gelehrten im geistigen Wettkampf, mit dessen Schluß der Besiegte sich dem Sieger zur Verfügung stellen muß. Beschi gewinnt und sechs Büßer lassen sich taufen, während den anderen wenigstens die gewaltige Haarlast zum erstenmale abgeschnitten und als Trophäe in der nächsten Kirche aufgehängt wird. Ein anderes Mal steht er an einem heiligen Teich und improvisiert einen Vers gegen den daselbst verehrten Gott, so stechend und beißend, daß er darüber fast das Leben einbüßt; wieder einmal gibt er Rätsel auf oder streitet sich mit bloßer Zeichensprache herum, bis auch die geübtesten Kämpfer sich überwunden geben. Natürlich hat schon bei seinen Lebzeiten, und noch mehr nach seinem Tode, die dichtende Sage sich an seinen Namen geheftet, so daß es jetzt kaum mehr möglich ist, den vielseitigen Mann richtig zu beurteilen. Als ein bedeutendes Geschenk der christlichen Zivilisation an das Tamilvolk steht er aber schon darum vor uns da, weil er wie kein anderer Europäer im Pantheon der Tamil-Weisen seinen Sitz eingenommen hat.
Durch seine schlechtberechnete Freundschaft mit der nun rasch zerfallenden mohammedanischen Macht hatte er übrigens der Mission im weiteren Verlauf mehr geschadet als genützt. Ein Einfall der übermächtigen Mahratten im Jahr 1740 vertrieb ihn samt allen übrigen Missionaren aus der liebgewonnenen Cauvery-Ebene. Er mußte sich in den äußersten Süden zurückziehen und endete seinen Lauf als Rektor in Manapadu auf der Fischerküste, wie es scheint im Jahr 1746, im Geruch einer außerordentlichen Büßerheiligkeit. Ob das blutige Bild des gemordeten Parayer-Greisen ihm je störend vor die Seele trat? Wir wissen es nicht. Aber darüber hat die Geschichte gerichtet, daß auch die höchste Begabung der Werkzeuge einer Mission, wie die jesuitische in Madurai war, keine feste Dauer zu sichern vermag.

Bartholomäus Ziegenbalg

In diesem Abschnitt über Ziegenbalg stützte sich Gundert auf die Quellenstudien, die er während seines Aufenthalts in Tamilnadu gemacht hatte, auf die »Halleschen Berichte« und auf »J.F. Fengers Geschichte der trankebarschen Mission«, Grimma 1845; ebenso auf W. Germann, »Ziegenbalg und Plütschau. Die Gründungsjahre der trankebarschen Mission. Erlangen 1868«. – An neueren Untersuchungen wird verwiesen auf A. Lehmann, *Es begann in Tranquebar*, 2. Auflage, Berlin 1956, besonders S. 313, Anm. 5, Literaturangaben; E. Beyreuther, *Bartholomäus Ziegenbalg*, Bahnbrecher der Weltmission, 3. Auflage, Stuttgart 1968, und auf Ann-Charlott Settgast, *Der Mann in Tranquebar*, Berlin 1981.
Bartholomäus Ziegenbalg wurde am 10. Juli 1682 in Pulsnitz, Sachsen, geboren und starb am 23. Februar 1719 in Tranquebar. Zusammen mit Heinrich Plütschau (1677–1746) segelte Ziegenbalg mit der Sophia Hedwig – sie hatte ihren Namen nach der Schwester des dänischen Königs – nach Indien, wo sie am 9. Juli 1706 vor Tranquebar ankamen. Lehmann bemerkte dazu: »Das Datum des 9. Juli 1706 hält also die kirchengeschichtlich bedeutsame Tatsache fest, daß mit den Missionaren Ziegenbalg und Plütschau die ersten evangelischen Missionare nach Indien kamen und daß mit ihnen, und erst mit ihnen, die Missionsarbeit der evangelischen Kirche auf indischem Boden begann.« (28).
Gegen diesen Satz ist nichts einzuwenden, aber wenn Lehmann behauptet, daß Ziegenbalg auch der erste deutsche Dravidologe war (vgl. z.B. RGG, 2. Aufl., Sp. 1907), so irrt er. Dasselbe gilt auch für die Ziegenbalg-Biographie von E. Beyreuther, der im Untertitel sagt: »Aus dem Leben Bartholomäus Ziegenbalgs, der 1705 als erster deutscher Missionar nach Indien ausreiste«. Der *erste deutsche* Missionar, Indologe und Dravidologe, der nach Indien ging, war ein anderer: Arnos Padri, wie Johann Ernst Hanxleden in Kerala genannt wird. Hanxleden wurde 1681 in Osterkappeln bei Osnabrück geboren. Er trat 1699 der

Gesellschaft Jesu bei und reiste noch im selben Jahr auf dem Landweg nach Indien, wo er im Dezember 1700 in Goa ankam, um gleich als Missionar nach Kerala weiterzureisen. Mit seiner außergewöhnlichen Sprachbegabung lernte er Sanskrit, Altsyrisch und Malayalam. In diesen Sprachen, vor allem im Malayalam, wurde er heimisch wie in seiner Muttersprache. Seine verschiedenen Malayalam-Dichtungen sind bis heute sehr beliebt. Er verfaßte auch ein Malayalam-Portugiesisches Wörterbuch, ein Sanskrit-Portugiesisches Wörterbuch und eine Sanskrit-Grammatik. Damit war Hanxleden nicht nur der erste deutsche Indologe, sondern auch der erste deutsche Dravidologe. Hanxleden starb am 21. März 1732 in Pazhayoor, Kerala.

Es ist Arroganz, wenn Angehörige einer Religion, einer Konfession oder Denomination einen der Ihren in allen möglichen Dingen als Ersten zu apostrophieren geneigt sind. Das ist menschlich, aber nicht der Christusnachfolge gemäß. Wie anders verstand sich Gundert. Er sah sich als Glied in der Kette seiner Vorgänger und Nachfolger. Obwohl er in manchen Dingen sich hätte rühmen können, der Erste gewesen zu sein, zog er es vor, sich auf andere, die vor ihm da waren, zu berufen oder ihnen die geistige Urheberschaft zuzuschreiben. Um wieviel ist der größer, der einen anderen als höher rühmen, einen aus der anderen Konfession als den Bedeutenderen und Ersteren schätzen kann!

Fast auf den Tag genau landete Hermann Gundert 130 Jahre später als Ziegenbalg ebenfalls an der Koromandelküste, auf der Reede vor Madras. Aber nicht nur das Ankunftsdatum weist eine Parallele zu Ziegenbalg auf, sondern auch manch andere Seiten von Gunderts Arbeitsweise. In einem Brief an Professor Lange schilderte Ziegenbalg den Fortschritt seiner Bibelübersetzung und nannte dabei auch seine Arbeitsweise: »Bei der Translation habe ich folgende Bücher 1) das griechische Testament als die Grundsprache, 2) die Schmidi Version, 3) des Ariae Montani lateinische Version, 4) des Lutheri deutsche Version, 5) die deutsche Version, so zu Offenbach gedruckt, 6) die holländische Version, 7) des Hedingers Neues Testament, 8) die portugiesische Version, 9) die dänische Version. Es ist die malabarische Sprache so beschaffen, daß das Wort Gottes in selbige sehr rein, deutlich und verständlich translatiert werden kann. Und damit das reinste und angenehmste Malabarisch darin gleichsam als in einem Kompendium möchte verfaßt sein, so habe ich vorher die besten Autoren fleißig gelesen und mir das Beste von dieser Sprache zusammengetragen.« (Settgast, 140). Ähnliches schrieb Gundert über seine Bibelübersetzung (vgl. vorn »Literarische Arbeiten« und »Bibelübersetzung«).

Neben seiner Bibelübersetzung und seinen christlichen Schriften widmete sich Ziegenbalg seiner Umgebung und den Menschen anderer Religion. Er verfaßte die *Genealogie der Malabarischen Götter*, *Malabarisches Heidentum* und *Kleinere Schriften*. (Vgl. Lehmann, 47). Ähnliches gilt für Gundert und seine Schriften zur Kerala-Geschichte. So war es Gunderts *Kerala Utpatti* (die Entstehung Keralas), durch die er die Herzen der Malayalen gewann (vgl. vorn »Geschichte und Geographie Keralas«).

Die Holländer hatten nach langen Kämpfen die Portugiesen aus Ceylon verdrängt (1658) und zugleich auf der Koromandelküste ihren Einfluß zum vorherrschenden gemacht. Dem Papsttum Abbruch zu tun, war ein leitender Grundsatz ihrer Politik, ohne daß sie doch viel erreicht hätten, weil ihnen die rechten Männer fehlten. Ihr ehrenwertester Prediger, Philipp Baldäus, der in Jaffna (1656), Nagapattinam (1660) und sonst für das Evangelium wirkte, bediente sich doch nur der holländischen und der portugiesischen Sprache. In Tamil zu predigen, hielt er »sowohl für sich selbst als für jeden Europäer unmöglich«.

Den Holländern war es willkommen gewesen, daß auch die Dänen sich in die bisher portugiesischen Gewässer wagten und ein Stück des ostindischen Handels an sich zu reißen suchten, wie sie denn schon im Jahr 1620 vom Fürsten von Thanjavur die Erlaubnis zum Bau eines Forts auswirkten. Hier entstand denn die Dansborg, im Tamil Wellenburg (Tarangambadi, Tranquebar) genannt, nur acht Stunden nördlich von Nagapattinam gelegen. Sie hielten Prediger, deren einer, J. Worm, sich selbst auf seiner Grabschrift Indiens dänischer Apostel nannte († 1694), die aber den Heiden wenig Zeit widmeten; allerdings haben sie die Mannschaften gekaperter Schiffe getauft, ehe dieselben (zu fünf bis zehn Piastern der Mann) als Sklaven verkauft wurden.

Am 9. Juli 1706 lag nach siebenmonatiger Fahrt

die Sophia Hedwig draußen vor Anker; sie brachte die ersten evangelischen Missionare ins Tamilland. Es waren der Sachse Ziegenbalg (geb. 1683) und der Mecklenburger Heinrich Plütschau (älter als Ziegenbalg). Der dänische König Friedrich IV. hatte in einer guten Stunde seinem Hofprediger Dr. Lütkens aufgegeben, sich nach Missionaren für seine überseeischen Plätze umzusehen. Dieser wendete sich an seine alten Berliner Freunde, welche ihm nun die beiden pietistischen Kandidaten zusandten. Beide waren voll von dem Geiste, welcher damals in Halle rumorte; und Ziegenbalg besonders hatte von Abt Breithaupt das unvergeßliche Wort gehört: »Wenn man eine Seele unter fremden Völkern rechtschaffen zu Gott führt, so ist solches ebensoviel, als wenn man in Europa 100 gewinnt, indem diese täglich genugsam Gelegenheit zu ihrer Bekehrung haben.« Dadurch war ihm schon länger her der Gedanke, ob er nicht in fremden Ländern gebraucht werden könnte, aufgestiegen; indessen hatte er bereits in der Heimat treu und erwecklich zu wirken angefangen. Ob es nun nach Westindien gehen solle, ob nach Guinea, darauf kam ihm nicht viel an, doch mußte er erst durch innere Kämpfe seines Berufs gewiß werden. Und das war gut, denn schon in Kopenhagen begannen die Widerwärtigkeiten. Man hielt die beiden Jünglinge für Schwärmer, ihr Vorhaben für zwecklos. Der Bischof von Seeland ließ sie im ersten Examen als verwerfliche Pietisten durchfallen. Der König aber ordnete eine neue Prüfung an, infolge deren sie am 11. November 1705 ordiniert und – man weiß nicht warum – nach Ostindien zu »dreijährigem« Dienst abgesandt wurden.

Hatten schon unterwegs der Kapitän und der Schiffsprediger den beiden Deutschen vielfach widerstanden, so ging es bei der Landung noch viel wunderlicher zu. Erst mußten sie etliche Tage an Bord verharren, weil sich gerade für sie kein Kahn finden wollte. Dann brachte sie ein Freund an Bord eines anderen Schiffes, von welchem sie endlich im Boot durch die schäumende Brandung fuhren. Als aber die Heiden sie zuletzt ans Ufer trugen, drohte jenen ihr Kapitän mit Schlägen und fuhr sogar auf die Missionare mit dem Stock zu.

Doch sie waren einmal gelandet, um 10 Uhr morgens. Nun mußten sie vor der Stadt harren bis 7 Uhr abends. Um 4 Uhr kam der Kommandant J. S. Hassius nebst dem Rat und den zwei dänischen Predigern heraus ihnen entgegen; der fuhr sie an: was sie wollten und wer sie geschickt? worauf sie des Königs Willen und Siegel vorzeigten. Darüber ward er stille und meinte, in der dänischen Schule könnten sie allenfalls arbeiten, sonst wüßte er nicht, wozu sie zu gebrauchen wären. Die beiden Geistlichen stellten sich fremde und küßten nur den Schiffsprediger. Es ward Nacht, die Herren gingen in die Stadt zurück, und die Missionare folgten ihnen bis auf den Markt. Da ließ man sie stehen; doch endlich nahm sich ihrer verwundert der Sekretär Attrup an und brachte sie zu seinem Schwiegervater Paulsen, der deutsch redete.

Bald genug merkten sie, daß ihre Ankunft jedermann unbequem, wenn nicht ganz zuwider war, »das ärgerliche Leben der Christen hatte schon alles unter den Heiden sehr verderbt«. Die zahlreichen Mischklassen waren durch stillschweigende Übereinkunft auf die katholische Kirche angewiesen, deren Pater ausgedehnten Handel trieb und intimer Freund des Kommandanten war (der auch je und je Geschenke von ihm nahm); er verstand kein Tamil, sondern redete Portugiesisch mit seiner Herde. Die dänischen Geistlichen ihrerseits redeten nur Dänisch und blieben schon darum, auch wenn sie geistlichere Leute gewesen wären, der größeren Hälfte der Garnison, welche aus Deutschen bestand, unverständlich und fremd. Wie nun die Missionare den vernachlässigten Sklaven näher traten und mit ihnen Katechisationen anfingen, auch für die Deutschen erbauliche Versammlungen, ja auf des Kommandanten Wunsch gar eine Wochenpredigt unternahmen, hatten sie bald nicht nur am Pater Guevara einen unversöhnlichen, mächtigen Feind, sondern am 19. Dezember kanzelte auch der dänische Oberprediger im Gottesdienst sie als falsche Propheten und Irrgeister ab.

Nun, mit den dänischen Predigern ließ sich unter Mitwirkung des ursprünglich deutschen Kommandanten noch im Dezember eine friedliche Abkunft schließen. Aber bald verlangten diese Dänen, alle Sklavenkinder müßten von ihnen, nicht von den Missionaren getauft werden, und als diese meinten, dann werde es das beste sein, daß sie eine eigene Kirche bauten, wehrte sich der Kommandant dagegen mit aller Macht. Darüber war Plütschau so betrübt, daß er 1. Januar 1707 über die Sünden der Christen predigte, durch welche sie Gottes Namen unter den Heiden lästern, und die Unwilligkeit der Regierenden, Gottes Werk zu fördern, mit sehr verständlichen Worten rügte. Das

wurde ihnen schon am Nachmittag als Anstiften einer Rebellion ausgelegt, bei welcher Gelegenheit der wütende Kommandant Ziegenbalg auf die Brust schlug und sich fernere Besuche solcher »Hunde« verbat. Erst nach vielen Jahren zeigte sich, daß die Direktoren der Ostindischen Kompanie, an ihrer Spitze der natürliche Bruder des Königs, den Missionaren von Anfang an in jeder Weise entgegenzuarbeiten befohlen hatten.
Weil sie in der Festung keinen Platz bekamen, richteten sie mit einem Teil ihres Gehalts (der in 200 Talern jährlich bestand) sich ein Haus zum Versammlungssaal ein, und weihten es schon 14. August 1707 als die Jerusalemskirche ein, Plütschau mit einer portugiesischen Predigt, Ziegenbalg bereits mit einer tamilischen, darob sich Christen und Heiden gar sehr verwunderten. Zuvor, am 12. Mai, hatten sie (in der dänischen Kirche) fünf Portugiesisch redende Heiden getauft; andere sammelten sich bereits um sie und schlossen die Feier mit Absingen eines von Ziegenbalg übersetzten Liedes. Er hatte mit großem Eifer das Tamil gelernt, nicht ohne an den katholischen Evangelienbüchern eine dankenswerte Hilfe zu finden, hatte bereits Luthers kleinen Katechismus übersetzt und eine Grammatik der schweren Sprache entworfen. Unter fortgesetztem Druck von seiten des Kommandanten mehrte sich dann die kleine Gemeinde, so daß sie bis zum Schluß des Jahres 1707 auf 35 Personen wuchs und im Jahr 1712 die Zahl der Getauften 202 Seelen betrug.
Die Getauften hatten alle gründlichen Unterricht genossen, sonst aber war man nicht zu wählerisch bei ihrer Aufnahme verfahren. Es waren teils Sudras von verschiedenen Kasten, teils Parayer; daher man sich bald genötigt sah, auf die Vorurteile jener einzugehen, indem man diesen in der Kirche einen besonderen Ort anwies. Beim Abendmahl hatten auch die Sudrafrauen den Vortritt vor den Parayermännern. Das machte sich so von selbst durch die Rücksicht auf den von den Katholiken eingeführten Brauch. Indessen konnten die Missionare das Kastenübel in der Weise lindern, daß sie begabtere Parayerkinder im Portugiesischen unterrichteten und dann in europäische Kleider steckten. Hinfort hatten diese den Vortritt vor den Sudras. Gemischte Heiraten kamen häufig vor unter den sich näherstehenden Kastenabteilungen; nie aber zwischen Sudra- und Parayerchristen. Die Gemeinde wird mit Gottes Wort und den herkömmlichen kirchlichen Akten treu bedient, daneben auch im freien Herzensgebet geübt. Sonst wird den neuen Christen augenscheinlich nicht viel zugemutet: Für Amtshandlungen haben sie durchaus nichts zu entrichten, vielmehr verwöhnen die gutmütigen Deutschen ihre kleine Herde von Anfang an ein wenig durch Dienstleistungen und Verpflegungsversuche in aller ihrer eignen Armut. Ziegenbalg wünschte sehr, daß auch Kompanieämter tüchtigen Bekehrten übertragen würden, natürlich umsonst. Die Schulen waren eine dänisch-portugiesische und eine tamilische; in beiden gab man den Kindern Nahrung, Kleidung und Bücher, oft unter hartem Gedränge bei leerem Seckel.
Am 1. August 1708 lag ein dänisches Schiff auf der Reede und ein Brief von Dr. Lütkens verkündete, dasselbe solle ihnen 2000 Taler bringen. Wie freuten sie sich, nun ihre Schulen und Anstalten in Aufschwung zu bringen und die Not der Armen zu lindern! Sie danken Gott in der Predigt, durch Gesang und Gebet. Aber nun kommt die Botschaft: Das Boot ist umgeschlagen in der Brandung, das Geld liegt auf dem Meeresgrunde, sieben Menschen haben dabei das Leben verloren. Alles durch die Schuld eines betrunkenen Kapitäns.
Doch da das Wasser an jener Stelle nur zwei Ellen tief war, konnte das Geld wohl wieder gefunden werden. Indessen freuten sich die dänischen Herren über das Mißgeschick der Missionare in wahrhaft teuflischer Weise und erklärten, sie könnten ihnen nicht helfen, man sei ihres zudringlichen Wesens müde. Ja, der Kommandant ließ sich wieder zu Tätlichkeiten hinreißen, schlug einen der Missionare auf die Brust und drohte, »die Kanaillen« zur Stadt hinauszujagen. Nicht nur wurde ihnen nun jeder geistliche Verkehr mit den Europäern verboten, selbst dem freiwilligen Beitraggeben sollte ein Ende gemacht werden; 50 Heiden, die Christen werden wollten, wurden gezwungen, ihren Vorsatz aufzugeben – und getaufte Sklaven verkaufte man an fremde Orte, wo sie aus Mangel an geistlicher Pflege unter schrecklicher Behandlung verkommen mußten. Natürlich schlossen sich bei so tyrannischem Verfahren der Regierenden die Herzen der Einfältigen und Niedern, unter Deutschen und Heiden, immer mehr den Unrechtleidenden auf und an, was dann wiederum die Wut des Kommandanten aufs Äußerste steigerte.
Zuerst wurde Plütschau vor aller Welt gedemütigt: Man ließ die Trommel rühren und ihn durch einen

Sergeanten vor den Rat führen. Er hatte sich des unehelichen Kindes eines Soldaten angenommen, dem der katholische Pater, obwohl die Mutter Heidin war, durch List die Taufe erteilt hatte. In Gegenwart der dänischen Offiziere und Prediger drohte ihm dafür der Kommandant in rohester Weise mit dem Stock und mit Amtsentsetzung. Der Soldat mußte Spießruten laufen. Auch Heiden, welche dieser Gerichtsszene (6. November 1708) zuschauten, schüttelten die Köpfe über der unerhörten Gewalttat an geistlichen Personen; es sollte aber noch schlimmer kommen.

Als Ziegenbalg für eine von einem Reichen unterdrückte Witwe eine Bittschrift eingab, die wohl nicht im strengsten Kurialstil abgefaßt war, beschloß der Tyrann, bei dieser Gelegenheit seine ganze Macht zu entfalten und zitierte den Missionar (19. November) durch einen bloßen Knecht. Als derselbe zu erscheinen zögerte, kam die Wache mit geladenem Gewehr unter Anführung des Leutnants und führte Ziegenbalg im Schlafrock und Pantoffeln auf die Festung, wo sofort die Zugbrücke aufgezogen wurde, als wäre eine Verschwörung entdeckt worden. Im Gerichtssaal erwiderte Ziegenbalg auf alle Vorwürfe kein Wort, und zwar darum, weil, wie immer in Missionsangelegenheiten, kein Protokoll geschrieben wurde. Er hütete sich so, damit man aus seinem Munde keine Scheinursache erhasche. Der Kommandant aber warf ihn dafür in ein entsetzliches Schwitzloch neben der Küche, in welchem er nun über vier Monate unter strengster Bewachung ausharren mußte.

Vom 19. November 1708 bis zum 26. März 1709 saß er da allein. Niemand durfte ihn besuchen, Feder und Tinte wurde ihm versagt, damit er nicht an der Bibelübersetzung, die bis Matthäus 23 gediehen war, weiterarbeite; kein tamilisches Buch war ihm gestattet, alle Speisen, die Plütschau ihm senden mußte, wurden visitiert, ob etwa Briefe darin wären. Zugleich durchwühlte und versiegelte man alle seine Bücher und Papiere und setzte eine Wache ins Missionshaus. Das gesamte Militär und alle Beamten wurden aufs neue in Eid und Pflicht genommen, und jeder Umgang mit Plütschau – als landesverräterisch – verboten. Da nun dieser in der nächsten deutschen Predigt Stellen von Isebel, Antiochus und Herodes verlas, wurde nicht nur die deutsche Predigt untersagt, sondern jede Unterstützung und Befreundung der Missionare streng verpönt und die Gemeinde nach Kräften bedrängt, vertrieben und zerstreut. Heiden, welche des Kommandanten Verfahren tadelten, mußten ins Gefängnis wandern, und der portugiesische Katechet, durch Bestechung gewonnen, gab sich her, den Angeber und Verräter zu machen.

Aber in aller Stille flossen dem vereinzelten Plütschau Gaben zu, welche es ihm möglich machten, in der Trübsal auszuharren; und deutsche Soldaten wagten es, Ziegenbalg mit Papier und Bleistift zu versehen, womit er dann zwei gottselige Büchlein schrieb. Ganz wohl war auch dem Kommandanten nicht bei der Sache, obwohl er sich das Ansehen gab, als halte er Ziegenbalg für einen Thomas Münzer, der Rebellion habe anrichten wollen. Die Räte stritten sich manchmal mit ihm herum. Ziegenbalg aber wollte nichts unterschreiben, was einem Schuldbekenntnis ähnlich gesehen hätte. Nach langen Verhandlungen verstand er sich endlich dazu, um der armen Gemeinde willen, eine Bittschrift zu unterzeichnen, in welcher er um seine Befreiung anhielt und sich anheischig machte, bis zum Austrag der Sache sich allezeit wieder zu stellen. Ohne einiges Verhör wurde er sodann 26. März 1709 seines Arrestes erledigt.

Mit vielen Tränen von der Gemeinde empfangen, machte sich Ziegenbalg, soweit es ihm seine leidende Gesundheit erlaubte, an die Sammlung der Zerstreuten. Gerade damals baten auch die Katholiken von Thanjavur, die aus einer großen Verfolgung auftauchten (die Folge von geistlichen Schauspielen, in welchen der Ritter Georg Götzen zertrümmert hatte), daß man sich ihrer annehmen möge, da ihre Priester vertrieben, die Kirchen zerstört seien. Die armen Missionare konnten nichts für sie tun, mußten sie doch selbst unter protestantischer Regierung stets neuer Verfolgung gewärtig sein.

Nun aber wurden sie (20. Juli) getröstet durch die Ankunft von drei neuen Mitarbeitern, Gründler, Bövingh und Jordan. Diese brachten Ermunterungsschreiben, selbst von der Hand der Königin, und reichliche Geldmittel (4000 Taler) von Halle, Kopenhagen usw. Die erste, schwerste Not schien überwunden; die Mission hatte ihre Feuerprobe bestanden, sie erwies sich als gegründet angesichts der vereinten Anstrengungen aller möglichen Feinde. Nur kurz erwähnt sei hier, daß auch in Deutschland viele Widersacher gegen die Mission arbeiteten; wurde doch in Wittenberg öffentlich

über diese »falschen Apostel« disputiert, welche nun »haufenweise« in die Kirche einbrechen, sie niederzureißen und zu zersplittern unter dem Vorgeben, daß man sie ausbreiten wolle.
Auf den Thüringer Gründler (geboren 1677), der sich erst als Magister in Halle bekehrt und dann als Lehrer im Segen gewirkt hatte, waren die besondern Hoffnungen der hallischen Freunde gerichtet. Der Mecklenburger Student Jordan war auf eigene Kosten mitgereist, hoffend, man werde ihn schon irgendwie brauchen können. Ihnen hatten die Dänen einen Kieler Theologen, den orthodoxen Westfalen Bövingh, beigesellt, welcher mit den anderen nicht harmonierte; schon unterwegs hatte er abgelehnt, mit ihnen aus dem Herzen zu beten: das sei ihm einmal nicht gegeben. Nun, sie landeten; die schwarzen Gemeindeglieder, die Ziegenbalg vorführte mit den Worten: »Hier sind unsere Pflänzlein aus den Heiden«, machten ihren Selam; Gründler, tief bewegt, weinte vor Freude und Mitleid. Dann sah er die achtzehn Knaben der Missionsschulen mit gekreuzten Beinen ihren Reis essen und fühlte sich alsbald mitten im Werke. Bövingh mittlerweile, von Mißtrauen geplagt, warf einen Blick in Ziegenbalgs Tagebuch und meinte, die Missionare hätten gegen die Obrigkeit zu viel getan. – Nun zahlte man die Schulden ab und kaufte um 1000 Taler das erste Missionshaus (23. Juli). Aber auch den armen Christen wurden Geschenke ausgeteilt, vielleicht nur allzu reichlich. Die Missionare hofften damals noch, die Seligkeit des Gebens werde jenen mit der Zeit von selbst aufgehen.
Da aber der Kommandant trotz der königlichen Weisungen aufs neue mit Verfolgung und Gefängnis drohte, wurde beschlossen, Ziegenbalg solle nun selbst nach Europa reisen und die Sachlage vorstellen. Der Kommandant erlaubte das nicht, unter dem lächerlichen Vorwand, dadurch würde das heilige Werk der Bibelübersetzung verzögert (September 1709). Das sah einer neuen Gefangennahme nicht ungleich. Man versuchte, sich anders aus dem engen Käfig hinauszuhelfen: Ziegenbalg machte mit Gründler einen Ausflug ins nahe Nagapattinam. Neues Wüten des Kommandanten! Er gibt schon Befehl, wenn sie wiederkämen, sie nicht durchs Tor einzulassen, bis an ihn berichtet wäre. Doch der holländische Gouverneur nimmt Ziegenbalg in seinen Schutz und preßt Hassius, den auch seine Räte im Stiche ließen, ein Versprechen ab, für die Sicherheit des Missionars zu haften. So viel war nun doch erwirkt, daß man über die holländische Kolonie sicher Briefe nach Europa befördern konnte.
Eine weitere Verbindung mit Europa wurde (Januar 1710) durch einen Besuch angeknüpft, den Ziegenbalg im englischen Madras machte. Dazu bewog ihn schon die Ankündigung von den Geschenken, welche englische Freunde, angeregt durch den frommen Hofprediger Böhme in London, der neuen Mission übermachen wollten. Gab es schon unterwegs reichlich Gelegenheit, das Wort zu predigen, so ward ihm in Madras von den englischen Herren ordentlich gehuldigt. Der Gouverneur nahm ihn in sein Haus auf; sein Kaplan schloß einen Freundschaftsbund mit dem schwergeprüften Missionar; auf Gassen und Märkten konnte frisch und frei vom Heiland geredet werden; selbst Katholiken luden ihn ein, zu bleiben und eine Kirche zu bauen. Fast überall schien Indien der Mission offener zu stehen als in dem vertrackten Tranquebar. Die Gemeindeglieder dort hatten nicht umsonst getrauert und geweint, als Ziegenbalg sich auf den Weg machte; ihnen war es, als dürfte er wohl in Madras festgehalten werden, wenn Tranquebar ihn ausspie. Während ihm aber freilich die Erkenntnis sich auftat, wie viel für Indien und alle seine Völker getan werden könnte, wenn nur die faulen Christen sich aufmachen wollten, kehrte er doch nach einem Monat angestrengter Tätigkeit auf seine Leidensstätte zurück.
Hier hatte man sich mittlerweile mit Errichtung einer Außenstation in Porayar, eine Stunde von Tranquebar, beschäftigt, welche Gründler (22. Februar 1710) bezog; er nahm einen Dolmetscher mit, um die Sprache desto rascher zu lernen, und ließ sich von einer Sudrafrau »gut malabarisch« kochen. Bald war auch eine Schule gegründet, in welcher Ziegenbalg selbst wöchentlich ein- oder zweimal einkehrte, um zu katechisieren und dann mit den Heiden zu reden. Ungeschickt aber war es, daß nun auch Bövingh, obwohl es ihm mit dem Sprachstudium gar nicht gelingen wollte, gleichfalls eine solche Außenstation in einem der fünfzehn dänischen Dörfer für sich haben wollte. Sie mußte, weil auch der Kommandant aufs eifrigste seinen Wunsch unterstützte, alsbald begonnen werden. Schon am 24. Februar zog Bövingh nach Tillayadi und baute rüstig. Nun aber wurde die Thanjavur-Regierung von den Brahmanen, welche

dort eine Macht bildeten, aufgestachelt und tat ernstliche Einsprache; der Kommandant trotzte, daher schon im April die Grenzen gesperrt und die Tranquebarer durch Teurung bedrängt wurden. Am 8. August kam es sogar zu einem Gefecht, infolge dessen das Haus in Tillayadi von den Hindus niedergerissen und von den Dänen in unedler Rache ein Häuflein Schlafender niedergemacht wurde. Das ist der Krieg, auf welchen Beschi anspielt. Zum Schluß mußte die dänische Kompanie dem König 500 Taler Strafe zahlen, und der Kommandant hatte seinen Zweck erreicht, seine Feindschaft gegen die Missionare durch deren aufregendes Verfahren bei seinen Vorgesetzten entschuldigen zu können. Er ließ die schon beantragte Untersuchung nicht einleiten; daß er selbst die ganze Sache angestiftet, war ein offenes Geheimnis.

Gründler hatte sich schon im April, als die Heiden in Porayar gleichfalls unruhig wurden, auf Ziegenbalgs Rat in die Stadt zurückgezogen. Da wartete man nun wieder auf das jährliche Schiff, welches Missionare, Geld und dem Kommandanten möglicherweise einen Verweis bringen sollte. Die Erwartungen wurden aber sehr getäuscht. Etwas Geld zwar wurde (6. Oktober) gelandet und auf die Warnung des Schiffskapitäns auch vom Kommandanten, der es mit Beschlag belegen wollte, schließlich herausgegeben. Er selbst ging straflos aus; der König war auch gerade den Missionskreisen bedeutend entfremdet worden. So machte sich der arme Hassius noch einmal die Freude, die Missionare zu hänseln, hielt ihre nach Europa abgehenden Briefe an, ließ sie wieder einmal durch die Wache vorfordern und schalt dann die Brüder in der offenen Zollbude Schelme und Landbetrüger. Ihr Paket wurde aufgebrochen und nach einem Briefe gefahndet, »der Ziegenbalg an den Galgen bringen« sollte. Natürlich fand sich nichts; alles Volk aber hörte wieder einmal an diesem 8. Oktober, wie Herr Hassius »noch wunderlicher mit den Padres spielen« wolle, und die Missionare machten sich auf weitere Verfolgungen gefaßt. Bövingh, dem es unter den Brüdern nach vielen Entfremdungen und Versöhnungen doch nicht wohl ward, verließ sie (Januar 1711), indem er sich eine malabarische Kleidung verschaffte, um allein unter den Heiden etwas anzufangen; er ist aber bald weiter nach Bengalen und Europa gereist, wo er seine öfteren Drohungen, dem Missionswerke einen bösen Namen zu machen, am Ende ohne es ganz zu wollen ausführte, indem ein voreiliger Freund sein Tagebuch mit allerhand giftigen Briefen veröffentlichte. Es wird da nichts Gutes an Ziegenbalg gelassen als sein Fleiß und seine Sprachengabe.

Indessen war aber durch den bedauernswürdigen Bövingh eine Mißstimmung auch unter die übrigen Missionare gekommen. Der rasche Ziegenbalg schien sich von dem stilleren Plütschau mehr abzuwenden und alles nur mit dem seiner Gemütsart mehr zusagenden Gründler zu besprechen. Kaum war ein Mißverständnis gehoben, so tauchte ein anderes auf; daher Ziegenbalg auf den Gedanken kam, es sollte endlich die Gleichberechtigung aller Mitarbeiter aufhören und einer Person die Gesamtleitung des Werks übertragen werden. Das meinte freilich Bövingh auch, nur daß ihm schien, dazu müßte erst ein in der thetischen, polemischen und kasuistischen Theologie wohl versierter orthodoxus Theologus hinausgeschickt und den heterodoxen Hallensern zum Haupt gesetzt werden; Ziegenbalg aber mochte denken, der rechte Mann dürfte schon in Tranquebar selbst zu finden sein. Auf alle solche Vorschläge kam jedoch keine Antwort; denn von 1710 bis 1713 segelte kein dänisches Schiff nach Indien. Krieg, Pest, Überschwemmung, dazu das Vorherrschen anderer Interessen ließen den dänischen Hof Tranquebars völlig vergessen. Nur in Halle wurde fortwährend eifrig für die Brüder gebetet und eine Presse mit Tamiltypen samt einem tüchtigen Setzer zubereitet. Sie gelangten (auf englischen Schiffen) doch erst September 1713 nach Tranquebar.

Mit jenem letzten dänischen Schiffe war übrigens ein königlicher Kommissar gelandet, der die unverantwortliche Wirtschaft des Kommandanten bald genugsam durchschaute und heimlich seinen Sohn über Nagapattinam nach Kopenhagen als Berichterstatter absandte. Zu ähnlicher Selbsthilfe riet er auch den Missionaren, und so wollte denn schon im Oktober 1710 Plütschau von Madras aus die Reise antreten, er mußte aber infolge eines Monsunsturms wieder landen und umkehren. Ziegenbalg seinerseits trug sich mit einem Plane, das ganze Tamilgebiet bis nach Jaffna und Ceylon hinüber zu bereisen, um dann durch eine Vereinigung von dänischen, deutschen und holländischen Universitäten das Heidentum planmäßig anzugreifen. Es kam nicht dazu, dagegen besuchte er (Juli 1711) wiederum Madras, um die Gaben der engli-

schen Freunde in Empfang zu nehmen; und er blieb noch einige Monate dort, um einmal in der Umgegend zu predigen und dann lieber gleich selbst nach Europa zu reisen, weil ihm das auf dänischen Schiffen doch nicht gestattet würde. Darüber erschrak die Tranquebar-Regierung und verhandelte nun mit dem englischen Gouverneur, Ziegenbalgs Abreise um jeden Preis zu verhindern. Da mittlerweile Plütschau dem letzteren nachgereist war, wurde zuletzt fürs Beste befunden, diesen statt Ziegenbalgs nach Europa gehen zu lassen.
Am 15. September 1711 kehrte dieser edle Mann dem Tamillande, dessen Jugend besonders seiner treuen Pflege froh geworden war, tiefbewegt, ohne sich irgend verabschiedet zu haben, den Rücken, um durch Vorstellungen in Kopenhagen den unaufhörlichen Widerstand der Ortsbehörde endlich aus dem Wege zu räumen und seinen Mitarbeitern Freiheit zur Bewegung zu schaffen. Er selbst sollte Tranquebar nicht wieder sehen. Ein schwachbegabter Christenknabe Timotheus begleitete ihn, die erste lebendige Frucht der Mission, welche ihre Freunde zu sehen bekamen. Der Kommandant aber wütete und tat sein Möglichstes, durch Briefe an den holländischen Gouverneur des Kaps der Guten Hoffnung seine Weiterreise zu verhindern. Mit Mühe fand Plütschau dort ein holländisches Schiff, das ihn bis Texel brachte. Die Bootsleute aber, die ihn nach Amsterdam führen sollten, setzten ihn (August 1712) mit Timotheus unterwegs auf den Sand und fuhren mit allem Gepäck, auch allen Briefschaften und Schriften, davon. Er hat sie nie wieder gesehen. Durch allerhand Kriegsgefahren kommt er endlich Januar 1713 nach Lübeck, da öffnet sich die Tür – und Bövingh tritt herein.
Beide reisten zum König; Plütschau erreichte bei ihm in einer halbstündigen Audienz, daß versprochen wurde, die Kompanie sollte der Mission nicht mehr so viel Widerstand leisten. Bövingh erlangte, falls er sich ruhig verhalte, die Zusage einer Pfarrei. Indessen – eine endliche Resolution ließ noch lange auf sich warten. Erst im Februar 1714 ging endlich ein Schiff mit königlichen Geldern und gnädigen Handschreiben an die Missionare ab. Allein – es scheitert an der Spitze von Jütland, und nur zwei Matrosen retten ihr Leben. Die Gaben und Handschreiben werden allergnädigst neu ausgefertigt und über England geschickt; allein die englischen Schiffe waren eben abgesegelt, und die Hilfe verzog sich um ein weiteres Jahr! Eine von England den Missionaren geschickte Presse wurde von den Franzosen gekapert; ein Freund der Sache löste sie zwar aus, aber der treue Lehrer Fincke, der mitgesendet wurde, verlor auf der weiteren Fahrt in geheimnisvoller Weise sein Leben, und als die beschädigte Presse nach Tranquebar kam, sollten die Brüder noch eine Lösungssumme von 1000 Talern entrichten! Es scheint sich wirklich alles zu verbinden, keine nachhaltige Hilfe nach Tranquebar gelangen zu lassen.
Dahin war Ziegenbalg auf Gründlers inständiges Bitten im Januar 1712 nach fünfmonatiger Abwesenheit wieder zurückgekehrt. Er hatte gefunden, daß auch der englische Gouverneur durch die Schreiben des dänischen Kommandanten gegen ihn als einen Unruhstifter eingenommen wurde und den nächsten besten Anlaß benützte, nach London feindselig über ihn zu berichten. Ziegenbalg hatte in Pulikat (Palaverkadu) mit Erlaubnis der holländischen Obrigkeit eine Trauung vollzogen, welche der englische Beamte beanstanden zu sollen glaubte. Gehemmt und gehetzt von allen Seiten durch die kleinlichen Übelnehmereien, Formalitäten und Schreibereien, welche den damaligen Verkehr der Faktoreibeamten in den indischen Küstenstädten charakterisieren, war er nach Tranquebar zurückgekehrt, wo mittlerweile ein jäher Tod den königlichen Kommissar weggerafft hatte. Feuersbrunst, Hungersnot, Überschwemmung und andere Schläge hatten die Stadt schwer getroffen, aller Segen schien seit der Verfolgung der Missionare von ihr gewichen. Der Kommandant aber fuhr fort, diese zu bedrängen und herabzuwürdigen, wo ihm eine Gelegenheit geboten wurde. »Er lasse sich's gern noch 20 000 Taler kosten«, konnte er sagen; »in Kopenhagen werde man ihm doch den Kopf nicht nehmen.« Die feindselig gesinnten dänischen Prediger und Räte sind indessen gestorben, der Kommandant fühlt sich vereinzelt, und äußerlich stellte sich wieder ein erträglicher Verkehr her, da die Missionare ihm nichts nachtrugen, während sie der endlichen Hilfe harrten, und nur »die edle Zeit bedauerten, die sie unter solchem Gouvernement mit gar wenig Nutzen zubringen mußten«.
Endlich, am 13. Februar 1714, kam nach fast vier Jahren wieder ein dänisches Schiff und brachte zwar Geld und Briefe, aber auch die Weisung der indes zu Kopenhagen eingesetzten Missionsinspektoren: Die Missionare möchten mit dem Komman-

danten eine Amnestie aufrichten. Der Brief enthielt so viel bittere Zugaben, daß Bövinghs Einfluß bei Abfassung desselben den Missionaren schmerzlich fühlbar wurde!
Nun, sie versuchten mit vieler Selbstüberwindung, eine Amnestie zustande zu bringen. Der Kommandant war auch ganz bereit, einen Schleier über seine Gewalttaten breiten zu lassen, zu weiterer Förderung des Werks aber wollte er sich nicht verstehen; er wolle so viel tun als er bisher getan habe und im übrigen den Verordnungen seiner Direktoren nachkommen. »So lange wir mit ihm nichts von diesem Werke reden und keine Ersuchung um Hilfe tun, so lange sind wir gute Freunde; sobald wir Hilfe suchen, ist die Freundschaft aus und entsteht bei ihm Unwille und Verbitterung.«
Die Handelsdirektoren aber hatten geschrieben: »Die zum Christentum übertreten wollen, sollen erst vom Kommandanten examiniert werden, damit er über sie berichten könne! Und damit, daß er die Missionare habe Kirchen und Schulen bauen lassen, habe er bereits schwere Verantwortung auf sich geladen!«
Durch diese Offenbarung entfällt dem guten Jordan aller Mut; er sieht, daß man ihn nie wird ordinieren können und will ins Vaterland zurück. Ziegenbalg aber und Gründler sind entschlossen, ihr Leben in Ostindien zu schließen »aus Liebe zu ihren schwarzen Schafen und Lämmern, aus herzlicher Begier, den Heiden zu helfen und unter ihnen dem Herrn eine Gemeinde zu sammeln, auch durch mündliche und schriftliche Arbeit einen festen Grund aufs Zukünftige zu legen.« Sie wissen, daß von König und Inspektoren nichts zu hoffen ist, aber sie harren aus im Aufblick zum himmlischen König.
Mitte Oktober 1714 wurde Ziegenbalg mit Jordan, der eben abfahren wollte, vom Kommandanten zu Gaste geladen. Da zeigte ihnen dieser die heimlichen Befehle, die er von den Direktoren erhalten, wonach über den kleinsten Punkt jahrelang mit Kopenhagen verhandelt werden sollte, damit ja nichts geschehe! Im Nu durchschaut Ziegenbalg die ganze teuflische Bosheit und macht sich auf, sie zu durchkreuzen; er schließt eine feierliche Amnestie mit dem armen Hassius und erhält von ihm freie Passage nach der Heimat als Schiffsprediger. Er will in Kopenhagen selbst den Sitz des Übels aufsuchen, um es zu heilen. Mit Jordan und einem Jüngling Maleiappan besteigt er 26. Oktober 1714 das Schiff und verspricht der weinenden Gemeinde, in 22 Monaten wieder unter ihnen zu sein. Viele Heiden gaben ihm ehrenvolles Geleite und baten nur um baldige Wiederkunft.
Während Ziegenbalg auf dem Meer fährt, bahnt sich nun in Kopenhagen etwas Neues an. Man fand, daß die Missionsinspektoren der Sache nicht gewachsen waren und bildete (Dezember 1714) ein förmliches Missionskollegium als eine Behörde, die mit den schwierigen Direktoren der Handelskompanie auf gleichem Fuß verkehren konnte. Die Hallenser jubelten, endlich sei die Direktion an die rechten Männer gekommen; ein Geheimrat hatte den Vorsitz, ein Oberhofmeister der Königin und zwei Geistliche waren Mitglieder, und der eifrige Pietist Wendt, einst Bövinghs Vertrauter, wurde Sekretär. Plütschau, der keine diplomatische Gabe hatte, fand eine Pfarrei in Holstein; Ziegenbalg war schon am 22. Oktober 1714 zum Propst der Mission ernannt und beauftragt worden, den treuen Jordan zu ordinieren, vier Tage, ehe sich die beiden nach Europa eingeschifft hatten! Das Kollegium aber verhandelte nun wacker mit den Handelsdirektoren über Fragen wie diese: Ob die Missionare nicht Unruhen anstiften werden, wenn sie sich über Tranquebar hinausbegeben? Ob sie auch Katholiken bekehren dürfen? usw. Den Verkauf von Christensklaven zu verbieten, ließen sie sich bereitwillig finden. Im Mai 1715 wurde auch für Missionskandidaten eine Stiftung auf der Universität gemacht: sechzehn Studenten sollten im Seminar freie Wohnung finden usw.
Nun landet Ziegenbalg (1. Juni) in Bergen und sieht sich gleich als Propst begrüßt. Im Juni bringt er eine Woche vor Stralsund zu, das der König eben belagerte, und gewinnt sich aller Herzen. Den König freute besonders der erste Teil des Neuen Testaments in Tamil, von dem ihm ein Exemplar überreicht wurde, und eine deutsche Ansprache Maleiappans. In Kopenhagen jedoch fand Ziegenbalg, daß die Direktoren die Missionssache als unverträglich mit ihrem Handel ansahen; es kostete harte Kämpfe, bis auch nur ein allgemeinster Befehl nach Tranquebar, das Werk zu befördern, ausgewirkt war. Dann endlich (Oktober) ging es nach Deutschland, wo viele Herzen dem treuen Bahnbrecher entgegenwallten und die Teilnahme sofort mächtig wuchs. Man fand den starken Mann viel lieblicher und bedächtiger als man ihn

sich vorgestellt hatte. Doch nur Wochen hielt er sich in Halle und in der Heimat auf. Mit einer früheren Schülerin, Maria Salzmann, getraut, trat er schon am 2. Dezember die Rückreise an über Holland und England, um überall das Missionsinteresse zu wecken. Am 10. August 1716 landete dieses erste deutsche Missionspaar in Madras und hörte, daß auch Gründler Grund genug zu loben hatte; der Kommandant Hassius hatte eben seine Entlassung erhalten und war durch einen Missionsfreund ersetzt worden.

Wenn man aber nun endlich raschen Fortschritt der Mission erwartet, so sieht man sich wieder einmal getäuscht. Ziegenbalg zwar trug sich mit großen Gedanken, die Mission nach Serampur und auf die Faktoreien der Malabarküste auszudehnen, wie auch den Heiden mit immer neuen Mitteln nahezukommen; er findet sein ursprünglich „blödes Naturell“ verändert und in eine „geheiligte Großmütigkeit“ umgewandelt, die vor keiner Aufgabe zurückscheut. So war auch Gründler, der mittlerweile gleichfalls geheiratet hatte, aufs Innigste mit ihm verbunden, und von der früher wohl merklichen Eifersucht der Mitarbeiter gegen Ziegenbalg als dem jüngeren findet man bei ihm keine Spur. Vereint errichten sie nun eine Bildungsanstalt für Lehrer, die (Oktober 1716) mit acht Zöglingen eröffnet werden kann und bauen eine größere Kirche, welche (Oktober 1717) durch Festreden in drei Sprachen eingeweiht wird. Aber von dem Missionskollegium, so korrekt seine Einrichtung in kirchlichem Sinne gewesen sein mag, ging nun eine Wirkung aus, welche die Mission stille stellte, ja nahezu vernichtete. Ein Zeichen weiter, wenn es eines bedürfte, daß es für eine gesegnete Leitung der Mission einmal kein unfehlbares Rezept gibt.

Der fleißigste Mann in diesem Kollegium war unstreitig der ledige Sekretär Chr. Wendt. Dieser aber war schon länger gegen Ziegenbalg eingenommen, von dessen Charakter er einmal eine schauerliche Disposition entworfen hat (»Grund seiner Untugend ist die große Eigenliebe, aus welcher fließt 1. der Ehrgeiz, dessen Töchter sind: a) Selbstvertrauen, b) Aufschneiden in Briefen, c) ungeprüftes Annehmen von Täuflingen, d) sich nicht schuldig geben wollen; 2. Eigensinn, daraus entstehen: a) Herrschbegierde, b) Zornesheftigkeit, c) Zunder zu Uneinigkeit« usw.). Nachdem beide sich von Angesicht gesehen, schien die Verstimmung abgetan. Sie trat aber in neuer Form auf, als Wendt erst in die Äußerlichkeiten des Missionsdienstes sich eingelebt hatte. Da werden ihm nun diese *externa* zu einem ungeheuren Anstoß. Die Missionare schienen ihm ganz aufzugehen in Lieblingsbeschäftigungen, als da sind: Heiraten, Haushaltung, Bauten, Schulehalten, Sprach- und Volksstudien, Schreiben, Übersetzen und Drucken, Verpflegung der Getauften usw., lauter Dinge, von denen in der eigentlichen Missions-Instruktion Matthäus 10 kein Wörtlein zu finden ist. Ist nicht am Ende das ganze Geldwesen vom Übel? Ihm wird es je mehr und mehr ein wahrer Greuel; über alles macht er sich ein Gewissen und fürchtet, durch die Besorgung dieser Dinge an seiner eigenen Seele Schaden zu leiden.

Also wagt er einen Gewaltstreich. Voll der Angst, die Missionare möchten in diesem Treiben verweltlichen, hält er die für sie gesammelten Gelder zurück. 10 000 Taler etwa waren infolge der Auffrischung des Interesses durch Ziegenbalgs Besuch in der Heimat zusammengekommen, das Wenigste durch das Missionskollegium; Wendt aber schickt nichts nach Tranquebar, sondern läßt die beiden Arbeiter zwei volle Jahre ohne jegliche Nachricht. In einem Sinn ward das Ziel, die Vergeistigung der Missionare, erreicht: Die beiden treuen Arbeiter wurden bald genug aller äußerlichen Sorgen enthoben; drüben in des Vaters Hause hörten ja alle Geldgeschäfte auf.

Aus heißer Tagesarbeit und schlaflosen Nächten heraus hören wir noch einmal Ziegenbalgs eindringliche Stimme, wie er (August 1718) mit großer Überlegung und Weisheit dem übergeistlichen Oberen die notwendige Verbindung der Äußerlichkeiten mit der Seele des Werks auseinandersetzt, auch zeigt, wie eben der rechte Dienst des Nächsten „ein wohlgesetztes Gemüt“ lehre und erziehe, auch in diesen äußerlichen Dingen sich nicht zu zerstreuen, sondern dieselben vielmehr insgesamt auf den rechten Endzweck zu richten und dabei das Wohl der Seelen seine Hauptsorge sein zu lassen. Mache sich der Herr Sekretarius darüber ein Gewissen, so sollte er eben einen anderen neben sich haben, der solche äußerliche Dinge willig und geschickt besorge, wie das in England der dienstfertige Herr Sekretär Newman tue, als welcher wieder 30 Ellen schwarzes Tuch zur Kleidung, Medikamente, Kümmel, Bier und dergleichen außer dem gewöhnlichen Präsente herausgesendet

habe. Übrigens besorgt Ziegenbalg, wenn dieses Mißtrauen, welches sie jetzt zum Borgen in Madras nötige, nicht bei Zeiten gehoben werde, dürfte den abgematteten Arbeitern der Mut so schwinden, daß sie nur mit Seufzen tun, was sie mit Freuden tun sollten. Indessen stehe ihr Entschluß fest, auszuharren im Beten und Hoffen und ihre übrigen Leibes- und Seelenkräfte bei diesem Werke aufzuopfern.

Wendt schrieb seinen frommen Unsinn auch nach Halle: „Asia muß sich in *externis* selbst helfen können und muß aus Europa nur das Göttliche und Himmlische haben, das Wort Gottes und das göttliche Leben, oder es wird nichts daraus. Geld zu Kirchen, zu Essen und Trinken soll Europa nicht in Asiam senden, das wird allzu weitläufig. Und wie wir selbst sind, so ziehen wir andere; es wird daraus nur ein europäisches Christentum, das die Welt für den Himmel erwählet.« – Natürlich warnt der edle Francke: Diese Männer haben sich genug legitimiert, daß sie nicht das Zeitliche suchen; er wünscht ihnen einen Gehalt von 500 oder doch 400 Talern. Sie könnten auch leicht in Europa Plätze mit höherem Gehalt finden, »und kann man Gott nimmer genug danken, daß er sie bei dem göttlichen Sinn hält, auf keine zeitlichen Vorteile zu denken, sondern bei den Indern zu leben und zu sterben«. Wenn sie müde würden und aufgingen, könnte man ihnen nicht leicht gleich geschickte Nachfolger geben, daher sie bei gutem Mute zu erhalten seien. Dennoch wünscht auch Francke, daß die Mission »so wenigen Schweif als möglich von äußerlichen Dinge habe«; er fürchtet sich vor dem Eindruck, den die Nachricht vom großen Kirchenbau machen werde, und kann sich nicht dazu verstehen, Ziegenbalgs fleißige Arbeit über die Religion der Tamilen (»Das verdammliche allgemeine Heidentum« usw., vollendet im April 1712) zu veröffentlichen: Dergleichen falsche Begriffe habe man ja auszurotten, nicht weiter zu verbreiten.

Indessen hatten sich die Missionare über viele Seelen zu grämen, welche nicht treu blieben oder doch große Mängel an den Tag legten. Es ist wahr, Ziegenbalg hat von manchem Bekehrten zu gut gedacht; gerade diejenigen Getauften, von denen die Missionare am meisten geschrieben hatten, gingen zurück oder machten ihnen schwere Not. Einen Dichter und Schullehrer, an dem sie eine rechte Freude erlebten, haben ihnen die Katholiken abgelockt, aber nur um ihn wieder ins Heidentum zurückzuführen. Der bedeutendste Mann, den Ziegenbalg in die Gemeinde aufnehmen durfte (1718), war vielleichte einer seiner letztgetauften, der Sudrajüngling Aaron, später zum Prediger ordiniert. Er wurde jetzt vorsichtiger in der Aufnahme von neuen Täuflingen. Soviel aber war beiden Missionaren klar, daß sie nicht, wie von ihnen verlangt wurde, die Gemeinde als eine fertige nun verlassen und predigend durch der Heiden Städte ziehen durften.

Im Januar 1719 mußte Ziegenbalg alle Amtsgeschäfte abgeben; »es will keine Medizin mehr bei mir anschlagen, die Ursach solcher Krankheit rührt vom Gemüt her«, schreibt er in seinem letzten Brief. Eine Stahlkur erschöpfte vollends seine Kräfte, er ließ die Tamilgemeinde um sein Bett kommen und ermahnte sie zur Beständigkeit im Glauben. Am 23. Februar stand er noch auf und betete mit seiner Gattin am Morgen, bald aber nahte das Ende. Er griff hastig nach den Augen: »Wie ist mir's doch so helle; ist's doch, als wenn mir die Sonne in die Augen schiene!« ließ sich noch das Lied: »Jesus meine Zuversicht« spielen und zu Ende singen; dann entschlief er in seinem Ruhestuhl, noch nicht 36 Jahre alt. Alles war bestürzt; die höchsten Personen in der Stadt so gut wie die ärmsten Heiden fühlten, daß eine Mauer der Stadt, eine Säule der Kirche gefallen war.

Wendt sagt, daß dieser »Zufall ihn inniglich angegriffen« habe. Etwas bedenklich harrte er des Eindrucks, den seither abgegangene Schreiben des Missionskollegiums auf den Überlebenden machen würden. Gründler verfiel zunächst in eine zweimonatige Krankheit, in der er doch sitzend zu predigen versuchte oder, wenn es nicht gehen wollte, auf die Knie fiel und mit der Gemeinde betete, der Herr möge doch nicht beide Hirten zugleich hinwegnehmen. Er wurde erhört: im Juli 1719 landeten die Missionare Schultze, Dal und Kistenmacher in Madras, und obwohl sie erst im September Tranquebar erreichten, hatten sie doch alsbald das dicke Kollegialschreiben abgesandt, welches Gründler nur unter strömenden Tränen lesen konnte. Es war eine vollständige Verdammung Ziegenbalgs und seiner ganzen Missionspraxis!

»Der Urheber aller Mission, von solcher Liebe gegen seine Jünger erfüllt, wie sie das Kollegium gegen die eigenen Sendboten nie hegen könnte, hat doch die Apostel leer ausgesandt, ja ihnen Geld

anzunehmen verboten. So wie Jesus es eingerichtet hat, so muß es gut sein. Je näher wir diesen Fußstapfen kommen, desto völliger ist unsere Mission. Also kann Gründlers Gehalt nicht erhöht werden. In Betracht des großen Tags der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes und in Absicht auf die Seelen der Heiden wünschen wir viel lieber, daß Ihr leiblicher Zustand elend und jämmerlich, arm und gering werde, und vertrauen der gütigen Liebe unseres Heilandes, er werde es also machen, so Er es nötig und gut findet. – Wie die Eltern, so die Kinder. Wenn ein Heide bei Euch soviel mehr Irdisches findet, als er vor seiner Tür wahrnimmt, was wird daraus? Ein Kind der Erden zwiefach mehr, denn er es vorhin war. Müssen wir da nicht jenes Wehe euch Schriftgelehrten usw. über uns nehmen und wünschen, daß derselbe Mensch nie ein Christ worden wäre? Ja, wir wünschen, daß nie kein Taler nach Indien kommen wäre, als daß durch solche irdische Dinge der Durchbruch zum Himmelreich sollte aufgehalten werden. – Sollte durch den Kirchenbau Ihnen am Ausgehen unter den Heiden Zeit und Kräfte entgangen sein, so wünschen wir, daß kein Stein auf dem anderen läge; wünschen, daß Sie selbst zu Tranquebar keine Sonn- noch Festtagspredigten hielten, wenn nur dagegen die Heiden bei sich das Evangelium hörten. – Verflucht sei der Handel (der Papiermühle), der dem himmlischen Reiche Christi das allergeringste irdisch Geartete anmenget! – Statt Bibeln zu drucken, legen Sie die Briefe Pauli auf, in die Herzen geschrieben und gelesen von allen Menschen. Wird dieses durchs andere aufgehalten, so wollten wir lieber, daß keine Bücher geschrieben und gedruckt würden. – Das vorteilhafteste Seminar ist, wenn Sie aus den Gläubigen Älteste wählen, die Gemeinde zu versehen, selbst aber weiter unter die Heiden gehen. – Möge alles in zwölf Jahren Gearbeitete zerstört werden und vergehen, was die mündliche Verkündigung des Evangeliums hindert! – Wir haben Ihnen geschrieben nicht als Fleischlichen, denn wir unsere Feder nicht in Fleisch und Blut getunket, wir haben Euch als Geistlichen Sachen geschrieben, die der heilige Geist lehret« usw.

Nun, der Rat von Tranquebar rechtfertigte (in amtlichem Attest) die Missionare, die nach ihrer Instruktion die gesammelte Gemeinde gar nicht verlassen durften; er rechtfertigte sie auch gegen andere Vorwürfe. Gründler selbst aber fing an, zu verkaufen, was ihm irgend entbehrlich schien von Missionsgebäuden; schlug sich dann mit dem Gedanken herum, die so gründlich verbitterte Arbeit zu verlassen und nach Europa zu gehen; faßte sich aber wieder und labte die verwundete Seele an Franckes nachgeschicktem Brief und Zuspruch. Dann setzte er sich nieder und arbeitete eine eingehende herrliche Erwiderung aus, die mit den Worten schloß: »Darum Dir allein, o lieber Abba, und Deiner heiligen Führung übergebe ich ferner dies Werk mit all seinen Anstalten nach den innerlichen und äußerlichen Geschäften. Laß durch Dein Wort: Glaubet, so werdet ihr die Herrlichkeit Gottes sehen, Deine Knechte hier und in Europa aufgeweckt werden, Dein Werk mit aller Treue und Glaubensfreudigkeit in heiligem Segen fortzuführen. Dir allein sei dafür Lob und Ehre in Ewigkeit. Amen!«

Am 16. September 1719 trafen die drei Kandidaten ein, noch unordiniert, so schnell hatte man sie zusammensuchen müssen. Gründler unterrichtete sie täglich im Tamil und führte sie ins ganze Werk ein. Er war zum Propst ernannt, ohne noch die Ernennung in Händen zu haben; aber um nichts zu versäumen, holte er die Zustimmung der Ortsobrigkeit ein, im Verein mit der er das Konsistorium bildete, und ordinierte zunächst den gewandten, einnehmenden Schultze (Januar 1720). Das stand ihm fest, daß er nach dem ausgesprochenen Mißtrauen des Kollegiums zunächst nach Europa zu gehen habe; wollten dann die Väter ihn wieder zu dem Werke aussondern, zu dem ihn der heilige Geist berufen habe, so möchten sie aufs neue ihm die Hände auflegen. Übrigens fühlte er sich nicht mehr auf dänischen Boden beschränkt; nötigenfalls konnte er mit deutscher oder englischer Hilfe sich in Madras niederlassen. Im September 1720 gedachte er die Reise anzutreten, bis dahin konnte Schultze die Arbeit notdürftig übernehmen. Der edle Gouverneur aber schüttelte ergrimmt den Kopf: »Ehe die Herren Missionsdirektoren von Ihnen fordern, daß Sie wie Soldaten alles mit sich auf dem Buckel schleppen, sollten Sie erst selbst mit gutem Exempel vorangehen; denn sie wohnen in großen Häusern, die von oben bis unten reich möbliert sind.«

Einstweilen wollte Gründler mit der so streng empfohlenen Heidenpredigt einen Anfang machen; obwohl krank, machte er sich am 10. Februar nach Cuddalore auf den Weg. Im Boot erkältete er sich

und mußte nach zwei Wochen zurückgebracht werden. Er segnete noch mit kaum hörbarer Stimme die versammelte Gemeinde; vier Tage darauf legte er sich mit heimlichem Flehen und Seufzen und redete nichts mehr; er entschlief (19. März 1720) im 43. Lebensjahre. »Die rechte Ursache seines Todes ist«, wie die Witwe an Francke schrieb, »die Betrübnis, welche ihm der harte Brief vom Missionskollegium verursacht hat. Diese hat von Tag zu Tag seine Kräfte verzehrt, bis ihn der Herr von allen Leiden frei gemacht hat.« Ein Jahr später fiel Wendt in Ungnade und wurde von seinen Ämtern entfernt; die Mission aber machte zunächst nur Rückschritte, bis 1725 Walther und Pressier in sie eintraten.

Vergleichen wir, was diese deutschen Bahnbrecher geleistet haben, mit den Erfolgen der katholischen Mission, so ergibt sich ein unscheinbares Resultat. Dort handelt es sich gleich um Tausende, hier nur um einzelne. Wie demütigend sodann für die evangelische Kirche der Vergleich mit der europäischen Oberleitung katholischer Missionen ausfällt, bedarf keiner Ausführung. Alles scheint hier kleinlich und zufällig, und wo etwas wie Methode und System auftritt, ist es entweder herkömmliche Form oder hirnwütige Theorie. Es ist etwas überaus Lehrreiches um die Geschichte dieser fünfzehn Jahre, in welchen die Frage gelöst wurde: Kann es in der evangelischen Kirche überhaupt eine Heidenmission geben? Das Lehrgeld ist teuer ausgefallen; – denn ihrer Schwächen werden wir uns auf jedem Schritte bewußt. Aber des Namens, um welchen sich diese Anfänge evangelischer Mission gruppieren, brauchen wir uns nicht zu schämen. Ziegenbalg verliert durchaus nichts durch die peinlichste mikroskopische Betrachtung seines Lebens und aller seiner Schritte, durch eine Prüfung vor aller Welt, wie ihr die Wirksamkeit eines katholischen Priesters oder Ordensmanns nie ausgesetzt werden kann. Ziegenbalg liegt ganz offen vor uns da. Er fängt blöde an, wächst aber zusehends in den unaufhörlichen Kämpfen mit allen möglichen engen Interessen, die nur in dem einen Wunsch übereinstimmen: du sollst und darfst nicht sein! wächst und wächst, bis wir in ihm die evangelische Mission, die sich zum Sein und Leben durchkämpft, verkörpert sehen. Er ist seinem Herkommen nach ein orthodoxer Lutheraner; aber von den damaligen Orthodoxen scheidet ihn der merkliche Umstand, daß er nicht zwischen Glaube und Werke den üblichen langen Gedankenstrich setzt. So dient er Gott in seinem Geschlecht und sieht jetzt reichen Samen. Wie hat doch sein Werk und Wort gezündet in dänischen, deutschen, holländischen, englischen Kreisen! Wie hat die Teilnahme, welche er weckte, die engen Schranken der Territorialkirchen und Konfessionen überhüpft und gesprengt! Daß hiermit ein Wendepunkt in der evangelischen Kirche eintritt, ein Aufschwung zu neuem Leben, das hat auch die katholische Kirche schneller und richtiger erkannt als unsere konservative Partei, die alte Orthodoxie. Mit großer Aufmerksamkeit hat jene das unscheinbare Werk in Tranquebar verfolgt; ein Mann wie Beschi ist, nach unmißdeutbaren Spuren, durch den Sporn, den Ziegenbalgs Tätigkeit ihm gegeben, nach Indien geführt worden.

Am wenigsten haben wir in dieser kurzen Skizze von Ziegenbalgs Verkehr mit dem Tamilvolke geredet, so daß manchem Leser scheinen könnte, seine Zeit sei in den Reibungen mit Kompaniebeamten usw. draufgegangen. Es verhält sich aber ganz anders. Fleißiger als die meisten durch nichts behinderten neueren Missionare widmete er sich dem täglichen Umgang mit Heiden, Mohammedanern, Katholiken, Armeniern und Tamilen jeder Klasse; alle fragt er aus, nach allen Seiten hin schreibt er Briefe, bekommt Antworten und merkwürdige Bücher zugetragen und sammelt so eine Masse von Kenntnissen, die noch heute in Erstaunen setzt. Er ist im fremden Volke wirklich heimisch geworden. Gewöhnlich predigt er die Leute nicht an, sondern lockt erst ihre Gedanken und Weltanschauung von ihnen heraus, bleibt freundlich und gelassen, auch wo er rügt, und weiß dann immer ein kräftiges Zeugnis anzubringen. Darum ist er auch im Ganzen bei allen wohlgelitten, selbst bei den Brahmanen, die sich seiner Wißbegierde freuen, wenn sie auch gelegentlich Ränke gegen ihn schmieden. Wahrhaft lieblich ist es, wie er z. B. bei den Armeniern am Thomasberge sich niederläßt. Da sitzt er des Morgens vor der Tür mit Kindern, am Wege den Berg hinauf, und läßt aus dem Neuen Testament einige Kapitel laut lesen; dabei finden sich allezeit Zuhörer ein und fragen bald über dies, bald über jenes. Dann geht er mit den Kindern in einen offenen Garten, durch den viel Volks hin- und herzieht, singt mit ihnen und betet und erklärt ein Stück aus der Theologie oder katechisiert sie über einen Spruch; und nie fehlt es an Zuhörern.

Oder ist ein katholisches Fest mit Fahnen, Trommeln und Pfeifen; er sieht so bescheiden zu, daß man ihn auch nötigt, sich niederzulassen, und er nun eine Rede halten kann über die rechte Art, Feste zu feiern. Bald wird er an Zollstätten und Stadttoren angehalten und soll Kopfgeld entrichten (wie ist doch darin so viel anders geworden in Indien!); über die nahe Thanjavur-Grenze darf er sich vollends kaum wagen; aber mit indischer Geduld entwaffnet er die Wächter und weiß immer wieder die Unterhaltung auf das eine Ziel hinzulenken. Und aus der engen Nachbarschaft schaut er immer weit hinaus, bis nach Bombay und Persien, nach Bengalen und Pegu hinüber: Wie gerne schickte er überall hin seine Evangelisten!
Er hat sich freilich in dieser Aussicht auf die Zukunft getäuscht, wenigstens sofern er so große Dinge noch selbst zu erleben hoffte. Rechte Evangelisten und Schulmeister hat er nur wenige zubereiten dürfen, kaum hinreichend für die nächste Umgegend. Aber doch konnte er seinen Tamilen andere Evangelisten in Menge schicken, alle voll des lauteren Sinnes, der in ihm war. Schon 1712 hatte er 33 Tamilschriften verfaßt, dazu fünf papistische gereinigt »und solchergestalt unser eigen gemacht«. Er hat dem Volke eindringliche Sendschreiben, brauchbare Schulbücher und gute Traktate hinterlassen, vor allem aber seine Bibelübersetzung, an welcher er unermüdlich arbeitete. Das Neue Testament durfte er vollenden, im Alten kam er bis zum Buche Ruth. An der heiligen Schrift hat er selbst immer seine dürstende Seele gelabt, und er ist frisch und jung geblieben in der verdorrenden Umgebung bis ans Ende. Alles, was er erreicht hat, ist einzig durch dieses Wort erreicht, ohne Anwendung irdischer Gewalt und List; war das Erreichte zunächst unansehnlich, so hatte er sich das in die Rechnung genommen: er wollte ja nur einen guten Grund legen für die weitere Entwicklung der Mission. Möge die evangelische Kirche, und möge namentlich das Tamilvolk immer vollkommener und dankbarer erkennen, welch ein Geschenk ihnen in diesem ganzen Manne gegeben wurde!

Johann Philipp Fabricius

Johann Philipp Fabricius wurde 1711 in Kleeberg bei Frankfurt am Main geboren und starb 1791 in Madras (die Lebens- und andere Daten differieren, vgl. z.B. Lehmann, 28; Grafe, 81; RGG, 2. Auflage). Bevor Gundert mit der eigentlichen Schilderung von Fabricius einsetzte, beschrieb er den Übergang von Ziegenbalg bis zu Fabricius, wobei er etwas genauer auf Benjamin Schultze und dessen Übersetzertätigkeit einging. Zur Biographie von Fabricius verwendete Gundert die Quellen, die er schon bei Ziegenbalg benützt hatte, dazu »W. Taylor, Memoir of the first Centenary of the Protestant Mission at Madras. Madras 1847« und »W. Germann, J. Ph. Fabricius. Seine fünfzigjährige Wirksamkeit im Tamulenlande etc. Erlangen 1865«.
Neben seiner Bibelübersetzung wurde Fabricius wegen seines Gesangbuchs geschätzt. Lehmann schrieb: »Vor und neben dem Fabrizius-Gesangbuch waren in Tranquebar sechs Gesangbücher erschienen: 1713 mit 48 Liedern, 1721 ein Abdruck desselben; 1723 kam die dritte Auflage mit 160 Liedern, von Schultze besorgt; für die vierte Auflage mit fast 300 Liedern, 1733, waren Pressier und Walther verantwortlich; die fünfte Auflage kam 1756 und die sechste, die *Hymnologia Tamulica,* zählte 307 Lieder und kam 1779 heraus. Aber schon 1774 war in Madras ein Gesangbuch erschienen, das von Fabrizius, welches das alte bald verdrängen sollte . . . Als er hatte aus Madras weichen müssen, hat er in dem Dorfe Carumanel bei Paleacatta 1747 zum ersten Male seinen Herrn in Liedern gepriesen. Er hat nicht eine »Übersetzungs-Arbeit» geleistet, sondern die Lieder kamen ihm aus betendem Herzen. 1756 waren es schon über 100 Lieder.« (277).
Zum Gesangbuch von Fabricius merkte Gundert in der Biographie an: »Wo aber ein Missionar dort auch in der Zeit, da es zum alten Eisen geworfen schien, ein Exemplar dieses Gesangbuchs hatte, durfte er sich wohl hüten, es nicht zu sorglos stehen zu lassen. Die heidnische und christliche Dienerschaft scheint gerade diesem Buche besonders gefährlich gewesen zu sein, während Massen von Predigten und Traktaten keinen Dieb anlockten.« Gundert bezeichnete Fabricius zurecht als einen Mystiker, dem die Heiligung wesentlicher war als die Rechtfertigung durch den Glauben.

Zusammen mit Christian Breithaupt gab Fabricius das *Tamil and English Dictionary* heraus. Die erste Auflage erschien 1779 in Tranquebar mit etwa 9000 Tamil-Wörtern und wurde 1809 nachgedruckt. Die vierte Auflage erschien 1972 ebenfalls in Tranquebar als Nachdruck der dritten Auflage von 1933 mit etwa 67 000 Tamil-Wörtern. Es wäre in diesem Zusammenhang interessant, die Beziehung zwischen Fabricius' Wörterbuch und Gunderts noch nicht aufgefundenen Hebräisch-Tamil und Griechisch-Tamil Wörterbüchern aufzuzeigen.

Wir können uns nicht auf eine längere Schilderung der Wandlungen einlassen, welche die Tranquebar-Mission nach dem Heimgang ihrer Gründer (1719–20) durchzumachen hatte. Sie stand vorerst unter der Leitung des rührigen, aber auch etwas eingebildeten Benj. Schultze (bis 1726), eines Mannes, der sich gern mit Sprachstudien beschäftigte, daher er bald, wohl gar zu bald auch an das Dichten tamilischer Lieder sich wagte, deren Zahl Ziegenbalgs ursprüngliche 48 in kurzer Zeit erreicht, ja überstiegen hatte. Ebenso hielt er sich für berufen, die Bibelübersetzung, mit welcher der selige Ziegenbalg bis ins Buch Ruth gekommen war, hastig zu vollenden, indem er sie dem Peter Maleiappan, der ja auch Deutsch konnte und mit den Palmblättern ihm zur Seite saß, in den Griffel diktierte. Bereits im März 1725 war er mit dieser Aufgabe fertig geworden. Die Presse druckte rüstig, was geschrieben war, und im Jahr 1727 befand sich die ganze heilige Schrift in den Händen der Missionare und ihrer Gemeinden; woran sich 1728 noch eine kleinere Ausgabe der Apokryphen anschloß. Die Missionare waren übrigens mit seiner Arbeit weniger zufrieden als er selbst, sie fanden wohl einiges besser als bei Ziegenbalg, meinten aber, vieles sei etwas obenhin geraten.

Indessen wurde aber die Gemeinde vernachlässigt. Schultze ärgerte sich über die Nachgiebigkeit, womit ihre Gründer die Kastenfrage behandelt hatten und suchte erst mit viel Mühe die Kirchensitze neu zu verteilen, so daß nicht Sudras und Parayer sich in die Plätze teilen, sondern lieber Weiber und Männer getrennt sitzen sollten. Ein solcher äußerlicher Erfolg war aber kein Ersatz für den Mangel an treuer Seelenpflege, wenn auch zunächst ein größerer Zuwachs von Parayerchristen erzielt ward. Der rasche, wirklich unermüdliche, jedoch oberflächliche Mann vertrug sich schlecht mit seinem Kollegen oder eigentlich Untergebenen, Dal, der die portugiesische Gemeinde leitete (Kistenmacher, von Schultze nicht wenig drangsaliert, war schon 1720 entschlafen). Schultze wußte sich auch die Herzen der eingeborenen Christen nicht zu gewinnen. Die Beihilfe für die Armen und Kranken beschränkte er aufs Allernötigste. Es war daher eine eingestandenermaßen »kümmerliche Zeit« in der Mission, welcher erst der Eintritt tüchtigerer Männer ein Ende machte. Als Walther und Pressier (Juni 1725) gelandet waren, zeigte sich bald, daß es in der bisherigen Weise nicht fortgehen könne. Schultze verabschiedete sich von Tranquebar halb im Grimm und eröffnete (1726) eine neue Station in der englischen Hauptstadt Madras, wo er mit seinen Schulen und dem nun auf Telugu und Hindustani ausgedehnten Übersetzungseifer immerhin manches zustande brachte, bis er 1743 nach Deutschland zurückkehrte. Dort hat er sich noch ein besonderes Verdienst um die Mission erworben, indem er den Studenten Schwartz in die Kenntnis des Tamil einführte.

Unter der Leitung der Brandenburger Walther (1725–39) und Pressier († 1738) nahm das Werk in Tranquebar einen neuen Aufschwung. Es ist die Zeit, da durch Rajanayakens Bekehrung die Arbeit der Missionare sich weit in der Cauvery-Ebene ausdehnte, da durch einen Besuch Pressiers 1728 sich die Verbindung mit Thanjavur anknüpfte und die Verfolgung seitens der Katholiken alles in Atem erhielt. Auch die Einsetzung des ersten Landpredigers, Aaron, bezeichnet (Dezember 1733) einen entschiedenen Fortschritt in dem Leben der Mission.

Dagegen muß beklagt werden, daß eben durch diese tüchtigen Männer der Kastenunterschied in der Tranquebar-Gemeinde sanktioniert und damit dieselbe zu innerem Stillstand verurteilt wurde. Es war wirklich schade, daß es gerade Schultze sein mußte, der an der Kastenduldung zu reformieren gesucht hatte; sein Vorgehen konnte natürlich für junge Nachfolger nicht maßgebend werden. Ihre Katecheten »lagen ihnen beständig in den Ohren«, wie sie sich die Gleichsetzung mit den Parayerchristen von den Heiden so oft müßten vorwerfen lassen. So ungereimt nun beiden Männern »der-

gleichen Ausflüchte« erschienen, meinten sie doch, sich »in die Schwachheit der armen Leute schikken« zu sollen und ließen es also *connivendo* [nachsichtig] geschehen, daß nun die Parayer von den Sudras »einen Schritt breit in der Kirche abgesondert sitzen« mußten. Es war nur ein Schritt, er ist aber seit 1727 zu einer tiefen Schlucht geworden!
Der gute Pressier will dann (1728) die Christen in einem Parayerdorf besuchen. Aber diese selbst warnen ihn vor der Verachtung, der er sich damit bei den höheren Klassen aussetzen würde; so bescheidet er sich, von der Landstraße etwas abseits in einen Hain zu treten und die Christen dahin zum Unterricht kommen zu lassen. Sie bringen ihm Eßwaren zum Geschenk; er gibt ihnen aber »beim Weggehen alles mit Dank wieder zurück«!
Der junge Missionar erzählt weiter, wie dann ein heidnisches Parayerweib durch den Hain gehen wollte, ein Parayerchrist aus seiner Umgebung ihr aber zurief: »Du, wo gehest du hin? da liegt ein Brahmane!« worauf das Weib alsbald stutzte und seitwärts abwich. Aus diesem Vorfall meint er sich die Lehre ziehen zu müssen, wie behutsam man in diesem Punkte sich unter den Hindus zu verhalten habe und bildet sich wohl auf seinen Fortschritt in indischer Anstandskunst ein wenig ein; leider aber merkt er nicht, wie sehr er damit von der Einfalt Christi abgekommen war und wie notwendig ein solches Konnivieren weitere Folgen nach sich zog.
Denn auch in der Schule wurden nun Parayer und Sudrakinder »möglichstermaßen« auseinandergehalten und sonst noch strengere Linien gezogen; und weil sich (trotz oder infolge dieser Glaubensschwäche?) die Landgemeinden bedeutend mehrten, um volle 474 in einem Jahre, so war nun ein Vorgang geschaffen, von welchem die späteren lutherischen Missionare, wenigstens in Tranquebar selbst, sich keine wesentliche Abweichung mehr erlaubten.
Es läßt sich leicht denken, daß, wenn die Missionare dergestalt dem jesuitischen Vorbild eines neuen geistlichen Brahmanentums sich einigermaßen näherten, die Sudra-Katecheten ihnen nicht bloß nacheiferten, sondern es ihnen noch um ein ziemliches zuvortaten. Warum nicht den reichgesegneten Rajanayaken ordinieren? fragen verwundert die Freunde in Deutschland. Antwort: »Der Kastenunterschied wird zu allgemein beobachtet, daher wir notwendig etwas nachgeben müssen, worein die Parayer sich auch gar wohl zu finden wissen. In Betracht dieses können wir uns für jetzo noch nicht resolvieren, Rajanayaken zum Predigtamt zu bestellen. Er verrichtet auch bereits alle Dienste eines Landpredigers, ausgenommen, daß er das heilige Abendmahl nicht administriert. Das würde auch kein (christlicher!) Sudra aus seinen Händen nehmen, und bei Parayern könnte dasselbe dadurch in Verachtung geraten« usw. Es kam da alles auf das entschiedene Vorgehen der Missionare an; statt ihren Gemeinden etwas Neues zuzumuten und bei dieser Gelegenheit sich selbst auch soweit zu erniedrigen, daß sie dem Parayerprediger den Bruderkuß gegeben hätten, ließen sie sich von Rücksichten leiten, die rasch genug auch den Europäer hinduisieren können. Und ihr »für jetzo« ist natürlich ein »für immer« geworden.
Es kann uns demnach nicht verwundern, wenn der Geschichtsschreiber der Tranquebarischen Mission urteilt, um das Jahr 1740 habe die Mission ihren Höhepunkt erreicht, worauf sie wohl noch Erweiterungen aber keine Entwicklung mehr erlebt habe.
Als im Jahr 1760 die Herrnhuter, vierzehn Brüder auf einmal, sich in Tranquebar niederließen, um von da aus eine Station auf den Nikobarischen Inseln zu gründen, auf denen (1756) bereits ein Versuch der deutschen Mission mit Polzenhagens Tode gescheitert war, wollten die Hallenser durchaus nichts mit ihnen zu schaffen haben und verhielten sich, wie wir es von privilegierten Konservativen gewohnt sind, sehr zurückstoßend gegen die Eindringlinge. Diese aber verstanden es, sich dort angenehm zu machen; »es ist nicht zu beschreiben«, berichtet ein dänischer Missionar, »wie sich diese Herrnhuter in so kurzer Zeit bei Dänen, Franzosen und selbst Malabaren durch ihr nach eigenem Willen in Demut und Geistlichkeit der Engel glänzendes Wesen insinuiert [eingeschmeichelt] haben«; daher man sie im Lande *Gnanis* (Weise, Heilige) betitelte. Auch die ältesten Katecheten, wie Rajanayaken, kamen oft zu ihnen, selbst nachdem die Missionare vor ihnen gewarnt hatten; man fürchtete sogar von einem, er werde zu ihnen übertreten, so entschieden nahm er ihre eigentümlichen Redensarten an. Es ist nicht geschehen; die Herrnhuter selbst wiesen seine Dienste zurück. Rajanayaken starb, nachdem er sich wieder gefaßt, 1771 im Dienste der Tranquebarischen Mission; aber so viel können wir uns schon denken, daß aufgeweckten Parayerchristen bei dem brüderlichen Tone, der unter den neuen Predigern

herrschte, zu Zeiten wohler ward, als in der Abhängigkeit von den ihr geistliches Amt so hochhaltenden und doch in seiner Handhabung von Kastenrücksichten beeinflußten Lutheranern. Für die fortschreitende Zeit war überhaupt, wie Bengel wohl erkannte, die hallische Art bereits zu kurz geraten. Die Eifersucht der alten Missionare bewirkte, daß den neuen keine Erlaubnis zum Wirken unter den Heiden gegeben wurde, daher nach Vereitelung wiederholter Kolonisationsversuche auf den Nikobaren die Herrnhuter um 1801 endlich das Land räumten, zufrieden, wenn sie auch nur wenige Bekehrungen erzielt hatten, mit dem Ergebnis, daß doch »manche Gemüter durch sie auf das Wesentliche des Christentums waren aufmerksam gemacht worden«. Es ist gewiß zu bedauern, daß sich in dieser langen Zeit kein Weg wollte finden lassen, die besonderen Gaben der Brüdergemeinde für das Tamilvolk nutzbar zu machen.

Die Erweiterung der Mission war schon durch Ziegenbalg auf jede Weise angestrebt worden, allein es wollte sich in jenen Drangsalsjahren nicht viel machen lassen. Doch hatte man den holländischen Stationen mit Schullehrern ausgeholfen. Nun aber bot die englische *Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis* die Hand zur Errichtung von Schulen in den Küstenstädten Cuddalore (wo ein Württemberger, Beck, 1717–33 als Schullehrer diente) und Madras, damals der größten Stadt Indiens; aus diesen erwuchsen, da sich die Inspektion durch die Tranquebarer als gar zu mühsam herausstellte, bald selbständige Stationen. Die letztere kam schon 1726 durch Schultze zustande; Cuddalore, die Tranquebar nächstgelegene Stadt der Engländer (nur 20 Stunden nördlich von Tranquebar), wurde 1737 von dem wackeren Sartorius besetzt. Hätte man die rechten Männer gehabt, so hätte sich auch in Calcutta, dem Hauptplatz der Engländer in Bengalen, bereits ein Anfang machen lassen.

In Cuddalore nun landeten (28. August 1740) drei weitere Arbeiter, der Schwede Kiernander, der Pommer Zeglin, und der Hesse Fabricius. Letzterer, geboren 22. Januar 1711 in eines frommen Amtmanns Hause, hatte erst die Rechte studiert; er war aber schon in Gießen durch den seligen Dr. Rambach kräftig angefaßt worden und entschloß sich – infolge des Lesens der hallischen Missionsberichte –, nachdem er schon absolviert hatte, noch zum Studium der Theologie. 1736 kam er nach Halle mit dem Gelübde, das er doch sorgsam in seinem treuen Herz verschloß, sich vom Herrn überall brauchen zu lassen, wo es Ihm gefalle, begleitet von vielen Gebeten seiner Mutter und Geschwister. Und in Halle hat er wohl auch »nach aller Möglichkeit« Kollegien angehört, doch besonders sich im Beten geübt und daneben die Jugend des Waisenhauses unterrichtet. Im September 1739 wurden die drei jungen Männer vom jüngeren Francke zum Dienst an der Mission aufgefordert, und ohne erst noch Abschied zu nehmen, ging es gleich zur Ordination nach Dänemark, wo Fabricius eine Bußpredigt hielt, für die ihm der König, jetzt Christian VI. (seit 1730) seine höchste Zufriedenheit bezeugte. »Daß du dem Willen Gottes folgen willst, gefällt mir wohl«, schrieb ihm die treue Mutter, wie auch die Geschwister alle mit Freuden seinen Schritt begrüßten. Er hat sie nicht mehr gesehen; aber von seinen 200 Talern jährlichen Gehalts setzte er sogleich seiner armen Mutter noch etwas aus, ehe er sich mit den Freunden nach England begab, wo sie freundliche Aufnahme fanden und das Missionsinteresse neu belebten. Mit einer großen Flotte segelten sie 1. April 1740 von Portsmouth ab und wurden von dem gefälligen Kapitän, wie gesagt, in Cuddalore gelandet.

Doch sollte erst in Tranquebar eine Vorbereitungszeit durchgemacht werden. Sie fanden hier eine portugiesische Gemeinde von 300 Seelen, während die tamilische 1226 Glieder zählte. Die Landgemeinde umfaßte 2578 Seelen in sechs Kreisen, die sich weit nach Osten und Süden ausdehnten. Letzterer standen neben dem Landprediger Aaron die beiden Katecheten Diogo und Rajanayaken vor, welche beide unserem Fabricius allmonatlich Rechenschaft abzulegen hatten. Seine Wohnung hatte er bei dem unglücklichen Missionar Bosse, den er auch etwa ein halbes Jahr lang vom Trunke kuriert zu haben schien, der aber am Ende doch nur immer tiefer sank. Am Karfreitag 1741 (31. März) hielt er seine erste Tamilpredigt (über den Spruch: Siehe, das ist Gottes Lamm usw.), nachdem er zuvor sich im Katechisieren mit den Schülern versucht hatte. An diesen hatte er nun seine Hauptfreude; er begleitet sie morgens nach dem Gebet an den Fluß zum Baden, sieht mittags darauf, daß sie den Reis nicht verschlafen, und besorgt am Sonnabend die Aufsicht über ihr Salben und Laxieren [Abführen]; am Lehren, besonders in der

ersten Klasse, aus welcher die Katecheten hervorgehen sollten, wird er es auch nicht haben fehlen lassen.
Er erlebte noch an Weihnachten 1741 die Ordination des zweiten Landpredigers Diogo; dann mußte er sich zum Abgang nach Madras rüsten, wo es galt, den nun heimkehrenden Schultze zu ersetzen. Fabricius war hierzu für den geeignetsten gefunden worden und schied von den Brüdern ganz anders als Schultze, denn sie geben ihm das Zeugnis: »Es ist ein mit uns im Herrn aufs genauste verbundener Bruder.« Schultze hatte sehr rührig gearbeitet, er suchte seinen Schulkindern »mit der englischen Sprache auch das Christentum beizubringen«, dachte an Stiftung »einer generalprotestantischen Mission«, übersetzte auch schon die englische Liturgie ins Tamil (und soll sich ihrer selbst beim heiligen Abendmahl bedient haben); er studierte und schrieb viel in drei Sprachen; er hatte, als Sartorius (1730) ankam, bereits 200 Seelen getauft; aber sein dominierendes, vielgeschäftiges Wesen, beim Mangel aller stetigen Leitungsgabe, hatte es doch zu keinem gedeihlichen Aufschwung kommen lassen.
Fabricius nun traf 4. Dezember 1742 in Madras ein, wo er noch einen Monat mit dem kranken Schultze verlebte, ehe dieser nach Deutschland zurückkehrte. Er fand etwa 240 Christen vor, zu denen noch ein kleines Häuflein im holländischen Pulikat kam; aber es war eine weitzerstreute Herde, von welcher die wenigsten, weil sie in europäischen Häusern dienten, zur Predigt kommen konnten. Ihm lag nun am meisten an, seine Nationalgehilfen tüchtig auszubilden und persönlich an sich zu fesseln; einen gar untreuen, der Schultzes rechte Hand, oder besser gesagt, sein Herr geworden war, entließ er alsbald. Derselbe wurde erst Katholik, dann fiel er gar ins Heidentum zurück! Die Gemeinde, die schon lange kein Abendmahl genossen hatte, bereitete er gründlich darauf vor. Dann predigte er den Heiden mit großem Eifer – er fand das auch der leiblichen Gesundheit sehr zuträglich – und brachte die den englischen Freunden beinahe entleidete Station wieder zu entschiedenem Gedeihen.
Er hatte dabei an einem Mitarbeiter, dem Berliner Geister, nicht nur keine Hilfe, sondern eine schwere Bürde. Derselbe haßte die schwarzen Christen in dem Maße, daß er ihrer keinen in seinen Dienst nahm, sondern sich nur von Heiden bedienen ließ, durchhechelte alles, was die Missionare taten, ohne selbst die Sprache recht zu lernen, während er Einladungen zu Gastungen in englischen Häusern sehr gern annahm; ein Typus unglücklicher Missionare, der leider noch nicht ganz ausgestorben scheint. Wäre Fabricius nicht mit doppelter Liebe eingestanden, indem er namentlich auch seinen Gehalt mit den Armen teilte, es »wäre eine große Zerstreuung geschehen«. Es kann nicht befremden, daß solch ein Mann wie Geister sich den Engländern noch weiter durch Einführung des englischen Katechismus zu empfehlen suchte. Mit aller Kraft wehrte sich Fabricius gegen diese Zumutung, welche eine Trennung von der tranquebarischen Mission und vielleicht die Einführung englischer Mitarbeiter zur Folge haben konnte; während doch die Madras-Mission als eine evangelisch-lutherische von der englischen Gesellschaft adoptiert worden war. Als aber Geister deshalb trutzte und endlich (Januar 1746) den ins Tamil übersetzten englischen Katechismus eigenmächtig in der Schule einführte, brach Fabricius allen Umgang mit ihm ab; auch Francke drohte, hinfort der englischen Missionen sich nicht mehr annehmen zu können. Die Sache kam jedoch bald zu einer glücklichen Lösung; Geister wurde nach Cuddalore versetzt, von wo er sich fast unverweilt nach Batavia zurückzog. Der englische Katechismus wurde in der Stille abgeschafft und von religiöser Anbequemung war nicht mehr die Rede.
Andere Kämpfe nahten, welche Fabricius' ganze Gelassenheit und Gebetskraft auf die Probe stellen sollten. Die Franzosen unter La Bourdonnais gürteten sich zur Verdrängung der Engländer aus dem indischen Meere und gaben eben dadurch den Anstoß zur Gründung des großen angloindischen Reichs. Am 29. August 1746 nahte die französische Flotte, am 14. September landeten die Feinde im Süden von Madras. Fabricius sandte die Kinder und Witwen ins nahe Pulikat, er selbst stärkte sich im Gebet mit den nicht geflüchteten Christen, harrte auch während des Bombardements im Missionshause aus und erlangte am Tag der Kapitulation (21. September) durch Vorweisung seiner dänischen Schutzbriefe die Zusage französischer Protektion.
Es war eine Zeit größter Verwirrung; in der allgemeinen Plünderung verlassener Häuser hatten auch arme Christen sich etwas von fremdem Gut angeeignet; darauf ward große Visitation angestellt

und wurde so eindringlich über das Gebot der Liebe gepredigt, daß alle, die noch was verborgen hielten, es selbst ihrem Seelsorger überbrachten. Nun aber mußte ein Teil der schwarzen Stadt zerstört werden; auch das Missionshaus wurde wegrasiert, nachdem die Christen es erst ausgeräumt hatten, worauf die ganze Gemeinde mit Fabricius (5. Dezember) nach dem freundlichen Pulikat zog. Es stand ihm ein dreijähriges Elend bevor, doch mochte er in dieser Zeit der Not keinen Bediensteten abdanken; er hoffte auf Gott und brach sein Brot mit den Armen, harrend von einem Tag zum andern und nie verzagend. Er setzte sich auf rein tamilische Kost, und die Tranquebar-Brüder, sowie die holländischen Freunde auch von Sadras her, sandten immer wieder einige Unterstützung.
Schon im Jahr 1743 war er mit einem tüchtigen Dolmetscher, Muttu Krischna, zusammengetroffen, dessen Kritik der Bibelübersetzung ihm viel zu denken gab. Ganz in der Stille fing er nun zu revidieren an, was ihm der Besserung bedürftig schien, übersetzte auch immer mehreres ganz neu, da ihm gar deutlich wurde, daß die alte Übersetzung nicht bleiben könne. Jetzt in seiner Einsamkeit, im täglichen Verkehr mit seinen sprachgewandten Katecheten, brachte er mit täglich frischer Kraft das Neue Testament der Vollendung nahe. Das stille Dörfchen am Pulikatsee war ihm ein freundliches Patmos worden.
Im September 1749 durfte er nach Wiederherstellung des Friedens nach Madras zurückkehren. Sein neuer Kollege Breithaupt, der schon drei Jahre auf diesen Tag geharrt hatte, kam nun auch von Cuddalore herauf, und ein freundlicher Engländer, Eyre, nahm beide Missionare in sein Haus auf. Alle Missionsgebäude waren zerstört, der Gottesdienst mußte auf dem Kirchhof gehalten werden, bis ein Bretterverschlag hergestellt war. Wohl hatte der Admiral Boscawen, bevor er nach England zurücksegelte, verordnet, den katholischen Padres für ihre Spionage und Intrigen ihre Kirche und Wohnung in Vepery, eine halbe Stunde westlich von Madras, abzunehmen und als Entschädigung für den Kriegsschaden der evangelischen Mission zu schenken. Allein Gouverneur Prince kehrte sich wenig daran, er haßte die Mission und suchte ihr eine Schwierigkeit um die andere in den Weg zu legen. Fabricius wußte sich übrigens durch seine mit dem Rechtsgefühl eines alten Juristen abgefaßten Vorstellungen bei ihm allmählich Achtung zu verschaffen; und da er trotz des Ausbleibens der Europaposten und vieler Unfälle, denen ein alles zerstörender Orkan (31. Oktober 1752) die Krone aufsetzte, geduldig ausharrte, wurde endlich seine Bitte erhört. Am 1. Advent 1752 bezog er das neue Missionsgut, gerade sechs Jahre nach seiner Wanderung ins Exil, und die Gemeinde in Madras feierte einen fröhlichen Einweihungstag; mit der Geldentschädigung von 500 Pagoden konnte alles, was der Orkan zerstört hatte, wieder aufgebaut werden. Man war aus langandauernder Enge auf einen weiten Raum versetzt worden, und Fabricius, der selbst nie heiratete, durfte nun (1753) seinem Kollegen ein treues Weib antrauen, wodurch auch ihm ein liebliches Heimwesen erblühte.
Und jetzt, nachdem er noch einmal »gleichsam als ein armer Sünder und Bettler den Grundtext des Neuen Testaments durchkrochen« und erwogen hat, »wie jedes Wort am bequemsten zu geben«, nachdem er sich mit den verständigsten Eingeborenen beraten, hält er es für seine Pflicht, einmal auch wieder die Tranquebar-Brüder zu sehen, das erstemal nach zwölf Jahren. Noch tobte der Krieg im Karnatik, denn trotz des europäischen Friedens befehdeten sich in Indien fortwährend die französischen und englischen Handelskompanien samt ihren Alliierten; doch kam Fabricius unter holländischem Geleite durch die französischen Truppen – mit kurzer Gefangenschaft – glücklich hindurch (April 1754) und sah dann alte und neue Brüder, auch Schwartz unter den letzteren, worauf zwei Monate hindurch die Übersetzung besprochen und alles, was bisher darüber hin und her verhandelt worden war, zum Abschluß gebracht wurde. Im Jahr 1758 war dann das Neue Testament gedruckt, zunächst freilich nur vom 2. Korintherbrief an rein fabricische Arbeit, während die Brüder an der Presse im ersten Teil eklektisch zu verfahren gesucht hatten. Am Ende aber empfahl sich's doch allen besser, ein Werk aus einem Guß zu haben, das die Offenbarung Gottes »mit Deutlichkeit, Kraft, Kürze und Annehmlichkeit« in der Tamilsprache wiedergäbe. Gewiß ist auch Fabricius' Übersetzung eine der gelungensten, wenn sie gleich im letzten dieser vier Punkte für ein gut geschultes Tamilohr noch allerhand mag vermissen lassen. Man sieht es ihr überall an, daß, wie er selbst sagt, alles darin »von vorne und von hinten balanciert« worden ist.

Noch in eben diesem Jahr ging es mit Dupleix' großem Plane eines französischen Indiens zur Neige; seine Drohung, aus Madras ein Fischerdorf zu machen, wollte sich nicht erfüllen. Der siebenjährige Krieg, der nun ausbrach, führte vielmehr zur raschen Hebung der englischen Macht, und den Franzosen gelang immer weniger. Zwar eroberten sie im Jahr 1758 die Stadt Cuddalore und belagerten Thanjavur und Madras, wodurch der Mission allerhand Schaden widerfuhr. Namentlich wurden Fabricius und Breithaupt (12. Dezember) von der leichten Reiterei der Franzosen rein ausgeplündert, was auch Graf Lally beim besten Willen nicht verhindern konnte. Zu ihm nämlich begab sich Fabricius ins französische Lager, wo ihn ein deutscher Rittmeister bewirtete, der dann seinen Säbel hin- und herschwenkte und schon mit den Köpfen der Engländer in Madras zu spielen meinte. Der Säbel zerbrach ihm aber an einem dürren Kokoszweige, und gleich darauf auch einer seiner Zähne, daher Fabricius gedachte: Gott kann wohl euer Schwert und eure stolzen Worte aus eurem Munde zerbrechen! Eine Ahnung, welche auch der Erfolg bestätigte.

Schon im Februar 1759 durfte er aus seinem Asyl in Pulikat nach Vepery zurückkehren, da die Belagerung aufgehoben war; er fand auch in dem Missionshof etliche der verlorengegangenen und geraubten Bücher wieder, die ihm zu seiner Übersetzung des Alten Testaments gerade nötig waren, und teilte dann in der großen anhaltenden Teurung seinen letzten Pfenning mit der armen hin- und hergestoßenen Gemeinde. Im Januar 1761 aber wurde Pondicherry von den Engländern erobert, womit die Franzosenherrschaft ihr Ende erreicht hatte.

Was in diesen bewegten Zeiten auch unter Europäern in Indien durch die Missionare gewirkt wurde, darf nicht gering angeschlagen werden. Fabricius zwar hütete sich lange vor dem familiären Umgang mit Blanken (Weißen) und lebte gern abgesondert von der Welt, ärmlich gekleidet, zufrieden mit einem Zimmer, allein mit seinem Gott und seiner Gemeinde. Aber wo ihm ein geistliches Bedürfnis entgegenkam, da war er rasch bei der Hand und predigte wie die anderen Missionare nicht nur den vielen Schweizern und Deutschen, die sich in beiden gegenüberliegenden Heeren wie bei den Holländern zahlreich vorfanden, sondern wirkte auch auf Engländer überaus wohltätig. Wo er konnte, bediente er sie mit Wort und Sakrament; befreundete Familien derselben bauten sich um sein Gehöfte an, und die kleine portugiesische Gemeinde ward durch das Vorherrschen der nun immer wichtigeren Sprache der Eroberer allmählich zu einer englischen umgewandelt.

Bei der Eroberung don Pondicherry nun hatten die Engländer auch eine Druckerei erbeutet. Die Regierung bat Fabricius, die Oberaufsicht zu übernehmen, wogegen ihm gestattet wurde, sich derselben umsonst mit zu bedienen, 1761. So hatte er denn bald neben seiner Kirche auch eine Presse, auf welcher nebst anderen Schriften, z. B. einem Vorbereitungsbüchlein, seine Bibelübersetzung endlich unter seinen Augen gedruckt wurde. Lange dachte er auch an Bereitung einer Postille, wozu er sich seine Predigten sorgfältig konzipierte; sie handeln, wie man es von ihm erwarten kann, mehr von der Heiligung als von der Rechtfertigung durch den Glauben.

Auf dieser Presse erschien denn auch im Jahr 1774 sein Gesangbuch, eine köstliche Gabe für die Tamilgemeinden. Er hatte ganz in der Stille schon im Jahr 1756 über hundert Lieder gedichtet, in welchen er mit Vermeidung aller poetischen Freiheiten den innigen Sinn der deutschen Liederdichter mit großem Geschick in gewöhnlichster Sprache wiedergab; mit Recht hoffte er von ihnen, sie werden sich, wenn man auch derzeit noch das alte Gesangbuch in Tranquebar neu auflege, doch im Lauf der Jahre von selbst rekommandieren [empfehlen]. Künstlichere Verse mögen schon vielfach in der Mission gefertigt worden sein, vielleicht auch korrektere; aber die innigen, reichhaltigen, aus tiefster Erfahrung geschöpften Lieder des Fabricius sind seither von keinem Missionsdichter erreicht worden. Es ist nur zu bedauern, daß sie in den englischen und amerikanischen Missionen des Tamillandes fast vergessen sind, weil dort die Kenntnis der Melodien fehlt. Fabricius hatte zugleich unter seinen Schulkindern wie auch in der Gemeinde das Singen recht in Schwung gebracht, und je tiefer bei ihm die Not wurde, desto entschiedener half sich der wohlgeschulte Kreuzträger durch Singen und Dichten.

Aber auch dem Bedürfnis der europäischen Arbeiter kam er entgegen, indem er eine Grammatik des Tamil herausgab (1778), der ein tamilisch-englisches, zuletzt noch ein englisch-tamilisches Lexikon folgte (1779 und 86).

Unter den Bekehrungen, welche in der Mission vorkamen, machte die eines portugiesischen Dominikaners besonderes Aufsehen. Manuel José da Costa von Coimbra, ein wohlstudierter und scharfsinniger Mann, war während seines mehrjährigen Dienstes in Goa und Diu am Papsttum zweifelhaft geworden. Nach Siam versetzt, wird er mit einem Jesuiten Antonius Rodriguez bekannt, bei welchem er auch einiges Mißfallen an der römischen Lehre bemerkt. Endlich entdecken sie sich einander und lesen zusammen in der lateinischen Bibel; auch fällt ihnen ein Tranquebarer Katechismus in die Hände, aus dem sie insgeheim mehrere Gemeindeglieder unterrichten, so daß ihrer 43 aus der römischen Kirche austreten.

Rodriguez tritt gleichfalls offen aus, wird exkommuniziert, stirbt bald und wird von den Römischen begraben, als habe er sich wieder zurückgewandt. Da Costa aber, von einem Pater festgenommen, soll der Inquisition in Goa übergeben werden; doch weiß ein ihm bekannter Mohammedaner zu bewirken, daß er an der Tamilküste abgesetzt wird. So kommt er nach Tranquebar, verkehrt mit Missionar Wiedebrock, dem er doch sich nicht zu entdekken wagt, um nicht von den Katholiken an der Rückkehr nach Siam verhindert zu werden. Madras scheint ihm der geschicktere Ort; hier kommt er verkleidet ins Missionshaus und verkehrt nun mit Fabricius, dem er in der Stille sein Bekenntnis abzulegen wünscht, worauf er als protestantischer Missionar nach Siam abgeordnet zu werden hofft. Fabricius unterrichtete ihn weiter mit Hilfe einer schon zum Druck bereiten Lehrschrift über das Papsttum und nahm ihn vor etlichen Zeugen in die Gemeinde auf, worauf da Costa einen Absagebrief aufsetzte, der nach seiner Abreise veröffentlicht werden sollte (1768). Er reiste nun nach Calcutta, wo Kiernander seit 1758 eine hoffnungsvolle Arbeit begonnen hatte, und trat öffentlich seiner portugiesischen Gemeinde bei. Dort hat er jeden anderen Sonntag, mit dem gleichfalls bekehrten Pater Bento abwechselnd, freimütig gepredigt, hat auch eine von holländischen Eltern in Siam geborene Witwe Marcella geheiratet (November 1769), die, wie er hoffte, in Siam sich würde nützlich machen können. Dort scheint man sehnlichst auf ihn gewartet zu haben, wie auch er in langer Krankheit beständig nach seinen Siamesen verlangte; er unterlag ihr aber in Calcutta (März 1771).

Wie wünschten wir nun dem alternden Fabricius, der doch immer noch zu Fuß umherreist, eine ruhige, friedliche Hirtenwirksamkeit, wie sie nach bewegten, stürmischen Tagen dem greisen Knechte Christi so wohl zu gönnen wäre inmitten seiner kleinen Herde (von etwa 800 Seelen) und im steten Verkehr mit den (holländischen) Außenstationen Pulikat und Sadras, zu denen (seit 1771) auch das im Innern gelegene Fort Vellore mit einem sich zusehends mehrenden Häuflein von Christen gekommen war! Allein er sollte die ganze Schwere der ungünstigen Zeitverhältnisse empfinden, sollte darüber am Ende auch gar noch seinen guten Namen einbüßen!

Noch wollte es sich nicht zur Ruhe anlassen. Im August 1767 war es, daß der mächtige Rebell des Mysore-Königs, Haider Ali Khan, verbündet mit dem Nizam des Dekkans gegen die Engländer losbrach, und sein Sohn Tippu Sahib hätte damals beinahe mit seiner leichten Reiterei die Ratsherren von Madras samt der Festung selbst weggenommen. Er führte unter anderen fünf katholische Missionare vom Thomasberg mit sich fort. Die deutschen Missionare mußten wieder fliehen, mußten dann aufs flache Dach der Missionskirche eine Kanone stellen lassen, mußten wieder durch Orkan und Teuerung gehen, mußten ihr Vepery (1780) zu einem Kriegslager umschaffen sehen; und was bei allem wohl das Schmerzlichste war, sie mußten handgreiflich erfahren, daß es in Deutschland mit dem Missionsinteresse immer mehr abwärts ging. Die Geburtswehen jener neuen Zeit machten sich allerwärts fühlbar. Das Ende der jesuitischen Mission schien gar bald auch von der protestantischen geteilt werden zu sollen. Ein Missionar Hüttemann fing bereits an, die ganze Mission als eine große Armenanstalt, die tamilische Nation als ein unverbesserliches Bettler- und Lügenvolk zu verdammen und die noch einzige Hoffnung auf etwas Besseres in großartigen englischen Unterrichtsanstalten zu erblicken.

Da hieß es plötzlich, der alte Fabricius habe die ihm anvertrauten Gelder von Witwen und Waisen, ja alle Fonds der Mission zu Geldspekulationen verwendet und – mit einem Schlage sei alles verloren. Schwartz wollte es nicht glauben. Er reiste selbst nach Madras 1778, und fand es nur allzu wahr. Der alte Fabricius lag gefährlich krank; nun wurden auch noch die meisten Brüder an ihm irre, und der gute Name der Mission schien völlig

dahin. Fabricius hatte in den Jahren der allgemeinen Verwirrung die ihm anvertrauten Kapitalien von Witwen und Waisen wie auch durch Schiffsgelegenheiten übersandte Missionsgelder, zusammen über 100 000 Taler, mittelst seines Katecheten Gurupadam, eines Sohnes des seligen Landpredigers Aaron, auf Zinsen ausgetan. Madras war damals natürlich der einzige etwas sichere Ort, Fabricius gewandt in Notariatgeschäften, allem Geize fremd, und durchaus wahr. Dabei war ihm aber alle Vorsicht abhanden gekommen; die hohen Zinsen, wie sie von bedrängten Adeligen des Landes bezahlt oder doch versprochen wurden, schienen der Mission neue Hilfsquellen zu sichern oder doch den Mittelspersonen, seinen geliebten Tamilgehilfen, ein gutes Auskommen zu verschaffen, so war der alte Mann in die Falle gegangen. Da plötzlich läuft der Hauptschuldner, des Nawabs Schwiegersohn, davon; ein anderer, der Baron Bommarasa, hat wohl dem Missionar sein Ländchen verpfändet, aber wer wird es kaufen im allgemeinen Ruin! Das Merkwürdigste war, daß der Greis dabei so »unbegreiflich unempfindlich, und, man gestatte das Wort, voll Glaubens« blieb. Gott hatte ihn, wie er meinte, in der ungeheuren Seelennot so unzählige Mal der Errettung versichert, daß er Zweifel daran für Sünde hielt. »Die schwere Versuchung« mußte sich ja »mit Sieg und Segen endigen«. Seinem innigst geliebten Bruder Breithaupt hatte er von dem »unvernünftigen Handel«, wie er selbst erklärt, kein Sterbenswörtchen gesagt; nur wußte dieser, daß Fabricius täglich zu Gott bete, er möge ihn nicht in Sünden oder Geldschulden sterben lassen! Fabricius muß ins Gefängnis wandern, die Gesellschaft in London entläßt ihn aus ihrem Dienst; er lebt von Almosen. Dabei bleibt er sich aber immer gleich, betet, predigt, schreibt, speist ebenso vergnügt als er noch aus seiner Armut den Armen gibt; er überläßt es den Brüdern, sich über ihn zu grämen. Es geht die Sage, einer seiner alten Kollegen sei zu ihm ins Gefängnis getreten und habe beim Anblick des 70jährigen hohen Greisen die Tränen nicht zurückhalten können. Dieser aber habe von allem nichts gemerkt, sondern nur geschwind dem Bruder die Hand gedrückt, mit den Worten: »Nein, das freut mich; gerade zu rechter Zeit gekommen! Hör einmal, wie das klingt!« und dann mit heller Stimme ein eben fertig gewordenes Tamil-Loblied angestimmt, als fühle er sich schon im Vorhof des Himmels!

Allmählich wird aber doch diese Zuversicht herabgestimmt. Breithaupt, der ihm unerschütterlich zugetan blieb, stirbt (November 1782), und Fabricius tritt in die Lücke mit Aufbietung aller Kräfte; wie es scheint, zunächst ohne die jährlichen 50 Pfund Sterling, welche ihm früher als Gehalt bezahlt worden waren (womit, nach Gerickes Bemerkungen, ein Mann nur gerade durchkommen konnte, wenn er von Reis und Curry lebte). Gar kümmerlich muß er sich da durchhelfen, und er erkennt endlich, »die schreckliche Sichtung des Satans«, für die er schambedeckt nun täglich um Vergebung fleht. Des Nawabs Schwiegersohn ist gestorben; der selbst verschuldete Nawab läßt sich zu keiner Zahlung bewegen. Immer noch hält aber Fabricius fest an der Unschuld seines vertrauten, ihm »gar brauchbaren Gehilfen« Gurupadam, bis dessen Untreue und der schmähliche Mißbrauch, den er mit der Gedächtnisschwäche des alten Mannes trieb, die Tamil-Gemeinde nötigte, sich offen gegen ihn zu erklären. Wie muß es dem greisen Missionar ins Herz geschnitten haben, nun dieselbe Entdeckung zu machen, wie er sie nach Schultzes Abgang an dessen rechter Hand erlebt hatte! Noch einmal muß Fabricius ins Schuldgefängnis wandern (31. Januar 1788); und, nachdem er kaum los geworden und (im August) sein Amt an Gericke abgetreten hatte, stecken sie ihn wieder ein. Er sitzt dort über ein Jahr, genießt nun aber doch Ruhe vor seinen Gläubigern, und Gericke im Verein mit Breithaupts Sohne kann ihm sein drittes Gefängnis erträglich machen.

Im Januar 1791 endlich wird der 80jährige Greis wieder frei, indem der Mann, der ihn eingesetzt hatte, mit seinem Gewissen nicht mehr zurechtkam und also zunächst sich selbst wieder Ruhe verschaffen wollte. Die Brüder und die Gemeinden haben ihn sicherlich herausgebetet. »Er hat noch immer ein fröhlich Herz, guten Appetit und Schlaf, lächelt und kennt alle älteren Leute«, aber sonst ist das Gedächtnis dahin. »Es ist beschwerlich, ihn in die Kirche zu führen, aber er besteht darauf, bei jedem Gottesdienst zugegen zu sein.« Auch der letzte seiner leiblichen Brüder, Sebastian, der väterliche Berater sämtlicher Missionare in den letzten dreißig Jahren, war nun (Januar 1790) entschlafen. Wie sehr ihn seit zwölf Jahren die Berichte über seines Philipps Mißgeschick angegriffen hatten, kann man sich denken; »die Nachricht, daß sein Bruder gestorben, hätte ihm das

Herz nicht mit solchem Jammer überschüttet. Gott, o großer Gott«, seufzte er, »hilf aus Gnaden, daß nur dein Werk nicht Schaden leide!« – Von seinen Jugendfreunden lebt, nachdem Zeglin 1780 in Tranquebar gestorben, nur noch Kiernander in Bengalen; Kiernander, der einmal Bürge für ihn werden wollte, nun nach kurzem Glanz und Reichtum auch verarmt und verschollen (s. MM 1865, 393). Nichts fesselt ihn mehr an diese Welt, es geht endlich zur Ruhe. An seinem 81. Geburtstag ließ Fabricius sich noch lange vorlesen, las dann selbst in seinem Gesangbuch, fing an zu beben und verlangte, aufs Bett gelegt zu werden. Zu den Trostworten, die ihm zugerufen wurden, sagte er noch vernehmlich *ām,* »ja«; am nächsten Mittag (23. al. 24. Januar 1791) nahm ihn der Herr zu sich.
Es ist uns wohl, ihn daheim zu wissen, den treuen, schon hienieden in allem Umtrieb der Welt so überirdischen Mann, dessen Schwächen ganz offen vor Augen liegen, weil sie ihm voraus ins schärfste Gericht liefen (1. Timotheus 4,24), ohne daß sie doch uns seinen wahren Wert zu verdunkeln vermögen. Wir können ihn uns denken, den freundlichen Mystiker, wie er in der Mitteilung eines alten Tamilen erscheint, im Fenster stehend und den in der Veranda versammelten Armen mit beiden Händen austeilend, Reis, wenn er nur Reis hat, aber auch Kupfer und Silber, wenn das gerade zur Hand ist. Es ist ja beides nur Erde! Er hat dem Tamilvolk reichlich ausgeteilt von den Schätzen eines reichen Gemüts, und seine Gaben wuchern noch fort in seinen Liedern und seiner Bibel.
Aber ein großer Mangel, verhängnisvoll namentlich für die Madras-Mission, wird uns doch in dieser 50jährigen Wirksamkeit eines grundedlen Mannes offenbar. Es kommt weder unter den Missionaren selbst noch bei den Gemeinden zu einer rechten Organisation der vorhandenen Kräfte, und eben damit zu keiner gesunden Erziehung und Ausbildung derselben. Vergebens sucht man auch nur nach einer Spur von Regierung; der Notbehelf des »Dreiherrendiensts, in welchem diese englischen Missionare« standen, mit ihren Berichten nach Halle, Kopenhagen und London, hatte sie auch draußen an eine zuwartende Anarchie gewöhnt. Gewiß sind viele Hunderte von Seelen durch diesen teuren Mann zur ewigen Seligkeit geführt worden: Heiden, Katholiken, auch etliche Moslems, Deutsche, Schweizer und Engländer; unter den Überlebenden aber hat er seinen Nachfolgern ein wirklich gesundes Wirken fast so schwer gemacht, als wenn er mit Wissen und Willen dem Feinde in die Hände gearbeitet hätte. Wir sehen daraus, wie ungemein viel an einer umsichtigen Leitung der Mission liegt, welche die Gaben der einzelnen gerade an der ihnen zukommenden Stelle zu verwenden und ihre Einseitigkeit durch weise Beschränkung der Arbeitssphäre unschädlich zu machen versteht.

Christian Friedrich Schwartz

Christian Friedrich Schwartz war einer der vielseitigsten deutschen Missionare in Tamilnadu. Er genoß den Respekt und die Verehrung von Christen und Moslems, von Hindus und Europäern. Schwartz wurde am 8. Oktober 1726 in Sonnenburg, Preußen, geboren. Nach seinem Theologiestudium entschloß er sich, Missionar in Indien zu werden, wo er am 17. Juli 1750 in Cuddalore eintraf – drei Jahre nach Beschis Tod. Wie Fabricius verließ Schwartz Indien nie mehr und starb am 13. Februar 1798 in Thanjavur. In seiner Beschreibung von Schwartz stützte sich Gundert vor allem auf »Memoirs of the life and correspondence of the Rev. C. F. Swartz. By Dr. Pearson. 1834. (Deutsch, Basel 1835)«. Eine gute Beschreibung des Lebens von Schwartz liefert Lehmann (262–273) mit entsprechender Literaturangabe, wobei aber die Arbeit Gunderts nicht herangezogen wurde.
Gundert merkte an: »Eine gute deutsche Biographie des trefflichen Mannes wäre nach so vielen Bearbeitungen des vorliegenden Materials endlich an der Zeit.« Vieles geschah seitdem. Dennoch verwundert, daß die Missionare Indiens in den einschlägigen evangelischen Nachschlagewerken weitgehend fehlen. Solange aber die Missionare und ihre Arbeit nicht festes Gedankengut der Theologie und Kirche sind, bleibt alles

Gespräch um Ökumene und Zusammenarbeit zwischen den Konfessionen und mit Nicht-Christen Stückwerk. Die Einheit der Christen besteht in Christus. Deshalb gibt es das sich ergänzende und gesunde Miteinander. Die Vielfalt der Religionen und Konfessionen ist Gottes Wille – wie es auch sein Wille ist, daß alle in Christus selig werden.

Daneben ist jedoch auch zu sehen, daß die christlichen Konfessionen so etwas ausgebildet haben, wie es die Kasten in Indien darstellen. Die indische Gesellschaft konservierte ursprünglich ethnische Gegebenheiten – die Christenheit bedient sich anthropologisch-christologischer Mechanismen. In Indien wurde bei der Christianisierung vielerorts die soziale Kastenschichtung durch eine religiös-christliche ersetzt oder zusätzlich durch eine solche verschärft, weil sie sich auf die vorhandene aufsattelte. Viel Leiden hätten sich die Katholiken und Lutheraner erspart, wenn sie in der Kastenfrage konsequent geblieben wären. Gleichzeitig aber ist zu erkennen, daß das Christentum allein nicht stark genug ist, die Kastenfrage zu lösen. Die Moslems waren und sind konsequenter und erfolgreicher darin.

In der Biographie ist auch die Rede vom »Karnatik«, mit dem der südöstliche Teil Südindiens bezeichnet wurde. Das Wort wird von *Karnataka* (schwarzes Land) abgeleitet. Ursprünglich wurde die Dekkan-Ebene zwischen der West- und Ostküste von den Königen Karnatakas beherrscht und das ganze Land »Karnataka« genannt. Nach dem Zerfall des Reiches im 11. Jahrhundert und der Zerstörung der Hauptstadt Vijayanagar – nördlich vom heutigen Bellary – erhielt sich der Name *Karnatik* für den Ostteil Südindiens. Heute ist Karnataka ein Bundesstaat der Indischen Republik mit Bangalore als Haupstadt, einer Ausdehnung von beinahe 200 000 Quadratkilometern und 30 Millionen Einwohnern (1971), von denen über 25 Millionen Hindus, etwas über 3 Millionen Moslems, 600 000 Christen und in die Tausende zählende andere sind.

Schwartz gelang es, nicht nur durch die Mauern der Konfessionen und Denominationen hindurchzugehen, sondern auch durch die der Religionen. Sein Einfluß reichte bis nach Srirangapatnam bei Mysore, von wo aus der islamische Herrscher Schwartz' Rat einholte. In Thanjavur ernannte der Raja Schwartz zum Vormund des Prinzen Serfojee. Schwartz besuchte Tirunelveli mehrere Male. Dort taufte er 1778 anläßlich einer Trauung und verschiedener Kindertaufen auch die Brahmanenwitwe *Clarinda*. Diese ließ 1785 die erste evangelische Kirche in Palayankottai errichten. Durch Schwartz und Jänicke – letzterer stand im Dienst der Gesellschaft zur Ausbreitung christlicher Erkenntnis – begann die Missionsarbeit unter den *Schanar* (Palmbauern), vor allem im südlichen Teil des Tirunelveli-Distrikts. Die Schanar »sind nicht arischen Ursprungs, sondern gehören zu den dravidischen Ureinwohnern Indiens und sind als solche den Ungarn, Finnen und Lappen verwandt. Ihre Sprache, das Tamil, ist die am meisten klassische und ausgebildete und die weitverbreitetste aller dravidischen Zungen.« (Tinnewely-Mission, 193). Die Schanar konnten deshalb leichter zum Christentum übertreten, weil sie nicht so an die Kaste gebunden waren: »Sie bilden eine Kaste für sich selbst, und da sie alle auf einem großen gemeinsamen Gebiet beisammen wohnen, so können sie fast so frei sich bewegen, als bildeten sie gar keine Kaste. Wenn somit ein Schanar zum Christentum übertritt, so wird er dadurch nicht ein Auswürfling seines Volkes, er wird nicht von allem Verkehr mit seinen Verwandten, Freunden und Volksgenossen abgeschnitten, wie dies bei einem Hindu der Fall ist. Der letztere muß seinen Übertritt zum Christentum mit dem Verlust alles dessen büßen, was er hat; der erstere dagegen hat wenig oder nichts zu verlieren. – Ein anderer Umstand . . . ist der, daß die Schanars in der Regel gemeinsam zu handeln pflegen. Was zwei oder drei einflußreiche Glieder einer größeren Gemeinschaft zu tun sich entschließen, das werden meistens die übrigen auch tun.« (Die heidnischen Volksaufstände, 234 f.).

Als erstes christliches Dorf im Distrikt Tirunelveli bildete sich *Mudal-ur* (erste Stadt), dem 1802 Bethlehem und Jerusalem folgten und 1804 Nazareth. Ende 1825 gab es über einhundert christliche Dörfer in diesem Gebiet. Aus den einst kleinen Anfängen, die Schwartz bereits vorgefunden hatte, bildete sich eine weitverzweigte Christenfamilie heraus. Gegen Ende seines Lebens war Schwartz überzeugt: »seine Meditation sei jetzt der Tod Jesu und wie er ihm ähnlich werden möge. – Die ganze Welt sei eine Maske, er aber sehne sich, in der Sache selbst zu sein.« (S. unten).

Am 16. Juli 1750 war es, daß ein Kleeblatt eng verbundener Brüder, Christian Friedrich Schwartz, David Polzenhagen und G. H. C. Hüttemann auf einem englischen Schiffe in Cuddalore

landete, wie zehn Jahre zuvor Fabricius mit seinen beiden Begleitern. Einer der letzteren, Kiernander, nahm die drei Neulinge hier in Empfang, um sie eine Woche später nach Tranquebar weiter zu spedieren. Ihre Wege sollten weit auseinandergehen, indem der tüchtige Polzenhagen über dem verunglückten Versuch, die Mission nach den Nikobaren auszubreiten, frühe (1756) entschlief, Hüttemann allmählich erkaltete und das Werk in Cuddalore mehr hinderte als förderte, am Ende aber unter Zeichen von Reue seinen Lauf beschloß (1781), während Schwartz zum unbezweifelten Mustermissionar des achtzehnten Jahrhunderts heranwuchs.
Von seiner Mutter noch vor der Geburt dem Dienste des Herrn geweiht und durch einen edlen Lehrer, den Rektor Helm in Sonnenburg, frühe zum Herzensgebet geweckt, wurde Schwartz durch A. H. Franckes »Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes« im Jahr 1746 nach Halle gelockt, wo ihm die Herrlichkeit des Dienstes Jesu Christi völlig aufging. Der zurückgekehrte Missionar Schultze, selbst auch ein Sonnenburger, leitete ihn, mit der Absicht auf die Korrektur seiner zum Druck bestimmten Übersetzungen, eine Zeitlang ins Tamil ein. Als im Jahr 1749 der Ruf in die Mission an den Jüngling kam, entschloß sich der Vater schweren Herzens, den einzigen Sohn der ersten Gattin ziehen zu lassen, und er selbst schied, trotz eines ehrenvollen Rufes an eine einträgliche Pfarrstelle, mit Verzichtleistung auf sein väterliches Erbe zugunsten der nachgeborenen Geschwister.
Was sein Lehrer, der jüngere Francke, an ihm besonders rühmte, war seine »Munterkeit und hervorstechende Reinheit«. Diese sollte sich in merkwürdiger Weise bewähren. Schien er anfangs vor seinen Mitarbeitern wenig vorauszuhaben, nur daß alle den anstelligen, bescheidenen, friedfertigen Bruder liebten und schätzten, so zeigte sich im Verlauf, daß seine Kraft und Geistesfrische weder der wachsenden Arbeitslast noch dem zehrenden Einfluß des natürlichen oder geistigen Klimas unterlag, wie das bei so vielen tüchtigen Kräften der Fall ist, sondern daß er mit jeder neuen Aufgabe, die an ihn herantrat, beständig fortschritt und sichtlich zunahm. Er hat alle von ihm gehegten Erwartungen weit übertroffen. Er wagt keine Sprünge; geniale Einfälle und glänzende Taten sucht man bei ihm vergebens; er läßt sich von den Umständen leiten, und es fehlt ihm dabei vielleicht an Erfindungsgabe und Schwungkraft. Aber er läßt sich auch von keiner einmal gewonnenen Position verführen oder verdrängen; kein Unmut, keine Widerwärtigkeit läßt ihn am Weiterschreiten verzagen. Er fühlt tief, daß seine Zeit und Umgebung der Missionssache abhold wird in einem Maße, wie man sich's jetzt kaum mehr denken kann; er selbst erkennt in der zunehmenden Lauheit und Zerfahrenheit »die Periode des Abfalls und der Lästerung«. Aber als ein Zeichen, daß es darin doch noch Christen geben kann, ragt er unter den verheidnischten Eroberern Indiens bedeutungsvoll hervor; sein Ruf ist in stetem Steigen und dringt sogar bis ins britische Parlament; und wie er stirbt, erkennen ihn sowohl die Unterjochten, Heiden und Mohammedaner, Rajas und Parayer, als auch die Sieger, christliche wie antichristliche, als einen der größten Wohltäter Indiens an.
Es war im Karnatik ein chaotischer Zustand, als Schwartz seine Wirksamkeit begann. Das Gären und Wogen der dort sich bekämpfenden Elemente ist schon im Früheren angedeutet. Das Land litt unsäglich unter den Wechselfällen, welche der Kampf der französischen und englischen Handelskompanien und ihrer Verbündeten herbeiführte. »Ach, wie jämmerlich, wüste und leer sieht es aus«, schreibt Schwartz bald nach dem Eintritt; »von vielen christlichen Familien wissen wir nicht, wo sie hingekommen sind.« Als das 50jährige Jubiläum der Tranquebar-Mission (9. Juli 1756) gefeiert wurde, konnte man einen mahrattischen Reiterschwarm bis unter die Mauern von Tranquebar sengen und brennen und wehrlose Weiber morden sehen. Dennoch wehte damals noch ein freudiger Geist in der Mission; mit Lobgesängen und Gottesdiensten in drei Sprachen wurde der festliche Tag begangen. Wie verschieden von dem nächsten Jubiläum (1806), welches von Missionar John in einen »Buß-, Bet- und Fasttag« verwandelt wurde, »ob etwa Gott im neuen Jahrhundert die Mission von neuem segnen wolle!« Er hat es ja wirklich getan über Bitten und Verstehen.
Nicht um bloße Behauptung des gewonnenen Terrains war es den Brüdern zu tun. Cuddalore und Madras waren bereits in Angriff genommen und Kiernander suchte in Bengalen das Reich Christi zu erweitern. Schwartz, der schon vier Monate nach der Landung seine erste Predigt getan (über Matthäus 11,25ff.) und in eifrigem Verkehr mit Christen und Heiden, besonders aber mit den Schulkin-

dern die Sprache in seine Gewalt bekommen hatte, richtete sein Augenmerk auf die herrliche Cauvery-Ebene, die bisher nur von eingeborenen Predigern bearbeitet worden war. Dort lag die reiche Hauptstadt Thanjavur mit ihrem weltberühmten Tempel und der neuen, nun bereits sinkenden Mahratta-Dynastie –, dort Tiruchirapalli mit seinem hohen Granitfelsen, die erprobte Festung Südindiens, wo abwechselnd mit Arkadu (Arcot) der Nawab des Karnatiks sich aufhielt.

Der Text seiner ersten Predigt: »Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen«, klang ihm im Herzen nach, als Schwartz im April 1759 den in Thanjavur unter mehr oder minderem Druck lebenden Christen den ersten Besuch abstattete. Die äußere Veranlassung zu demselben war die Einladung eines der vielen deutschen Offiziere, die damals an den Höfen der indischen Fürsten wie in den Söldnerheeren der verschiedenen Handelsniederlassungen dienten. Der Hamburger Hauptmann Berg hatte früher in Tranquebar das heilige Abendmahl genossen, wie er auch ein dortiges Gemeindeglied geheiratet hatte. Jetzt konnte er nicht mehr leicht abkommen, lud darum die Missionare, am liebsten in den Osterfeiertagen, zu sich ein (zuerst im Jahr 1755). So sammelte sich auch in jener Passionswoche neben den Tamilchristen ein deutsches Gemeindlein; Schwartz nahm sich aller mit Zuspruch und Spendung der Sakramente an und konnte ungehindert auch den Heiden predigen. Begleitet von dem dankbaren Kapitän kehrte er an die Küste zurück »mit herzlichem Seufzen, daß Gott auch allhier Sein Reich herrlich aufrichten wolle«. Ein Trost war es ihm, zu wissen, daß in diesem Hauptmann ein Mann des Gebets und der Zeugenkraft zurückblieb, der z. B. dem Hof ein freies Wort sagen durfte, wenn gerade eine französische Bombe den Götzen an der Pagode zerschmetterte; der auch den Rajanayaken mit seinen schwarzen Soldaten Betstunden halten ließ und ihm dazu ein Haus in ihrer Nähe schenkte.

Im folgenden Jahr besuchte Schwartz die holländischen und deutschen Freunde in Ceylon und freute sich, auch in einer schweren Krankheit, die ihn zu Colombo befiel, der Gemeinschaft mit lutherischen und reformierten Brüdern, welche noch lange nachher seines Ruhmes voll waren, wie auch er hocherquickt zurückkehrte. Er hatte schon 1758 bei den Holländern in Nagapattinam besonders freundliche Aufnahme gefunden und rühmt wiederholt das achtungswerte Entgegenkommen der holländischen Behörden. Er machte noch andere Predigttouren an der Küste, z. B. eine längere nach Madras (1761 im Verein mit Kohlhoff); aber jene »gar vergnügte Reise« nach Thanjavur blieb in zu gutem Andenken, als daß er nicht eine Gelegenheit hätte finden sollen, sie zu wiederholen (Mai 1762). Entschieden suchte er ins Innere des Landes vorzudringen, und diesmal besuchte er auch Tiruchirapalli, wo der englische Kommandant ihn mit Freuden aufnahm und ihm ein Zimmer einräumte. Die Arbeit wuchs ihm so sehr unter den Händen, daß er nicht mehr zurück konnte. Noch schwankte er einige Zeit zwischen Thanjavur und Tiruchirapalli, aber obwohl er dort freien Zutritt zum Palast des Rajas erhielt und dieser selbst hinter einem Vorhang seinen Reden zuhörte, zauderte doch der Hof, ihm die Erlaubnis zur Niederlassung zu geben. Dagegen ließ sich von der nahen Feste aus Thanjavur leicht besuchen, wie auch von da der Weg in die südliche Provinz Madurai offen stand. So beschloß er denn vorerst, in Tiruchirapalli zu bleiben, wo sich ihm alsbald eine große Türe auftat. Er willigte in die Bitte der Engländer, ihnen Gottesdienst zu halten, soweit es ohne Versäumnis der Tamil- und Portugiesengemeinde geschehen könne. Begnügte er sich auch zuerst mit Vorlesen ihrer Gebete und ausgewählten Predigten, so lernte er doch bald, ihnen frei das Wort zu verkündigen, und bediente sich ihrer Sprache mit großer Kraft und Gewandtheit. Durch das Auffliegen eines Pulvermagazins wurden viele Kinder zu Waisen; Schwartz sammelte für sie eine schöne Summe und legte damit eine englische Schule an.

Eine Begegnung mit dem Nawab des Karnatik veranlaßte ihn, »den Mohammedanern zulieb« auch die hindustanische Sprache zu lernen. »Man wird des Sprachenlernens ganz müde«, schreibt er Oktober 1763, »indessen um des Herrn Christi willen sollen wir ja keine Mühe scheuen«. So bahnte er sich den Weg zu den Herzen der Mohammedaner und durfte wiederholt dem Nawab und seinen Söhnen die selig machende Wahrheit bündig vortragen. In der Folge machte er sich auch mit dem Persischen bekannt, weil es an allen Höfen gesprochen wurde. Der vornehme Moslem aber, der es ihn lehrte, wurde, weil er sich offen zu Schwartz' Glauben bekannte, vom Nawab unter irgend einem Vorwand eingesperrt. Einen tatsächlichen Beweis von der Macht der Buße des Glau-

bens konnte Schwartz dem Nawab geben, indem er ihm einmal eine bedeutende Summe Geldes zustellte, welche ein angesehener europäischer Offizier demselben vor Jahren unterschlagen hatte. Übrigens hütete er sich besonders bei den Mohammedanern vor allem Wortstreit. Wenn sie heftig wurden, führte er wohl das persische Sprichwort an: »Wer disputiert, verliert jeden Augenblick einen Blutstropfen von seiner Leber.«
Man könnte denken, Schwartz sei doch versucht gewesen, vorzugsweise den Großen nachzugehen. Das war nicht der Fall. Armen Seelen nahezukommen, irgend ein Verlorenes zu suchen und sein Lieblingskapitel (Lukas 15) zu praktizieren, war ihm Herzenslust wie heilige Pflicht. Im Lager vor Madurai (August 1764) bediente er als Kaplan ohne Gehalt die Scharen von deutschen und englischen Kranken und Verwundeten, tröstete, predigte und betete über den Sterbenden, bis ihm die Kräfte versagten und er, selbst erkrankt, nach Tiruchirapalli zurückgeschickt wurde. Geschenke der englischen Regierung und des Nawabs setzten ihn in den Stand, seine Schulen dort auszudehnen und den Kirchenbau, zu welchem er die Engländer aufgefordert hatte, kräftig zu unterstützen. Zwar hinderte der von den Priestern aufgehetzte Nawab diese Neuerung, so lange er konnte. Doch betrieb Schwartz, gestützt auf die Genehmigung des englischen Gouverneurs, den Bau so energisch, daß er am Pfingstfest 1766 die Kirche mit Predigten in verschiedenen Sprachen einweihen konnte. Gewöhnlich hielt er am Sonntag zuerst Tamil-Gottesdienst, um 10 Uhr predigte er den Engländern und nachmittags der portugiesischen Gemeinde; auf eine abendliche Bibelstunde mit Europäern folgte noch in der Nacht eine Tamil-Betstunde. Die Woche war der Arbeit an den Gemeinden und dem Umgang mit Heiden gewidmet. Das dänische Missionskollegium hatte für gut gefunden, die neue Station an die englische Gesellschaft abzutreten, welche den nach allgemeinem Urteil dort unersetzlichen Schwartz mit Freuden in ihre Dienste nahm (1767). – Er wurde nun auch den Engländern ein Engländer und schrieb sich Swartz. Von ihm ließen sie sich Wahrheiten sagen, »die sie von keinem anderen ertragen hätten«; und der Kommandant, Oberst Wood, wurde sein treuester Freund. Ein Spötter und Säufer, dem Schwartz auf wiederholte Schmähungen endlich den Zorn Gottes ankündigte, wenn er sich nicht bekehre, starb so plötzlich durch einen Sturz vom Dache, daß das Volk den Padre für ein Wesen besonderer Art zu halten begann. Auch der Umstand, daß er, wie Fabricius, nie heiratete, trug natürlich zur Mehrung solches Einflusses bedeutend bei.
Nach wenig Jahren gelang es ihm auch, zu dem neuen König von Thanjavur, dem gutmütigen, schwachen, wenn auch gelehrten Tulasi-Raja, Zugang zu gewinnen (April 1769). Der Fürst nämlich, durch seine Höflinge von der freimütigen Predigt benachrichtigt, welche der Padre vor allerlei Volk halte, ließ ihn vor sich kommen. Die Offenheit und Einfalt, womit Schwarz nicht nur die Nichtigkeit des Götzendienstes, das tiefe Verderben des menschlichen Herzens und den göttlichen Heilsplan darlegte, sondern dem König auch durch ein kurzes Gebet und Absingen etlicher Verse einen Einblick in den christlichen Kultus ermöglichte, machte den besten Eindruck. Zu Zeiten konnte der Fürst ihn seinen Padre nennen, wie er ihn auch seines guten Hauptmann Bergs Tochter in seiner Gegenwart trauen ließ; insbesondere jedoch wünschte er seine Dienste zu politischen Unterhandlungen zu gebrauchen, »weil er wisse, daß ihm an Geld nichts liege«. Gegen diese Einmischung jedoch wehrte sich seine Umgebung so entschieden, daß der hilflose Raja sich ihrer Leitung zuletzt willenlos überließ, bis er, von dem eifersüchtigen Nawab unter dem Beistande der ungerechten Madras-Regierung besiegt, im Gefängnis erkannte, wer sein Freund und wer sein Feind gewesen sei (1773). Nicht nur konnte Schwartz dem Fürsten in seiner Erniedrigung sein Mitgefühl bezeugen, sondern er war es auch, der ihm die Nachricht von seiner Wiedererhebung vermöge Beschlusses der Direktoren überbrachte (1776). Ja, als ihn ein unglücklicher Sturz wochenlang ins Haus sprach, benützte Schwartz diese Ruhezeit, dem Fürsten zulieb noch Mahratti zu lernen und seine elf Gespräche zwischen einem Götzendiener und einem Christen in diese Sprache zu übersetzen. Doch wie herzlich ihm auch der Raja zugetan blieb, so leicht es ihm wurde, einzugestehen, daß das Christentum viel tausendmal besser sei als der Bilderdienst, der Weltlust vermochte er nicht zu entsagen.
Sonst aber fand Schwartz so bedeutenden Eingang in Thanjavur, daß er eine Verlängerung seines dortigen Aufenthaltes wünschen mußte. Dringend verlangte er daher die Zusendung eines europäi-

schen Mitarbeiters, wodurch allein ihm die Abwesenheit von seiner Station ermöglicht worden wäre, allein er blieb lange aufs Warten verwiesen. Missionar John, der ihn einmal längere Zeit unterstützte, war hoch verwundert über die rastlose methodische Arbeit, welcher Schwartz sich in Tiruchirapalli täglich unterzog, und über den zunehmenden Erfolg, von dem sie begleitet war. (»Seine Gemeinde liebt und fürchtet ihn, die Heiden hören ihn gerne, die Engländer, auch die Bösen, schätzen ihn und gehen gerne mit ihm um.«) Immer rascher vermehrte sich die Gemeinde aus den Heiden; auch unter den Römischen gab es infolge einiger Bekehrungen eine bedeutende Bewegung. Jüngere Männer von aufgewecktem, rührigem Wesen wurden von Schwartz für den Dienst am Worte zubereitet, die Gehilfen immer gründlicher darin eingeleitet. Schon 1772 hatte er acht solcher Mitarbeiter. »Gibt uns Gott geschickte Nationalarbeiter, so wird sein Werk in diesem Land fortgehen. Wo ich einen munteren, gottesfürchtigen Jüngling treffe, spare ich keine Kosten, ihn zu dem Werke brauchbar zu machen.« Solche Wahrnehmungen und Bestrebungen trösteten ihn bei dem nun bereits merklichen Verfall des Missionsinteresses in der deutschen Heimat. – Manche schöne Frucht seiner Arbeit durfte er auch unter den europäischen Truppen erleben; so wenig schien ihm dieser Dienst unverträglich mit dem Missionsberuf, daß er vielmehr erst von der gründlichen Bekehrung der damals über die Maßen gottesvergessenen englischen Beamten und Soldaten eine neue Zeit für Indien erwartete. Ein Brahmane sprach es damals unverhohlen aus: »Die Ursachen, warum wir nichts nach eurer Religion fragen, sind euer Geiz, Stolz und eure Wollust; ihr Europäer wollt nicht etwas, sondern alles haben.« Wie notwendig da ein Einfluß war, wie Schwartz ihn auf die Engländer übte, liegt auf der Hand. Derselbe stieg auch mit jedem Jahr, und an einigen der angesehensten Offiziere hatte er nicht nur innige Freunde, sondern auch eifrige Mitarbeiter.

Endlich wurde Schwartz durch die Ankunft des treuen Pohle, dem er die Fortführung der in Tiruchirapalli so segensreich begonnenen Arbeit überließ (1777), in den Stand gesetzt, nach Thanjavur überzusiedeln. Doch gab er darum die Missonsreisen nicht auf. Namentlich besuchte er noch 1778 die südlichste Provinz, Tirunelveli (Tinneweli), wo er in einem Sipahi-Regiment über 50 Kirchenglieder traf und durch die Taufe einer Brahmanen-Witwe, Clarinda, den Grund zu einer ansässigen Gemeinde in Palayankottai legte. Mit wahrhaft divinatorischem [vorahnendem] Blick erkannte er in dieser Gegend das hoffnungsreichste Saatfeld des Evangeliums. Er hat es selbst noch 1785 einige Wochen lang bearbeitet und bis zum Ende nicht aus den Augen verloren. »Es hat das Ansehen, daß da mehr Segen zu erwarten [ist] als hier in Thanjavur«, schrieb er im August 1790. Doch mußte er dieses Südland vorzugsweise durch andere Brüder wie Jänicke, welcher 1791–92 ein Jahr dort zubrachte, und durch seine Katecheten bebauen lassen, deren tüchtigsten, Satyanaden, er im Dezember 1790 ordinierte. Über ihn bemerkt er: »Seinesgleichen habe ich unter den Eingeborenen noch nicht getroffen. Ich bekenne es von Herzen: Ich schätze ihn weit höher als mich.« Dennoch täuscht er sich auch nicht über seine Unvollkommenheiten, noch in seinen letzten Jahren (April 1795) tadelte er diesen seinen geistlichen Sohn wegen Mangels an Demut und schwächlicher Nachsicht gegen seine Kinder. Das Alter hat ihn nicht, wie einige seiner Vorgänger, blind gegen die Schwächen seiner liebsten Zöglinge gemacht.

Zunächst wurde nun (1. Oktober 1778) Thanjavur, was Tranquebar bisher gewesen war, die Hauptstation der Tamil-Mission. Täglich war Schwartz hier von Besuchen umlagert und predigte allen, Groß und Klein, das Wort vom Kreuz. Durch Übung war ihm die Arbeit des Säens so lieb geworden wie das Ernten, und auch kleine Erfolge stimmten ihn zu großem Danke. Er schreibt z. B. (20. Februar 1775): »Hier und da hat man gar angenehme Proben von Redlichkeit zu spüren. Auf diese sehe ich mehr als auf die bösen Exempel. In diesem Lande hat man gar viele Reizungen zu Unmut und niedergeschlagenem Wesen. Daher man ganz besonders auf den Segen Gottes, scheine er uns auch so klein als ein Senfkorn, sehen und sich dadurch im lebendigen Glauben stärken muß.« »Des Guten ist doch immer mehr als des Bösen«, sagte er noch auf seinem Sterbebett; ein beherzigenswerter Wink für jeden Missionar. Wer sich nicht beharrlich anstrengt, ein Optimist nach Schwartz' Art zu werden, wird nie viel erreichen.

Der Tag begann und endete mit Gebet und Gesang. Nachdem er sich mit den Katechisten erbaut und beraten hatte, entließ er sie zu ihrer Tagesarbeit, von welcher sie abends ihm Rechenschaft ablegten.

Zugänglich für alle Klassen, verkehrte er freimütig und freundlich mit jedermann. Wenn er auch den widerwärtigsten und verwickeltsten Geschäften sich im Notfall unterzog, in Verhandlungen mit feindseligen Beamten den feinsten Takt entwickelte und die Sache der Waisen und Bedrückten unermüdlich verfocht, das Liebste blieb ihm immer, von seinem Herrn zu zeugen. (»Wenn mir was Verdrießliches zustößt, so gehe ich und katechisiere eine Stunde. Dies Geschäft versüßt mir alles Bittere. Mit Klagen muß sich kein Missionar abgeben. Wir sollen Zeugen unseres Herrn sein, nicht Bekehrer.«) Da die Gemeinde rasch zunahm, lag es ihm an, statt des Saals, dessen er sich für den Anfang bediente, eine Kirche zu bauen. Damals aber bauten die Engländer in Indien eher Theater als Bethäuser. Dennoch erbot sich General Munro, als er ihm zum Verlust seines bei der Belagerung von Pondicherry gefallenen Herzensfreundes Major Stevens kondolierte, hinfort dessen Stelle zu vertreten und den Kirchbau bei der Madras-Regierung zu empfehlen.

Dort herrschte damals der verächtliche Sir T. Rumbold. Die Korrespondenz, welche sich über Schwartz entspann, führte auf den Gedanken, den geschickten Missionar zu einer diplomatischen Mission bei Haider Ali zu verwenden. Die Reise aber, die Schwartz bei dieser Gelegenheit nach Madras unternahm, »war die angreifendste«, die er je getan; es waren die Bitten der Tranquebar-Brüder, die ihn dazu vermochten, um dem Jammer, der durch Fabricius' Schuldenlast entstanden war, auf den Grund zu schauen und nach Kräften abzuhelfen. »Alle Unruhe, die Schwartz in Indien erfahren [hatte], kam diesem schrecklichen Falle kaum gleich.« Er selbst und seine Freunde verloren auch ihr Geld durch diese Unüberlegtheit des alten Bruders. Nicht bloß um dem Lande den Frieden zu erhalten, »auch um dem armen Herrn Fabricius durch Interzession [Schuldübernahme] behilflich zu sein«, nahm Schwartz den ehrenvollen und doch höchst zweifelhaften Auftrag an, wozu er sich durch seine Kenntnisse der eingeborenen Sprachen, seinen durchdringenden Scharfsinn und die edle Einfalt seines Auftretens, vor allem durch seine allbekannte Unbestechlichkeit vorzüglich eignete. »In Srirangapatnam (August 1779) traf er Hunderte von Europäern, darunter auch Deutsche unter einem Hauptmann Buden, mit welchen er jeden Sonntag Gottesdienst hielt. Auch eingeborene Christen seiner Gemeinde hatten sich dahin verlaufen. Mit ihnen wie mit den Heiden und Mohammedanern sprach er den ganzen Tag freimütig von dem einen Notwendigen. In mehr als einer Unterredung mit dem gefürchteten Fürsten überzeugte er sich von dessen Bereitwilligkeit, Frieden zu halten, aber auch von seiner tiefen Einsicht in die Lage der Dinge und von seinem gerechten Argwohn gegen den Gouverneur von Madras. Die unabweisbaren Geschenke, welche er infolge dieser Reise erhielt, dienten ihm in den folgenden Kriegszeiten, wenigstens den Unterhalt seiner Schullehrer und Katecheten wie der Waisen zu sichern.

Im Juni 1780 kündigten Rauchsäulen den sicheren Herren in Madras die Nähe von Haiders Armee an, welche ungehindert den Karnatik überschwemmte, die Dämme zerstörte und eine dreijährige Hungersnot über das Land brachte. Es gelang Schwartz noch im letzten Augenblick, die Garnisonen an der Cauvery mit den nötigsten Vorräten zu versehen, da sein Wort dem Landvolk mehr galt als alle Versprechungen der Generale und Zivilisten. Bald war das Land verödet, in den Straßen sah man nur noch unter den Toten und Sterbenden umherwandelnde Skelette. Schwartz hatte den Bruch vorausgesehen und so viel Reis gekauft, daß er täglich Hunderte von Menschen speisen konnte. Kein Wunder, wenn viele dadurch zum Eintritt in die christliche Kirche bewogen wurden, so vorsichtig auch Schwartz in der Prüfung der Taufkandidaten war (»Ich taufe keinen, ehe ich ihn zwei oder drei Monate unterrichtet habe.«). Er selbst durfte auf Haiders ausdrücklichen Befehl unangefochten ab- und zugehen.

Als aber nach dem Tode des alten Löwen sein Sohn Tippu den Krieg mit schwindendem Glück fortsetzte und sich zu Friedensverhandlungen herbeiließ, suchte die englische Regierung umsonst, Schwartz ihren Kommissaren beizugesellen. Denn obgleich er den Vorschlag annahm und bis Satyamangalam vordrang, konnte er doch Tippus Erlaubnis zur Fortsetzung der Reise nicht erlangen. Damals war es, daß er einige Tage bei dem siegreichen Oberst Fullerton verlebte, in dessen Bericht an die Regierung das bekannte Zeugnis steht: »Die Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit dieses tadellosen Missionars haben den Charakter der Europäer (in Indien) gegen die Beschuldigungen allgemeiner Verschlechterung gerettet.«

Endlich war auch dieser letzte der Kriege, welche die Existenz der Tamil-Mission in Zweifel stellten, durch den Frieden von Mangalore (März 1784) beendigt, und Schwartz machte sich alles Ernstes daran, die gewonnene Ruhe zu benützen. Das Land freilich war zur Einöde geworden, langsam kehrten die Entflohenen zurück. (»Wenn von fünfen eins zurückkommt, ist es etwas Großes.«) Die Regierung hatte weder Geld noch Kredit, daher die Regimenter schwierig wurden und Schwartz längere Zeit es für Pflicht hielt, den Gehalt seiner Garnisonspredigerstelle nicht zu beziehen. Oft sann er nach, was sich für die Verbesserung des Zustandes der Eingeborenen tun lasse, warnte den indolenten König und suchte die englischen Beamten für seine Pläne zu begeistern. Besonders bemühte er sich, durch den befreundeten Residenten von Thanjavur ein System von englischen Provinzialschulen einzuführen, zu deren Erhaltung die Großen des Landes eines oder mehrere Dörfer anweisen sollten. Schwartz hoffte den besten Erfolg von einem gründlichen Unterricht in europäischer Wissenschaft, wenn er nur in christlichem Sinne gegeben werde. Ein unter den Umständen viel versprechender Anfang wurde auch in Ramanathapuram und Sivaganga, später in Kumbakonam und Thanjavur gemacht und vom Direktorenhof durch jährliche Beisteuer gefördert. Missionare versahen Inspektorendienste und bildeten die Schullehrer. Doch nach Schwartz' Tode schlief das Unternehmen wieder ein, da es bald an Männern mangelte, die ein Herz für die Sache gehabt hätten. Es sollte noch ein halbes Jahrhundert verstreichen, ehe in dieser Richtung weiter gewirkt wurde.

Als sich damals die Unfähigkeit des Rajas so deutlich herausstellte, daß die Madras-Regierung sich genötigt sah, die Verwaltung von Thanjavur ganz zu übernehmen (1789), wurde Schwartz Ehrenmitglied der damit beauftragten Kommission. »Welch ein Glück für das Land«, schrieb Resident Huddleston an den Gouverneur, »ja und für die Kompanie, wenn Herr Schwartz Alleinherr wäre und alle Maßregeln durchführen dürfte, welche seine Weisheit und Güte ihm eingeben«. Wir übergehen hier Schwartz' Wirksamkeit als Staatsmann, wovon sowohl die Archive der Kompanie als die dankbaren Erinnerungen des Volks zeugen; zu bemerken ist aber, daß diese Tätigkeit ihn seiner Lebensaufgabe in keiner Weise entzog und er von den schwierigsten Aufgaben der Finanzverwaltung, von tiefgreifenden Reformen des Justizwesens mit immer frischer Lust zur Katechisation von Kindern, zu dem Unterricht der Taufkandidaten oder einem Besuch bei scheuen Halbwilden übergehen konnte. Solange ihn seine Missionspflicht in Anspruch nahm, mußten die angesehensten Hindus und Mohammedaner warten, sie hörten ihm wohl auch bei solcher Gelegenheit stundenlang zu. (»Nicht selten sitzen bei mir 15–20 Brahmanen und hören die Katechisation mit an«, Januar 1791.) »Sein Garten, dessen schöne Bäume er mit Liebe pflegt, ist vom Morgen bis Abend angefüllt mit hohen und niedrigen Tamilen, deren Streitigkeiten er schlichten muß. Jeder liebt und schätzt ihn, jeder fürchtet ihn auch.«

Keiner der Missionare sah ihn scheel an über dieser Erhebung, alle fühlten sich vielmehr geehrt, wie überhaupt »Alle Schwartz mit Achtung, Liebe und Bewunderung nennen, seine Vorgesetzten wie seine Amtsbrüder, seine Schüler, seine Gemeinde, Deutsche und Dänen, Engländer und Tamilen, Hohe und Niedere, Christen und Heiden einmütig sind, ihm zu huldigen« (Fenger).

Nur ein Umstand möge aus dieser politischen Tätigkeit des Missionars hervorgehoben werden, daß nämlich der Raja für den zehnjährigen Neffen Serfojee, den er sterbend adoptierte, keinen besseren Vormund wußte als Schwartz. Ihm übergab der Fürst in seiner letzten Krankheit das schutzlose Kind, nachdem er dazu den teuren Mann von seinem letzten Ausflug nach Tranquebar hatte zurückrufen lassen (Januar 1787). Der Raja stellte ihm den Knaben mit den Worten vor: »Dies ist nicht mein, sondern Euer Sohn.« Schwartz antwortete: »Ich flehe, daß er ein Kind Gottes werde«, worauf Tulasi-Raja die Hand des Kindes in seine legen wollte. Nur durch starkes Zureden des Missionars ließ er sich bewegen, diese Vormundschaft samt der Regentschaft seinem Halbbruder Amir Sing anzuvertrauen (1787). Zwei Tage darauf starb der arme König, erst 43jährig, an den Folgen seiner Ausschweifungen. Aus Rücksicht auf Schwartz unterblieb aber beim Regentenwechsel die sonst übliche Witwenverbrennung. Da indessen die englische Regierung diesen ränkevollen Amir Sing bald als wirklichen Thronfolger anerkannte, sah sich Schwartz verpflichtet, für das Wohl des von ihm nicht nur vernachlässigten, sondern zuletzt eingekerkerten jungen Prinzen zu sorgen, und wurde auch von Madras aus zu seinem Vormund

ernannt. Als solcher rettete er Serfojees Leben (1793), lieferte den bündigen Beweis für sein Anrecht auf den Thron, erzeigte ihm Vatertreue und wurde nun auch von seinen Pflegebefohlenen, wie er als erklärter Thronfolger von Madras nach Thanjavur zurückkehrte (1796), als Vater begrüßt und geehrt. Noch in späteren Jahren erinnerte sich der – übrigens unbekehrte – Fürst mit Tränen der Ermahnungen seines Vaters Schwartz und wünschte sich ein Ende, wie seines war.

Auch im Alter ging Schwartz' Arbeit rüstig fort. Einen epochemachenden Moment in seinem Leben bildete die Ordination des jungen Kohlhoff, den er seit siebzehn Jahren als Sohn erzogen hatte. Alle Missionare hatten sich dazu in Tranquebar versammelt und zugleich das Amts-Jubiläum ihres Seniors, des greisen Kohlhoff, gefeiert (23. Januar 1787). Schwartz selbst vergoß Tränen, als er dem Jüngling die Hände auflegte. Er hielt die Ordinationspredigt über die Worte: »So sei nun stark, mein Sohn, durch die Gnade, die in Christus Jesus ist.« »Was ich an diesem, dem ergreifendsten Tage meines Lebens, empfunden habe, ist nicht zu beschreiben.« Er mochte fühlen, daß sein Tagewerk so ziemlich vollbracht sei und der vorherrschende Zeitgeist wenig Aussicht auf tüchtige Arbeiter aus der deutschen Heimat gestatte. Mußte er doch selbst noch Nachfolger erleben, welche die Versöhnung durch Christus leugneten und höchstens die Sittenlehre der Hindus durchs Evangelium zu vervollständigen suchten! »Ach«, konnte er ausrufen, »der treuen Arbeiter sind in der Tat wenige. Der Herr der Ernte schenke uns doch solche! Er bewahre dies Werk vor dem Geschlecht, welches die Gottheit Christi und sein Versöhnopfer leugnet.«

In seinen letzten Jahren freute er sich noch einer Lebensregung in den von ihm oft besuchten Dörfern der Kaller, welche sich von ihrem angeerbten und privilegierten Diebesgewerbe entwöhnen ließen und christlichen Unterricht begehrten, sich aber dadurch andauernde Verfolgungen von ihren Stammesgenossen zuzogen, welchen Schwartz nur Gebet und sanftmütige Vorstellungen entgegenstellte, bis die Feinde durch die Geduld der Bekehrten entwaffnet wurden.

Damals gab ihm auch eine Parlamentsverhandlung, in der zwar sein Name gebührend geehrt, dagegen seine Arbeit verhöhnt wurde, Gelegenheit zu einer ebenso bescheidenen als schlagenden Verteidigung der Missionssache, woraus klar erhellte, wie sehr das Land durch die Ausbreitung des wahren Christentums gewinnen müßte, und wie wünschenswert daher eine Reformation unter den Europäern wäre, die es regierten. Dabei war er bis zum Ende bemüht, dem armen Volk zu helfen, bald durch Inokulation [Impfen] der Pocken, bald durch Einführung des Seidenbaues, um den Jungen und Betagten einen leichten Verdienst zuzuwenden, oder indem er dem Betteln der Witwen durch Spinneinrichtungen steuern wollte. Noch im 71. Jahre mühte er sich ab, einem jungen Missionar zur Erlernung der Tamil-Sprache zu verhelfen, »aber alle Arbeit war fruchtlos«. Täglich besuchte er die in der Nähe angelegten Christendörfer, unterrichtete vier Stunden lang die Kleinen und fragte nach dem Fleiß der Erwachsenen im täglichen Berufe. Als er sein 71. Jahr antrat, konnte er schreiben, wie erquickend ihm diese Arbeit sei. »Rühme die Welt, soviel sie wolle; mein Ruhm ist der Herr, von dem allein meine Seligkeit kommt.« Als das Gedächtnis schwand, flossen doch Herz und Mund noch immer über von der Herrlichkeit Jesu Christi. Dem Prinzen, welchem eben die Erhebung auf den Thron seiner Väter bevorstand, gab er noch die letzten Ermahnungen und wünschte ihm mit zum Himmel erhobenen Händen den beseligenden Glauben an Jesus. Dann war er der Welt abgestorben, konnte aber das Lehren bis in die letzten Tage nicht lassen. »Missionar zu sein, sei eben doch der seligste Dienst, mit keinem auf der Welt zu vergleichen – seine Meditation sei jetzt der Tod Jesu und wie er ihm ähnlich werden möge. – Die ganze Welt sei eine Maske, er aber sehne sich, in der Sache selbst zu sein.« Der Besuch des teuren Gericke war ihm noch eine letzte Erquickung; er ließ durch ihn die Brüder grüßen und ihnen sagen, »sie sollen nur immer auf die Hauptsache sehen«. Als man ihn fragte, ob er noch eine weitere Ausbreitung von Gottes Reich in Indien hoffe, antwortete er: »Ja, aber es wird durch Leiden und Trübsale gehen.« Selig wie ein Kind entschlief er (13. Februar 1798) unter den Gebeten der Brüder und den Gesängen der treuen Nationalgehilfen, in die er selbst noch mit eingestimmt hatte.

Ein marmornes Denkmal, das Serfojee ihm errichtete, bezeichnet seinen Ruheort in der Kirche von Thanjavur. Ein bleibenderes Denkmal sind die Gemeinden, die er hinterließ, wovon allein die zu Thanjavur gehörigen bei seinem Tode 3000 Seelen

zählten. Besorgt für ihre Erhaltung, hatte er in den letzten Jahren ein bedeutendes Vermögen gesammelt, welches er der Mission vermachte. Aber wenn sich auch manche seiner Anstalten mittelst der Zinsen im Gang erhielten, seinen Geist konnte der alte Vater nicht vererben. Seine Mission war denn doch mehr eine Erweiterung als Entwicklung der tranquebarischen. Für die Erziehung der jungen Gemeinden zur Mannesreife, für die Heranbildung tüchtiger Nationalprediger wie für so manches andere Bedürfnis reichte der einzige Mann einmal nicht aus.

Namentlich bleibt zu bedauern, daß Schwartz für die dauernde Beseitigung des verderblichen Kastenunterschieds so wenig getan hat, daß er von der heutigen Tradition retrograder [rückläufiger] Thanjavur-Christen als dessen eifriger Beschützer und Kämpe gefeiert werden kann. Damit geschieht ihm offenbares Unrecht. Schwartz wollte »allen unnötigen Zwang vermeiden«, und ließ daher die Trennung der Sudra- und Parayerchristen in der Kirche und den Vortritt der ersteren beim Abendmahl fortbestehen, obwohl er nicht, wie in Tranquebar allmählich Sitte geworden war, zwei Kelche für die beiden Klassen gebrauchte. Wie scharf man auch über junge Missionare urteilen mag, die wie Pohle 1777 in Tranquebar die älteren »zu furchtsam und unentschlüssig« fanden, das steht doch fest, daß es eben diesem Neuling bald nach seinem Eintritt in die Tiruchirapalli-Station (September 1779) gelang, solchen Mißbräuchen strenger entgegenzuarbeiten und die Streitlustigen zu beschämen.

Übrigens milderte auch Schwartz' gewaltige Persönlichkeit die Vorurteile in der Art, daß wohl zuweilen ein Parayerchrist wagen durfte, dem Sudra beim Abendmahlsgenuß voranzugehen. Noch in jüngeren Jahren flehte er: »O daß doch der Geist Christi solche Verbindung der Seelen in der Gemeinde hervorbringen möchte, mit zusammengesetzten Kräften dem Himmelreich Gewalt anzutun!« und er durfte in mehrfacher Weise erfahren, daß sein Gebet und Streben nicht umsonst war. Er konnte (Januar 1791) schreiben: »Was die hohen und niederen Geschlechter betrifft, so hat Gott gnädig geholfen, daß fast kein Unterschied, weder in der Kirche noch beim Abendmahl bemerkt wird. Mit liebreichem und ernstlichem Ermahnen haben wir beständig angehalten und alle Zwangsmittel sorgfältig vermieden. Herr Jänicke wunderte sich, daß hohe und niedrige Geschlechter bei des Herrn Tafel so niederknien, daß sie sich anrühren und aus einem Kelche trinken.« Bedauerlich bleibt aber doch, daß Schwartz sich nicht getraute, in dieser hochwichtigen Sache der neuen Kirche eine feste Bahn vorzuzeichnen. Sicherlich hätte er mit Pohle die Erfahrung gemacht, »wenn man gerade hindurchgeht, so stößt man wohl hier und da hart auf, aber man sieht auch endlich herrliche Früchte davon unter göttlichem Beistande«, – und den künftigen Geschlechtern wären schwere Kämpfe erspart worden.

Als ein anderer Mangel dürfte bezeichnet werden, daß Schwartz, im vorherrschenden Gefühl von der Schwäche der Neubekehrten, der Hoffnung und dem Abzielen auf eine unabhängige, selbständige Fortdauer der jungen Tamilkirche zu wenig Raum gab. Den einen Satyanaden etwa ausgenommen, entwuchsen die Nationalarbeiter nie der Bevormundung des Missionars. Für schwere Sünden sollen sie wie von anderen Missionaren, so auch von Schwartz, der freilich ihren Unterhalt aus eigenen Mitteln bestritt und sie als seine Diener ansehen konnte, eigenhändig gezüchtigt worden sein; entlassen wurden sie nur im höchsten Notfall. Sowohl ihnen als den Gemeinden scheint Schwartz nach seinem väterlichen Sinne zu wenig zugemutet und darum auch zu wenig zugetraut zu haben, während er selbst seine Kinder an allen Enden zu heben und zu tragen bemüht war.

Mit diesen Aussetzungen ist nur besagt, daß er nicht vollkommen war. Als seinen Grundcharakter möchten wir bezeichnen die ungeheucheltste Demut auf Grund strenger Selbstprüfung neben dem seligsten Ausruhen am Herzen seines Herrn. Beständig bittet er um Herzensdemut und Lauterkeit und ist dabei unermüdlich in seines Herrn Dienst wie in Seinem Lob. Wie er schon frühe Gott lobte, daß »obwohl manchmal der Atem kurz geworden sei, er doch nie zu ungeduldigem Klagen sei gebracht worden«, so konnte er noch am Ende sagen: »Unsere Nöte sind groß und mannigfaltig, sich aber dabei aufzuhalten, ist sündlich. Gott hat manche Hindernisse in diesen 40 Jahren meiner Pilgerschaft in diesem Lande weggeschafft; Er wird auch ferner bei uns sein.« Der Eindruck, den diese »Munterkeit« auf die Heiden machte, war gewaltig. Viele bekannten, daß Schwartz sie davon überzeugt habe, daß ein rechter Christ der glücklichste Mensch sei. Missionsgesellschaften können wohl

gelehrte Arbeiter für ihren Dienst finden, vielleicht vermögen sie auch noch, sich ihrer Bekehrung zu versichern; das Geheimnis aber, wie ausdauernde, beharrlich wachsende Missionare zu gewinnen wären, ruht noch bei dem, der die Sterne in seiner Rechten hält. Er sei denn gepriesen für diese unaussprechliche Gabe an ein armes, umnachtetes Volk!

Karl T. E. Rhenius

Karl Rhenius wurde am 5. November 1790 auf der Burg Graudenz in Westpreußen geboren; er starb am 5. Juni 1838 in Palayankottai. In seiner Biographie zu Karl Theophil Ewald Rhenius, meist Carl oder Charles Rhenius genannt, verwendete Gundert neben seinen eigenen Erinnerungen und Briefen auch »Memoir of the C. T. E. Rhenius, by his son. London 1841«; »Histoire de la Mission de Tinnevelli par P. P. Schaffter. Bâle 1844«; »The Tinn. Mission, by G. Pettitt, 1851«. Gundert ergänzte seinen Artikel durch »Johann Jänicke von K. F. Ledderhose und G. Knak. Berlin 1863.« (Vgl. vorn »Bei Rhenius«).
In einer längeren Anmerkung zu David Pillei setzte sich Gundert mit Graul auseinander, in dessen »Reise nach Ostindien« (V, 297) David Pillei ein »ausgemachter Schurke« genannt wird. Nachdem später die Lutheraner Pillei in ihre Kirche aufgenommen hatten, konnte Gundert Rhenius leicht in Schutz nehmen und in einer Anmerkung schreiben: »Rhenius hatte eben auch etwas von jenem Optimismus, den wir an Schwartz und all den Männern loben, die in ihrem Werke unermüdet beharrten bis ans Ende. Er meinte: ›Ach wenn wir uns selbst ansähen, wie Gott uns ansieht, – wir könnten doch von keinem Menschen so schlecht denken als von uns selbst.‹« Gundert teilte die Kritik, die Graul an Rhenius' Tamil vorbrachte, beklagte aber in der Anmerkung zum letzten Absatz bitter, daß »der selige Dr. Graul sein Möglichstes getan [hat], den großen Mann, der ihm einmal antipathisch war, zu verkleinern.« Demgegenüber urteilte Caldwell: »Einen tüchtigeren, einsichtsvolleren, praktischeren und eifrigeren Missionar als Rhenius (1814–1838) hat Indien kaum je gesehen.« (Tinnewely-Mission, 198).
In dem Absatz, in welchem Gundert Rhenius' Todesstunde schilderte, nannte er auch die sich anbahnende Hilfe für Rhenius. Interessant dabei ist die Anmerkung, die Gundert dazu machte: »Hier mag erwähnt werden, daß, als Indien 1833 den Missionaren aller Länder geöffnet wurde, die Basler Gesellschaft ihre ersten Arbeiter in die Nähe der Tirunelveli-Brüder zu senden gedachte. Der selige Hebich und seine zwei Mitarbeiter reisten nach London mit dem Auftrag, sich im nordwestlichen Distrikt der Provinz niederzulassen, und dann sollten deutsche Handwerker, wie Rhenius sie für seine christlichen Dörfer ersehnte, nach und nach ins Feld eingeführt werden. Die Kirchliche Gesellschaft war aber schon 1834 durchaus nicht dafür, daß deutsche Arbeiter die Hände der Tirunelveli-Brüder stärken sollten und riet, lieber ein ganz neues Feld wie Kanara zu besetzen. Der feurige Hebich dachte: »Laß sie raten nach Belieben, sind wir einmal in Indien gelandet, so werden wir schon unseren Weg in Rhenius' Nähe zu finden wissen!« Dafür tadelte ihn aber der vorsichtige Inspektor Blumhardt unverhohlen und erklärte, der Rat der englischen Freunde müsse maßgebend sein. So kam es, daß die Basler Arbeiter ein neues Sprachgebiet besetzten und die sonst unausbleibliche Verwicklung in die Wechselfälle der Tinneweli-Mission ihnen erspart blieb.«
Rhenius mag ein Extrem gewesen sein, aber fest steht auch, daß durch ihn der christliche Durchbruch im südlichen Tirunelveli-Distrikt erzielt wurde. Er schwamm gegen den Strom gleich wie ein de Nobili, aber er hatte keine so mächtigen Beschützer in der Verurteilung wie jener. Heute schätzen die Katholiken de Nobili als einen ihrer bedeutendsten Indienmissionare; heute schätzen die Anglikaner Carl Rhenius als einen ihrer wichtigsten südindischen Missionare – noch immer fällt es den deutschen Protestanten schwer, Rhenius als einen der Ihren zu achten und ihm den Ehrenplatz unter den Missionaren zuzuerkennen, der ihm gebührt.
Die enge Beziehung, die Gundert zu Rhenius hatte, läßt sich auch in Daten ausdrücken. Rhenius verließ am 4. Februar 1814 London, dem Tag, an dem Gundert geboren wurde, und am 2. November 1838 kam Gundert nach Mangalore – an einem 2. November (1790) war Rhenius geboren worden.

Als in Halle die Lust zur Mission mehr und mehr auf die Neige ging, fand Gott eine andere Bildungsstätte für Lehrer des Tamilvolkes. Ein böhmischer Weber, Jenjk, um des Glaubens willen nach Berlin vertrieben, sollte durch seine zwei Söhne, die aus Webern erst Schulmeister, dann Prediger wurden, ein großer Segen auch für fremde Länder werden. Der eine, Joh. Jänicke (1748–1827), hatte während der Zeit des dürrsten Unglaubens das Panier des Gekreuzigten in der Hauptstadt der deutschen Zeitbildung hoch einherzutragen, während sein jüngerer Bruder, Jos. Daniel Jänicke, über Halle den Weg in die Tamil-Mission fand und dort (1788–1800) in kurzer Arbeitszeit schöne Früchte ernten durfte. Der redliche John (in Indien 1771–1813) hatte damals durch Schulanstalten sich dem Zeitgeist etwas anbequemt; Jänicke dagegen suchte energischer einzugreifen und zunächst den Gemeinden in Tirunelveli aufzuhelfen, die sonst dem Landprediger überlassen waren. Er durfte dort dreimal (1790, 1794, 1800) nachhaltig wirken; mit Wehmut sah er, wie ganze Volksmassen sich hie und da um ihn drängten und ihn begleiteten, wenn er weiter ging. »Es ist große Hoffnung«, berichtete er, »daß das Christentum einst im Tirunelveli-Distrikt blühen wird.« Das Dschungelfieber, das er sich daselbst geholt, raffte ihn vor der Zeit hinweg; aber Gericke, der ihn auf der letzten Reise begleitet hatte, durfte noch eine Menge Christen in jener Provinz sammeln und in mehr als einem Dorf etliche Hunderte zumal taufen (1802), ehe auch er seinen Lauf vollendete (1803), der letzte der bedeutenden Missionare des 18. Jahrhunderts.

Während der jüngere Bruder in der Glut des südlichsten Indiens seinen Rest von Kraft verzehrte, fand Johann Jänicke bei sieben gottesfürchtigen Jünglingen, die in seiner böhmischen Kirche erweckt worden waren, eine Bereitwilligkeit zum Dienst am Reiche, die ihn ermutigte, sie für die Mission zu erziehen. Es war im Jahr 1800. Einfachen, zum Teil aber reich begabten Handwerkern wurde die Hand zu weiterer Ausbildung geboten; der Vater nahm sie, wo er sie fand, aus verschiedenen Kirchenparteien und trat sie auch, wie sich Gelegenheit bot, an verschiedene Kirchen und Gesellschaften ab zum Dienste in Afrika und Asien wie unter Israel. Dem Tamilvolke hat er die Männer Schreyvogel, Schnarre, Rhenius und Bärenbruck zuzuschicken die Freude gehabt. Der Westen Afrikas hat durch ihn Renner, Butscher und Nyländer, der Süden die beiden Albrecht, Schmelen, Pacalt usw., die Insel Celebes ihren Riedel, China endlich seinen Gützlaff erhalten. Wie hat doch Gott den bescheidenen Mann mit seinen dürftigen Mitteln so reichlich gesegnet! Der Glaube ist's allein, der das bewirkte.

Rhenius (geboren 1790) war der Sohn eines preußischen Offiziers, der frühe starb und ihn einer zärtlichen Mutter und einem frommen Onkel zur Erziehung hinterließ. Während Karl dem Onkel in Bestellung seines Guts Bachmann an die Hand ging, trat durch die christliche Umgebung, in welche er versetzt wurde, die Verwahrlosung seines Herzens ihm in ein helles Licht; der nüchterne, fleißige, aufgeweckte Jüngling fand, daß er siebzehn Jahre ohne Gott in der Welt gewesen sei und warf sich – erst unter Zweifeln an der Gottheit Christi, bald aber rücksichtslos – in die Arme des Heilandes, der ihm nach herrnhuterischer Weise in aller Einfalt verkündigt wurde. Das Lesen von Missionsnachrichten weckte 1810 in ihm den Gedanken, den Heiden das Evangelium zu bringen; allein lange fand er sich gar zu elend für ein solches Amt. In fortgesetztem Gebet wurde ihm sein Ruf zur Gewißheit. Niemand als seinem Onkel vertraute er sich völlig an, um nicht zurückgehalten zu werden; da Jänicke willig war, ihn aufzunehmen, besuchte er auf dem Wege nach Berlin (1811) noch einmal seine Mutter. Er redete nur von theologischen Studien, die er machen wolle; sie aber beschwor ihn unter Tränen: »Karl, geh nur nicht übers Meer!« und er konnte bloß antworten: »Aber, liebe Mutter, was soll ich machen, wenn Er's verlangt?« Er hat sie nicht mehr gesehen, so innig er sie liebte. Nach fünfzehnmonatigem Studium wurde er in Berlin ordiniert (7. August 1812), setzte dann sein Studium bei dem frommen T. Scott in England fort, wo er mit vielen tausend Christen sich zum Gebete vereinigte, daß das Parlament endlich Indien für die Mission öffnen möge, und freute sich der gnädigen Erhörung. Am 4. Februar 1814 verließ er London, um mit seinem Bruder Schnarre die erste indische Mission der Kirchlichen Missionsgesellschaft zu gründen. Er trat jedoch nicht in die englische Kirche (wie das lutherische Missionsblatt 1857, S. 50 behauptet), sondern wollte als Prediger »der evangelisch-lutherischen Kirche« jener Gesellschaft dienen. Dieselbe hatte bis dahin (seit 1804) nur in West-

afrika mit zwölf Jänickeschen Zöglingen, in Australien mit drei Engländern ihr Werk betrieben. Jetzt sollte nach dem Wunsche von Missionar John in Tranquebar mit der Schularbeit im Tamillande ein neuer Anlauf genommen werden.
Als die beiden (Juli 1814) in Madras landeten, war die erste Nachricht, der alte John sei bereits gestorben, und Freund Jacobi, der ihnen vorangeeilt war, Thanjavur zu verstärken, habe sich durch übertriebenes Studium der Sprache, da er in der heißen Zeit durch nasse Tücher sich kühl erhielt, einen frühen Tod zugezogen. In Tranquebar, wohin die Schulen sie riefen, fanden sie die beiden Missionare Kämmerer und Schreyvogel, von denen jener bereits 25 Jahre im Amte stand. Er war ein Mann der Aufklärung, der die Moral der heidnischen Dichter auf der Kanzel nett auszulegen und nach verschiedenen Seiten hin zu vervollkommnen sich angelegen sein ließ, übrigens »den Weisen von Nazareth« auch hochachtete; er konnte es nicht lassen, schon nach wenigen Tagen die begeisterten Neulinge mit ihren Reden vom Heiland und von der Versöhnung, mit ihrem lodernden Strohfeuer, ihrem Gebets- und Bekehrungseifer gutmütig aufzuziehen. Derselbe Mann hat dann (1820) die Landgemeinden um Tranquebar an die christliche Erkenntnisgesellschaft abgetreten und 1824 selbst mit darauf angetragen, daß die Mission als Bekehrungsanstalt aufhören solle. Auf seinem Totenbette (1837) soll er noch den Herrn gefunden und sein verlorenes Leben (48 Jahre in Indien!) bitter beklagt haben. Rhenius hat ihm wenigstens ein unumwundenes Zeugnis abgelegt, ehe er mit schwerem Herzen, doch unerschütterlichem Entschlusse dem »toten« Tranquebar den Rücken kehrte. Der geduldige Schnarre suchte sich längere Zeit dort nützlich zu machen, ohne viel ausrichten zu können; er starb schon 1820.
Das große Madras fing nun an, Missionare anzuziehen, da die wenigen deutschen Arbeiter der älteren Gesellschaft, Rottler und Päzold, sich kaum zutrauen konnten, den Ansprüchen dieses Feldes zu genügen. Der alte Rottler (er starb 1836 nach 60jährigem stillem Wirken) war froh an energischen Mitarbeitern, die ihm gern unter die Arme griffen. Er stand eigentlich in keinem offiziellen Verhältnis zu irgend einer Missionsgesellschaft mehr, sondern bezog einen Regierungsgehalt für seine Aufsicht über das militärische Waisenhaus. Als dann Päzold 1817 starb, übergaben die zwei überlebenden Missionare der christlichen Erkenntnisgesellschaft, Pohle in Tiruchirapalli (gest. 1818) und Kohlhoff in Thanjavur, die ganze Mission mit den Geldern, welche Gericke und Schwartz derselben hinterlassen hatten (jedenfalls an 300 000 Rupien), dem englischen Komitee, d. h. den Kaplanen der Regierung, welche seit der Erneuerung des Freibriefs der Ostindischen Kompanie einen Erzdiakon in Madras und einen Bischof in Calcutta über sich hatten; und die christliche Erkenntnisgesellschaft trat diese Mission nach einigen weiteren Wechseln (1826) an die »Ausbreitungsgesellschaft« ab, unter deren Auspizien das gesamte Erbe der hallischen Pietisten auf indischem Boden allmählich in die Hände eifrig hochkirchlicher Engländer überging, nachdem erst die wenigen fügsamen Deutschen vollends abgestorben waren.
Es braucht demnach keine Erklärung, warum wohl Rhenius nicht dazu kam, an die hundertjährige Tradition der dahinsiechenden deutschen Mission anzuknüpfen; ihre Früchte trugen nichts Lockendes an sich. Ihre Tamilchristen schienen zäh und träg, durch Almosen und Kastenbrauch verwöhnt, auf den Außenstationen nach langer Vernachlässigung geradezu Totengebeinen vergleichbar. Ging man ihnen mit Gottes Wort zu Leibe, so sagten sie bald: »Ja, das muß man tun«; aber nach Erfahrungen von der Gnade der Sündenvergebung suchte Rhenius vergebens. Ihm lag es an, einen neuen Grund zu legen; so unterrichtete er wohl auch die Christen, die in der Nähe seines Hauses wohnten, warf sich aber mit aller Energie auf die Heidenmassen, die ihn umringten, und beschloß früh, den Hindus ein Hindu zu werden. Wie hat er da so treulich Schule um Schule errichtet, von Anfang an den Kastenunterschied darin beseitigt und durch regelmäßigen Besuch und Nachhilfe bei den Lehrern Leben eingeführt und gepflegt; wie unermüdlich reiste er zugleich ins Innere, wo immer sich eine Türe auftat, namentlich unter die Jainas in Chittambur, bei denen er freundliche Aufnahme fand. Er verband bald das Studium des Telugu mit dem des Tamil, und so finden wir ihn denn frühe im regsten Verkehr mit Leuten aller Klassen, mit Brahmanen, Sektenhäuptern und Großen wie mit den Geringsten und Ärmsten, immer heiter und offen, lauter durch und durch, stets voller Hoffnung und durch Enttäuschungen nicht verbittert. Überall knüpft er mit Leichtigkeit an das Gute an, das er vorfindet und hält doch nie mit dem Zeugnis

der vollen Wahrheit zurück. Was ihn stärkt, wenn in der Nähe sich noch wenig Frucht zeigen will, das ist der Aufschwung, den die Reichssache in Südafrika, in der Südsee und da und dort in Europa gewinnt; er schließt sich darum an alle Brüder an, welche Farbe sie auch tragen mögen, an fromme Kaplane, an die Londoner Loveless und Knill wie an die weiter nachrückenden Missionare verschiedener Kirchenparteien, und er darf es erfahren, es regt sich ein neues Leben.

Über die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, konnte keine Täuschung aufkommen. Gouverneur Elliot, der ihm gewogen war, äußerte einmal gegen ihn: »Freilich, die Europäer sind die größten Feinde, die Sie haben!« Was mußte auch Rhenius noch alles mit ansehen von dem Vorschub, der dem Heidentum durch die ängstliche Regierung geleistet wurde, wie z. B. in Kanchipuram dem Götzen vom christlichen Beamten Geschenke überreicht, die Volksmassen zum Ziehen des Götzenwagens von Amts wegen gezwungen wurden; wie man sich vor der freien und doch sehr unzudringlichen Predigt fürchtete, die der Missionar an diesem Orte unternahm; wie man sich wunderte, daß sie zu keinem Aufstand geführt habe usw. Rhenius muß immer einen Paß holen, um ins Innere zu reisen; derselbe wird ihm auch zuweilen verweigert. Auch der freundlich gesinnte Gouverneur war doch von dieser Kompaniepolitik so eingenommen, daß er die Zustimmung zum Bau einer Kirche in der schwarzen Stadt zurücknahm, weil die Heiden dagegen eine Bittschrift einreichten; Rhenius mußte zwei Jahre harren, ehe er den Grundstein legen durfte!

Zur Lebensgefährtin wählte er (1816) eine Holländerin; einen Mitarbeiter bekam er (August 1817) an dem Jenenser Theologen Bernh. Schmid. Dieser war seinem jüngeren, im Glauben fester gegründeten Bruder Gottlieb (Deocar), der sich der Kirchlichen Mission für den Dienst in Bengalen angeboten hatte, in der Absicht gefolgt, wenn nicht durch Predigt, doch durch Jugendunterricht sich in der Mission nützlich zu machen. Als die beiden Brüder auf der Durchreise in Madras landeten, wußte Rhenius wenigstens den einen bei sich festzuhalten, durch brüderliche Zusprache aus seinem noch anklebenden Rationalismus einigermaßen herauszureißen und – wenn sein häufiges Kopfweh ihn nicht hinderte – in den Schulen zweckmäßig zu verwenden. Wo er nur konnte, zog er Verstärkung an sich, und so brachte er (November 1817) eine Bibelgesellschaft zustande, an deren Stiftung außer Europäern auch Brahmanen, Sudras und Parayer sich beteiligten. Ihm schwebte das Beispiel der Serampurer vor; wie sie sah er nicht ein, warum nicht irgend welche Kräfte herbeigezogen werden sollten, dem Fortschritt in der stagnierenden indischen Gesellschaft aufzuhelfen. Im Verein mit allerhand Europäern und Farbigen stiftete er sodann (September 1818) eine Traktatgesellschaft, welche die unsektiererischen Grundsätze der englischen Mutter völlig teilte.

Darüber erhob sich nun eine neue Schwierigkeit. Die hallischen Missionare waren allmählich von ihren englischen Gönnern daran gewöhnt worden, vor dem Geist der Hierarchie, wie er in der Partei der Hochkirche lebt, sich zu ducken. Ein Missionar, der Dissenter-Gottesdienste besuchte, wäre dort unbedingt entlassen worden. Die neuernannten Kirchenfürsten waren aber bereits darauf aus, ihre Macht zu befestigen und zu erweitern. Schon 1819 erbot sich Bischof Middleton sehr freundlich gegen Rottler, ihn zu ordinieren, worauf aber der Greis trocken antwortete: »Ich bin schon ordiniert.« Es wurde immer klarer, daß mit der Einsetzung eines Bischofs die Stellung der deutschen Arbeiter in Indien wesentlich verändert worden war. Sie konnten kaum mehr hoffen, Landprediger zu ordinieren, wie Pohle samt Kohlhoff und Satyanaden noch 1811 vier Eingeborenen die Hände aufgelegt hatte; ob sie Engländern die Sakramente spenden durften, sollte bald genug fraglich werden. So lang sie freilich dem Bischof und Erzdiakon kanonischen Gehorsam leisteten, konnten sie in dieser Übergangszeit wichtige Dienste tun; sie mochten die Herden aus den Heiden sammeln und mit der Zeit dieselben an anglikanische Hirten überlassen. Daher war man geneigt, sie zu schonen. Aber eines durfte nicht zugegeben werden, daß sie nämlich nach Art der Bibel- und Traktatgesellschaft oder der großen Londoner Mission mit verschiedenen Kirchenparteien sich auf gleichen Fuß stellten und das Werk als ein allen Protestanten gemeinsames betrieben. Das aber war eben Rhenius' Sinn; und er genoß bereits ein solches Ansehen bei den Brüdern, daß von seinem außerordentlichen Organisierungstalent noch weitere Schritte in dieser Richtung erwartet werden mußten. Sein Landsmann Bärenbruck war 1818 zu ihm gestoßen. Der Däne Haubroe (in Indien 1819–30),

welcher zunächst die Vepery-Mission zu erneuern sich bestrebte, schloß sich mit großer Entschiedenheit an Rhenius an, nachdem dieser erst ihn zum Lamme Gottes gewiesen hatte. Die Basler Winkler und Kindlinger aber landeten 1820 in den nahen holländischen Orten Pulikat und Sadras, um dort im Dienste der niederländischen Gesellschaft zu missionieren. So drohte sich ein neuer Komplex von deutschen Arbeitern in und um Madras zusammenzutun, der verbündet mit den englischen Dissentern der aufstrebenden Kirchenmacht noch zu schaffen machen konnte. Darüber kam es denn (seit Mai 1819) zu unangenehmen Verhandlungen mit dem Komitee. Dieses fürchtete sich besonders vor der freien Tätigkeit seiner Missionare in bezug auf Traktate und andere Kundgebungen durch die Presse, welche für die allianzliche Denkweise ihrer Arbeiter werben könnten; daher den Missionaren vorgeschrieben wurde, nichts zu veröffentlichen, was nicht die Zensur des Lokalkomitees in Madras passiert hätte. Dagegen protestierten die Missionare aufs entschiedenste. Rhenius hielt es für rein unmöglich, im Segen zu missionieren, wenn nicht die Jünger Christi dem Feinde als ein engverbundenes Häuflein gegenüberständen. Er war schon daran, nach Europa zurückzukehren, als sich ihm noch der Ausweg öffnete, seine Gaben in Tirunelveli zu verwenden. Fast gebrochenen Herzens schied er (2. Juni 1820) von Madras und begab sich auf das neue Feld, wiederholt getröstet durch das Wort: »Was ich tue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren.«

Von deutschen Kritikern eines spätern Geschlechts hat Rhenius manche ungerechte Beurteilung erfahren, natürlich schon wegen seines kirchlichen Standpunkts. Dieser war der unkonfessionelle, allianzliche, wie er den Frommen jener Zeit überhaupt eignete; seine innerste Herzenstheologie kann im allgemeinen als die der Brüdergemeinde bezeichnet werden. Mit wahrer Freude begrüßte er das Werk der Union in seinem Vaterlande; sie schien ihm ein Schritt weiter zur Vereinigung aller Christen in herzlicher Liebe. Er hat darüber später (1823) auch seinem Könige einige Gedanken mitzuteilen gewagt, in denen er einerseits vor dem Dringen auf Gleichförmigkeit warnt, andererseits die Notwendigkeit einer mäßigen Kirchenzucht betont. Daß sein »guter alter König« zuletzt noch die treuen Lutheraner verfolgen konnte, hat ihn mit tiefem Schmerz erfüllt, obgleich er selbst der lutherischen Sakramentslehre, als welche bei Gemeinden aus den Heiden so leicht auf ein magisches Extrem gesteigert werde, sich mehr und mehr entfremdete und zu reformierten Anschauungen hinneigte. Als Theologe muß er daher bei den Konfessionellen flach heißen, und zwei der besonderen Ziele, die er schon in Madras verfolgte, sind der Art, daß sie bei den wissenschaftlichen Missionaren unserer Tage keine Gnade finden. Einmal, daß er die Kaste aus der Tamil-Kirche verbannen wollte, weil er ihren tötenden Einfluß überall vor Augen hatte; sodann, daß er sich an die Verbesserung der Fabriciusschen Bibel wagte. Hierüber ein paar Worte.

Dem Ursprung des Kastenunterschieds hat Rhenius nach seiner Art und mit den ihm zu Gebot stehenden Mitteln fleißig nachgespürt und doch wenig Haltbares zu Tage gefördert. Daß er aber die Lässigkeit, mit der die Hallenser zuletzt diese Sache behandelten, scharf tadelte, daß ihn der doppelte Abendmahlskelch in Tranquebar empörte, daß er sich vor den Autoritäten Schwartz usw. nicht unbedingt beugte, das loben wir an ihm. Ebenso lobenswert ist die Art und Weise, wie er der Kaste entgegenarbeitete. Er redete, schrieb, zeugte mit allen seinen Handlungen gegen das tief eingewurzelte Übel; aber er hat nie zum starren Gesetz, zu scharfem Befehl seine Zuflucht genommen. Daß er der Kaste schon 1815 in seinen neueröffneten Schulen keinen Zutritt gestattete, mag von altklugen Leuten als ein verfrühter »Anfang des Streits« bezeichnet werden. Es handelte sich aber dabei nur um Heidenkinder. Erst im November 1818 wagte er sich endlich daran, dem Kastenunwesen unter Christen entgegenzutreten; er machte sich, durch sehr praktische Gründe getrieben, »sogleich ans Werk«. Denn schon war ihm klar geworden, daß tote Christen fester an der Kaste hielten als manche Heiden. Aber ein Stürmer war Rhenius nie; alten Christen mit Machtsprüchen zu Leibe zu gehen, hielt er für eine Sünde wie für eine Torheit: »Wir können leicht einen Mann bereden, die Kaste aufzugeben, ohne ihn zu überzeugen; und wenn er dann durch die Macht der Umstände zurücksinkt, haben wir an ihm einen viel hartnäckigeren Kastenmann als er war.« Bei der Jugend machte er mit freundlicher Überredung den Anfang; und bis zum Ende glaubte er, nie genug oder auch nur viel erreicht zu haben. Das aber hielt er für geboten, gegen diesen Feind beständig auf

der Hut zu sein und jede Gelegenheit zu einem glücklichen Schlag besonnen zu ergreifen. Er erkannte, daß gehandelt werden müsse; denn gezeugt gegen die Kaste hatten auch die alten Missionare, und doch war die Unart nur immer fester gewachsen. Aber alles mit Vorsicht! Wie ein junger Missionar einmal in aufgeregter Zeit etliche schwarze Freunde zum Tee einladen wollte, riet er entschieden ab, damit der Feind die daraus entstehenden Gerüchte nicht zu einem gefährlichen Anlauf benütze. Er liebte überhaupt keine Sprünge, sondern einen methodischen, immer wachen und frischen Fortschritt.

Mit mehr Recht ist Rhenius getadelt worden, daß er schon im November 1815 sich an die Revision der Tamil-Bibel machte, weil Heiden über ihre Unverständlichkeit vielfach klagten. Die älteren deutschen Brüder haben sich einstimmig gegen seine Vorschläge ausgesprochen, was ihn jedoch nicht hinderte, die Sache immer aufs neue vorzunehmen, bis nach zwölf Jahren sein Neues Testament endlich gedruckt wurde. Daß sein Tamil gegen das des Fabricius nicht zurücksteht, vielmehr in den meisten Stellen sich leichter und fließender liest, ist unbezweifelt; dagegen war seine Kenntnis der alten Sprachen keine gründliche, obwohl er dieselbe mit allen zugänglichen Mitteln beständig erweiterte, wie er denn auch später eine hebräische Grammatik für Tamil-Seminaristen schrieb. Er faßte das Wesen der Sprache nicht in seiner Tiefe auf; wörtlich zu übersetzen, schien ihm weniger nötig, als den Sinn des Satzes zu treffen, und da er durchaus keine dichterische, sondern mehr eine nüchterne, streng logische Denkweise hatte, kann er von Willkürlichkeiten nicht freigesprochen werden. Man mochte z. B. über den Ausdruck reden »die in Christo Jesu sind«; Rhenius fragte nur: »was bedeutet das?« und übersetzte: »die zu Christo Jesu gehören«. Da war es dann vergeblich, ihm den Unterschied zwischen Erklärung und Übersetzung vorstellen zu wollen; er konnte sogar behaupten, das Tamil erlaube vermöge seiner logischen Anlage keine wörtliche Übertragung des bildlichen Ausdrucks. Gute Hilfsmittel für die Erkenntnis der neutestamentlichen Sprache waren damals kaum zu haben; so hielt er sich an Vorgänger wie Castellio und van Eß und ließ sich von ihnen, namentlich in den Episteln, zu allzu großer Freiheit hinreißen. Dennoch wird behauptet werden dürfen, daß die neuübersetzten Evangelien bei den Heiden eine viel günstigere Aufnahme und weitere Verbreitung fanden als ihnen in der älteren Version zuteil wurde. Rhenius fühlte seine Verpflanzung in einen gar neuen Boden überaus tief; er hat es später seinen Oberen vorgerückt, welch einen Unsegen sie damit über Madras gebracht haben. Doch läßt sich sehr bezweifeln, ob er je in Madras ähnliche Erfolge erzielt haben würde wie in Tirunelveli, wo er den Reibungen mit der Kirchengewalt ferner gerückt war. Nach seiner glücklichen Natur schüttelte er die bitteren Gefühle rüstig ab und warf sich (Juli 1820) mit ganzer Seele in das neue Werk; ein Trost ward ihm auch dadurch zuteil, daß sein teurer Bruder B. Schmid ihm (6. Oktober) nachfolgen durfte. Der englische Kaplan Hough, der neben seinem Amt auch eine gewisse Oberaufsicht über die kleinen Tamilgemeinden geführt hatte, die auf etwa 4000 Seelen herabgeschmolzen waren, übergab nun diese samt ihrem Landprediger an Rhenius. Wiederholt hatte letzterer auch die englische Gemeinde mit dem Wort zu bedienen, und Gott schenkte ihm auf diesem Wege herzliche Freunde und Mitkämpfer.

Aus den alten Gemeinden ließen sich nun, wie man trotz ihres kümmerlichen Standes hoffen durfte, Jünglinge sammeln, welche zum Dienst unter Heiden und Christen tüchtig gemacht würden; Br. Schmids Gelehrsamkeit konnte ja in einem solchen Seminar am besten verwendet werden. Auch fanden sich genug begabtere Knaben, die sich gern auf Kosten der Mission erziehen ließen. Daß sie die Kaste aufgeben müssen, war ihnen im voraus angekündigt; die Forderung wurde zugestanden, weil man sie wie bei den früheren Missionaren für einen wohlgemeinten Rat hielt. Obgleich der Koch, schonungshalber, ein Sudra war, wollten doch die christlichen Sudraknaben nicht mit den Schanar und Parayern in einem Zimmer essen; als man ihnen sogar gestattete, sich durch aufgehängte Matten den andern Kastengenossen unsichtbar zu machen, verweigerten sie noch beharrlich den Gehorsam (1821). Lieber als diesen Kastengeist zu befestigen, entschloß sich Rhenius, das Seminar vorerst aufzugeben. Im nächsten Jahre konnte er es unter besseren Auspizien – großenteils mit denselben Subjekten – wieder eröffnen; da hat er denn selbst viele Lektionen übernommen, wenn er sich auf der Station befand, und seine Meisterschaft im Katechisieren ausgebildet, worin ihn nicht leicht irgendein Missionar übertroffen hat.

Katechisierend hat er auch im Lande herum gepredigt, meist so, daß sich ein überaus lebendiges Gespräch entspann, das er doch völlig in seiner Hand behielt und nach Belieben leitete, wohin er eben zielte. Seine regelmäßigen Besuche in der Schule der Heidenstadt Tirunelveli (von der er eine Stunde weiter östlich bei der Festung Palayankottai wohnte) zogen immer mehr Heiden an. Erst standen sie umher an Fenstern und Türen, bald setzten sie sich auch innen, wo Raum war, nieder und hörten aufmerksam, während seines Gebets fast ehrerbietig zu. Oft, wenn er am gewaltigen Turm der dortigen Pagode vorbeiritt (für deren Feste und Götzendienst die Regierung jährlich über 20 000 Gulden beisteuerte), fragte er sich, ob solche Predigt auch je hinreichen werde, diese Tempel zu stürzen; und er hat nie die Hoffnung aufgegeben, das Evangelium werde das noch bewirken. Natürlich wurde der energische ganzherzige Mann, der sich mit unverwüstlicher Frische und Offenheit einem jeden näherte, bald allgemein geliebt, geschätzt und gefürchtet; Besuche traten bei ihm ein, die sich nie in ein europäisches Haus gewagt hatten; vornehme Heiden erkannten sein wohltätiges Wirken und unterstützten es mit Beiträgen, und auch in Brahmanenhäusern war er ein willkommener Gast. Er stiftete einen Traktatverein (1822) in engem Verband mit den Londoner Brüdern im südlichen Travankor, welche ihm ihre Nagercoil-Presse zur Verfügung stellten. Auch Katholiken und Heiden waren bei der feierlichen Stiftung wie bei den Jahresfesten zugegen, wie denn jeder Schritt in voller Öffentlichkeit getan wurde. Ein Büchlein ums andere wurde nun geschrieben, das die Fragen des Tags beleuchtete (Cholera, Sonnenfinsternisse, Überschwemmung, Dürre, heidnische Weissagungen usw.); und durch beständiges Reisen im Lande, durch Schulen, da und dort errichtet und regelmäßig besucht, durch zweckmäßige Verteilung der wenigen Bekehrten, bald auch durch Missionstouren der Seminaristen ließ sich weithin ein neues Element verbreiten, das die schlummernde Masse von 700 000 Heiden (mit 50 000 Mohammedanern und 18 000 Katholiken) in einige Gärung versetzte. Schon im zweiten Jahre nahm der Traktatverein seine 730 Gulden ein.

Nachdem erst nur wenige Seelen die Taufe empfangen hatten, ereignete sich's (1824), daß eine Anzahl von Familien in Dörfern südlich von Palayankottai den Entschluß faßte, Christen zu werden. Es waren hauptsächlich Schanar, Palmbauern, bisher Dämonenanbeter und von dem Dienst der großen Götter Indiens verhältnismäßig unberührt. Unter diesen einfachen Leuten, die in ihrem einförmigen, arbeitsvollen Leben nur wenige Gedanken entwikkelt hatten, schlug die Lehre von einem Heiland, der sich zu ihnen herabgelassen habe, mächtig ein; zugleich aber freuten sie sich der Aussicht, gegenüber der rücksichtslosen Landesaristokratie an einem willenskräftigen, besonnenen Europäer einen Patron zu finden. Rhenius war nun weit entfernt, von seinen Taufkandidaten alsbald nur die reinsten Motive zu verlangen; aber er wollte auch nicht taufen, wie Jänicke und Gericke getan hatten, ohne genugsame Unterscheidung. Also schien es das Geratenste, willigen Leuten Gelegenheit zu weiterem Lernen zu geben, indem ein Lehrer (Katechist) über sie gestellt wurde. Aus Peikulam, acht Stunden südlich von der Station, kamen die ersten Familienhäupter, entschlossen, statt ihrer groben Seelennahrung »endlich einmal Reis zu essen«. Rhenius unterrichtete sie erst selbst, dann sandte er ihnen einen Seminaristen zum Lehrer. Die Taufe erhielten nur bewährtere Jünger, natürlich mit ihren jüngeren Kindern, und die Zustimmung der Gemeinde wurde stets dazu eingeholt. Die Bewegung breitete sich rasch aus; im Südosten entstand eine Gemeinde um die andere. Wo nun der Gutsherr die neuen Christen bedrängte, wurde Land angekauft, auf welchem die Leute sich im Frieden ansiedeln konnten. Das erste Christendorf war Arulur; ein anderes, Dohnavur, entstand 1827 aus der Gabe des frommen Grafen Dohna. Zugleich aber wurde ein Kirchenfonds eingerichtet, zu welchem jeder Hausvater beizusteuern hatte, damit die Gemeinde ihre Bedürfnisse selbst bestreiten lerne. Außerdem entstand eine Lokal- und eine Armenkasse, und die Seligkeit des Gebens wurde den Neubekehrten auf jede Weise empfohlen.

Im Jahr 1824 hat Rhenius sodann Madras besucht und den Druck der neuen Evangelien durchgesetzt. Auch das nördliche Ceylon durchstreifte er und schloß eine innige Freundschaft mit den dort stationierten kirchlichen und amerikanischen Missionaren, unter denen Knight und Poor ihm besonders teuer wurden. In ihre höhere Schule in Jaffna schickte er einige seiner besten Jünglinge, wie Sarkunan, den späteren Lehrer am Seminar. So treu auch Schmid an dieser Anstalt arbeitete, war er

doch den Anforderungen der Zeit weniger gewachsen als einige der Amerikaner, deren mathematische und astronomische Kenntnisse sich leichter verwerten ließen als klassisches Wissen.
Von nun an finden wir Rhenius beständig im Kampfe mit den Drängern des Volks, die es natürlich ungern sahen, wie alle Geheimnisse des bisherigen Landesbrauchs von einem europäischen Auge untersucht und durchschaut wurden. Den meisten englischen Beamten aber zeigte sich nun erst das Christentum als ein höchst unbequemes Element; denn wo bisher Ruhe und Friede geherrscht hatte, weil nämlich kein Niederer gegen die herrschenden Kasten zu mucksen wagte, reihte sich nun eine Streitsache an die andere. Bald wurden die zum Evangelium Übertretenden am Ernten verhindert, bald mit neuen Abgaben belegt, oder geschlagen, gebunden und gefoltert zu allerhand Unterschriften genötigt; bald wurden die kleinen Kapellen niedergerissen; bald mußten freundlichgesinnte Gutsherren durch Plünderung und falsche Anklagen für Vergünstigungen büßen, die sie den Christen erwiesen hatten; und jeder Fall wurde durch eine Menge falscher Zeugnisse in Dunst und Nebel gehüllt. Da und dort gingen die neuen Christen zurück, andere ließen sich zu unerlaubter Selbsthilfe verleiten, oder erschwerten sie sich ihre Lage durch Entzweiung und Spaltung. Wiederholt weigerten sich die Weiber, für ihre Männer zu kochen, wenn sie Christen würden. Rhenius lernte allmählich alles kennen, was der Apostel in den Worten befaßt: Ich werde täglich angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden. Vorerst erfreute er sich mit Dank gegen Gott, den er besonders darum angefleht hatte, eines mächtigen Beistandes an dem Collector Monro (seit 1823), der nicht nur den gerechten Ansprüchen der Christen nach Kräften nachkam, sondern auch an Rhenius sich immer fester anschloß, bis er sogar (1825) auf eigene Faust wagte, die Leute vom gezwungenen Ziehen des Götzenwagens freizusprechen, ein Schritt, der die reichen Heiden so sehr erbitterte, daß sie maßlose Klagen gegen Monro und seinen geistlichen Führer nach Madras einsandten, ohne doch zunächst viel auszurichten. Der edle Beamte starb schon im Mai 1827 unter dem Jubel der Heiden, nachdem er noch sich angestrengt hatte, für die Christen Befreiung von einer Tempelsteuer auszuwirken, die nicht einmal in dem heidnischen Staate Travankor von Christen eingetrieben wurde.
Rhenius hatte seine Freude daran, wenn er sagen durfte: »Da ist wieder einmal erfüllt worden ›die Erde half dem Weibe‹«; er hat sich aber nie darauf verlassen. Als der christliche Vorsteher von Arulur von den Heiden ermordet wurde (1826), konnte Rhenius sich auch darein finden, daß der englische Richter in Madurai die Täter freisprach. Der Anführer der Mörder lernte doch etwas aus dem Prozeß wie aus einer eindringlichen Anrede des Missionars und enthielt sich fernerer Gewalttat. Später hatte es Rhenius mit Beamten zu tun, welche mit einer Art Begeisterung das Heidentum begünstigten. Als die Weber in der Stadt Tirunelveli in größerer Anzahl sich zur Taufe meldeten, bekannten sie (1829), die Regierung früher durch falsche Angaben über die Zahl ihrer Webstühle betrogen und die eingeborenen Beamten – nach altem Brauch – bestochen zu haben. Jetzt wollten sie den kostspieligeren Weg der Wahrheit einschlagen, nur fürchteten sie allen Schein der Angeberei gegen heidnische Zunftgenossen und Beamten. Rhenius versuchte, ein gutes Wort für sie einzulegen und den Oberbeamten durch den Beweis der guten Früchte des Evangeliums umzustimmen. Es ging aber ganz gegen seine Erwartungen. Der Engländer wurde erbittert und teilte alles den heidnischen Untergebenen mit, worauf die armen Weber so gedrückt wurden, daß sie in Masse zum Heidentum zurückkehrten. Dann erst hatten sie – äußere Ruhe.
Trotz aller Verfolgung fand Rhenius im August 1825 die Zahl der neuen Christen auf 3000 Seelen in 90 Dörfern gestiegen. Im Juli 1826 kam es in einem Dorfe, Aneikulam, so weit, daß alle Familien sich für das Christentum entschieden, worauf in Rhenius' Gegenwart alle Götzen zerstört wurden. Natürlich wehrte sich der Feind gegen solchen Fortschritt mit aller Macht. Der Baron von Ettiapuram erlaubte keinem seiner Untertanen, Christ zu werden. Wer es dennoch wagte, der wurde am Säen und Ernten verhindert; Schmied und Zimmermann usw. durften nicht mehr für ihn arbeiten, die Kaufleute ihm nichts mehr verkaufen; alle Brunnen waren ihm verboten. Andere Gutsherren dagegen schenkten den Boden für Kirchen und Schulen und wünschten wohl auch, daß ihre Sklaven Christen werden. Da sich nun die Zahl der zu Unterrichtenden im Jahr 1830 bereits auf 8000 belief, reichte das Seminar nicht mehr hin, sie mit Lehrern zu versehen, daher tüchtige Jünglinge und Männer zu einer

Präparanden-Klasse vereinigt wurden, aus der sie nach kurzem biblischem Unterricht als Lehrer in ihre Dörfer zurückkehrten. Die besten Prediger der Mission sind nicht aus dem Seminar, sondern aus diesen Präparanden hervorgegangen. Allmonatlich kamen alle Katecheten und Lehrer auf etliche Tage im Missionshaus von Palayankottai zusammen, um Bericht abzustatten, weitere geistliche Förderung samt dem Abendmahl zu genießen und mit den Brüdern aus der Nähe und Ferne inniger zusammenzuwachsen. Am Neujahr aber strömten auch viele Gemeindeglieder dahin und füllten jeden Raum, bis nicht nur die Veranden, sondern auch die Wege des Nachts mit Matten der Schläfer sich füllten. Alles das zu organisieren kostete natürlich viel Mühe und Nachdenken; es gelang aber unter reichem Segen des Herrn und mit weniger Kosten als in irgend einer anderen indischen Mission.

Und hier darf nun wohl gesagt werden, daß Rhenius nicht wie andere bedeutende Missionare auf kräftige Mitarbeiter sich verlassen konnte. Die Missionen der Erkenntnisgesellschaft durfte er freilich (1829) – einigermaßen neubelebt – an den dänischen Missionar Rosen abgeben, der sie jedoch nur kurze Zeit besorgte. Der Basler Winkler, der ihm zugesendet wurde (1827–1829), geriet mehr und mehr auf apokalyptische Spekulationen, welche ihn von der Arbeit abzogen und später in einer schweres Geistesstörung endeten. Im Dezember 1830 verließ auch der nervenleidende Schmid mit seiner tüchtigen Gattin das schöne Arbeitsfeld, um auf den Nilagiri eine kühlere Stätte zu finden. Rhenius empfand diesen Verlust sehr tief; noch tiefer schnitt dann ein Schreiben des angegriffenen Mannes ein, das ihn benachrichtigte, von einer Rückkehr nach Tirunelveli könne nicht mehr die Rede sein. Es hatte ihn, den etwas älteren, dazu an Universitätsbildung und Detailwissen überlegenen Mann bitter geschmerzt, daß Rhenius schon allgemein der *periya Ayer* (große Prediger) genannt wurde, und bei seiner arglosen Energie und Offenheit natürlich im Drang der Arbeit vieles entschieden und ausgeführt hatte, ohne den stillen Empfindlichkeiten des innig geliebten Bruders gehörige Rechnung zu tragen. Schmid ist auch nicht mehr nach Tirunelveli zurückgekehrt; geteilt zwischen wohlgemeinten, meist unpraktischen Missionsversuchen und botanischen Studien lebte er noch lange in Indien, bis er 1857 in Kozhikode entschlief. Während Schmid gegen Rhenius' Widersacher mit seinem warmen Zeugnis für ihn nie zurückhielt, konnte er doch im Verkehr mit Freunden sich fast nicht über Äußerungen wie diese erheben: »Er hatte einen Willen wie ein Roß.« Daß ihn aber Rhenius zum Glauben an den Sohn Gottes geführt, das dankte er ihm einfältig bis an sein seliges Ende.

Statt seiner wurde nach Tirunelveli der Berner P. Pacific Schaffter geschickt, der schon in Madras und Mayavaram einige Missionserfahrung gesammelt hatte (1827–61 in Indien). Man hatte ihm ordentlich Angst gemacht auf sein Zusammenleben mit dem energischen Rhenius. Wie fand er sich doch so glücklich enttäuscht! Er durfte bald in Sattankulam eine neue Station gründen. Im nächsten Jahre rückten zwei frische Kräfte nach: J. Müller, später Rhenius' Schwiegersohn, und der gelehrte Fjellstedt. Von letzterem hatte man in England großes Aufheben gemacht und sich mit der Hoffnung getragen, er werde schon vermöge seiner bischöflichen (schwedischen) Ordination die Tamil-Mission wieder in kirchlichere Bahnen einlenken; aber Krankheiten und Reisen ließen ihn zu keiner stetigen Tätigkeit am Seminare kommen; bald (1835) kehrte er nach Europa zurück. Rhenius hat manchmal bemerkt, wie ungeschickt es doch meistens ausfalle, wenn man von einem Missionar schon beim Eintritt sich so viel verspreche. Er dachte dabei besonders an seinen Freund Jacobi.

Indessen war der Konflikt der Tamil-Mission mit den kirchlichen Behörden schon weit gediehen. Nur ein Vorspiel davon war, daß Rhenius 1829 sein Amt als Kaplan der englischen Gemeinde dem Erzdiakon zurückgab. Er wollte das uneheliche Kind eines englischen Offiziers nicht taufen, so lange der Vater für sein Konkubinat keine Reue bezeuge; das schuldete er der eingeborenen Gemeinde, die natürlich jeden Schritt ihres Hirten aufmerksam verfolgte. Der Erzdiakon hielt sich an die Ordnung seiner Kirche und bestand auf deren laxer Vorschrift; so war keinerlei Vereinbarung möglich. Bereits fürchtete man Rhenius in Madras dermaßen, daß ihm bei seinem Besuche daselbst nur Dissenterkanzeln eingeräumt wurden. Nun handelte es sich aber um eine wichtigere Frage. Rhenius war überzeugt, daß das Werk der Bekehrung nur durch eine eingeborene Geistlichkeit im rechten Segen betrieben werden könne. Am liebsten hätte er die besten Katechisten ordiniert, ihnen die vorgeschrittensten Gemeinden übertra-

gen und sich fortan bei diesen mit einer allgemeinen Oberaufsicht begnügt, um mehr Zeit und Kraft den Heiden widmen zu können. Wie konnten auch etliche 70 Gemeinden mit den Sakramenten gehörig versehen werden, so lange sie dafür auf die Dienste der herumreisenden Missionare angewiesen blieben! Der Erzdiakon Harper aber verlangte, daß die vorgeschlagenen Kandidaten die bischöfliche Ordination empfangen sollten. Nun meinte Rhenius (Oktober 1830), da dieselben gewissenshalber den vorgeschriebenen Eid nicht leisten können, solle man ihnen diesen durch die Einschränkung: »soweit die Artikel, Liturgie usw. mit der heiligen Schrift übereinstimmen« erleichtern. Oder aber möge man den Missionaren erlauben, wie noch zuletzt 1820 in Bengalen geschehen war, ihre Landprediger nach deutschem Ritus zu ordinieren. Das Komitee der Kirchlichen Gesellschaft war nun durchaus nicht geneigt, diese Sache zu überstürzen; allein soviel konnte es nicht gestatten, daß die Gemeinden, welche gegründet worden waren, sich nun »nach lutherischer Form« konstituieren dürften. Da aber der fortwährende Zuwachs neuer Gemeinden zu einer Entscheidung drängte, schlug Rhenius vor: 1. nach Europa zurückzukehren; 2. sich nach Madras zurückzuziehen und mit literarischer Tätigkeit der Mission zu dienen; 3. sich einer anderen Missionsgesellschaft anzuschließen (1832). Der Erzdiakon hatte mittlerweile ein Büchlein zur Verherrlichung seiner Kirche herausgegeben und Rhenius um eine Rezension gebeten, die er in seine kirchliche Zeitschrift einzurücken versprach. Die Rezension ging ab (in einer Abschrift auch an das Londoner Komitee), wurde aber nicht gedruckt. Indessen hatte das englische Komitee dem ersten Plan Rhenius' seine Zustimmung gegeben, zugleich aber einen Sekretär für Madras angestellt, den feinen J. Tucker, der Rhenius vom Gedanken an die Rückkehr nach Europa abzubringen bemüht war. Da nun um diese Zeit A. N. Groves, bisher Freimissionar in Badgad, auf den Wunsch einiger Missionsfreunde in Bombay Tirunelveli besuchte und gleichfalls Rhenius beschwor, an Ort und Stelle zu bleiben, auch für den Fall einer Trennung von der Gesellschaft die eifrige Hilfe unsektiererischer Freunde in Großbritannien in Aussicht stellte, so entschloß sich Rhenius im Verein mit den Brüdern Schaffter und Müller, irgendwie in Tirunelveli auszuharren. Nun aber sah Groves auch die ungedruckte Rezension des Kirchenpamphlets und ein anderes englisches Manuskript über »Vereinigung aller Christen«, und beide Schriften fanden bei dem begeisterten Gaste so großen Anklang, daß er sogleich die Kosten des Drucks zu tragen sich erbot. Sofort ließ Rhenius beide in die Nagercoil-Presse wandern, und die Erscheinung der zwei grünen Büchlein (August 1834) entschied den Bruch. Erzdiakon Harper und Bischof Wilson erhoben laut den Notruf: »Die Kirche ist in Gefahr!« beschuldigten Rhenius des Mangels an gewöhnlicher Ehrlichkeit usw., und das Komitee der Kirchlichen Missionsgesellschaft sah sich veranlaßt, Rhenius zu entlassen (Februar 1835).

Sehen wir noch einmal auf das schöne Arbeitsfeld. Es erstreckte sich über die ganze Provinz Tirunelveli, doch lag die eigentliche Kraft der Mission in der Schanarbevölkerung des Südens. Es waren nun (1834) 11 186 Leute in 261 Dörfern, die sich zum Christentum bekannten, von denen doch kaum 1000 getauft waren. Zehn Dörfer waren christliche Stiftungen; eine »philanthropische Gesellschaft« (gegründet 1830) verwaltete dieselben, indem sie von jedem Hausbewohner seinen jährlichen Zins bezog, von dessen Ertrag bald weitere Ländereien gekauft, bald Schulen und Kirchen gebaut wurden. Seit 1831 war es notwendig geworden, die Pflege der Gemeinden durch die Ernennung von Hauptkatecheten zu erleichtern. Dazu wurden Männer gewählt, welche nicht bloß Katechisten und Schullehrer beaufsichtigen und anspornen, auch die jeden Monat bereisten Gemeinden in christlicher Erkenntnis fördern konnten, sondern die zugleich das Geschick besaßen, Streitigkeiten mit heidnischen Gutsherren und Behörden zu schlichten oder zu verfechten und über alle Vorkommenheiten geschäftsmäßig zu berichten. In den so entstandenen zehn Distrikten tauchten nun auch Distriktsfonds für die Pflege der Armen, für Evangelisierung der Heiden usw. auf. In ähnlicher Weise wurden Oberlehrer über die 60 Schulmeister gestellt, um Schaffter die Aufsicht über das Schulwesen zu erleichtern. Die 112 Katechisten waren freilich zum Teil noch schwach gegründet in christlichem Leben; doch gab es sehr tüchtige Leute unter ihnen, wirkliche Charaktere, wie der bekehrte Zauberer Thomas, der die evangelische Geschichte in Verse brachte, der Pallan (Reissklave) Arulappan, später ein gesegneter Freimissionar usw.

Eine bedeutende Stellung nahm – noch über den Hauptkatecheten – der vielbesprochene David Pillei ein, oft Rhenius' *Mantri* (Minister) tituliert, ein Mann, der mit einem wirklich warmen Herzen die größte Detailkenntnis von Menschen und Plätzen verband und meistens auf der bei Tamilen so beliebten Zickzacklinie seine Ziele zu erreichen wußte. Ein Missionskritiker hat Rhenius des völligen Mangels an Menschenkenntnis beschuldigt, weil er einem so windungsreichen Mann zu viel getraut habe. Ob nun Rhenius diesen David ganz durchschaut hat, mag zweifelhaft bleiben; jedenfalls hat er ihn nützlich zu verwenden und, wo es nötig schien, scharf zu strafen und zu demütigen gewußt; daß er sich von ihm blindlings habe leiten lassen, kann nur der Unverstand behaupten, denn David hatte beständig mit einer wachsamen und starken Opposition zu kämpfen, und jeder Anstoß und Vorfall, auch anonym zugeschickte Nachrichten, Beschuldigungen usw. wurden in den monatlichen Versammlungen der Katecheten tagelang öffentlich verhandelt. Schließlich ist auch an dem »viel verschrienen Mann« den lutherischen Missionaren, denen er sich 1855 angeschlossen hat, »eine recht ernst christliche Gesinnung« offenbar geworden.

Die Opposition gegen David Pillei führte ein ganz eigentümlicher jüngerer Mann an, der Katechist Jakob. Dieser war ein stolzer Kshatriyasohn, der, von Rhenius' soldatischer Haltung und hellem Zeugenmut angezogen, ihm nach Palayankottai folgte und sich bereit erklärte, um der Wahrheit willen alles zu verlassen. Rhenius nahm ihn in das Seminar auf und gewann ihn lieb wie nur wenige andere; war aber seiner ganzen Art nach nur um so mehr auf der Hut, ihm sein Gefühl nicht zu verraten. Keiner verachtete und verfolgte die Kastenschwächen, die halben Unwahrheiten, den Mangel an Offenheit und Geradheit und andere Tamilen-Sünden und -Halbheiten so schonungslos wie dieser Adelige; keiner erforderte aber auch eine geschicktere, taktvollere Leitung als ein so edel angelegter, schroffer Charakter. Zum Katechisten ernannt, brachte er mit unermüdlicher Energie sein vielbedrängtes Dorf Kuruvenkottai in den besten Stand; tröstete, kräftigte und organisierte die eingeschüchterten, schon halb zerstreuten und wankenden Christen und machte geneigten Heiden Mut zum Übertritt, so daß in wenigen Monaten 80 Familien das Evangelium annahmen. Der Krieger aber klebte ihm noch immer an: Er organisierte auch eine Polizei mit Nachtpatrouillen, die er selbst, manchmal mit zwei Pistolen im Gürtel, anführen konnte. Brahmanen mußten vor dem Dorf halten und um Erlaubnis zum stillen, demütigen Durchwandern desselben einkommen; wer aufbegehrte, wurde außen um das Dorf herumgeführt. Die nahen Gutsherren fürchteten und haßten seinen Einfluß, denn alle ihre Ränke, Schliche und Gewalttaten wurden unbarmherzig ans Licht gezogen. Man versuchte es mit Bestechungen und Versprechungen; alles umsonst! Im Oktober 1831 überfiel ein Haufe Maraver im Dienste benachbarter Brahmanen den Katechisten, als er eben mit acht Gemeindegliedern fischte. Er wurde schwer verwundet, so daß man ihn nach Palayankottai tragen mußte. Dann aber klagten ihn die Brahmanen einer Mordtat an, und alle Hebel wurden aufgeboten, dieselbe zu beweisen. Die Sache war so pfiffig angelegt, daß Rhenius selbst nicht ohne Sorge den starkmütigen Jünger in seinem Gefängis besuchte. Der schien nämlich so wohlgemut, so gewiß, daß seine Hinrichtung dem Heidentum erst einen rechten Stoß versetzen werde, daß Rhenius ihn scharf zur Nüchternheit, zu Selbstprüfung und Buße anhalten zu müssen glaubte. Möglich wäre es denn doch gewesen, daß so eine Pistole auch einmal losging in ungeschicktester Richtung usw. Doch die Witwe des Verstorbenen gestand zuletzt selbst, daß sie zu ihrer falschen Anklage bestochen worden sei, und auch die englischen Beamten fanden endlich etwas an eingeborenen Christen zu bewundern, in dem ungetrübten Frohsinn und der einfältigen Feindesliebe des Gefangenen. Bei den monatlichen Versammlungen der Katechisten war dieser Jakob ein salziges, fast ätzendes Element; jede Sünde von ihnen, die sie ihm unter vier Augen abgeleugnet hatten, wurde nun offen durchgesprochen. Zum Schluß der Verhandlungen konnte er aber auch eine Liste von Sünden überreichen, welche alle einem einzigen zur Last fielen, der sich eben damit des Lehramts unwürdig gemachte habe, und nachdem sie verlesen war, auf die Frage, wer der Schuldige sei? demütig antworten: *nanē* (Ich)!

Mit welchem Ernst und Takt Rhenius alle diese Gegensätze zu mildern und zu vereinigen wußte, wie er zugleich das Herz und den Verstand walten ließ und jedem sich herzlich näherte, ohne sich irgend einem anzuvertrauen oder die leiseste Parteilichkeit aufkommen zu lassen; wie er auch die

Stärksten niederhielt, ohne doch die freie Entwicklung des Charakters zu hemmen; wie sicher er das Ganze überschaute und jede einzelne Kraft zu verwenden, zu leiten und zu beschränken verstand, ohne sich je im Detail zu verlieren, das kann nicht leicht geschildert werden. In Tirunelveli selbst soll sein Name nicht mehr viel ausgesprochen werden, es ist das die natürliche Folge der nun eintretenden Ereignisse; daß aber das Beste, das dort geschehen ist, der Wirksamkeit dieses Mannes verdankt wird, bleibt den Nachdenklichsten der Tirunelveli-Christen tief ins Herz geschrieben. Wohl kein Mann hat so wie Rhenius die Sorge für die einzelnen Seelen mit der Behandlung von Massen zu vereinigen gewußt. Die Keime aller Organisationen, welche in jenem Distrikt so tiefe Wurzeln geschlagen, so gesunde Zweige getrieben haben, sind in seinem gesegneten Tun zu suchen. Er hat wirklich in eine tote Provinz ein neues Geistesleben eingeführt.

Daß dieses Leben auch durch den Bruch zwischen der Gesellschaft und ihrem Missionar nicht erschüttert, sondern nur gesichtet und im Grunde, trotz einzelner bedauernswerter Ausschreitungen und Abfälle, wesentlich gefördert wurde, das scheint als die Hauptfrucht der drei Kampfjahre anzusehen, in welchen nun der Rest von Rhenius' Kraft sich verzehren sollte. Dieser Kampf ist schon dargestellt worden als eine zweite Auflage des Serampur-Zwistes (der MM 1865, 501 ff. nachgesehen werden mag). Er unterscheidet sich aber wesentlich dadurch, daß er sich nicht »um das Missionseigentum«, sondern um die Frage, wer den meisten Anspruch auf die Herde habe, drehte. Beide Fälle ähneln sich nur darin, daß sie den Übergang vom naiven Stadium des gegenseitigen Vertrauens, wie es zwischen Missionsleitern und Missionaren einst herrschend war, zu einer mehr juridischen Fixierung dieses Verhältnisses bezeichnen.

Als im Mai 1835 Rhenius' Entlassung aus dem Gesellschaftsverband in Tirunelveli bekannt wurde, fragte er die versammelten Katechisten, ob er gehen oder bleiben solle, stellte ihnen den Kampf mit Nahrungssorgen vor, dem sie sich möglicherweise preisgeben, und erhielt – natürlich – die einstimmige Zusage, sie wollen bei ihm verharren und dem Herrn für alles trauen. Die Brüder Schaffter und Müller samt dem kürzlich nachgerückten Lechler waren gleicher Ansicht. John Devasayayam, der bischöflich ordinierte Diakon (früher in Mayavaram), schien allein zu schwanken. Nun aber erschien J. Tucker in Palayankottai. Wenn auch Rhenius sein Bedauern über die Veröffentlichung der beiden Büchlein aussprach, von Zurücknahme des Entlassungsbeschlusses konnte, wie Tucker erklärte, nicht mehr die Rede sein. Bliebe aber Rhenius in Tirunelveli, so würde doch die Gesellschaft bischöfliche Missionare senden und die Gemeinden festzuhalten suchen. Um dem Übel nicht zu widerstehen, entschied sich Rhenius am Ende für den Abgang; er kannte seine Tamilchristen hinlänglich, um von einem fortgesetzten Kirchenkrieg alles für die Schwachen zu fürchten. So erklärte er der Gesellschaft: Er erkenne ihr Recht auf das Eigentum in Tirunelveli an, seine Ansprüche auf die Gemeinden aber halte er für so stark als die ihrigen; er weiche jedoch um des Friedens willen. Noch hatte er sich nicht eingeschifft, als auch die drei deutschen Brüder ihm nach *Tuttukudi* (Tuticorin) folgten, da sie meinten, sich unter das jetzt einzuführende Kirchenregiment nicht beugen zu können.

Ende Juni landeten sie alle in Madras und siedelten nach langen Beratungen sich in *Arkadu* (Arcot) an, wohin nun Liebesgaben von allen Seiten zusammenflossen. Aber schon im September kamen Briefe von 77 Katechisten aus Tirunelveli, welche Rhenius tief bewegten: Am Ende hatte er vielleicht doch unrecht gehandelt, als er sein Schlachtfeld so leichtsinnig verließ, denn zum Frieden schien es sich dort noch nicht anzulassen. Die drei Brüder rieten zum Bleiben in Arcot. Nach heißen inneren Kämpfen entschloß sich aber Rhenius, nach Palayankottai zu reisen, um sich selbst vom Stand der Dinge zu unterrichten.

Am 22. Oktober langte er daselbst an, von den heidnischen Palankinträgern die letzte Strecke im Triumph getragen, ohne daß sie Bezahlung annahmen; sie waren stolz darauf, ihren Rhenius wiederzuhaben, und der nun entbrennende Streit versprach ihnen eine besonders reiche Ernte –, denn wie viel wurde jetzt in der stillen Provinz hin- und hergereist! Die ganze europäische Gesellschaft in Indien interessierte sich in jenen friedlichen Zeiten des edlen Lord Bentinck für diese Frage aufs lebhafteste. Die *new lights,* wie man die Christen in der Armee und im Zivildienst hieß, nahmen alle Partei für oder wider Rhenius; denn auch Tucker und die Madras-Komiteeherren waren *evangelicals,* und von hochkirchlichen Sympathien mit

Harper war damals noch nicht die Rede. Eben dieser Umstand trug zur Erbitterung des Kampfes ungemein viel bei, insofern die Anhänger der Gesellschaft dadurch veranlaßt waren, die Frage von dem kirchlichen Gebiet aufs Sittliche überzuspielen, und Rhenius als leichtsinnig, unwahr, unredlich, ungeistlich, vielleicht gar rationalistisch, sein ganzes System als ein weltliches, auf die Massen berechnetes darzustellen. Und es war wahrlich leicht, alle Schwächen einer noch so jungen Christenheit in ein grelles Licht zu stellen und gewissenhaften Seelen, die in Furcht und Zittern ihr eigenes Seelenheil schafften, die Frage aufzudrängen, wer denn jetzt eigentlich die echten Kreuzträger Jesu Christi in Tirunelveli seien, die derben Deutschen oder die kopfschüttelnden, tiefleidenden Engländer? Zu Zeiten ließ es sich dazu an, daß die freigebigsten Unterstützer der deutschen Mission Rhenius abtrünnig wurden.

Was nun alles in Zeitungen und Pamphleten verhandelt wurde, ließe sich in der Kürze nicht darstellen. Rhenius entschied fürs Bleiben und richtete sich im Weiler Sinduponturei (am Fluß zwischen Tirunelveli und Palayankottai) häuslich ein. Er wünschte aufrichtig, daß den Gemeinden freigestellt werde, zu ihm oder zu der Gesellschaft zu halten; so könnte ja von beiden Teilen das Evangelium im Frieden weiter verkündigt werden. Die Gegner aber verlangten vor allen weiteren Verhandlungen, daß er Tirunelveli räume, und sprachen für die Gesellschaft alle Kirchen und Katechistenhäuser auch in den 67 Dörfern an, welche sich an Rhenius anschlossen, woraus natürlich viele Prozesse vor den Gerichten entstanden, indem die armen Leute nicht ohne Widerstreben die Gebäulichkeiten aufgaben, die sie selbst errichtet hatten. Sie mußten dieselben endlich den Termiten überlassen, die jedem leerstehenden Hause dort bald ein Ende machen, und neue Bauten unternehmen, was auch rasch genug ausgeführt war. In 35 Dörfern bestanden geteilte Gemeinden, während 176 bei der Gesellschaft verharrten. Der Streit zog sich allmählich auf wenige Punkte zusammen, da besonders Schaffter, der mit Müller und Lechler nachgerückt war, das Möglichste tat, die hochgehenden Wogen zu beschwichtigen und dem Frieden ein Opfer ums andere zu bringen. Mit ihm standen die englischen Missionare, die nun in größerer Anzahl eintrafen, auf zusehends freundlicherem Fuße, während zwischen den Häuptern, dem reizbaren Pettitt und Rhenius, keine Versöhnung zustande kam. Die Arbeiter der Ausbreitungsgesellschaft, Rosen und Irion, blieben mit beiden Parteien in gleicher Freundschaft verbunden. Einige Spötter freuten sich nun, behaupten zu können, die Seifenblase der Tirunelveli-Mission sei geborsten, als bliebe kein guter Faden an den einst so hochgepriesenen Katechisten und Christen. Da kam aber der teure Schmid den armen Leuten zu Hilfe, indem er die Tatsache veröffentlichte, daß diese Männer zur Zeit seines Austritts aus der Gesellschaft ihm durch eine Gabe von 250 Gulden unter die Arme gegriffen haben. Da er dieselbe zurücksandte, weil mittlerweile ihm andere Hilfe zuteil geworden war, wollten sie doch die Summe nicht wieder annehmen, sondern legten sie in den philanthropischen Fonds.

Wie vieles auch Rhenius schwer zusetzte, davon war er bis ans Ende überzeugt, daß eine schöne Anzahl neuer Christen gerade in dieser Notzeit ihm vom Herrn nähergerückt wurde, zum tröstlichen Beweis, daß Er mit ihm sei. Und die besten der Christen erfreuten sein Herz durch Stiftung einer Pilgermission, welche ihre einfachen Friedensboten besonders durch das dürre Nordland hin sandte.

Was aber schwer auf Rhenius drückte, das war die vereinsamte Lage der neuen »unabhängigen« Mission. Zwar fehlte es nicht an Beiträgen von den verschiedensten Seiten her; die meisten kamen aus der Präsidentschaft, welche ihn am besten kannte; aber viele kamen in Ratschläge gewickelt, welche den früheren Komiteebriefen aufs Haar hin glichen, nur daß ihr Inhalt ungemein differierte. Rhenius sollte viel friedfertiger schreiben, viel nachgiebiger handeln. Wenn er strenger lutherisch wäre, könnte ihm von Deutschland mehr Hilfe geschickt werden; wenn reformierter, von Amerika; wenn hinfort weniger ganze Familien, mehr nur einzelne auserwählte Seelen gesammelt würden, stünden ihm gewisse englische Mittel reichlicher zu Gebot. Ist nicht vielleicht das ganze Katechistensystem irdischer Art? Nicht von Ämtern, sondern von Geistesgaben hänge die Erbauung des Leibes Christi ab; warum nicht den Gottesdienst in darbyistischer Weise führen? usw.

Nun, der heitere Mann verlor seinen guten Mut nicht, nur daß er gelegentlich bemerkte, es wäre ein schlechter Tausch, statt eines Komitees hinfort deren ein Dutzend zu haben; auch hat es ihm nie an den nötigen Mitteln (etwa 30 000 Gulden des

Jahrs) gefehlt. Aber eines machte ihm doch zu schaffen: Woher auch Nachfolger bekommen für sein Werk? Noch immer dehnte es sich gewaltig aus; immer neue Familien und Dörfer der Heiden verlangten christlichen Unterricht. Sattankulam und Graf Dohnas Stiftung waren an die englischen Missionare übergegangen; nun mußte Müller in den Süden ziehen, um von Suviseshapuram aus die nächsten Distrikte zu bedienen. Allein das Seminar gehörig zu versehen, ließ sich nur zeitweise ein tauglicher Mann finden; Rhenius' Erstgeborener, Josiah, kehrte wohl von London mit der nötigen Gelehrsamkeit zurück (1837), aber ohne viel Freude an der Arbeit des Vaters. Auch die Mädchenanstalt war nur dürftig besorgt. Und im November 1837 veranlaßte Krankheit die Lechler, das Feld zu räumen, für einige Zeit, wie sie meinten; sie sollten aber nicht mehr nach Tirunelveli zurückkehren. Zu Rhenius' Vorschlag, ein halbes Dutzend Katechisten zu ordinieren, damit die Sakramente regelmäßiger verwaltet werden könnten, schüttelten die verzagten Mitarbeiter vollends den Kopf. Sie sahen nur im Anschluß an eine Gesellschaft Sicherheit für die Mission; so blieb sie in einem Interimszustande.

Ungern versagen wir es uns, einen Brief, den Rhenius in dieser Zeit (Oktober 1837) an einen seiner ältesten Mitarbeiter, den greisen Schreyvogel schrieb, ganz mitzuteilen. Dieser Nestor der Tamilmissionare fragte in einem Rundschreiben, warum doch die Mission im Ganzen derzeit so wenig Fortschritte mache? und Rhenius ließ sich weitläufig darauf ein. Eine Hauptsache durfte er nicht unterdrücken, daß es fürs Gelingen der Arbeit weit weniger auf die Mittel und Wege ankomme als auf den geistlichen Stand der Missionare. »Wir sollten eben viel mehr in unserem Herrn Jesus leben von Morgen bis in die Nacht, Ihn gläubiger angehen um Seinen Segen und Seine Führung, uns ernstlicher Ihm nachbilden und Seinem Worte mehr gehorchen. Und da du ernstlich verlangst, ein helles, scheinendes Licht zu werden, erlaube, daß ich mich gegen dich offen ausspreche. Ich habe oft gehört, du seist reich, habest Häuser in Tiruchirapalli und bedeutende Summen beim Bankier. Ich zweifle nicht, du hast das alles aus Vorsicht zusammengespart. Aber dergleichen schickt sich wohl für Weltleute, die Christus nicht dienen, doch nimmermehr für uns, die einen allgenugsamen Gott und Heiland kennen. Wenn wir Ihm im Geringen so wenig zutrauen, wie wird es um unseren Glauben in bedeutenderen Dingen stehen? Es muß damit schwach bestellt sein, und das wirft dann einen dunkeln Schatten auf unsere Arbeit in Seinem Weinberg. Darum möchte ich raten, lieber Bruder, wenn die Gerüchte wahr sind, ›verkaufe was du hast‹, opfere es den armen Heiden, verbrauche es für den Herrn Jesus und glaube, daß Er für dich und die Deinigen sorgen und den ehren wird, der ihn ehrt. Meine nicht, ich halte mich für den Charakter, den ich dir beschrieben habe; was ich dir sagte, sage ich mir selbst. Möge der heilige Geist uns mächtig vorwärts treiben und uns rein machen, wie Er rein ist.« Wie arm Rhenius blieb, ist bekannt; die Sorge für seine zahlreiche Familie überließ er dem Herrn, und dieser hat seinen Glauben nicht zu Schanden werden lassen.

Rhenius fährt dann fort: »Ich wollte schon schließen, aber noch ein Hindernis sei erwähnt! Es ist der Parteigeist, in welchem und aus welchem derzeit in Indien so viel missioniert wird. Was für ein Schauspiel bieten christliche Prediger den Heiden dar! Der eine ist paulisch, der andere apollisch, wieder einer kephisch usw. und nicht nur macht man diese Unterschiede, sondern führt sie so durch, daß die Leute glauben müssen, wir seien einer des anderen Gegner!

Woher anders rührt das, als daß man noch weitere Meister denn Christus über sich setzt. Lassen wir denn ab von Menschen!« Ähnlich schreibt er nach Bombay: »Es freut mich, daß Indien sich mit Missionaren füllt und daß die Westküste so reichlich versorgt wird. Der Herr gebe Gedeihen! Aber daß sie doch nur in Seinem Namen kommen, so wird Sein Segen nicht ausbleiben. Ich fürchte, zu viele kommen in anderen Namen; doch darf ich nicht richten, der Herr kennt die Herzen!«

Als es sich endlich dazu anließ, aus Amerika Hilfsarbeiter für Tirunelveli zu erhalten, wie Rhenius sie früher wiederholt von Deutschland erbeten und erwartet hatte, war sein Stündlein gekommen. Er hatte sich nie geschont, und schonte sich auch nicht in dem heißen Mai, der ihn doch zuletzt aufs Lager warf. Einen raschen Tod hatte er sich immer gewünscht, weil er nicht absah, wie er leben sollte, ohne zu arbeiten. Immer entschiedener drängte nun das Blut nach dem Kopf; keine Mittel wollten anschlagen. Er sagte sich wiederholt das Wort vor: Geduld, Geduld! und zuletzt auf Deutsch: »Wird's euch dann oft heiß, denkt an Jesu Schweiß!« Über-

aus schnell und doch sanft, daß man es kaum bemerkte, entschlief er am Abend des 5. Juni 1838. Der Jammer unter den Gemeinden war groß. Weinend folgte mit den anderen Missionaren auch Pettitt dem Sarge des vielgeschmähten Mannes; Tucker bot alsbald der Witwe eine Pension an, welche sie dankbar annahm. Die Wiedervereinigung der getrennten Teile der Mission war damit schon angebahnt, und sie folgte rascher als man erwarten konnte. Die 12–13 000 Christen der beiden Missionen fanden sich leicht in die neue Lage, während nur einzelne Häupter der Sezession sich an die Nachbarmissionen der Londoner und Amerikaner anschlossen. Der ganze Plan des Gründers wurde durch das Einrücken neuer Missionare und die Teilung des Feldes in kleinere Distrikte nur weiter ausgeführt und vervollständigt; er hat sich auch fortwährend – unter allerhand Befehdung seitens der Heiden – reichen Segens zu erfreuen gehabt.

Nachdem seit Rhenius' Tode 30 Jahre verflossen sind, kann bedauert werden, daß der redliche Mann so ganz auf eigene Faust, da sowohl seine Familie als seine Mitarbeiter nur mitgezogen ihm folgten, sich in den aufreibenden ungleichen Kampf verwickeln ließ. Für die Tamilchristen aber war es denn doch ein sehr fruchtbarer Versuch; sie wurden in die tiefsten Gemütsbewegungen ihrer Lehrer mit hineingezogen und auf etliche Jahre in eine Herzens- und Gewissensfrage getrieben, welche sie aus dem Schlendrian indischer Gewohnheit herausriß und zu selbständigen Urteilen und Entschlüssen drängte. Da schadete es verhältnismäßig nur wenig, wenn die Gemeineren unter den Missionsdienern sich des Vorteils freuten, der in der Eröffnung von »zwei Märkten« sich vor ihnen auftat, oder die Fleischlichgesinnten sich, wie einst in Kastenzwiste, so nun in Parteikämpfe warfen. Eben solchen Nutzen hatten die Heiden von dem Schauspiel, das sich vor ihnen entwickelte: Die religiöse Frage wurde allenthalben das Tagesgespräch; es war ja klar, daß bei all dem Rennen und Laufen zeitliche Absichten eine sehr untergeordnete Stelle einnahmen; – was bedeutete nur dieses Gehen und Wiederkehren des großen Lehrers? Was diese Einschränkung seines Haushalts, das Kampieren in schnell aufgeführten Erdwohnungen, der Übergang der schönen (1826 aufgeführten) Kirche und des Seminars usw. in andere Hände? Die Kirchlichen rühmten sich, mit dem König und den Machthabern gleichen Glauben zu haben; also hatte Rhenius mit diesen keinerlei Zusammenhang, und doch blieb er so fröhlich und getrost in seinem Sinduponturei, wenn auch von Europäern unbesucht und fast in die Acht erklärt! Gar vieles ereignete sich, was sie zwang, die Motive zu erforschen und zu ehren, aus welchen diese Wechsel entsprangen; und die Tatache, daß nie mehr Heiden sich zu christlichem Unterrichte meldeten als eben in den drei Jahren des Schismas, beweist zur Genüge, daß dasselbe nur für die Gedankenloseren unter ihnen ein Grund zum Triumphieren wurde.

Darnach dürfte Rhenius auch mit diesen viel angefochtenen Schritten, deren keiner doch ihm selbst zur Unehre gereicht, der Tinneweli-Mission einen wesentlichen Dienst getan haben. Wenn auch seine nächste Absicht, eine freiere Kirche als die anglikanische zu gründen, nicht erreicht wurde, so hat doch Gott sein brünstiges tägliches Gebet, daß nur die Kirche Christi gefördert und die Ehre Gottes gemehrt werde, in Gnaden erhört. Was er so oft sagte: An mir liegt ja nichts! das würde er auch zu den vielen einseitigen Beurteilungen sagen, denen er noch nach seinem Tode unterlag. Er war ein so selbstloser klarer Charakter, daß der Gedanke an eine Sektenstiftung nie bei ihm auftauchte; seine Lehre war auch so einfältig, daß von etwas wie eigentümlichen Ansichten nie unter den Gemeinden die Rede wurde.

Ein Handbuch der Glaubenslehre, das er für die Missionsdiener schrieb, mag farblos genannt werden, weil es nur einfachen Schriftinhalt in leicht faßlicher Form geben wollte; im Gedanken aber an dessen Bestimmung für eine erst entstehende Gemeinde scheint uns der Vorwurf eine wahre Empfehlung zu sein. Damit soll nicht gesagt sein, daß Rhenius ein bedeutender Theologe oder sonstiger Gelehrter war. Praktisch in allem, was er angriff, hat er für manches Detail ein viel zu kurzes Auge gehabt; er hat die Bibel nicht wie Fabricius durchkrochen, sondern eher durchmarschiert; sein Gesangbüchlein enthält nur korrekte, aller dichterischen Tiefe entbehrende Verse; seine Tamil-Grammatik (Madras 1835), faßlich und förderlich für den Anfänger, läßt den logischen Gesichtspunkt viel zu sehr vorherrschen, als daß die schwierigeren Seiten des syntaktischen Sprachstoffs zu ihrem vollen Rechte kämen. Daher bedauern wir es nicht, daß er den zu wiederholten Malen ihm vorschwebenden Gedanken, in literarischer Wirksam-

keit den Rest seiner Tage zu vollenden, nicht ausgeführt hat.
Rhenius war ein Offizier, dem es wohl anstand, im Kampfe zu sterben; ein geborener Herrscher, der immer den Blick aufs Ganze festhielt und die Empfänglichen zu großartigen Gedanken und Zielen aufweckte und begeisterte. Seine Gegenwart wirkte wie ein Zauber; wer schon erfahren hatte, was ein schlechtes Regiment besagen will, stellte sich mit wahrer Lust unter die Leitung seiner Augen. Noch steht er vor uns, ein kerzengerader Mann mittlerer Größe, stark gebaut, den mächtigen Kopf fest auf den starken Schultern tragend, mit der kecken Nase und den großen dunkeln, blitzenden Augen unter der hohen Stirn, die straffen schwarzen Haare schon ziemlich gebleicht. So tritt er jeden Morgen heraus aus seiner Kammer, gestärkt für die Last des Tages durch kindliches Gebet, um mit dem langen schwarzen Stab eine kurze Strecke durch den Garten zu schreiten, umjubelt von seinen Kindern. Briefe und Boten, die herzukommen, verweist er an ihre Plätze, um erst die englische Hausandacht mit hellem Gesang, mit Lesen und Katechisieren, mit Danken und Flehen zu halten, ehe er sich in die Geschäfte des Tages wirft. Alle Fenster und Türen stehen offen um seinen Schreibtisch, von da und dorther kommen die Leute an ihn heran; irgendwie weiß er sie zu befriedigen und hat doch, so weit es immer möglich war, die strenge Tagesordnung eingehalten. Der Schreiber hat das zuletzt übersetzte Kapitel der Propheten abgeschrieben, der Sekretär die befohlenen Briefe ausgefertigt; schnell werden sie vorgelesen und Rhenius unterzeichnet das Palmblatt mit dem Griffel. Um ein Uhr wird gespeist; da sagen die Kinder auf, was sie gelernt haben, und von allen Sorgen des Tages merkt man dem Familienvater nichts an. Nach dem Essen werden die Türen geschlossen; eine halbe Stunde lang ist alles still. Dann öffnen sie sich wieder, und das Gesumme, das Erzählen und Fragen, auch Jammern und Sichereifern geht wieder an, immer unterbrochen von der klaren, ruhigen Stimme des Führers, bis die Sonne sich neigt und das gesattelte Pony vorgeführt wird – etwa zum Ritt nach der Hauptstadt, um dort noch den Heiden eine Predigt zu tun; wo möglich aber ist er zurück, um den Abendgottesdienst für alle in Tamil zu halten, da denn dieser oder jener gerade anwesende Katechist eifrig nachkritzelt, um auch seiner Gemeinde was Neues aus Gottes Wort mit heimzubringen. Und nach dem Tee sitzt der unermüdliche Mann wohl bis Mitternacht am Schreibtisch und übersetzt weiter an seiner geliebten Bibel. Anders freilich war der Sonntag, da alles weltliche Treiben völlig verstummte; noch anders der Monatsanfang mit den versammelten Katechisten und Schullehrern, oder gar die Neujahrsfeier, zu deren Anfang eingeborene Dichter neue Lieder absangen in ungewohnten Weisen mit regelmäßig einfallendem Chor.
Unbeschreiblich war der Eindruck, als nun durch die ganze Provinz und durch Indien die Nachricht drang: Rhenius ist tot. Auch Feinde waren erschüttert und bekannten: Wir werden seinesgleichen sobald nicht wieder sehen. Er steht keinem der früher erwähnten Missionare an Bedeutung nach; doch hat er bis jetzt bei Engländern gerechtere Würdigung gefunden als in seinem Vaterlande. Zwar, in der Hitze des Kampfes haben die anglikanischen Gegner die Arbeit von Hough, Schmid, Winkler, Schaffter usw. über alles Maß zu erheben getrachtet; aber sobald das Schisma geheilt war, konnte man über die Bedeutung des einen Rhenius an Ort und Stelle nicht mehr zwei Ansichten haben. Der hochkirchliche Caldwell, anerkannt als der erfahrenste und scharfblickendste der jetzigen Tamilmissionare, sagt geradezu: »Einen tüchtigeren, einsichtsvolleren, praktischeren und eifrigeren Missionar als Rhenius hat Indien kaum je gesehen«; und der selige Bischof Cotton hat das des weiteren ausgeführt (s. MM 1866, S. 198), indem er Rhenius durch all die lebenskräftigen und lebenweckenden Einrichtungen, die er in Tirunelveli getroffen, den größten Sieg des Evangeliums in Indien herbeiführen läßt. Vielleicht steht zu hoffen, daß, nachdem die Gegner von Rhenius' kirchlichem System dem Toten solche Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, auch die Landsleute seinen Wert allmählich etwas besser erkennen lernen. Dazu möchten diese Blätter von der Hand eines dankbaren Schülers das Ihrige beitragen.

John Anderson

In seiner Beschreibung von John Anderson stützte sich Gundert neben seiner persönlichen Kenntnis auf »True Yoke fellows in the Mission field, the life and labours of J. Anderson and R. Johnston. By J. Braidwood. London 1862«. In einer Anmerkung verteidigte Gundert die Arbeit der schottischen Missionsschulen gegen Grauls (vgl. unten Dr. Karl Graul) Vorwurf, daß in ihnen das Christentum in »meist nur historischer Weise vorgetragen« würde.
Im Juni 1868 hatte Gundert Rhenius' Biographie abgeschlossen und auch Andersons Biographie verfaßt. Gundert schrieb an Mögling: »Ich habe im Sinn, Andersons Leben zu geben, nach Rhenius, den ich abgetakelt habe. Genug getan habe ich mir bei letzterem nicht; aber doch meine ich, stehe er wieder erkennbarer vor deutschen Missionsfreunden als bisher. Der arme Graul hat ihn sehr karrikiert. Erinnerst Du Dich nicht auch, daß Graul wiederholt sagte: Die Kaste hat Indien gerettet? Ich finde, daß er [Rhenius] dies Wort völlig von sich abgelehnt hat.« (GM 9.6.68).
Eben als Gundert die Biographie John Andersons zum Druck fertig hatte, wurde er unerwarteterweise von Frau Anderson besucht. Er schrieb an Mögling: »Frau Anderson besuchte uns zwei Tage und war recht lieb. Es ist eine rechte Erfrischung, so etwas Alt-Neues zu sehen und zu hören. Sie scheint zu denken, an Leuten, die tüchtigen Eindruck machen, fehle es jetzt in Madras. Rajagopal sei doch der Bedeutendste, und die Europäer erkennen das natürlich nicht gern an.« (GM 9.6.68). Rückblickend beschreibt Gundert diesen Besuch: »Am 3.–5. Juni war Frau Anderson hier, die Witwe des Madras-Anderson . . . Sie brachte eine gute Anzahl von Madras-Photographien mit sich, in die ich auch recht gerne einen Blick warf, da es einunddreißig Jahre sind, seit ich Madras nicht mehr gesehen habe. Mir war es merkwürdig, daß sie gerade kommen mußte. Kein Mensch wußte von ihrer Nähe – als ich am Leben ihres Gatten schrieb fürs Missions-Magazin.« (GM 27.6.68).
Wie manche andere beschäftigten sich auch Anderson und Graul mit der Kastenfrage. Wie lange und eingehend sich Gundert damit auseinandersetzte, geht aus seinem Briefwechsel vor allem ab 1865 hervor. Gundert schrieb an den Inspektor nach Basel: »Ich habe für 1866 im Sinn, etwas über die Kaste in der Mission zu schreiben, und wünschte daher das Schriftchen von Moraht und namentlich Dorners Urteil über die Kaste (in irgendeiner Zeitschrift oder separat?) zu erhalten. Ich habe Roberts Caste 1847. Ochs, die Kaste in Ostindien; die Stellung der Evangelisch-Lutherischen Mission in Leipzig zur Kaste etc., sonst kein besonderes Schriftchen. Wäre noch etwas bedeutenderes da, so wünschte ich auch dasselbe einzusehen.« (GM 25.10.65). An Dr. Ostertag, den früheren Herausgeber des Missions-Magazins, schrieb Gundert: »Ich habe vor mir: Isenbergs Leben, die Kastenfrage, Livingstone und zentralafrikanische Mission.« (GM 14.11.65).
Gunderts Briefe aus dieser Zeit lassen den Schluß zu, daß er sich wenige Wochen vor Abfassung der entsprechenden Abschnitte noch einmal intensiv mit der Kastenfrage beschäftigte. Manches von dem, was er in den folgenden beiden Biographien veröffentlichte, fand sich bereits am Anfang des Jahres in einem Brief an seine »Kinder« in Hyderabad am Indus und Palakkad in Kerala: »Mit Zopf ist es eine eigene Sache. In Tirunelveli war er auch von Rhenius nicht beanstandet. Wir setzen aber in Malabar die Tradition der Syrer und der Mappila fort, wenn wir Christen ihn abschaffen. Es ist nicht leicht darüber zu streiten; denn was ist national, was religiös beim Heidentum? *Ethnikos* [zum Volk gehörig] ist beides, und das Heidentum besteht eben in ihrer Einheit. Es ist nicht gemacht, sondern gewachsen. Man wird sagen können, die *Sikha* [Haarlocke] ist ein Zeichen der Arier und der von ihnen zivilisierten Draviden. Es läßt sich denken, daß sie belassen wird, wie Katechist Michael zuerst anno 1836 in Anjarakandy seinen Zopf (er war Sudra) bei den von ihm tirunelvelisch zivilisierten Pulayern einführte. Als es daher 1840 zum Taufen kam, wollte Gnanamuttu aus Anhänglichkeit an Michael ihn nicht drangeben und kam daher später zur Taufe als andere. Ein göttliches Gebot kann man nicht daraus machen, aber das ist klar, daß mit der Beseitigung ein Bruch weiter mit Kastenbrauch erzielt ist. Was liegt an der Brahmanenschnur? Man könnte sie auch beibehalten, wenn nicht von Wert wäre, dem Täufling selbst zu weiterer Erlösung vom Kastenbegriff zu helfen. Aber frage Paul, der wird Dir sagen, wie alle *Lokamanam* [sozialer Respekt] mit dem Zopf dahinschwand. Er hat ein eigentliches Leben in der rechten Hinduseele. Diese Dinge erhalten zu bestimmten

Zeiten ihre Wichtigkeit, zu anderen sind sie sehr gleichgültig. Der Parsi-Gürtel z.B. wurde von den rechten Bekehrten abgelegt, weil aller mögliche Aberglaube sich an ihn hängte, einem anderen wurde vom Missionar erlaubt, ihn wieder anzuziehen; aber darüber wurden viele Gedanken laut, wie das doch ein Festhalten von Aberglauben sei, wenigstens für die, welche draußen sind, sofern diese für gewiß halten, was man auch verbrochen habe, der Parsi werde doch an diesem Gürtel noch aus der Hölle gezogen. So etwas ist der Zopf für den Hindu in dieser Zeit geworden. Vor alters mag er aber wohl nur ein Zeichen gewesen sein, daß man sich arisch halte, also regelmäßig sich barbieren lasse, und den Schmuck des Haupts, die eigentliche Krone, reinlich halte. Ich möchte mich nicht auf ein Referat darüber einlassen, ohne alles Betreffende vor mir zu haben, also namentlich die Stellen, in welchen er von Sanskrit und anderen Schreibern erwähnt wird. Im Tamillande ihn abzutun, halte ich jetzt für etwas gewagt. Dort können die Leute sagen, was Schwartz und Rhenius nicht anfochten, geben wir geringeren Nachfolgern zulieb nicht auf. Und wenn die Schotten z.B. ihn aufgeben, so nehmen sie dafür bei ihren Leuten soviel Englisches an, daß ich dieses Beispiel auch nicht gelten lasse. Wer z.B. Hosen und Stiefel trägt, bei dem ist der Zopf freilich lächerlich. Aber wenn man dann auch über Hut und Stiefel stritte, wie in Java, so käme man nur von der Hauptsache ab. Caldwell verlangt das Richtige: Man solle sich nie begnügen mit dem Gewonnenen, sondern die Kaste fort und fort aus Herzen und Leben zu reißen suchen. Wie das aber getan werden soll, darüber lassen sich keine Gesetze machen, sondern die Hauptsache wäre, die Christen so an sich zu ziehen, daß sie auch Winke leicht verstehen und gern befolgen.« (GM 15.2.68).

Dieser Brief klingt milder als das, was Gundert dann ins Missions-Magazin brachte. Es scheint, daß ihn Germanns und Grauls Veröffentlichungen auf eine schärfere Linie einschwenken ließen. Den zitierten Brief schrieb Gundert Mitte Februar, während er Germanns Buch über Ziegenbalg und Plütschau wohl erst im April hatte. Denn sein Sohn David schrieb ihm am 21. April 1868 von Stuttgart: »»Germann« will ich bald senden.« (Bei GM 27.4.68). Da Gundert in seinem Februarbrief Graul nicht erwähnte, könnte darin ein weiterer Hinweis liegen, daß er sich erst danach intensiv mit Graul beschäftigte.

Unter den Missionaren, welche einen neuen Grund im Tamilvolke legten, verdient ein Mann, der kaum je dessen Sprache lernte, eine ehrenhafte Erwähnung. Es ist der Schotte Anderson, der für die Einführung höherer christlicher Bildung in der Hauptstadt Madras und ihrer Umgebung Außerordentliches geleistet hat.

Alexander Duff hatte im Jahr 1830 eine höhere Schule in Calcutta eröffnet, welche bald alle ähnlichen Anstalten weit hinter sich zurückließ. Er nahm sich der gebildeten Jugend der höheren Stände mit solchem Eifer und solcher Hingebung an, daß er bald nicht nur die strebsamsten Jünglinge um sich sammelte und in weiten Kreisen die bereits eindringende Aufklärung des Unglaubens mit Erfolg bekämpfte, sondern auch tüchtige Bekehrte aus ihnen gewann, deren Predigt von reichem Erfolg begleitet war. Erschöpft von Arbeit und Krankheit besuchte er Schottland im Jahr 1835, um sich zu neuen Anstrengungen zu stärken, und belebte da durch seine Missionsreden die Liebe zu den Heiden, besonders unter den Studenten und Predigern, in bisher nie gesehener Weise. Ein kränkelnder Hauslehrer las seine Rede und beschloß, wenn Gott seine Lunge wiederherstelle, sie mit allen übrigen Gliedern und Kräften dem Dienst seines Heilandes unter den Hindus zur Verfügung zu stellen.

Sohn eines frommen blinden Bauern in Galloway (geboren 23. Mai 1805) hatte der feurige John früh mit allen möglichen Hindernissen gekämpft, um sich eine notdürftige Bildung anzueignen, ehe er im 22. Jahre die Universität Edinburgh bezog. Unter Lehrern wie Chalmers, Welsh und Gordon wurde er ein ganzer Theologe; den lebendigen Glauben aber verdankte er bereits dem Einflusse der einfachen Sonntagsschule. Eine innige Freundschaft verknüpfte ihn mit dem etwas jüngeren Robert Johnston, einem milderen, liebenswürdigen Jüngling, der oft ausrufen konnte: Wann werden auch die Christen ihre Händel aufstecken und sich an die Bekehrung der Heiden machen!

Nun beschloß die schottische Kirche, in Madras und Bombay ähnliche Anstalten zu errichten, wie die, zu welcher Duff zurückkehrte. Von den beiden Freunden, die sich zu diesem Dienste willig erklärt hatten, wurde Anderson, der sich nun verjüngt fühlte (Juni 1836), zum Missionar der Tamilstadt ernannt; Johnston blieb vorerst aufs Warten verwiesen.

Anderson landete in Calcutta, um sich erst die dortige Schule zu besehen; da verliebte er sich ordentlich in die funkelnden Augen der 600 Jungen, die so aufmerksam zuhörten, so selbständig denken, so frei reden lernten. In Madras angekommen, eröffnete er (April 1837) seine Schule, indem er alsbald den ganzen Plan veröffentlichte, den er zu verfolgen gedachte, um aus ihr im Lauf der Zeit »ein Predigerseminar zu machen, worin eingeborene Lehrer und Prediger gebildet würden, die ihren umnachteten Landsleuten gesunde Unterweisung und die Segnungen des Evangeliums Christi mitzuteilen vermöchten«. Mit unbeschreiblichem Enthusiasmus warf sich Anderson in die neue Arbeit; bald hatte er über 100 Zöglinge, denen er sich sieben Stunden des Tags widmete, mit denen er betete und die Bibel las. Er glaubte zu finden, daß die Hindujünglinge doch erst recht denken lernen, wenn sie übersetzen müssen, und im Vergleich mit heidnischen Zungen schien ihm das Englische der Bibel eine reine Sprache.

Jeden Mittwoch wurde der Abend mit freier Unterhaltung über eingegangene Aufsätze hingebracht; da kam es zu eifrigen Debatten über die wichtigsten Gegenstände unter den Hilfslehrern und den vorgerückteren Schülern. Auch eine andere Einrichtung erwies sich als überaus anregend: Die Schüler wurden veranlaßt, sich über alles gegenseitig auszufragen und zu examinieren. Die Anstalt hob sich zusehends; ob auch manche Missionare dem neuen Plan abhold waren, weil sei meinten, der Predigt des Worts werde durch das Schulehalten Abbruch getan, man verliere sich da leicht in vielerlei, oder gar im Köder des Englischlernens einen gewissen Jesuitismus witterten. Anderson ließ sich nicht irremachen. Er hielt im tiefsten Grunde fest an dem einen Ziel, das er sich schon im Anfang vorgesteckt hatte, nichts wissen zu wollen als Christus den Gekreuzigten, und vertraute der Kraft des Worts, das so reichlich in die empfänglichsten Herzen ausgesät wurde. Am Sonntag kamen (1838) schon 30 Eingeborene zu Anderson, dort Lieder und Bibelstellen einzuüben, die Bibel zu lesen und den Katechismus herzusagen. Einige wenige, und zwar die besten, lernten in der Stille bei ihm – beten.

Bis jetzt waren nur die Söhne höherer Kasten in die Schule gekommen; das Schulgeld hielt die Ärmeren ferne, und Anderson nahm nicht einmal die Kinder von Parayer-Bedienten auf, welche europäische Herren ihm zuzusenden wünschten. Nun aber sollte die Anstalt ihren ersten Sturm bestehen. So sehr es Anderson darauf abgesehen hatte, die höheren Kasten mit dem Evangelium bekannt zu machen, wollte er doch dem Kastenstreit nicht ausweichen, sobald er sich ihm aufdringen würde. Nun traten im Oktober 1838 drei Parayerknaben, durch Kastenabzeichen unkenntlich gemacht, in die Schule ein. Sie wurden bald von den Mitschülern ausgefunden und ihr Austritt verlangt. Anderson gab nicht nach; von 277 Knaben blieb etwa ein Drittel weg, und eine konkurrierende Schule nahm die Flüchtlinge auf, ohne Andersons Vorstellungen zu berücksichtigen. Am Ende aber kehrten die besten Schüler doch zu Anderson zurück, und sein festes Hinstehen hatte mit zur Folge, daß später alle, auch die Regierungsschulen der Hauptstadt, die Kastenordnung beiseite setzten.

Im Januar 1839 erquickte den beladenen Missionar die Ankunft seines Freundes Johnston. Nun konnte die Errichtung von Zweigschulen unternommen werden. Die erste erstand in der Tempelstadt Kanchipuram, wo Anderson selbst zwei Monate lang sich aufhielt, um die ersten Schüler das Abc und anderes zu lehren. Er brachte sie so weit, daß sie ihm den 23. Psalm in Tamil und Telugu übersetzen konnten. Nachdem er einen Anfall von Cholera überstanden hatte, in welchem ein befreundeter Heide ihm wohl das Leben rettete, kehrte er nach Madras zurück. Auch im Süden und Norden der Hauptstadt, in Chingleput und Nellore, kamen (1840) ähnliche Zweiganstalten zustande, für welche nun schon geeignete Lehrer herangebildet waren; und 1841 wurde auch im Mohammedaner-Viertel Triplicane eine solche Nebenschule eröffnet.

Wohl wünschte Anderson nur Christen mit solchen Stellen zu betrauen, aber bis sich solche fanden, sah er nichts Verfängliches in der Verwendung von Hindus, die sich ihm als tauglich und ehrlich erwiesen hatten, und in deren Herzen die Schriftwahrheit, wenn nicht den Sieg davongetragen, doch tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Auf Bekehrungen harrte er mit großer Geduld; er wollte sie nicht herbeiziehen, sondern wartete getrost das Reifen der Überzeugung ab. Im April 1840 begann sich diese bei einigen Jünglingen so unverkennbar auszusprechen, daß ihre Verwandten einschritten und sie mit List oder Gewalt aus der Schule entfernten. Monate gingen hin, ehe die nötigsten Unterlehrer wieder beigebracht oder ersetzt waren. Doch dieser

»Aprilsturm« war nur ein Vorbote dessen, was nun kommen sollte.
J. Braidwood war (Januar 1841) als dritter Missionar Schottlands nachgerückt; er fand bereits 615 Schüler vor (420 in Madras allein), zu deren Lehrfächern er nun Physik und Chemie hinzufügen durfte. Aber er sowohl als seine Vorgänger trieben doch am liebsten die Bibel, besonders am Samstag und Sonntag. Da drang mancher Lichtstrahl in gleichgültige, verfinsterte Seelen; aus dem und jenem gefesselten Herzen rangen sich Seufzer zum Heiland der Sünder empor. An einem Samstag war es, daß der vornehme Venkataramaia, der, um Algebra zu lernen, bisher die Bibellehre mit in den Kauf genommen hatte, das Wort hörte: Merket doch das, die ihr Gottes vergesset, daß ich nicht einmal hinreiße usw. (Psalm 50), und bis ins innerste Mark erschüttert wurde. Und sein Freund Rajagopal fühlte, daß er auch die Liebe zu einer guten edlen Mutter opfern müsse, wenn es gelte, Jesus zu gewinnen. Monatelang kämpften und rangen sie sich durch. Einmal fragte Anderson seinen Raja: Bist du bereit, Mutter, Schwester und alles für Christus hinzugeben? Und auf sein entschiedenes Ja fuhr er fort: So bin ich auch bereit, für dich meine Schule hinzugeben. An einem Sonntagabend (20. Juni 1841) taufte Anderson die beiden Jünglinge, anerkannt als die ersten ihrer Klasse, in Gegenwart von etwa zwanzig Mitschülern. Dann aßen sie mit den Missionaren zu Nacht, womit die Kaste abgetan war, und ehe sie sich schlafen legten, deutete Raja in seliger Freude auf Psalm 4,8f.: »Du erfreuest mein Herz, ob jene gleich viel Wein und Korn haben; ich liege und schlafe ganz mit Frieden.«
Am Montag begann der heiße Streit. Beide Brüder hatten gefürchtet, ihre Mütter werden nach ihnen sehen; zum Glück kamen nur die Onkel, die nach gewaltigen Anläufen wie versteinert dastanden, als Anderson ihnen erklärte: Die Jünglinge sind getauft und haben die Kaste gebrochen. Was diese dann ausstanden, als ihnen zugesetzt wurde mit dem tödlichen Erkranken der einen Mutter, dem beschlossenen Selbstmord der anderen usw., läßt sich nicht erzählen. Es ward ihnen überaus schwer, sich durchzuglauben; man ließ sie endlich allein, zusammen zu weinen und zu beten.
Nur kurze Zeit war ihnen dazu vergönnt; sie wurden auf die Polizei gerufen, sich über ihre freie Wahl auszusprechen. Da sie über 18 Jahre alt waren, konnte gegen ihre feste und bescheidene Erklärung, bei Anderson wohnen zu wollen, nichts eingewendet werden; und auf die bitteren Klagen der Pfleger antwortete der heidnische Beisitzer Raghavachari: »Herr Anderson ist ein ehrlicher Mann. Er hat euch von Anfang an erklärt, er arbeite auf Bekehrung hin, und ich warnte euch deshalb; aber ihr wolltet nicht auf mich hören und schicktet eure Kinder zu ihm.« Die abziehenden Christen wurden von dem wütenden Volke überfallen, aber Anderson hielt Venkata fest und Johnston den Raja; zwei englische Freunde halfen die Schläge abwenden, da die Polizeidiener wie gelähmt unbeweglich dastanden, und das Missionshaus wurde glücklich erreicht. Sechs lange Wochen strichen hin, ehe einer der Missionare es zu verlassen wagte; die Anstalt war plötzlich von 400 auf 70 Schüler herabgesunken.
Aber ein wirksamer Same des Forschens und Suchens war unter die Besten der Jünglinge geworfen; viele, welche alsbald die Schule verlassen mußten, unterhielten noch einen geheimen Briefwechsel mit den Bekehrten oder den Missionaren. Ettirajulu, den sein Schwiegervater weggenommen hatte, schrieb, man solle doch für ihn beten, man habe ihm seine Bibel verbrannt. Obgleich bewacht, kam er doch einmal zu Anderson und bat um die Taufe; sein Horoskop bewies, daß er das 17. Jahr angetreten habe. Anderson verwies ihn zum Warten; er hoffte, es werden noch andere nachkommen. Der Jüngling wurde nun geschlagen und strenger bewacht; doch in einer Neumondnacht, da sein Schwiegervater Götzengeld einsammelte, entrann er ins Missionshaus, wo er am nächsten Morgen (3. August) getauft wurde. Die Verwandten rührten sich nicht, ihn zurückzubringen; aber Krieg gegen die Missionare und ihre Schulen wurde nun das Feldgeschrei in Madras, und ungläubige Europäer und Katholiken schürten das Feuer nach Kräften.
Viele der Angeregten fielen nun ab und wurden wohlbezahlte Lehrer an 30 neueröffneten englischen Schulen der Heiden oder traten in Regierungsdienste; andere entfernte man aus Madras, von denen doch noch dieser und jener in ferneren Missionen den Heiland fand. Die Anstalt wurde wie ein Pestspital gemieden; die Zweigschulen sanken gleichfalls, doch in minderem Grade. Frau Braidwood suchte nun mit Mädchenschulen einen Anfang zu machen; Anderson gab einen »Herold«

zum besten der englisch lesenden Jugend heraus, dem ein europäischer Ungläubiger sogleich ein anderes Blatt zur Verteidigung des Hinduismus entgegenstellte. Am 22. August wurde das erste Abendmahl mit den drei Erstlingen gefeiert, die fortfuhren, durch Briefe unter ihren Freunden im Stillen zu wirken, bis ihnen möglich würde, offen als Boten Christi unter ihren Landsleuten aufzutreten. Ihre Verhandlungen mit brahmanischen und anderen Schülern an den Mittwochabenden wurden nun sehr interessant, und der »Herold« schickte sie regelmäßig in die Welt hinaus.

Ettirajulu hatte einen Freund Subbaraya, der eben verheiratet werden sollte, damit seine Schwermut gehoben werde. Dieser sah mit Schaudern, wie sein älterer Bruder durch dasselbe Mittel zum Götzendienst zurückgebracht worden war, und kam (Mai 1842), sich taufen zu lassen. Er blieb fest unter den ersten Kämpfen und wurde getauft. Doch nach 14 Tagen verschwand er; das Heidentum hatte ihn wieder. Nach viel schwereren Kämpfen hatte der Hauptlehrer von Kanchipuram sich aus der Verzauberung des Hinduismus losgerungen; auch er wurde (im Juli) getauft. Aber den Bitten der Mutter, deren einziger Sohn er war, konnte er zuletzt nicht widerstehen; er wünschte, nach Hause zu gehen, bis sie beruhigt wäre, an Christus aber halte er fest bis ans Ende. Wie einen Sterbenden verabschiedeten ihn die Missionare, und zwei Jahre lang wurde er nun als ein Narr, der sich zu spät besonnen habe, durch allen Kot des Heidentums gezogen, um ihm die verlorene Kastenreinheit wieder zu verschaffen. In ähnlicher Weise ging einer der Erweckten noch vor der Taufe zurück (August). Ein anderer, ein 17jähriger Brahmane, starb in einem Gemütszustand, der Gutes für ihn hoffen ließ. Die Missionare lernten unter den angreifendsten Erfahrungen, was eine ganze Bekehrung besagen will; ohne das Kreuz Christi hätten sie in diesen Jahren Hunderte von Jüngern einsammeln können. Als die sechste Prüfung der Schule (Januar 1843) unter dem Vorsitz des Gouverneurs Marquis Tweeddale gehalten wurde, hatte die Anstalt wieder 156 Schüler; in allen Schulen zusammen lernten an 600 Knaben. Man wagte nun, die drei Bekehrten als Lehrer in Bibelklassen anzustellen, und auf Reisen nach Nellore verkündigten sie das Evangelium in Städten und Dörfern. Dieses Jahr brachte die Mission in eine neue Stellung, da der lange Kampf der Parteien in der schottischen Kirche (Mai 1843) mit der Bildung einer freien Kirche endigte. Im Juli traten die drei Missionare, wie ihre Brüder in Calcutta und Bombay, aus der Nationalkirche aus; ihren Gehalt bezogen sie hinfort von der Freikirche, während die übrigen Ausgaben wie bisher von Beiträgen der anglo-indischen Freunde bestritten wurden. Zugleich begann jetzt ein regelmäßiger Sonntagsgottesdienst, und die Missionare erhielten die Vollmacht, sich als ein Presbyterium der Freikirche zu konstituieren. Die Wirksamkeit der schottischen Sendboten gewann durch diesen Schritt und durch manche dadurch auferlegte Selbstverleugnung augenscheinlich an Entschlossenheit in beharrlichem Vorwärtsdringen; die bisherigen Freunde schlossen sich nur um so inniger und hingebender an die Fahnenträger an, und Bekehrungen von Europäern wurden häufiger.

Die Schulen hatten sich allmählich wieder gehoben, als die Bekehrung und Taufe eines Jaina-Brahmanen (März 1844) allen Haß der Heiden neu belebte. Hindus und Mohammedaner in der Stadt und auf dem Land schlossen ihre Kinder ein, daß sie ihnen nicht weggezaubert und getauft werden; überall wurden die Bibeln und andere englische Bücher aufgesucht und verbrannt. Erst nach fünf Monaten füllten sich die Schulen wieder, aber fast bloß mit Anfängern; eine heidnische Anstalt nahm die hoffnungsvolleren auf. Der abgefallene Lehrer Ramunuja kehrte aber nun mit seiner Gattin zurück (Juli) und bekannte vor der Gemeinde, wie er, durch die Mutterliebe bezwungen, sich vor den Götzen niedergeworfen habe usw., ohne auch nur einen Augenblick Frieden zu finden. Seine Gattin wurde später (Dezember) getauft, die erste Frucht der Mission unter den Weibern. Diese Nachricht bewegte die übrigen Erweckten in neuer Weise; zwei Jünglinge forderten die Taufe, die ihnen aber nicht erteilt wurde, bis sie den Kampf mit den Verwandten bestanden hätten. Darin unterlagen beide; der eine wurde in weite Ferne gebracht, der andere von den Seinen in Ketten gelegt. Letzterer kehrte einmal wieder, wurde getauft – und schlich doch wieder zu seiner Mutter zurück. Er erschien noch einmal im Missionshaus nach drei Jahren und – verschwand wiederum.

Indes waren die drei Erstlinge mit ihren Studien so weit gediehen, daß sie (März 1846) mit der Predigt des Worts betraut werden konnten. Sie hatten bisher immer an der Tafel der Missionare gespeist; ihre übrigen Ausgaben bestritten diese aus ihrem

Gehalt. Nun handelte es sich darum, ihre künftige Stellung zu bestimmen, da sie alle heirateten und ihren eigenen Haushalt einrichteten. Das beste schien, es den Missionsfreunden in Schottland zu überlassen, welche drei Gemeinden wohl sich veranlaßt finden möchten, einen der Erstlinge zu ihrem Missionar zu wählen und dann seinen Unterhalt zu bestreiten. Ein Jünglings- und ein Frauenverein übernahmen mit der Zeit diese Aufgabe.

Nachdem im Frühsommer 1846 wieder vier Jünglinge die Taufe erhalten hatten, brachte die Bekehrung eines jungen Brahmanen, Raghavulu (22. August), die ganze Stadt in Aufruhr. Der Jüngling bewies, daß er 17 Jahre alt sei, während sein Vater und ein anderer Brahmane schwuren, er stehe im zwölften Jahre; seine kleine Gestalt ließ die Richter im Zweifel, aber Sir W. Burton stellte nun eine Reihe von Fragen in Englisch an ihn und erklärte sich mit ihrer Beantwortung so befriedigt, daß er ihm die Wahl seines Wohnorts freistellte. Was man auch sagen möge, die Wahrheit sei bloß eine, und Raghavulu habe die Wahrheit erwählt. Nicht das Alter, sondern Verstandesreife war damit für das Merkmal der Mündigkeit erklärt. Und mit ihm wurden (September) noch drei andere Schüler getauft. Die Hindus hielten daher (7. Oktober) ein *Mahanādu* (Versammlung von Vertretern aller Kasten), bei welcher Gelegenheit eine bittere Bittschrift an den Direktorenhof aufgesetzt wurde, um Befreiung von den Seelenfängern zu erflehen. Daß die Schulen sich wieder einmal ziemlich leerten, war eine natürliche Folge dieser Eingriffe.

Indessen war die Erziehung von Mädchen aus den höheren Kasten, welche sich vom Zauber des Englischlernens zu den Missionaren leiten ließen, allmählich so weit gediehen, daß im November ihrer 250 in Madras und Triplicane zur Schule kamen. Ihre Fortschritte waren sehr befriedigend; auch ließ sich ein Werk Gottes in einzelnen dieser jungen Seelen bereits erkennen; die Hindus schienen hier weniger Gefahr zu fürchten als bei den Knaben, und während diese monatlich eine halbe Rupie Schulgeld entrichten mußten, außer in der höchsten Klasse, die aus begreiflichen Gründen umsonst unterrichtet wurde, erhielten die Mädchen täglich beim Abschied 1 Paisa (= 1 Kreuzer), mit dem sie sich einen Reiskuchen kaufen oder den sie der Mutter bringen konnten. Immerhin war auch hier die Zahl von 405, welche sich beim vorjährigen Examen eingestellt hatten, bedeutend herabgeschmolzen. Die Braidwoods widmeten sich ihnen und beaufsichtigten die in großer Zahl angestellten schwarzen Lehrer. Eine Fräulein Locher, die 1845 von der Mission der Nationalkirche nach Madras geschickt worden war, um eine ähnliche Anstalt zu errichten, fand sich bewogen, die Gottesdienste der freien Kirche denen der Kaplane vorzuziehen, was zu ihrer Entlassung führte. Darauf schloß sie sich der Freikirche an und fing mit den Braidwoods an, in den Mädchenschulen zu lehren (Oktober 1846). Anderson heiratete sie (Januar 1847) und bekam dadurch Gelegenheit, auf die Mädchenseelen selbst auch energischer einzuwirken. Bald baten ihrer fünf um die Taufe, einige gerade um die Zeit, da sie heidnische Männer heiraten sollten.

Hier war große Weisheit und Gottes besonderer Beistand nötig; denn diese Kleinen standen erst im 12. oder 13. Jahre. Am 7. April 1847 erschien Annams Großmutter, suchte umsonst die weinende Enkelin zur Rückkehr zu bewegen und legte endlich unter Tränen die Hände derselben in die der beiden Anderson, indem sie Annam ihnen als hinfort ihr eigenes Kind übergab. Ein Jahr später hat diese Alte den Glauben der Enkelin angenommen. Anders Egas Tante, die endlich im Zorn davonging. Muniattas Mutter zog durch ihren Jammer einen Volkshaufen nach dem Missionshause, gegen dessen Gewalttätigkeit die Polizei einschreiten mußte. Die Mädchenschule hörte geradezu auf, nachdem acht ihrer Zöglinge sich entschlossen hatten, bei den Andersons zu bleiben.

Am 20. April wurde Muniatta vor Gericht gebracht. Ihre Mutter und der Astrologe beschworen, sie sei 7 Jahre 8 Monate und 27 Tage alt; die Ärzte erklärten sie für 12jährig. Sir W. Burton prüfte ihren Verstand durch eine lange Reihe von Fragen. Sie blieb aber dabei: Wenn sie heimgehe, werde man sie nötigen, Götzen anzubeten; sie wünsche an einen Ort zu gehen, wo sie selig werden könne. Als sie eben auseinandersetzen mußte, worin der Gottesdienst der Christen bestehe, lispelte ihr der ältere Bruder zu: Sag' das nicht, komm mit! und zog sie mit solcher Gewalt zu sich, daß sie fast erstickte. Der ganze Gerichtshof geriet in Aufregung; man mußte dem jungen Manne das zitternde Mädchen entreißen und mit Annam, welche ihre Freundin ununterbrochen bei einer Hand gehalten hatte, in ein Nebenzimmer bringen. Anderson durfte bei diesem Verhör nicht zugegen sein.

Erst am 3. Mai wurde die Gerichtsverhandlung zu Ende geführt. Geschickte Advokaten verfochten alle möglichen Für und Wider, worauf beide Richter, Burton sowohl als sein Senior Sir Edward Gambier, dem Mädchen die Freiheit zuerkannten, zu gehen, wohin es sie ziehe. Gambier hatte dafür noch den besonderen Grund angeführt, daß nach den bekannten Vorgängen die Kleine allerdings fürchten müsse, man werde sie mit Gewalt zu heidnischen Religionsübungen zwingen; und die Mutter habe durch die Erlaubnis, die sie der Tochter gegeben, eine Schule zu besuchen, worin offen auf Bekehrung hingewirkt werde, einen Teil ihrer elterlichen Rechte eingebüßt. Doch bedauerte er die in diesem Fall notwendig gewordene Schmälerung der elterlichen Gewalt. Weiter ging Burton, der meinte, man habe (besonders in Bombay) Vorurteilen nur allzulang nachgegeben, und es sei an der Zeit, auch die jüngeren Glieder der Gesellschaft in ihren von Gott gegebenen Rechten zu schützen, ob es nun Sklaverei oder eine erzwungene Ehe oder Götzendienst sei, wogegen sich ein zum Verstand gekommenes Kind auflehne. Ein englischer Gerichtshof würde seine Pflicht nicht tun, wenn er für solche Rechte der Jungen nicht einstünde. Muniatta kehrte ins Missionshaus zurück.

Die Fragen, welche sich an diese wichtigen Vorgänge knüpften, beschäftigten natürlich die Christen der Präsidentschaft in mannigfacher Weise. Es schien manchen denn doch ein sehr gewaltsames Verfahren, in dieser Weise die Familienbande zu lösen. Anderson aber war seiner Sache gewiß. Wurde doch erwachsenen Jünglingen, wenn sie in ihren Häusern blieben, auch kein Schatten von Religionsfreiheit gestattet; was würden erst bekehrte Mädchen zu erwarten gehabt haben!

Die schwersten Erfahrungen, Abfälle der Bekehrten, wurden den Missionaren nicht erspart. Am 7. August stand der getaufte Raghavulu vor dem Gerichtshof, weil sein Vater eine neue Klage eingereicht hatte. Während der Verhandlungen näherte sich dieser dem Sohne, und auf das Drängen des Anwalts wurde eine Unterredung beider gestattet. Unter Küssen, Umarmungen und Flüstern zog sie sich so lange fort, bis der Jüngling endlich erklärte, er wolle zu seinem Oheim in die Vorstadt ziehen. Es geschah. Der Oheim wollte ihn aber nicht aufnehmen ohne einen Beschluß der Kastenhäupter *(Smartas)*. Diese entzweiten sich über die Frage; Raghavulu wurde nach langem Hin- und Herzeren doch nicht in die Kaste aufgenommen, und schwer gepeinigt lief er wie ein Schatten herum. Nach vier Jahren unbeschreiblichen Elends kehrte er (1852) ins Missionshaus zurück, »um in dessen Schatten zu sterben«. Der treue Hirte hat ihn aber wieder zurechtgebracht.

Was der Fall des armen Jünglings unserem Anderson austrug, ist nicht zu sagen. Seit jener Zeit legte er oft seine Hand auf die linke Seite und klagte über Schmerzen, die nicht weichen wollten. Wie unermüdlich hatte er auch nun volle zehn Jahre in aufreibendem Dienste gewirkt!

Schon am 11. August taufte er wieder drei Jünglinge, darunter einen Brahmanen R. (der nach einem Jahr wieder abfiel) und den ersten Waisen, dem sein aufgeklärter Pfleger, der Hindu-Richter Tandavaraya von Chingleput, der bis zu seinem Tode die Misson eifrig unterstützte, keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legte. Die Taufe der fünf Mädchen folgte am 20. Oktober. Die Aufregung der Stadt wich wieder dem alten Fatalismus der Heiden, und die Schulen füllten sich allmählich, so daß bis zum Neujahr wieder 276 Mädchen beisammen waren, natürlich lauter jüngere, während 699 Jünglinge und Knaben sich von den Missionaren unterrichten ließen. Auch eine jüdische Familie suchte um christliche Unterweisung nach. Unter diesem beständigen Zuwachs wurde das Missionshaus, das Anderson mit Gaben der indischen Freunde gekauft und im Dezember 1846 bezogen hatte, bald gedrängt voll; denn daran hielt er noch immer fest, daß die Bekehrten möglichst von den Heiden getrennt in christlicher Umgebung gehalten werden müssen.

Erst das Jahr 1849 brachte wieder Taufen von zwei Mädchen und einer Tante. Es brachte aber auch den Abfall des Jaina-Brahmanen, der nach fast fünfjähriger Wirksamkeit (als Lehrer) sich an den katholischen Priester in Rayapuram anschloß, nachdem er umsonst zwei der Bekehrten zu verführen gesucht hatte. Dafür war die Wirksamkeit der ältesten Getauften eine sehr erfreuliche geworden; nicht nur predigten sie an Sonntagen in Tamil und Telugu vor Versammlungen von 200 Eingeborenen, sie fanden auch großen Eingang bei der englischen Gemeinde, welche gerade durch etliche 50 Soldaten und deren Weiber und Kinder, durch Hebich in Cannanore gewonnen und an den schottischen Bruder empfohlen, einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatte.

Andersons Kraft war nun erschöpft – er fühlte besonders tief die ungemeine Schwächung seines Gedächtnisses –, daher die Ärzte ihn rasch nach Europa schickten. Seine begeisterten Schüler gaben im 100 Pfund Sterling mit, daß er für den Lehrsaal sein Portrait malen lasse. Freunde steuerten zusammen, daß auch Rajagopal seinen Vater begleiten könne; die Gattinnen beider blieben bei ihrer Arbeit. Der Arzt meinte übrigens, die zurückgebliebenen Missionare hätten ebenfalls heimgeschickt werden dürfen; denn beide rieben sich in der harten Tagesarbeit auf, und Johnston schlief noch immer mit seinen zehn Jünglingen in einem Zimmer. Beide Zurückgebliebenen litten schwer unter der nun gehäuften Last; die Bekehrten konnten sie an manchem Morgen nicht ohne Tränen an die Tagesarbeit gehen sehen. Allein es wollten sich keine Missionskandidaten in Schottland finden lassen, und einen Gehilfen, der sich nur für drei Jahre anbot, hatten sie keine Lust einzuladen. Doch Anderson, der sich unter der Pflege einer Mutter in Israel, Lady Foulis, allmählich erholte, belebte nun das Missionsinteresse in der Heimat, und sein Sohn in Christus war ihm überall ein Empfehlungsbrief, der keinen Kommentar zu seinem Verständnis erforderte. Anderson hat damals berechnet, daß die freie Kirche (seit 1843) für ihre Madras-Mission 6000 Pfund Sterling aufgewendet habe, die indischen Freunde aber gerade das Doppelte. Bis ein Arbeiter in Schottland gefunden war, trat einstweilen Missionar Hislop von Nagpur in die Lücke der Madras-Mission ein.

Wiederum verursachte die Taufe von S. M. (Juni 1850), einem Jüngling, der von den Seinen gefesselt worden war, den Austritt von 80 der vorgerücktesten Schüler. Lord Dalhousies Gesetz zur Aufrichtung von Gewissensfreiheit (11. April 1850) trat nun zur rechten Zeit ein, um auch christliche Bekehrte gegen Enterbung zu schützen.

Am 1. Dezember endlich langte Anderson, nur halb genesen, mit Rajagopal und der Hilfslehrerin Locher (seiner Schwägerin, die früh von der Cholera weggerafft wurde) wieder vor Madras an und fand seinen Weg durch die sturmerregte Brandung ins Missionshaus, wo Johnston von Blutspeien aufs Lager geworfen war. Die Freude belebte alle mit neuer Lust. Anderson brachte auch die in der Heimat gesammelte Summe von 3000 Pfund Sterling mit, durch welche endlich die Räumlichkeiten der Missionsfamilie erweitert werden konnten. Er fand überall entschiedenen Fortschritt (1361 Schüler und 439 Schülerinnen). Aber derselbe war teuer erkauft mit Johnstons völliger Entkräftung; der treue Knecht wurde nun ausgespannt und kehrte nach Schottland zurück, um für sein liebes Madras und die einzelnen Seelen dort zu beten, sich zu wundern, wie nun nach allerhand absonderlichen Ruhestätten christliche Liebe ihm (bei Lady Foulis) ein so liebliches Ruheplätzchen bereitete, und im Frieden seines Herrn (22. Mai 1853) zu entschlafen.

Statt seiner trat Missionar Drummond ein (Mai 1851), der nach wenigen Monaten, um sein Leben zu retten, nach Hause gehen mußte.

Nacheinander wurden nun sechs Seelen gewonnen, die 13jährige Alimalu, die schon aus der Schule entfernt worden war, der Nayer Tachu Menon samt seiner Gattin und andere, wobei sich doch der Fortschritt zeigte, daß der Verlust der Schulen durch solche Bekehrungen zusehends geringer und schneller wieder ersetzt wurde. Die drei ersten Bekehrten erhielten (26. November 1851) endlich die Ordination durch Auflegung der Hände, und Raja erteilte darauf den letztgekommenen Mädchen die Taufe. Ein Schritt weiter zur Ausführung des Programms der Schule war getan. Die Heranbildung eingeborener Lehrer und Prediger hatte, 14 Jahre nach dem Beginn der Mission, einen befriedigenden Abschluß erhalten. Als Anderson sie mit anderen Bekehrten, zwölf an der Zahl, auf eine Predigtreise nach Kanchipuram sandte, ohne Begleitung eines Europäers, schrieb er ihnen: »Mir ist, als werde ich nicht mehr lange bei euch sein; es wird mir aber wohl tun zu glauben, daß, wenn ich verstumme, ich an euch nicht bloß redende, sondern wahrhaft lebendige Briefe Christi zurücklasse.« Das ist so geworden und bis heute geblieben, nur daß der Dritte der Ordinierten durch einen ärgerlichen Rückschritt – er geriet später auf seinem einsamen Posten ins Trinken – das alte Geschick auch des innersten Kirchleins auf Erden erfüllen mußte, daß man sich hier unten nur mit Zittern freuen darf.

Daß die einheimischen Brüder sich nun daran zu machen hatten, die Stelle der europäischen einzunehmen, wurde immer klarer. Bei Anderson schritt die Herzkrankheit sichtlich vorwärts, und Braidwood mußte (Februar 1852) mit gebrochener Kraft nach Schottland zurückkehren. Die Gründer der Mission hatten ihr Werk so ziemlich getan; ängst-

lich harrte ihr letzter Mann der versprochenen Verstärkung, während er durch die zwei älteren Söhne sonntäglich 800 Eingeborenen in Madras das Wort verkündigen und die Zweigschulen besuchen ließ, und den Jüngsten, Ettirajulu, als Evangelisten für seine Landsleute, die Telugus, und zur Leitung der Schule nach Nellore versetzte. Tiefbewegt, mit Tränen in den Augen schied derselbe (4. Mai) aus dem Kreise, der nun 11 Jahre lang seine Heimat gewesen war. Andersons Herz folgte ihnen allen nach mit einer Liebe, die sich in den Worten aussprach: »Am großen Tag der Rechenschaft werdet ihr hoffentlich alle sehen, daß ihr einen Vater hattet, der eure Seelen mehr liebte als sonst alles in dieser Welt, und der euer höchstes Bestes suchte in dieser und in jener Welt.«

Der November brachte endlich die zwei neuen Missionare Blyth und Campbell, gerade ein Jahr nach der Ordination. Wie vieles war doch schon geschehen, wie hoffnungsvoll standen die Schulen! Und bei der jährlichen Prüfung (Januar 1853) hörten sie auch aus des Gouverneurs (Sir H. Pottinger) Munde das Lob der Bibel, die schon so große Wirkungen getan. »Schätzet sie«, rief er den 740 Jünglingen zu, »hoch über alle Bücher; sie ist das beste Buch, euch den Weg des Lebens zu zeigen.« Anderson bemerkt dazu: »Der Gouverneur war so hingenommen von allem, was er bei der Prüfung sah, daß er den Staatsmann in sich vergaß; er hat auch unter Freunden wenigstens ebenso stark zu unseren Gunsten geredet wie bei der öffentlichen Veranlassung. Ist das nicht eine neue Tatsache, auch eine Frucht der überschwenglich großen alten? Gott wird Sein Wort noch zu Ehren bringen; Er kann dafür, wenn sie nötig werden, auch noch Gouverneure aufbringen; die Einführung der Bibel in Regierungsschulen scheint mir nicht mehr so fern zu sein.« (Sie ist übrigens heute noch nicht errungen.)

Man meine nicht, daß Anderson sich mit zu hohen Hoffnungen wiegte. Er glaubte fest, daß Gottes Wort noch ganz Indien siegreich durchziehen werde, aber freilich erst, wenn er dahingefahren sei. Mittlerweile müsse man das Heidentum nicht massenweise, sondern Stück für Stück angreifen. Also keinen geistlichen Kreuzzug, daß etwa die drei Söhne das Land durchzögen bis zum Kap Komorin und überall predigten und Lärm schlügen! Das gäbe wohl prächtig aus für romantische Berichte, geeignet, Personen zu begeistern, die noch nie über die verlorenen Seelen der Götzendiener eine Träne geweint oder ein Gebet für sie hinaufgeschickt haben; sondern in aller Stille und Geduld an einzelnen gearbeitet, ob es gelänge, etliche selig zu machen und mit dem Wort solche Massen zu durchsäuern, denen man Aussicht habe, wieder und wieder beizukommen. »Pflicht war das Motto des Eisenherzogs; ein herrliches Wort für den Missionar, viel besser als Ehre, Romantik und die Großsprecherei des Redenmachens; Pflicht – gegen den Herrn, der uns geliebt hat, Pflicht – gegenüber den Millionen von Seelen, die Ihn noch nicht kennen. Ach, daß jeder von uns recht willig wäre, nichts zu sein und doch allen alles zu werden!« Anderson wenigstens wurde täglich den Knaben ein Knabe und verjüngte sich im Geist unter den Jungen.

Wie tief aber schnitt die Nachricht ein, daß der Busenfreund der letzten 25 Jahre, daß sein Robert endlich vollendet sei (Mai 1853). »Es ist gut so! Er sieht nun und betet den an, den wir ungesehen lieb haben. Bald wird es Morgen, und Schatten und Kummer fliehen für immer. Wie treu hat er den Herrn geliebt, wie viel gebetet und geweint über die Seelen, denen er den Gekreuzigten verkündigte! Und wir haben die Beweise, daß dieses Gebet des Gerechten viel vermochte, nicht bloß Seelen herbeizubringen, sondern sie auch festzuhalten. Ein ganzer Theologe und Philologe, hat er doch einfältiger als irgendeiner unserer Missionare auf den einen Grund gebaut, der einmal gelegt ist; hat nur auf den Anfänger und Vollender unseres Glaubens geschaut und sich nicht auf Fleisch verlassen.« Und Ettirajulu erinnert seine Brüder daran, wie besonders gesalbt Johnston in der letzten Zeit, da er sie gepflegt, gewesen sei; wie er über Sünde an irgendeinem von ihnen und an sich selbst getrauert, wie scharf er sie gestraft, wie dringend auf Jesus gewiesen habe. Die älteren Schüler sammelten 700 Pfund Sterling zu einer Stiftung für ärmere Zöglinge, die Johnstons Andenken in der Schule und Gemeinde lebendig erhalten sollte. Johnston aber hatte seine Bibliothek den eingeborenen Predigern vermacht.

Für Anderson mehrten sich nun die Zeichen, daß auch seine Bahn bald hinterlegt sein werde. Einmal noch (März 1853) tauft er fünf Hindus auf einmal, darunter Tennarangam, der später ein Evangelist wurde. Dann rät man ihm, doch Ruhe und Stille zu suchen; aber er kann sich von Madras nicht losreißen, so sehr zuweilen das Herz schmerzt. »So oft er

eine Gelegenheit findet, muß er suchen, Seelen zu Christus zu bringen. So hat er mit dem Moslem Abdul Khader im Namen Christi gebetet; er findet ihn nahe am Reich Gottes, aber schwach im Glauben. Täglich sieht er mehr von des Teufels Macht und List, besonders an den jungen Christen, und preist Johnston glücklich, den herzdurchbohrenden Sorgen einer Mission, wie diese nun einmal geworden war, entrückt zu sein. Wird Abdul wirklich der erste Mohammedaner sein, der sich zu Christus bekehrt? Wird er das Evangelium zieren und etwa in Hindustani den Heiland verkündigen?« Zwölf Jahre hatte dieser Araber in der Schule zugebracht, als Schüler und Lehrer, da starben seine Leute weg, er selbst erkrankte. Nun drang ihm Andersons Frage: Sind Sie bereit zu sterben? so gewaltig ans Herz, daß er sich entschloß, Jesus endlich offen zu bekennen. Am 18. September taufte ihn Anderson, die Erstlingsfrucht der Triplicane-Schule, mit sechs Hindus; am 13. November wieder drei Hindu-Jünglinge, darunter Babu, der gleich jenem bereits zum Lehrer herangezogen worden war. Die Schulen litten wie natürlich unter diesen Kämpfen, doch mehrten sich nun die Zuhörer in den Predigten; Raja und Venka hatten deren an einem Sonntag (Dezember 1853) zusammen 1200 und in Triplicane 450 Erwachsene, ohne die Schuljugend.

Missionar Mackintosh kam dem ermatteten Missionar (Januar 1854) rechtzeitig zu Hilfe. Von Chingleput waren eben zwei Schülerinnen, von Nellore der mohammedanische Lehrer Abdul Ali, um ihren Glauben zu bekennen, nach Madras geflüchtet, und hier selbst auch regte sich neues Leben. Drei Studenten der medizinischen Hochschule empfingen im Februar, zwei weitere im Sommer die Taufe in Gegenwart ganz neuer Zuhörer; ein brahmanischer Jüngling, dem Anderson zur Entscheidung half, wurde von Plymouth-Brüdern untergetaucht; elf Seelen wurden (am 14. Mai) durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen, darunter die erste Mohammedanerin, Adbul Khaders Gattin, die reichen Jünglinge Nagalingam und Murugasa usw., bald auch eine Katholikin. Anderson hielt den Papst für den Antichrist, und es schien ihm »für Indien zuträglich, die römische Kirche nicht als Kirche anzuerkennen«.

Die Bekehrung Nagalingams erregte besonderes Aufsehen. Voraussichtlicher Erbe eines Vermögens von 7000 Pfund Sterling (wozu auch ein Tempel gehört), hatte er viele Kämpfe bestanden, ehe er – 14jährig – sich dem Herrn in die Arme warf. Er wurde, auch im Missionshaus noch, beständig von den Seinen bewacht und einmal von 40 Mann überfallen, um heimgeführt zu werden. Sodann warteten die Brahmanen vier Monate lang, bis Burton anders beschäftigt war, und der neue, minder fromme Richter, Sir C. Rawlinson, den Richtstuhl einnahm, um nämlich von diesem eine neue Entscheidung über die Rechte und Pflichten Minderjähriger herauszulocken. Am 22. August wurde Nagalingam verhört und gab so befriedigende Antworten in englischer Sprache, daß der Richter, ob auch der Großvater schwur, der Junge sei noch unter 14 Jahren, nicht umhin konnte, dessen Befähigung und Berechtigung zur Wahl eines Pflegers unumwunden anzuerkennen. Es war von hohem Wert, aus dem Munde von drei Richtern dieselbe Entscheidung über diese so schwierigen Bekehrungsfälle zu erhalten.

Bereits wurde nun auch von den zwei Bekehrten aus dem Islam das Evangelium in Hindustani verkündigt. Das verursachte keine kleine Aufregung unter den Mohammedanern. Einer warf einen Ziegelstein, ein anderer seinen Schuh nach dem kecken Menschen, der das Heil in Jesus allein verkündigte. Anderson hob die Geschosse auf, hielt sie in beiden Händen empor und sagte: »Dies sind also die mohammedanischen Beweisgründe! Eine Sache, die keine besseren vorbringt als diese, muß auf schwachen Füßen ruhen. Wäre Mohammed hier, er würde sich euer schämen; denn welche Eigenschaften er auch sonst haben mochte, war er doch tapfer und edelmütig und hätte gegen Unbewehrte sich nie solcher Waffen bedient.« Wenn nur Abdul Khader selbst zuverlässiger gewesen wäre! Aber seine alte Natur machte ihm viel zu schaffen, und im Revolutionsjahr 1857 hat er Christus verleugnet, nachdem ihm ein Jahr zuvor seine Gattin abtrünnig gemacht worden war.

Doch das sollte Anderson nicht mehr erleben. Unter seiner väterlichen Leitung konsolidierte sich die Gemeinde je mehr und mehr; sie zählte am Anfang des Jahres 1855 über 60 Kommunikanten, und bei der Prüfung belief sich die Zahl der Schüler auf 2381, darunter 700 Mädchen. Lord Harris sprach seine vollkommene Zufriedenheit aus mit dem System des Unterrichts, das hier eingeführt sei, und ermahnte die Jugend, dem Beispiel ihrer Lehrer auch im Wandel zu folgen. Es wurden vier

weitere Jünger zur Predigt des Worts bevollmächtigt (Frost, Ramanuja, Sundaram, Appaswami), und drei Laien-Älteste, darunter Tachu Menon, gewählt, um die Gemeinde nach presbyterianischer Ordnung vollständig zu organisieren.

Noch einmal erfrischte sich Anderson durch einen Besuch in Nellore; dann zwang er sich, schon von Fieber geplagt (4. März), bei der letzten Taufe gegenwärtig zu sein, die Raja an einem Mohammedaner, einem Brahmanen und fünf anderen Hindus vollzog; er bewillkommte auch noch einen anderen Brahmanen, der schon vor vier Jahren sich sehr genähert hatte, zuletzt aber vor der Taufe zurückgetreten war. Dann brach die lange zurückgehaltene Krankheit mit unwiderstehlicher Gewalt aus. Der Augenblick, vor dem der überarbeitete Mann sich lange gefürchtet hatte, war gekommen.

Er hatte schon zu Raja gesagt: Ich wünsche in Indien zu sterben, und du drückst mir die Augen zu. Dann erklärte er seiner Gattin, er fühle es, seine Geisteskräfte werden zusammenbrechen; sie solle Männer herbeirufen, die ihn, wenn die Tobsucht ausbreche, halten könnten; sie selbst dürfe sich ihm dann nicht nähern. Sofort fiel er auf die Knie und empfahl sie und sich, die Bekehrten und das ganze Werk in brünstigem Gebet dem Herrn der Gemeinde. Dann wütete die schreckliche Krankheit drei bis vier Tage lang, ohne Schlaf, ohne Unterbrechung, bis die Kraft des müden Körpers erschöpft war. Am 9. war er wieder bei sich selbst, aber schwach wie ein Kind; er schien sich einigermaßen zu erholen, bis am 14. ein plötzlicher Bluterguß eintrat, der erst spät gestillt werden konnte. Am 22. abends hörte er, daß sein Ende nahe. Er flüsterte noch: »Wie der Herr will! Ich wäre bereit, noch länger zu arbeiten, aber Sein heiliger Wille geschehe!« Dem Arzt, dann auch seinem Raja versprach er eine Krone des Lebens, wenn sie treu seien bis in den Tod. Man hörte ihn noch sagen: »O Tod, wo ist dein Stachel? Der Tod ist verschlungen in den Sieg – die Versöhnung in Christus Jesus – von Natur bin ich stolz, aber du hast mich erlöst!« Dazwischen ließ er sich von seiner Gattin Lieder singen und rief einmal aus: »Ach seid freundlich gegen die arme Witwe!« Von allen Bekehrten nahm er noch zärtlichen Abschied; er ahnte wohl, welche Versuchungen noch über sie kommen werden, und hielt besonders Abdul Khaders Hand fest; dann entschlief er in der Frühe des Sonntags (25. März 1855). Venkata hielt ihm die Leichenrede über Offenbarung 14,13: »Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben!« Seine Gattin aber blieb in Madras, um alle ihre Kräfte auch fernerhin dem Werke zu widmen, in welchem ihr John sich verzehrt hatte.

Eine seltene Energie, ungemeine Konzentration und fast ungestüme Arbeitslust und Arbeitskraft waren in diesem Manne vereint mit einem kindlichen Glauben an seinen Heiland und glühender Liebe zu den Brüdern. *Ardet opus* (das Werk brennt), war einer seiner Lieblingsausdrücke. Wenn er sich geschont hätte, meinten die Ärzte, hätte er wohl zwanzig Jahre länger leben können. Er hatte ein unerschütterliches Zutrauen in das Gelingen seines Werks und konnte darum in der Betreibung desselben leicht einseitig werden, indem er kaum hörte oder sah, was andere Knechte Gottes auf anderen Wegen für dieselbe Sache taten; so begegnete es ihm da und dort, die Brüder zu verletzen durch eckiges Auftreten und Urteile, die ihnen geringschätzig schienen, weil er sich nur schwer auf die Standpunkte anderer versetzte. Er hat aber solche unwissend geschlagene Wunden durch herzliche und männliche Zugeständnisse immer wieder zu heilen gesucht. Seiner Sonderkirche war er mit treuester Anhänglichkeit ergeben; »unser freies Zion«, wie er sie hieß, stand ihm ungemein hoch; ihre Organisation vollständig in Indien einzuführen, war eines seiner ersehntesten Ziele. Dabei aber konnte er sich darüber nicht täuschen, daß er und die Mission einer noch höheren Kirche angehörten; war doch von den 20–23 000 Pfund Sterling, die er in Indien allein für sein Werk einnehmen durfte, weit der größere Teil von den Angehörigen anderer Kirchen beigetragen. Und lieber als ihr Geld war ihm die herzliche Sympathie, mit welcher allerlei lebendige Christen ihm entgegen kamen. »Die Stärke unserer Sache«, schreibt er einmal, »liegt in Gottes verborgenen Betern; diese sind die wahre Freikirche, die wahre *General-Assembly.«* So hat er auch an der monatlichen Gebetsversammlung der evangelischen Missionare in Madras sich angelegentlich beteiligt und sich über alle Anläufe zu herzlicher Vereinigung evangelischer Christen von mancherlei Namen innig gefreut.

Die Bedeutung Andersons für die Tamil-Mission liegt einmal in seiner gewaltigen Schularbeit, deren Wirksamkeit von anderen Missionen in Madras erst angezweifelt, bald aber übereifrig nachgeahmt

wurde, natürlich ohne zu denselben Resultaten zu führen. Er starb gerade um die Zeit, da die Regierung mit dem neuen Unterrichtssystem ihre Bestrebungen für das Volkswohl zu vervollständigen trachtete, so daß die bisher gelassene Lücke, in welche die Missionen so kräftig eingetreten waren, nun allmählich durch Staatsanstalten ausgefüllt wird. Neben ihren Geldmitteln kann natürlich das Schulwesen der Mission die vorragende Bedeutung, die ihm durch Anderson gegeben worden war, nicht behaupten. Einmal mußte man das hohe Schulgeld fahren lassen, dann stiegen selbstverständlich die Gehalte der Unterlehrer um ein Bedeutendes, und die Ausschließung der Bibel von den Regierungsschulen trug samt ihrer übrigen Tüchtigkeit bei, sie dem Volke zu empfehlen. Der übertriebene Nachdruck, den Anderson auf das Englische als Schulsprache gelegt hatte, weicht durch Einfluß der Regierungsanstalten einem gesunderen Unterrichtsplan; bei den Mädchen, die ohnehin wegen der leidigen Sitte früher Heiraten nur kurze Zeit in den Schulen verweilen, wird auch von den Schotten der Unterricht in den Landessprachen jetzt vorgezogen. Den Hauptnachdruck aber legen wir in der Schätzung Andersons auf die ebenso ausgedehnte als intensive Weckung des Gewissens in seinen Schülern, auf die unbegrenzte Hingabe, mit der er sich den Erweckten und Bekehrten widmete, und auf das, was er in ihnen und durch sie mit seiner »großen Liebe und eisernen Beharrlichkeit« erreicht hat. Er hat unter Gottes sichtbarem Segen ausgeführt, was er im Jahr 1837 als seine Bestimmung erkannt und ausgesprochen hatte, und es wäre jetzt eine müßige Frage, ob mit derselben Kraft und denselben Mitteln sich nicht durch andere Methoden ebenso viel Frucht hätte erzielen lassen. Er hat ein hohes Spiel gewagt, hat alles an alles gesetzt um Jesu willen; so danken wir Gott, daß er auch diesen Mann der jungen Tamilkirche geschenkt hat!

Dr. Karl Graul
und die Kaste in der Tamil-Mission

Gundert stützte sich in seiner Beschreibung von Graul auf: »Dr. K. Graul und seine Bedeutung für die lutherische Mission, von G. Hermann. Halle 1867. Dazu Grauls Schriften, Hallische Missionsnachrichten und Evangelisch-lutherisches Missionsblatt, Pamphlete usw.«
Gundert wies in einer längeren Anmerkung die »vielfachen Willkürlichkeiten und Unrichtigkeiten« in Grauls Beschreibung der Basler Mission im Tululand nach. Auch gegen die Herabwürdigung der Basler Mission durch Graul in dessen Reisebeschreibung unter dem Abschnitt »Die Basler Missionsversuche in Malayalam« verteidigte sich Gundert sehr sachlich. Bei allen Differenzen zwischen den beiden kam Gundert gegen Schluß seiner Ausführungen zu einer Würdigung von Grauls großen Verdiensten – anknüpfend an seine linguistischen Arbeiten.
Karl Graul wurde am 6. Februar 1814 in Wörlitz geboren und starb am 10. November 1864 in Erlangen. Durch seine Habilitation 1864 in Erlangen wurde er der erste deutsche Missionswissenschaftler auf einem Lehrstuhl. Seine Hauptwerke sind: die »Unterscheidungslehren« (1845), seine fünfbändige »Reise nach Ostindien« (1854–56) und seine vierbändige »Bibliotheca Tamulica« (1854–65). Den Stoff zu seinen indischen Studien und Publikationen sammelte Graul während seiner Indienreise zwischen 1849 und 1853. Dabei besuchte er auch Gundert (vgl. die folgende Biographie und vorn »Die stumme Zeit«): »16. morgens Grauls von Valarpattanam.« (TM 16.3.50). Einige Tage später schrieb Gundert in sein Tagebuch: »Nachmittags die Grauls (nach nochmaliger Rückkehr, Geld und Schlüssel zu holen) endlich ab - ich atme auf.« (TM 24.3.50). Nach etwas mehr als einem Jahr stellte Gundert, als er von den Missionaren Mögling und Metz besuchte wurde, fest, daß »Grauls *report* über Mangalore möglichst nachteilig« (TM 10.5.51) war.
In seiner Biographie erwähnte Gundert den Besuch Grauls in Chirakkal, »wo er aus den Zusammenstellungen einheimischer Nachrichten und Exzerpten von portugiesischen, italienischen usw. Schriften, die der dortige Missionar [Gundert] für seine Geschichte Malayalams aufgehäuft hatte, mit großem Fleiß aus-

schrieb« (s. unten). Grauls Exzerpte erscheinen wieder in *Genealogie der Malabarischen Götter*, zusammengetragen und verfaßt von Bartholomäus Ziegenbalg, besorgt durch Dr. Wilhelm Germann, Madras 1867, im Abschnitt *Parasurama-Rama mit der Streitaxt*: »Diese im Kerala-utpatti mitgeteilte Legende ist in Dr. Grauls Ind. Sinnpflanzen p. 17 ff. in ein poetisches Gewand gekleidet« (103). Die Kerala Utpatti wurde durch Gundert bekannt. Offensichtlich fügte Germann die Kerala Utpatti in den rund 150 Jahre älteren Text Ziegenbalgs ein.

Wie ganz anders sich Gundert mit Sprachwissenschaftlern und Missionaren verstehen konnte, geht z.B. aus den Begnungen mit Caldwell und Pope hervor. Während seines Aufenthalts in den Nilagiri wurde Gundert am 3. September 1851 in Kotagiri von Wardlaw und Caldwell besucht: »3. abends Besuche, Wardlaw und Caldwell.« (TM 3.9.51). Zuvor schon hatten Gundert und Caldwell Kontakt miteinander aufgenommen. (Vgl. TM 8.4.; 14.4.; 14.5.; 3.8.51). An seine Frau schrieb Gundert nach seinem Abendbesuch: »Caldwell von Tirunelveli und Wardlaw von Bellary – beide ursprünglich Missionare der Londoner Gesellschaft (obwohl Caldwell inzwischen ein Kirchenmann geworden ist) – haben uns hier besucht und wohnen in Wests Haus.« (GM 6.9.51). Am anderen Tag besuchte Gundert Caldwell: »Caldwell erzählt von Tirunelveli, Cordes und Graul, auch der Madras-Gemeinde, die die Dresdener verlassen [hat] und zur englischen Kirche zurückgekehrt ist.« (TM 4.9.51). Einige Tage darauf trafen sie sich beim Gottesdienst wieder: »Caldwell predigt über Römer 8,13. Gestern versprach er, mit uns an die Küste hinabzureisen.« (TM 7.9.51). In einem Brief an seine Eltern erwähnte Gundert dieses Zusammentreffen wieder, bei dem auch die Verheiratung der Lehrerin Kegel mit Missionar Stanger in Bellary angebahnt wurde: »Am 3. besuchten uns Wardlaw, Missionar von Bellary, und Caldwell, ein Tirunelveli-Missionar. Erstere wünschen sehr, daß Jungfrau Kegel den jetzt bei ihnen arbeitenden Stanger heirate. Sie hat sich aber noch nicht entschlossen. Caldwell ist der intelligenteste der Tirunelveli-Missionare mit etwas hochkirchlichem Anstrich. Ich stand schon früher wegen linguistischer und anderer Studien im Verkehr mit ihm und er redet davon, uns Ende Oktober in unsere Mission an der Küste zurück das Geleit zu geben. Das würde mich freuen, denn er ist ein sehr interessanter Mann, von dem sich immer etwas lernen läßt.« (GM 7.9.51). Diese kurze Begegnung zeigt, wie sehr Gundert ein Kenner der südindischen Gesellschaft geworden war und die verflochtensten Verhältnisse von innen heraus durchschaute und beurteilen konnte. Solche Zusammenhänge konnten sich Graul nicht öffnen.

Bei seinem letzten Aufenthalt auf den Nilagiri erwähnte Gundert noch einmal Graul – ebenfalls im Zusammenhang mit einem bedeutenden Missionar und Dravidologen, G.U. Pope: »18., nach Ootacamund . . . Besuchte Pope, wo Fr. Taylor, über Tamil, Malayalam, Kanaresisch . . . Peet, Graul nicht einladend noch first rate [erste Wahl].« (TM 18.8.58). In einem Brief an seine Frau erläuterte Gundert das Zusammentreffen der beiden Linguisten etwas mehr: »Ich besuchte Pope, wo ich Frau Taylor, die Frau des Kaplans, die Du im letzten Dezember sahst, antraf. Wir unterhielten uns über Sprachen und alle möglichen Gelehrsamkeiten.« (GM 19.8.58). Gundert bewegte sich frei unter Menschen jeglicher Konfessionszugehörigkeit, ohne dabei seine eigene Identität ins Schwanken kommen zu lassen. Mit Linguisten konnte er zu den höchsten Gedanken aufsteigen und ein Herz und eine Seele mit ihnen werden - in der Begegnung mit Graul ging nichts dergleichen vor sich.

Bevor Gundert seinen eigentlichen Abschnitt über Graul begann, erwähnte er im ersten Absatz Thomas Gajetan Ragland, dessen Biographie er bereits 1859 veröffentlicht hatte. Ragland wurde am 26. April 1815 auf Gibralter geboren. Noch vor seiner Geburt starb sein Vater und seine Mutter zwei Jahre danach. Nach seiner Ausbildung als Kaufmann studierte er Theologie in Oxford und meldete sich von dort aus in die Mission, indem er dem Sekratär der CMS schrieb: »Ich muß offen bekennen, daß ich kein brennendes Verlangen nach der Bekehrung der Heiden in mir trage und habe beständig Ursache, über mich zu klagen, daß mir die Rettung der mir bisher hier anvertrauten Seelen so wenig ernstlich am Herzen liegt. Der Grund, warum ich an die Mission denke und mich fage, ob ich nicht selbst in dieselbe eintreten sollte, ist einfach der Mangel an Arbeitern.« (MM 1859, 265 f.).

Ragland kam 1846 nach Madras, von wo aus er entsprechend seinem Wunsch in den Nordteil der Provinz Tirunelveli gesandt wurde. In diesem Distrikt hatte die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft (CMS) im Jahr 1857 385 Kirchen oder Bethäuser mit 513 Dörfern und 30 000 Christen, die Londoner Missionsgesellschaft (LMS) bereits etwa 17 000 Mitglieder, die Gesellschaft zur Fortpflanzung des Christentums unter den

Heiden 14 000 und die amerikanische Missionsgesellschaft mehr als 5000 Gemeindeglieder. (269). Diese Christen befanden sich vornehmlich im südlichen Teil des Tirunelveli-Distrikts. Ragland entwarf nun einen Plan zur Reisemission, den er im Norddistrikt verwirklichen wollte. Der Kern seines Vorhabens bestand darin, »daß die Missionare, welche die Reisepredigt übernehmen, ausschließlich in Zelten leben, fortwährend ihre Aufenthaltsorte wechseln und sich das ganze Jahr hindurch vom Morgen bis in die Nacht der einfachen Predigt des Evangeliums unter den Heiden widmen.« (272). Obwohl es in Indien immer die Reisepredigt gab, war die ausschließliche und systematische Reisepredigt das Neue an Raglands Plan: »Die ganze Reisegesellschaft sollte jahraus, jahrein in Zelten leben und beständig auf der Wanderschaft sein; zugleich sollten ihre Einrichtungen so getroffen werden, daß sie möglichst oft zu gemeinschaftlichem Gebet und gegenseitiger Beratung zusammenzukommen Gelegenheit hätten. Jedes Dorf in dem Distrikt sollte wenigstens zweimal des Jahres von einem christlichen Lehrer besucht werden; wo aber in einem Dorfe ein Fragen nach der Wahrheit erwachen würde, da sollte alle zehn Tage einmal ein Besuch stattfinden.« (274). Ende des Jahres 1853 begann Ragland zusammen mit den Missionaren David Fenn und Meadows den nördlichen Teil des Tirunelveli-Distrikts zu durchwandern. Als Haupt- und jeweiliger Ausgangsort diente ihnen Sivakasi. Von da aus durchwanderten sie im ersten Jahr 1200 Dörfer, von denen etwa 700 dreimal besucht wurden. In der Regel blieben sie mit ihren Zelten eine Woche an einem Ort, von dem aus sie umliegende Dörfer besuchten. Das Geheimnis ihrer gemeinschaftlichen Arbeit lag in ihrem Gebetsgeist: »Das Gebet ist die Luft, in der die Missionare leben.« (280). Bald erwuchsen einheimische Katechisten, die an verschiedenen Orten angesiedelt wurden. Nach dem Morgengebet am 26. Oktober 1858 starb Ragland an einem heftigen Blutspeien innerhalb weniger Minuten. Zuvor hatte er noch einen längeren Brief an seine Nichte B. geschrieben, den er mit den Worten schloß: »Ich hoffe, meine liebe B., Du tust auch gerne etwas für die Mission und betest auch für die Missionare und für ihre bekehrten Christen und für die Heiden. Das erste freilich, wofür ein jeder sorgen muß, ist das Heil seiner eigenen Seele; ehe er das tut, kann er nichts zur Rettung anderer Seelen tun. Es nimmt mich wunder zu wissen, ob meine liebe B. diesen ersten Schritt getan hat. Ich hoffe es; und dann bin ich gewiß, sie wird auch den zweiten Schritt tun, der darin besteht, für die Seelen anderer zu sorgen.« (284).
Gundert verwies am Anfang seiner Beschreibung von Graul nicht ohne Absicht auf Ragland. Ragland war Missionar der Kirchlichen Gesellschaft, in seiner Arbeitsweise aber einfacher als ein Kongregationalist, verhielt sich allen gegenüber gleich und forderte dies auch von den neuen Christen. Graul war Lutheraner, der nie aus seinem hochstilisierten lutherischen Kirchentum mit seiner ausgrenzenden Art herauskam. Beide Extreme finden sich in den Hochkirchen. Obwohl klar ist, für welchen der beiden Gunderts Herz schlug, konnte er am Ende der biographischen Reihe formulieren: »Und wenn wir die vielfachen, grundverschiedenen Werkzeuge überschauen, durch welche Gott in Christus sich zu dem Tamilvolk geneigt hat . . . den organisierenden Rhenius, den Gewissen-weckenden Anderson, den opferfreudigen Ragland, den sinnigen Graul . . . so werden wir an der Einseitigkeit der einzelnen keinen Anstoß nehmen.« Mit dieser Erkenntnis schloß Gundert seine Biographie zu Graul und seine Ausführungen zu den Arbeitern in der Tamil-Mission.

Es ließe sich noch von mehr als einem Tamil-Missionar, der seinen Lauf im Frieden vollendet hat, eine erbauliche Skizze entwerfen, wie von den Londonern W. H. Drew in Madras und Ch. Mault in Nagercoil, den Amerikanern Poor und Scudder und anderen. Doch drängt sich uns bei der Betrachtung ihrer Wirksamkeit kein augenfällig charakteristischer Zug auf, der die Schilderung derselben besonders nutzbar machen würde; von dem Manne aber, der eine gewisse Art der Reisepredigt für seine spezielle Aufgabe erkannte und bis zu seinem frühen Tode treu betrieb, von Th. Ragland, ist in diesen Blättern bereits das Wichtigste erzählt worden (MM Juni 1859). Wir schließen daher diese Reihe von Arbeitern in der Tamil-Mission mit dem Leben eines Landsmanns, der zwar nicht selbst Missionar war, aber durch seine Wirksamkeit als Missionslehrer und -leiter wie als Dolmetscher des tamilischen Volksgeistes einen sehr bedeutenden Einfluß auf diesen Teil des Missionsgebiets ausgeübt hat.
Sohn eines anhaltischen Webers (geboren 6. Februar 1814) wurde Karl Graul um seiner ausgezeichneten Talente willen frühe von frommen Leh-

rern zu höheren Studien angeleitet und glänzte bald durch die blühende, kräftige Sprache seiner Aufsätze, seinen Wissensdurst und tiefes Naturgefühl bei eigentümlicher Ungelenkheit seines Wesens. Die Universität Leipzig hatte er 1834 kaum bezogen, als er sich durch Lösung einer theologischen Preisaufgabe einen Namen machte; er verließ sie 1838, im Schriftglauben so fest gegründet, daß sein Examinator, obgleich er ihm das beste Zeugnis ausstellen mußte, ihm doch – um seiner Richtung willen – keine Aussicht auf Anstellung im Dessauischen übrig ließ. Er wurde daher Hauslehrer in einer englischen Familie, welche ihren Kindern in Italien französischen Unterricht verschaffen wollte; schnell lernte er alle drei für diese Stelle nötigen Sprachen und machte sich sofort daran, den Dante zu übersetzen.
In Livorno war es dann, daß der Judenmissionar Ewald (1840) ihn für den Dienst der Mission in Jerusalem anwarb. Er sagte zu und reiste nach Deutschland zurück, um mit seiner Braut vereint dem heiligen Lande zuzueilen. Doch zerschlug sich der Plan an konfessionellen und anderen Bedenken; Graul aber heiratete und lehrte, dichtete, übersetzte weiter, bis der Ruf zum Vorstand der Dresdener Mission (1843) ihm einen willkommeneren Wirkungskreis eröffnete.
Die Dresdener Missionsgesellschaft, früher ein Hilfsverein der Basler Gesellschaft, hatte sich 1836 zu einer streng lutherischen Haltung zusammengeschlossen und außer einer kurzlebigen Unternehmung in Australien den Missionar Cordes (1840) ins Tamilland abgeordnet, an den sich bald zwei weitere Missionare, Ochs und Schwarz, anschlossen. Alles war noch im Werden, als Graul (März 1844) das Missionshaus betrat. Er unterrichtete nun die Missionszöglinge, indem er sie besonders in den Geist der reinen Lehre einzuführen suchte, die er in seinem Büchlein »die Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse« aufs schärfste bestimmte mit Angabe aller irgend ungesunden Richtungen. Sodann rief er die Kirchen des lutherischen Bekenntnisses zu eifriger Betreibung des Missionswerkes auf und erreichte in dieser Arbeit große Erfolge. Weil ihm ferner immer deutlicher wurde, daß die Mission sich auf Indien zu konzentrieren habe, wo wenige, aber möglichst tüchtig gebildete Missionare allein der Aufgabe genügen könnten, einen neuen Grund zu legen, weniger durch Einzelbekehrungen als durch kirchliche Massenerziehung, verpflanzte er (1848) die Missionsschule nach Leipzig, um im Anschluß an die Universität eine gründliche Bildung der Zöglinge zu erzielen und sie zugleich der »schädlichen« Einwirkung eines pietistischen Kreises in Dresden zu entziehen. Mit Halle und Kopenhagen wurden fruchtbare Verhandlungen angeknüpft, infolge deren nun Leipzig in das Erbe der Tranquebarischen Mission eintrat.
Draußen hatte nämlich Cordes in Verbindung mit dem letzten dänischen Pastor sich in die unerquicklichen Verhältnisse Tranquebars eingelebt, welche ein Zwist des Gouverneurs mit dem Amtsgenossen noch verbitterte, bis dieser 1843 Indien verließ. Cordes war zunächst dort nur geduldet, daher die zwei nachgesandten Mitarbeiter vorerst anderswo offene Türen suchten; nach Knudsens Abgang aber wurde er als dänischer Pastor von der Behörde angestellt. Als bald darauf Tranquebar (1845) an die Engländer verkauft wurde, bat die Gemeinde, sie doch der lutherischen Mission zu übergeben, was durch einen Vertrag des dänischen Missionskollegiums mit dem Dresdener Missionskomitee (1847) glücklich bereinigt wurde. Etwa 1600 Christen mit 5 Katecheten, 16 Schullehrern, allen Gründen und Gebäulichkeiten gingen in die Hände der deutschen Missionare über, zu welchen als vierter Appelt stieß. Dazu kam (1845) die von der Kirchlichen Mission aufgegebene Station Mayavaram (nur acht Stunden von Tranquebar), die ein frommer Engländer für 3500 Rupien an sich brachte, um sie – mit etwa 80 Seelen – an Missionar Ochs zu übergeben. Ein schöner Boden für eine ausgebreitete Missionstätigkeit im Cauvery-Delta war damit gewonnen.
Derselbe sollte sich noch bedeutend vergrößern. Im Gebiet des Tondiman Raja (40 Stunden von Tranquebar) hatte seit 1836 eine unabhängige indische Mission gewirkt, welche endlich sich an die Amerikaner in Madurai anschloß. Diese konnten die Bedürfnisse des entlegenen Zweigs nicht befriedigen, namentlich nachdem sie 1847 die Kaste zu bekämpfen sich entschlossen hatten, und zeigten sich bereit, die Station Pudukottai mit allem Zubehör den Lutheranern zu übertragen. Dankbar nahmen diese die Gabe an (1849). Ein Ländchen von mehr als 200 000 Seelen, darunter etwa 190 evangelische Christen, war damit ihrer Wirksamkeit geöffnet. Der langsame Weg der Einzelbekehrungen, mit welchem andere Missionen den Grund

legen, war dieser neueintretenden erspart: Sie konnte gleich mit Organisierung und Fortbildung von Gemeinden ihr Werk beginnen. Andererseits mußte sie dabei dem schon Gewordenen, ja Erstarrten, dem zähen Brauch dieser Christen, in einem Grade Rechnung tragen, wie das Missionaren, welche erst Gemeinden sammeln, sich nicht leicht aufdringt.

Bedenklicher war der nächste Schritt. Die alte Vepery-Gemeinde in Madras, einst von Fabricius und Gericke gesammelt, hatte sich wegen eines Kastenstreits, der von den englischen Leitern streng abgeurteilt wurde, von diesen losgesagt; einige wollten zu den Römern, andere zu den Unitariern übertreten, einige gar zu den Heiden zurückkehren. Es waren über 400 Leute, von einem Katechisten notdürftig zusammengehalten. Cordes trat mit ihnen in Unterhandlung (1848), und die Gesamtkonferenz der lutherischen Missionare beschloß auf die Zusage hin, den Kastenunterschied beim heiligen Abendmahl fallen zu lassen, sich ihrer anzunehmen. Missionar Kremmer zog nach Madras, traf die Gemeinde freilich in sehr traurigem Zustande, da alle Zucht verschwunden war, nahm aber bald, »fast jeden Sonntag«, neuhinzukommende Glieder der englischen Kirche in dieselbe auf. Natürlich wurden damit alle anderen Missionare in der Hauptstadt vor den Kopf gestoßen; denn jedes Vorgehen gegen die Kaste, welche gerade damals von den Missionaren als der größte Makel des tamilischen Christentums erkannt und lebhaft bekämpft wurde, namentlich nachdem Andersons bekehrte Jünglinge sich sehr entschieden darüber ausgesprochen hatten (November 1845 in öffentlicher Diskussion und im »Herold«), schien nun durch die Begünstigung derselben seitens der Lutheraner fast unmöglich gemacht.

Eine Zuschrift der Madras-Konferenz an die letzteren, sie zu brüderlichem Zusammenwirken einzuladen, wurde von ihnen in lateinischer Antwort abgelehnt. Sie rühmten sich, den Tamilchristen reines Wort und Sakrament wiederzubringen, richteten den Gottesdienst mit Lichtern und anderen Symbolen schmuckreicher ein und legten besonderen Wert auf das Kreuzeszeichen, welches auch über ihrem Antwortschreiben prangte. Einige der neuen Priester gingen nun im weißen Talare herum, von dessen Gürtel ein Kruzifix herabhing, schlugen Kreuze, gebrauchten Weihrauch usw. Den Engländern, Schotten und Amerikanern konnten sie damit nur als verkappte Römer erscheinen, welche nun alle Welt aufforderten, der einen wahren Kirche, der sakramentalen, sich anzuschließen. Wenn aber diese als der alte, eigentliche Tamil-Protestantismus angerühmt wurde, so lag etwas unheimlich Lockendes in der damit herkömmlich verknüpften Duldung der Kaste. Es war damit doch eigentlich gesagt: 1. Komm herüber zu uns, so empfängst du mehr als sonst irgendwo, den wahren Leib Christi, die volle Sakramentsgnade. 2. Es soll dich aber weniger kosten als jedes sonstige Christentum, denn du brauchst die Kaste in Haus und Hof nicht aufzugeben, wie die Reformierten ungereimter Weise verlangen. Hiermit konnte eine Gemeindesammlung angebahnt sein, wie man sie bisher noch nie unter Protestanten gesehen hatte. Schon seit 1847 wußte man von Thanjavur, daß die Gemeinde dort gern zu den Lutheranern zurückkehren würde, obwohl sie sich nicht an der reformierten Lehre, sondern nur an der starren Form der englischen Kirche stoße. In Pudukottai aber war denen, die sich gegen die Amerikaner auflehnten, bemerkt worden, falsche Lehre könnte ein Grund zur Trennung sein, ein Wink, den sie alsbald schlau benützten, ohne damit bei Missionar Ochs etwas zu gewinnen. Für andere unzufriedene Tamilchristen indessen war damit das Schlagwort gegeben, mit dem sie sich hinfort leicht ihren bisherigen Leitern entziehen konnten. Mehrere Gemeinden waren auch um ihrer Kastenzähigkeit willen von den Engländern bereits aufgegeben worden und wurden nun eine leichte Beute der Leipziger.

Es war eine kritische Zeit für die Mission. Graul hatte schon vor 1848 erkannt, daß er der Leitung des Werks nur genügen könne, wenn er selbst an Ort und Stelle die schwierigen Fragen, die mit den Bedürfnissen des Tamilvolkes und dem »Ausbau und der Abrundung« seiner Mission zusammenhingen, gründlich untersuchte. Er hatte bisher keine indischen Studien gemacht, wie das Missionsblatt, das er redigierte, genugsam anzeigt; es behalf sich z.B. wie die anderen deutschen Missionsschriften in indischen Namen mit der absonderlichen Orthographie der Engländer. Nun aber warf sich Graul ernstlich auf Tamil und Sanskrit, bereitete sich tüchtig auf seine weite Reise vor und widmete ihr fast vier Jahre seines Lebens (1849–1853).

Ihre Kosten wurden vom Grafen Einsiedel, Dr. Niemeyer in Halle und anderen Freunden bestrit-

ten. Auch die Ostindische Kompanie unterstützte dieselbe, als Graul ihr seine Bitte vortrug. Bei dieser Gelegenheit traf er mit dem von Madras krank zurückgekehrten Anderson in London zusammen (Mai 1849), der ihm das Wort entgegenwarf: »Ihre Missionare tun dort ein Teufelsgeschäft.« Auf sein »fast weibliches Gemüt« machte der Vorfall solchen Eindruck, daß er in seiner eingehenden Beschreibung von Madras Andersons Namen gar nicht erwähnt. Es scheint aber sehr erklärlich, wenn der schwerkranke Vorfechter der entschiedensten, fast gewaltsamen Einzelbekehrungen in Madras gegen den Versuch von Massenanziehungen, bewirkt mittelst der täuflichen Wiedergeburt und sakramentaler Heiligung, unter Beihilfe schonungsvoller Behandlung des Kastenbrauchs so stark und herb protestierte.

Graul hat seine Reiseerfahrungen wiederholt beschrieben, zuletzt in seinem fleißig ausgearbeiteten Werke »Reise nach Ostindien über Palästina und Ägypten. Leipzig 1854–55«. Er ist kein Reisender, den es nur immer vorwärts treibt zu neuen Ländern und Gegenständen; vielmehr mangelt ihm die eigentliche Wanderlust, die Leichtigkeit der Bewegung, die Gleichgültigkeit gegen das Entbehren gewohnter Genüsse usw. in hohem Grade. Aber wo er hinkommt, da hat er offene Augen und Ohren; wie eine Biene trägt er alles zusammen, was er selbst gesehen, von andern gehört, in Büchern gefunden hat. Er weiß seinen Stoff sowohl kritisch zu sondern als auch gleichmäßig zu verarbeiten, so daß Selbsterlebtes und Entlehntes kaum zu unterscheiden ist. Und dazu der Zauber einer plastischen Darstellung, die alles Neue und Fremde möglichst anschaulich schildert, eine feine Gruppierung, die Lichter und Schatten fallen läßt, ohne daß eine Zutat oder Absichtlichkeit des Beobachters sich verrät, eine geschmackvolle maßhaltende Prosa, gewürzt durch sinnvolle, lieblich klingende Gedichte. Das Werk zeichnet sich aufs Vorteilhafteste vor den meisten Reisebeschreibungen frommer, wissenschaftlicher und ästhetischer Pilger aus, indem es die besten Seiten von allen vereinigt. Sein Ägypten zu lesen, ist ein wahrer Genuß; seine Beschreibung der tamilischen Länder- und Volksverhältnisse greift weiter und tiefer als die Leistungen irgend eines Vorgängers.

Doch wird dem Kundigen ein Mißstand nicht entgehen. Für Graul ist die lutherische Kirche »die Braut des Allerhöchsten«; sie hat den Beruf, »den übrigen kirchlichen Gemeinschaften, die sich mehr oder minder vom Wind menschlicher Lehre von der Fährte des göttlichen Wortes haben verschlagen lassen, als Leuchtturm zu dienen, damit sie sich vom Mittelpunkt reiner Lehre nicht ganz hinweg verlieren. Wer am Abendmahl einer Konfession teilnimmt, die nicht die seine ist, heuchelt« usw. Er teilt den Glauben, der an einem Jahresfest seiner Gesellschaft (1850) etwas plumper in den Worten ausgesprochen wurde: »Die Kirche Gottes hat keine Schwestern, es gibt neben ihr nur Menschenkirchen und Sekten, Kirchen des Zusatzes zu Gottes Wort und des Abschneidens. Die reformierten Kirchen verweigern dem Worte Gottes den vollen Glaubensgehorsam. Die lutherische Kirche aber ist nicht erst vor 300 Jahren ans Licht gekommen; sie ist die alte und daher auch die wahre, einige, heilige und ewige Kirche, für deren Sieg das Wort kämpft.«

Daß Graul auch durch seine Reise und ihre Beschreibung für den Sieg der lutherischen Kirche einen Beitrag liefern wollte, sieht man seinem Werke auf den ersten Blick nicht an; denn da er damit auf die gebildetsten Kreise zu wirken gesonnen ist, weiß er seine Feder sehr im Zaume zu halten und hütet sich vor jedem anmaßenden oder abgeschmackten Vordrängen seiner theologischen Überzeugung. Allein die Voraussetzung, daß Gott katholischen und reformierten Missionen nur einen zweiten Segen schenken könne, der erste aber der lutherischen aufbehalten sei, durchdringt doch seine ganze Anschauung und Darstellung. »Die mit konfessionellen Eigentümlichkeiten zusammenhängenden Mängel« werden also bei den einzelnen Missionen geschickt vorgerückt; abgesehen von ihnen, heißt dann diese und jene Mission eine »im ganzen gesunde« und nach solchem Maß des Lobes fühlt er sich frei, über alles Unnüchterne, allen Subjektivismus, jedes taktlose Verfahren draußen und zu Hause zu klagen, und im Schönsehen und Schönschildern, in raschen, einseitigen, gefärbten Berichten einen »allgemeinen Fehler der gegenwärtigen Berichterstattung« zu entdecken und scharf zu rügen. Seinerseits aber bestrebt er sich, alles auf ein möglichst geringes Maß zu reduzieren. Schonungslos deckt er namentlich alle Schwächen unionistischer oder allianzlicher Unternehmungen auf, wie z.B. bei der »protestantischen Aftervereinigung« im Bistum von Jerusalem. Mit dieser scharfen Kritik hat Graul ohne Frage der Sache im

ganzen wesentlich genützt, denn die alte, naive Art der Missionsberichte hatte sich nachgerade überlebt; im einzelnen aber ließ er sich vielfache Willkürlichkeiten und Unrichtigkeiten zuschulden kommen.
Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Graul ist ganz in seinem Element, wenn er die Eindrücke der umgebenden Natur oder die Art der Völker und Stämme beschreibt, unter denen er sich bewegt; aufs tiefste aber wird sein Geist angesprochen durch die besten Erzeugnisse einer fremden Literatur. Dem Individuum beizukommen, ist weniger seine Sache. Und einem Manne der Tat, einem Charakter gegenübergestellt, kommt er leicht aus der Fassung; er spürt, daß sich ein solcher nicht so leicht in die ihm geläufigen Kategorien rangieren läßt und rächt sich an der Sprödigkeit des unbequemen Gegenstandes durch Entwerfen eines Zerrbilds oder durch Totschweigen.
Es scheint ganz unverfänglich, wenn Graul einmal beginnt: »Der allgemeine Charakter jeder Mission ist hauptsächlich durch den konfessionellen Charakter der betreffenden Missionare bedingt«, und dann nach diesem Vordersatz eine Mission abkapitelt. In Wahrheit aber wird vielmehr der Charakter jeder Mission, namentlich jeder jungen, durch den persönlichen Charakter der betreffenden Missionare hauptsächlich bedingt sein, wenigstens auf Missionsgebieten, in welchen die Arbeiter sich geübt haben, von der konfessionellen Spaltung als einer vom Herrn nicht angeordneten, sondern nur in Langmut getragenen zeitlichen Existenzform seiner Gemeinde möglichst abzusehen und miteinander brüderlich zu verkehren. Anders ist es freilich, wo der Missionar in der Konfession sein Leben findet; da fällt, wenigstens scheinbar, der Hauptnachdruck auf den Gemeingeist, von dem er sich getragen fühlt, und das nicht bloß in den katholischen Kirchen.
Im März 1850 hielt sich Graul zehn Tage in Chirakkal auf, wo er aus den Zusammenstellungen einheimischer Nachrichten und Exzerpten von portugiesischen, italienischen usw. Schriften, die der dortige Missionar für eine Geschichte Malayalams aufgehäuft hatte, mit großem Fleiß ausschrieb, was ihm immer zu einer Einsicht in Land und Volk verhelfen konnte. Am Palmsonntag aber besuchte er das nahe Cannanore, um auch einmal die Gemeinde zu sehen. Da begab es sich denn, daß Missionar Hebich ihm mit einem unwillkommenen Rat zu nahe rückte. Zurückgekehrt rief der Gast aus: »Nein, mit dem Manne könnte ich nicht zusammenarbeiten!« Die Folge des Zusammenstoßes war, daß die Malayalam-Mission, namentlich aber die Cannanore-Station in Grauls Schilderung besonders schlecht wegkamen; jene, indem sie unter der bezeichnenden Aufschrift »Die Basler Missionsversuche in Malayalam« geschildert wurde, während sie doch einen längeren Bestand hinter sich hatte als das Leipziger Unternehmen im Tamilgebiet; diese, indem die Arbeit daselbst in fast idyllischer Weise als eine »großenteils pastorale« dargestellt wurde. Von der Bedeutung, die ein Mann wie Hebich für einen Missionsanfang hat, konnte der Kritiker sich so wenig einen Begriff machen als von der Arbeit eines Rhenius oder Anderson; er umgeht die Person mit sichtlichem Widerwillen und kann nur ein Chaos von Subjektivitäten erblicken, weil ihm seine Kategorien mehr Wichtigkeit haben als das Gottesgeschenk ursprünglicher, wenn auch eckiger und einseitiger Persönlichkeiten. Hebich durfte von seinem Standpunkte aus wohl sagen, er meine doch von Luther etwas mehr in sich zu haben als dieser Lutheraner.
Über eines wunderten sich die Basler schon bei der ersten Begegnung mit dem Missionsdirektor. Man hatte erwartet, er werde sich über die schwierige, weitläufige Kastenfrage durch geduldige Untersuchung des Tatbestandes ein Urteil zu bilden bestrebt sein. Dagegen zeigte sich schon in Mangalore, daß er ein fertiges Urteil mitbrachte und dasselbe nicht ohne Gereiztheit eifrig verfocht. Graul hat (Evangelisch lutherisches Missionsblatt 1853, S. 180) die Äußerung, die ihm in den Mund gelegt wurde, »die Kaste habe Indien gerettet« mit Unwillen von sich abgelehnt; er hat sie aber auf jeder Malayalam-Station wiederholt, freilich nicht in dem Sinne, in welchem er sich gegen sie verwahrt. Es verhält sich damit folgendermaßen. Missionar Mögling machte den Gast darauf aufmerksam, wie Abbé Dubois in seiner Vorrede zu »den Sitten und Gebräuchen der Kanaresen« sage, die Kaste habe in alter Zeit Indien vor Verwilderung und Entmenschung bewahrt; das nun, meinte Mögling, dürfe zugegeben werden, wenn auch jetzt unleugbar dieselbe das Hauptbollwerk des Heidentums gegen das Christentum geworden sei. Graul ergriff jenes Zitat mit Freuden; er hielt aber die Kaste noch jetzt für ein Kleinod Indiens, welches »erhalten, geheiligt, verklärt, nicht abgeschafft

werden müsse; denn die Nationalitäten sollen nicht vertilgt, sondern veredelt werden durch das Wort und die Sakramente«. Dagegen wurde geltend gemacht, daß gerade das Kastenwesen es sei, was die Entstehung eines Nationalcharakters und Gemeingeistes, eines lebendigen Staatsorganismus und Vaterlandssinnes den Indern unmöglich gemacht habe. Kastenwesen und Nationalität seien zwei entgegengesetzte Pole. Graul dagegen beharrte darauf, die Kaste sei Nationalität und brauche bloß geheiligt zu werden. Weitere Erfahrung hat ihn nur gelehrt, daß dieses Urteil etwas modifiziert und vorsichtiger gefaßt werden müsse. Am Ende aber hat ihm doch die Kastenfrage die größten Leiden seines Lebens bereitet.

Über die Entstehung der Kasten kann nach den neuesten Forschungen kein Zweifel obwalten. Als die Arier aus dem Fünfstromland nach Südosten vordrangen und nach und nach das Gangestal besetzten, stand der alten dravidischen Bevölkerung, die sich entweder unterworfen oder in die Gebirge zurückgezogen hatte, der arische Stamm im Vollgefühl der Überlegenheit gegenüber. Die dunkelfarbigen Besiegten, ob sie nun sich in ein dienendes Verhältnis fanden wie das Volk der Sudras, oder in den Bergen ein rohes Jägerleben fortführten, schienen den Siegern eine schlechtere Art von Menschen, mit welchen keine Vermischung stattfinden durfte. Aber auch unter den Eroberern schied sich nun die Masse der Stammgenossen *(Vaishyas),* die hinfort weniger in den mitgebrachten Herden als im Anbau der gewonnenen Länderstrecken ihren Hauptbesitz fand, mehr und mehr von den kriegslustigen Waffenträgern (den *Kshatriyas)* und von den begeisterten Sängern und Betern, welche vor Kampf und Opfer die Götter anriefen *(Brahmanas).* Ob die letzteren oder die Krieger der höhere Stand seien, war damit noch nicht entschieden; als der Tatendurst allmählich ausstarb und die Religion das wichtigste Geschäft wurde, entschied sich endlich, nicht ohne schwere Kämpfe in mehr als einem Lande, der Vorrang der Brahmanen, welche dann sich immer schroffer von den übrigen Ständen abzuschließen suchten, bis sie als Erdengötter sich zu gebärden begannen. Die Lehre von den Wiedergeburten drückte endlich ein heiliges Siegel auf dieses System der Geburtsunterschiede (*jāti,* Geburt, d.h. Kaste); je nach den Verdiensten oder Sünden dieses Lebens wird der Mensch das nächstemal in höherem oder niederem Geschlecht geboren; er kann Wurm oder Gras, kann aber auch Löwe oder Barbar, kann Teufel oder Dämon, kann endlich König oder gar ein Engel werden. Das Höchste aber ist erreicht, wenn er als Brahmane geboren wird; dann hat er nicht mehr weit zum Gottwerden.

Ums Jahr 1000–800 vor Christus mochte dieses System zu seiner Vollendung gelangen; über Essen, Trinken, Kleidung, Berührung und Waschen kam nun eine Masse von Vorschriften auf, welche möglichste Abgrenzung der Kasten bezweckten. Kuhurin und Kuhmist, mit Milch und ihren Produkten gemischt, mußten gegen Verunreinigungen innerlich angewendet werden. Doch galten noch lange Ehen der Brahmanen mit Sudraweibern, sie gelten sogar noch in etlichen Ländern (Malabar), nur daß die Kinder solcher Ehen nicht mehr wie in frühester Zeit den Vater beerben durften. Weitere Stämme der Urbevölkerung, wie die Chandalas, wurden nun in das Kastensystem hereingezogen und teilweise durch Überweisung unreinlicher Arbeiten (wie der Hinrichtungen) noch weiter degradiert.

Die Lehre der Brahmanen beherrschte die Gemüter; die Edleren suchten durch qualvolle Bußübungen den Körper zu vernichten und durch beständiges Denken des Absoluten auch die Seele zu ertöten. Der große Haufen fügte sich wenigstens willig den unabsehbaren Kasten- und Reinheitsgesetzen, und so herrschte die Sklaverei der Geburt, die man als göttliche Fügung geduldig hinnahm, mit einer Strenge, unter der »man sich den Zustand des Volks nicht leicht gedrückt genug wird vorstellen können«.

Da erwachte der Königssohn von Kapilavastu unter strengen Bußübungen zur Erkenntnis des Ursprungs der Leiden; er heißt darum *Buddha,* der Erwachte. Als Bettler und Prediger zieht er (seit 588 vor Christus) herum, die Menschen aus diesem Jammertal der Erde zu befreien. Alles ist eitel; soll nun der Schmerz aufhören, so muß das Verlangen, die Leidenschaft vernichtet werden; das geschieht, indem man sich von der Empfindung befreit und durch Nachdenken die ganze Individualität auslöscht, das eigene Dasein aufhebt. Diese höchste Stufe heißt Nirvana. Daraus ergibt sich nun aber eine einfache Moral: Bring Ruhe in deine Sinne, lebe so einfach, still und enthaltsam als möglich und betrübe dich mehr über das Unglück des Nächsten als über dein eigenes. Sei mitleidig, barmher-

zig und hilf allen Armen und Elenden; töte nichts Lebendes. Deine guten Werke verbirg, deine Sünden bekenne vor den Glaubensgenossen. Wie ärgerten sich nun aber die Brahmanen, als Buddha auch den untersten Klassen den Eintritt in den Stand der Büßer gestattete, als er auf offenem Markte nicht nur die zweigeborenen Arier, sondern auch Sudras und Chandalen einlud, nicht in hoher Sprache, sondern in gemeinfaßlicher Weise! Erbarmend nahm er sich aller Mühseligen an und trat dem Hochmut der Brahmanen mit unbeschreiblicher Demut und Sanftmut entgegen. Es war »ein Gesetz der Gnade für alle«, das von ihm ausging. Sein Schüler Ananda traf ein Chandalamädchen wasserschöpfend am Brunnen und verlangte zu trinken. Sie meinte, als Chandala dürfe sie ihn nicht berühren. Er aber erwidert: »Meine Schwester, ich frage nicht nach deiner Kaste noch nach deiner Familie; ich bitte dich um Wasser, wenn du es mir geben kannst«; und Buddha nahm dieses Mädchen unter die Geweihten auf. Wer denkt dabei nicht an die Samariterin, welcher freilich zum Dank für ihr Wasser ein durstlöschenderer Trunk geboten wurde, als Buddha zu reichen vermochte!

»Die Tugenden fragen nicht nach den Kasten. Im schlechtesten Körper kann die beste Seele wohnen.« Als äußere Rangordnung mag ja der Geschlechtsunterschied fortdauern, aber der Geist ist damit nicht gebunden; der Niedrigste kann zum gleichen Heil gelangen wie der Höchste. Das waren die Lehren, welche nun, auch nachdem Buddha gestorben war (543), eine unendliche Bewegung in ganz Indien hervorriefen. Seine eifrigsten Anhänger, die *Bhikshu* (Bettelmönche, die aber nie um eine Gabe bitten, sondern nur schweigend sie empfangen durften), auch *Sramana* (Strebende) genannt, wohnten über die Regenzeit in Klöstern zusammen und lernten sich aus den früheren Kastenregeln zu einem neuen Gemeinschaftsleben durchzuarbeiten; in den übrigen Monaten verbreiteten sie sich almosenempfangend und predigend durch alle Länder. Sie haben ungeheure Erfolge erzielt. Keine Religion zählt jetzt eine solche Masse von Bekennern wie der Gott- und Wunder-lose Buddhismus, wenn er auch nach jahrhundertelangen Kämpfen aus seinem Geburtslande fast ausgerottet wurde.

War es nicht eine sehr einfache Folgerung, wenn die Lehre der Brahmanen, daß »durch die Arbeit der innern Heiligung der Kastenunterschied für die drei oberen Geschlechter überwunden werden könne«, nun auch auf die niedersten ausgedehnt, wenn dem Stammgefühl gegenüber das Recht der Persönlichkeit überhaupt wieder hervorgehoben wurde? Die Ärmsten gerade wurden von dieser Lehre am mächtigsten angezogen. »Auch der Chandala erhielt die Weihe des Bhikshu«, und zwar mit der einfachen Formel: »Tritt herzu, gehe ein in das geistliche Leben!« Hatten die Brahmanenschulen alle möglichen Haartrachten eingeführt, so ging nun der Buddhist ganz geschoren. Statt der Altäre, an welchen bisher nur die Brahmanen geopfert hatten, kamen Versammlungshallen *(vihara)* auf, in denen freilich auch mit der Zeit Buddhabilder aufgestellt wurden, wo aber jeder Kastenunterschied aufhörte. Die fahrenden Mönche, die nirgends solche Verunreinigungen zu befürchten hatten, wie sie den Brahmanen von den untern Kasten gänzlich zurückhielten, ließen nun ihr Wort des Rats und der Ermahnung in allen Häusern hören; sie beteten bei allen Zeremonien und beherrschten bald die Gewissen umfassender als die Brahmanen.

Nachdem dann der große Chandragupta, aus niederem Geschlecht entsprungen, die erste umfassende Monarchie Vorderindiens gestiftet und durch die Sindhuvölker mit ihren freieren Kastenansichten die erstarrte Bevölkerung der Gangesebene neu belebt hatte (um 315), bekehrte sich sein Enkel Ashoka (251) zum Buddhismus, durch welchen allein freiere Bewegung für Fürst und Volk sowie der durch Alexanders Eroberung notwendig gewordene fruchtbare Verkehr mit der griechischen Zivilisation möglich geworden war. Unter ihm herrschte vollste Duldung. »Man solle«, schrieb er auf Stein, »den eigenen Glauben ehren, aber dürfe den anderer nicht schelten. Nur Eintracht frommt. Möchten die Bekenner jedes Glaubens reich an Weisheit und glücklich durch Tugend sein!« Er verwendete sich bei den griechischen Fürsten für die Ausbreitung des Buddhismus, wie er dafür unter den barbarischen Stämmen seines weiten Landes eifrig wirkte und z. B. in Kaschmir die Schlangenverehrung durch den Buddhismus verdrängte. Baktrien im Norden und Simhala (Ceylon) im Süden wurden durch seine Missionare Heimstätten eines eifrigen Buddhakultus.

Dennoch vermochte auch der Buddhismus nicht die Inder mit neuer Tatkraft zu beleben. Er zeigte

sich nicht stark genug, das Kastenwesen zu brechen, und nach langen Kämpfen gelang es den Brahmanen, denselben vollständig niederzuwerfen und auszuschließen. Durch die volle Herstellung, ja Verschärfung des Kastenwesens kam es nun zur »Unterbindung des sozialen Blutumlaufs«; dasselbe machte, mehr als der Despotismus, jede nationale Erhebung, am Ende selbst die Behauptung der nationalen Selbständigkeit zur Unmöglichkeit. Tolerant in der Lehre, ist der Brahmanismus allein intolerant in der Frage der Reinheit, im Kastenwesen; und damit ist dem Inder nur der oft geprüfte zähe Heldenmut des Duldens geblieben.
Sobald aber die Religionen des Westens eindrangen, verriet sich dem Inder ihre Verwandtschaft mit dem Systeme Buddhas in dem für sie bedeutendsten Punkte, in der Kastenfrage. Auf Malabar, wo nacheinander Juden, Manichäer, Nestorianer und Jakobiten, zuletzt aber Mohammedaner als Seefahrer und Großhändler sich niederließen, wurden sie alle für Buddhisten besonderer Art gehalten. Ihre Bethäuser hießen darum *vihara* (oder *palli,* noch jetzt der Name für Synagoge, Kirche oder Moschee), und der geschorene Kopf unterschied sie als Buddhas von den Anbetern der indischen Götter. Sie durften unbehindert die niederen Kasten oder die wegen Übertretung der Kastengesetze verstoßenen Glieder der höheren Geschlechter in ihre Gemeinschaft aufnehmen; die Aufgenommenen erlangten damit alle Rechte, die den Fremden eingeräumt waren. So mächtig aber hat sich der Kastengeist auch bei den dortigen Christen (den Nazaranis) gezeigt, daß sie einmal selbst die früher (in Mahodeverpatnam) eingewanderten als höhere Kaste von den später angesiedelten Christen des Südens (den Syrern von Collam oder Quilon) unterschieden, und dann mit der Zeit sich gegen jede Aufnahme, namentlich der Sklaven, wehrten. Es kommt noch jetzt auch bei protestantisch gewordenen Nazaranis vor, daß sie die Kirche nicht betreten wollen, wenn etwa ein Pulayer vom Missionar hineingeführt worden ist.
So zeigt sich denn nach der einen Seite hin eine ungemeine Neigung im ganzen indischen Volke, auch die neuen Verhältnisse, durch welche die Weltgeschichte in sein Leben störend oder fördernd eingreift, wieder durch das Kastensystem einzudämmen oder unschädlich zu machen. Daher kommt es, daß da und dort Mohammedaner sich auch in Kasten eingeteilt haben und unter den Mischklassen je und je Ansätze zu neuer Kastenbildung beobachtet werden. Danach läßt sich wohl behaupten: Dem echten Hindu scheint die Kaste gleichbedeutend mit dem Urgesetze des menschlichen Daseins.
Aber nach der anderen Seite hin hat die Reaktion des ursprünglichen menschlichen Gefühls gegen diese aufgezwungene Schranke auch niemals gefehlt. Der Buddhismus in seinem jahrhundertelangen Bestand legt davon genugsames Zeugnis ab. Und gerade in der Tamil-Literatur hat derselbe, wie Graul wohl erkannte, tiefe Spuren zurückgelassen. Auch ist kein Reformator im Brahmanismus aufgestanden, der sich nicht zuerst gegen die Kastenordnung oder wenigstens gegen ihre sinnlosen Übertreibungen gerichtet hätte. Nanaka, der Stifter der Sikh-Religion, beschränkte, sein Nachfolger Govinda verwarf die Kaste aufs entschiedenste; sie hatten gefunden, daß die Stärke des Islam in der Gleichheit seiner Bekenner liege, und mit welch anderen Waffen konnte man denselben wirksamer bekämpfen als mit seinen eigenen? So finden wir denn, daß Menschen aller Klassen unter die *Sikhs* (Schüler) aufgenommen wurden, daß sie dann unterschiedslos miteinander speisten und freiten, daher schon in einem Jahrhundert ein neues, überaus kräftiges Volkstum entstand, dessen Glieder sich durch auffallend gleiche Züge auszeichnen. Weiter aber ist freilich auch wahr, daß mit dem Verfall dieser Religion die Kastenunart wieder überhand nahm, daß sich Unterschiede unter den einst Gleichen einschlichen und nicht mehr alle Sikhs zusammen zu essen geneigt sind. Ähnliches läßt sich bei Religionsstiftern wie Basava, Ramanuja, Kabir, Chaitanya usw. nachweisen: Nämlich sowohl der neue Impuls, der dem aufkommenden System durch Behauptung der Unterschiedslosigkeit menschlicher Geburt gegeben wird, als die Gefahr des Zurücksinkens ins Kastenunwesen, sobald der erste lebensvolle Anlauf erschlafft.

Noch immer aber besteht in den geheimen Verbrüderungen der Hindus verschiedener Kasten ein starker Protest gegen die Geburtsunterschiede. Die Sakti-Verehrer feiern ihre Einheit durch gemeinschaftliches Essen zur Nachtzeit, gelegentlich auch durch Orgien, wie sie einst dem entstehenden Christentum nachgesagt wurden; bei Tage freilich scheinen sie einander nicht einmal zu kennen und beobachten die gebräuchliche Distanz der verschieden Geborenen. Schon mehr als ein Missionar hat, wie

Rhenius, mit solchen Leuten in der Stille gegessen und getrunken; die Ähnlichkeit des Protests hat auch bereits mehr als einen Sakteya zur Untersuchung der Ansprüche des Christentums und zur Taufe geführt.
Es ist ferner bekannt, daß noch immer da und dort neue Religionen in beschränkten Lokalitäten Indiens auftauchen. Nun zeigt sich die merkwürdige Erscheinung bei ihnen allen, daß das Zusammenspeisen das Siegel der neuen Gemeinschaft wird, ohne daß die einen von den anderen irgend Kunde haben. Im Südmahratta-Land ist so aus einer Einführung gewisser christlicher Weissagungen die Nudi-Sekte entstanden; die Eingeweihten aber essen zusammen, ohne Rücksicht auf frühere Kastengemeinschaft. In Nagpur, erzählt Missionar J. Anderson, mischte sich ein mohammedanischer Fakir unter Hindus und brachte unter ihnen eine neue eklektische Religion in Aufnahme, die Lehre der Kalankis. Niedere Brahmanen schlossen sich der Lehre an, und alle Jünger aßen und tranken zusammen, indem sie Brot brachen und es einander weiterreichten, ihre Gleichheit zu bezeugen. Ebenso kastenfrei gebärden sich die Kartabhajas in Bengalen, die den Gott Krishna in ihrem *Guru* (Lehrer) anbeten.
Wie es nun mit der Kaste unter Hinduchristen sich verhält, kann für den Unbefangenen nicht mehr zweifelhaft sein. Jeder getaufte Hindu, der das Abendmahl genossen, ist damit seiner Kaste verlustig gegangen. Er kann freilich, solches erlaubt die elastische Natur des Kastengeistes, statt des eingerissenen alten wieder ein ähnliches neues System aufbauen, und zwar mit um so größerer Aussicht auf Erfolg, je bedeutender die Masse ist, die sich dazu vereinigt. Den Tamilchristen nun – und ihnen allein in ganz Indien – ist es gelungen, nicht ihre Kaste zu bewahren, sondern ein analoges System von Abstammung abhängiger Unterschiede inmitten der Gemeinde Christi aufzurichten. Die verschiedenen Phasen, welche dieses widerliche Erzeugnis des Kastengeistes unter der Ägide des in Indien allmächtigen Herkommens durchlaufen hat, eingehend zu schildern, scheint nicht der Mühe wert. Seine Verteidiger haben Bände darüber geschrieben in Englisch und Tamil, als wäre es die wichtigste Frage in der Welt. Das Schlagwort, womit die Sache entschuldigt wird, heißt: »bürgerlicher Rangunterschied«. Wie sehr sie aber ins religiöse Gebiet übergreift, erhellt aus der Art ihrer Wirkungen. Es wird z. B. eine christliche Hochzeit gefeiert, und die Verwandten und Freunde setzen sich zum Essen nieder. Ihnen schließt sich ein eingeborener Missionar von derselben Kaste an, der aber auch schon mit Europäern gegessen hat, und sogleich stehen alle Kastenchristen auf und verlassen das Haus. Sie fürchten, durch Zusammenspeisen mit einem ihnen sonst in jeder Beziehung überlegenen Manne sich zu verunreinigen. Reicht ein Missionar dem durstigen Kastenchristen ein Glas Wasser, so weist er es ab oder trinkt es nur mit einem Schauder; lieber geht er zu einem heidnischen Brahmanen und trinkt, was der ihm reicht. Ebenso würde es mit Aposteln gehalten, wenn sie von Fischern stammten. – »Und wenn der Heiland selbst zu euch käme, der mit Sündern und Zöllnern gegessen hat?« – »So würden wir nicht mit ihm Mahl halten«, konnte ein Kastenchrist sagen. – Das ist der »bürgerliche Rangunterschied«.
Einsichtige Heiden verachten darum solche Christen und ihre Religion, weil diese keine Gemeinschaft zu bewirken im Stande sei, wie z. B. die der Mohammedaner. Mit Hohn weisen sie darauf hin, wie am höchsten Feste ihre Jagannatha in Puri alle Kasten fröhlich miteinander speisen; die Gegenwart ihres Gottes reiche hin, sie alle gleichzumachen. Und auch bei ihnen gelte ja das Sprichwort: Unter den Philosophen gibt es keinen Kastenunterschied; ob denn nicht das Christentum höchste Philosophie sein wolle? Ein Brahmane sagte: »Ich halte die Kastenchristen für schlechter als Parayer und Chandalas; denn sie sind weder Hindus noch Christen: Sie möchten gern beides, Heidentum und Christentum, vereinigen.«
Über die Aussichten dieser christlichen Kaste kann wohl wenig Zweifel bestehen. Würde ihre Abschaffung allein von den Maßregeln abhängen, welche vorsichtige oder zufahrende Missionare und herrische Kirchenhäupter verfügen wollten, so könnte sie – nach Caldwells Ansicht – ihr Leben wohl noch tausend Jahre fristen. Es treten aber ganz andere Kräfte gegen sie auf: Der Umschwung der Stimmungen in den unterrichteten Kreisen der Hauptstädte, die Einflüsse der Beamtenhierarchie und der Heeresordnung, die Opposition des jungen Indiens, die Predigt des Brahmaismus, die neuen Verkehrsmittel zu Land und Meer usw. Schon rufen eifrige Neuerer großen Volksversammlungen zu: Schafft die Kaste ab und unterrichtet eure

Mädchen! Und die Tonangeber in Calcutta und Bombay verkehren frei mit Europäern, haben Köche, die auch *roastbeef* für ihre Tafeln zu bereiten wissen, besuchen England und lassen es nachgerade darauf ankommen, ob die Kastengesetze gegen sie in Kraft gesetzt werden. Die Umwandlung einer ganzen Nation hat angefangen, und sie läßt sich nicht allzulange durch den Widerstand eines eingebildeten Völkleins aufhalten. Aber für die Ehre und Zukunft des Christentums in Indien muß gewünscht werden, daß es sich vom Rad der Zeit nicht nur nachschleppen lasse, sondern dem Umschwung vorausgehe und ihn in richtige Bahnen leite. Und daß dazu die beliebte und belobte Nüchternheit tadelloser Orthodoxie nicht hinreicht, sondern auch ein begeisterndes, aufregendes, zusammenschmelzendes Element erforderlich ist, mit dem am Ende selbst etwelche Extravaganzen in Kauf genommen werden müßten, das scheint aus dem vorangeschickten Gang des Kastenwesens klar hervorzuleuchten. Wo immer in Indien schroffe Einzelbekehrungen und größere Erweckungen vorkamen, da war auch der Kastengeist wie im Nu weggeblasen; Liebesmahle und Mischheiraten folgten von selbst. Große Schuld trägt, wer den Kastengeist allgemach sich wieder festsetzen läßt.

Am 8. Mai 1850 traf Graul in Tranquebar ein, fröhlich, die zehnmonatige Reise vorerst zum Abschluß gebracht zu haben. Allein schon seine ersten Berufsgeschäfte waren »mit ungewöhnlichen Gemütserschütterungen verbunden«. Auch hier »machte sich der Subjektivismus einzelner Missionare ungehemmt geltend«. Zunächst war es nicht die Kastenfrage, welche die Gemüter am meisten beschäftigte. Der Schwede Glasell, der die oben erwähnte hyperlutherische, romanisierende Richtung vertrat, wollte sich nicht zur Nüchternheit verweisen lassen; er kann nicht »um der Calvinisten und Engländer willen vom weißen Kleide und Kruzifixe abstehen«. So wird er entlassen, und Mylius, den Graul mehr als alle seine Schüler geliebt hatte, folgt dem Freunde. Daneben scheint es, daß die Missionare in Grauls Inspektion fast einen Angriff auf die Unabhängigkeit der sich bildenden Tamilkirche argwöhnten, teilweise auch ihn, weil nicht ordiniert, nur als Laien ansahen und ihm jede Rücksicht auf das Urteil von Reformierten verdachten. Drückend war auch so mancher demütigende Zug in den nun etwa 3000 Seelen, die zu den übernommenen und gesammelten Gemeinden gehörten. Sie lehrte Graul selbst auch das Wort in ihrer Sprache verkündigen.

Er besuchte sodann mit Cordes Tiruchirapalli, wo sich ein Teil der Tamilgemeinde den Lutheranern anzuschließen bereit erklärt hatte, und setzte, um Ausschreitungen vorzubeugen, fest, daß kein Missionar bei solchem Übertritt die ersten Schritte tun solle; auch haben die Übertretenden zur Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse nach Kräften beizusteuern, eine Verfügung, welche dem Zudrang der Kastenchristen einigen Einhalt zu tun geeignet war. Niemand dürfe aus bloßen Kastenrücksichten aufgenommen werden. Es waren bald (1852) 125 Christen auf dieser Station, und 108 von Thanjavur, welche zur lutherischen Kirche übertraten; und da nun die Londoner ihre Station Kumbakonam aufgaben, wo ein Teil der Gemeinde (71 Seelen) gleichfalls wünschte, ihrer alten Mutterkirche wieder einverleibt zu werden, da auch in Manigramam 92 Christen von der englischen Kirche übertraten usw., so ließ es sich zu einer fortlaufenden Reihe von Stationen im Cauvery-Delta an.

Die Verhältnisse zu den anderen Missionen freundlicher zu gestalten, war unter diesen Umständen eine hoffnungslose Aufgabe. Wie entgegenkommend die reformierten Missionare und Missionsfreunde die neuen Arbeiter aus Deutschland aufgenommen hatten, zeigt jedem Unbefangenen ein Blick in die früheren »Missionsnachrichten«. Es war ja Raum genug da für alle möglichen Zweige der evangelischen Kirche, wenn nur das Werk, das sie alle betrieben, von keinen Eroberungsgelüsten getrübt wurde. Noch im Jahr 1844 hatten die lutherischen Missionare berichtet: »Man muß es den englischen Christen in Indien, welcher Partei sie auch immer angehörten, zum Ruhme nachsagen, daß sie die Gastfreundschaft ohne Rücksicht auf Bekenntnis in höchst löblicher Weise üben.« Und Graul selbst fand dies für seine Person noch eben so gültig, wenn er auch andeutet, daß diese Unbefangenheit unter den Missionaren im Schwinden begriffen sei. Woher aber stammte der Unterschied als von den Ansprüchen, welche die Lutheraner erhoben, den Tamilchristen mit der wahren Lehre von den Sakramenten auch den richtigen Begriff von der Kaste zu bringen? Kein Sachkenner konnte sich darüber täuschen, worin denn eigentlich die Gravitation der Tamilgemeinden zur lutherischen Mission begründet sei.

In diesem Punkte aber war Graul nun einmal seiner Sache gewiß und konnte darum die aufgeregten Gegner mit aller Weisheit, die er aufbot, nicht beruhigen. Er veröffentlichte im Blick auf sie einen Aufsatz über die richtige Behandlung der Kastenfrage, welcher diesem und jenem stolzen Gegner immerhin etwas zu denken gab; er setzte nämlich auseinander, wie durch rein äußerliche Maßregeln nichts gewonnen werde und die Kirche hauptsächlich als eine Krankenanstalt Samariterdienste zu versehen habe. Übrigens hatte auch die Madras-Konferenz der achtzehn reformierten Missionare bereits ausgesprochen (1850), daß ohne die Verbindung von viel Demut und Herzlichkeit mit dem nötigen Ernste die Arbeiter am Reiche nicht hoffen können, dieses Übel aus der Tamilkirche auszurotten. Mancher Missionar hat allerdings auch noch ein gutes Stück Kastengeist in sich verborgen, das ausgefegt werden muß, ehe er ihn in andern bekämpfen kann. Aber alle diese Betrachtungen berührten doch nicht den Kern der Frage. Grauls Biograph meint, die meisten Englischen seien eben nicht im Stande gewesen, »in der Beurteilung der Divergenzen einigermaßen Maß zu halten«, daher Graul »die härtesten und ungereimtesten Angriffe auszustehen hatte«. Aber wie harte Urteile fällten auch die Lutheraner über die übrigen Missionare: Sie sollen »auf gut englisch in der Kaste und allem, was damit irgendwie zusammenhängt, das Übel aller Übel sehen und darüber die sonstigen Gemeindezustände außer acht lassen« usw. Mit gegenseitigem Verurteilen konnte einmal die Sache nicht geschlichtet werden.

Am 13. Oktober 1852 verließ Graul Madras, mit reichen Schätzen tamilischer Literatur beladen, von denen er das Beste in musterhaften Ausgaben und Übersetzungen den Gelehrten und der Lesewelt zugänglich machen durfte. Den Winter brachte er in Ägypten zu und trat erst im April 1853 sein Amt im Missionshause wieder an. Einen Superintendenten für Indien zu finden, wie er beantragt hatte, wollte nicht gelingen; eine Konferenz der Missionare aber schien Graul nur ein Scheinregiment; daher hat er 1857 aus den bewährtesten Arbeitern einen Missionskirchenrat gebildet und mit der Leitung der Stationen betraut. Die Direktion der Mission teilte er mit Dr. Besser bis zum Jahr 1857, dann führte er sie noch drei Jahre allein fort. Er war nun sehr bemüht, seine Schüler in die Sprache, Geschichte, Literatur und Denkweise des Tamilvolks einzuleiten, und veröffentlichte zu diesem Zweck seine *Bibliotheca tamulica,* philosophische und poetische Schriften mit englischen, lateinischen, deutschen Übersetzungen und Anmerkungen; Werke, welche bei allen Sprachforschern die höchste Billigung fanden. Einige seiner Zöglinge lernten so viel Tamil in Leipzig, daß sie gleich nach der Landung predigen konnten.

Draußen arbeiteten die Missionare unter allerhand Wechseln fleißig weiter; Kremmer namentlich durfte erfahren, daß durch treue Pflege der einzelnen sich auch bei verhärteten Kastenchristen noch da und dort Erweichung und wesentlicher Fortschritt erzielen lassen, wie er denn auch immer bedeutendere Beiträge von seiner einst so verkommenen Gemeinde erhielt. Übrigens führte auch er in seiner neugebauten Kirche in Madras die getrennten Sitze ein und blieb somit hierin hinter dem Fortschritt der heidnischen Jugend in den bibellosen Regierungsschulen um ein Namhaftes zurück. Schlimmer noch stand es »in den anderen alten Gemeinden«, wo der Kastenunterschied in der Kirche sich nicht beseitigen lassen wollte. Allein Ochs in Mayavaram hatte gefunden, daß, wo man die Kaste am wenigsten duldet, man am wenigsten von ihr zu leiden hat; und er taufte wohl die meisten Heiden, auch Sudras unter ihnen. Selbst die Frau eines Katecheten, die nicht zu ihrem Manne zurückkehren wollte, weil er in seiner Krankheit, hilflos daliegend, eine von der Missionsfrau gekochte Suppe gegessen hatte, ließ sich später durch Ochs bewegen, nach den Parayer-Männern das Abendmahl zu genießen. (Dieselbe Frau war von ihren Verwandten bereits bewogen worden, die Ehe als geschieden anzusehen, und einer der Missionare verstand sich nicht dazu, ihr die Rückkehr zum Manne zu empfehlen, außer wenn dieser verspreche, nie mehr einen Schritt der Art zu tun!) In dieser Weise glaubte Ochs manchen Fortschritt erzielt zu haben, während freilich seine Nachfolger denselben in Abrede stellten und nur als momentan erzwungen und darum nicht stichhaltig schilderten. Über manche Einzelheit in dieser wie in der folgenden Darstellung des Kastenstreits wird es selbstverständlich dem Fernerstehenden schwer, den Sachverhalt festzusetzen, da die Berichte der Beteiligten bedeutend differieren.

Sadras und Kumbakonam wurden (1856) zu eigentlichen Stationen abgezweigt; es waren nun acht Posten, von neun Missionaren versehen, die

4166 Gemeindeglieder versorgten. Damals hat Cordes den beherzigenswerten Wunsch ausgesprochen, daß doch jede Gemeinde einen eingeborenen Pastor haben möchte; man feierte in diesem Jahre das 150jährige Bestehen der Deutschen Mission im Tamillande und fühlte sich dadurch aufgefordert, über das in so langer Zeit Gewonnene wie über das noch zu Erstrebende einen klaren Überblick zu erhalten.

Eben bereitete sich ein neuer Schritt vor, der das Gebiet der lutherischen Mission bedeutend erweitern, zugleich aber sie in die schwersten inneren Kämpfe verstricken sollte. Waren im letzten Jahre auf 115 Heidentaufen 258 sonst Aufgenommene gekommen, so stieg in diesem das Verhältnis auf 127:421. Ein mächtiges Kirchengefühl belebte die Brüder und ermunterte sie zu immer weitergreifendem Ernten, wo sie nicht gesät hatten. Das westlichste Gebiet des Tamillandes ist Coimbatore, wo seit bald 30 Jahren der Londoner Missionar Addis, nur von Katholiken beengt, eine kleine Gemeinde gesammelt hatte und in mehreren Dörfern Angeregte unterrichtete. Etliche Kastenchristen nun, die um ihrer Ämter willen nach Coimbatore gezogen waren, wandten sich um geistliche Pflege nach der nächstgelegenen Station Tiruchirapalli. Missionar Ouchterlony reiste hin und besuchte auch die Taufkandidaten von Missionar Addis. Da dieser nur darum die Taufe hinausgeschoben hatte, weil diese Leute ihre Kaste noch nicht aufgeben wollten, waren sie hoch erfreut zu hören, daß dieser Schritt keineswegs wesentlich sei, und ließen sich von den Lutheranern taufen.

Es war natürlich, daß Addis, der den lutherischen Missionar bei seinem ersten Besuch bereitwillig aufgenommen und ihm die Sachlage in seinem Distrikt unverhohlen auseinandergesetzt hatte, über diesen unerhörten Eingriff von Protestanten in ein fremdes Gebiet sich aufs bitterste beklagte. Auch der Sekretär der Londoner Mission wandte sich klagend nach Leipzig und sandte einen Protest im Namen von mehr als 200 Missionaren ein. Konnte man bisher das Gravitieren der Tamil-Kastenchristen zur lutherischen Mission noch immer einigermaßen dadurch erklären, daß man die Erinnerung an die einstige Mutterkirche möglichst betonte, hier war einmal der Fall ein ganz anderer. Es war ein Bauen auf völlig fremden Grund, wogegen Luther, der ja nicht einmal in papistischen und ketzerischen Gemeinden »ohne des Pfarrherrn Wissen« zu lehren erlaubte, aufs stärkste protestiert haben würde: »Was nicht befohlen ist, das sollen wir lassen anstehen, wir haben genug zu tun, so wir das Befohlene ausrichten wollen.«

Als im Mai 1858 Missionare aller evangelischen Gesellschaften sich in Ootacamund zu einer Konferenz vereinigten, schien ihnen »das den Heiden gegebene Ärgernis und die Beeinträchtigung der ganzen christlichen Kirche Südindiens« zu verlangen, daß der nachfolgende Protest den Leitern und Unterstützern der Leipziger Mission vorgelegt werde: »Ihre Missionare scheinen es für ihre Pflicht zu halten, jeden Christen anzunehmen, der vorgibt, in gewissen Lehrpunkten ihren Ansichten beizustimmen, ohne seine sonstigen Motive genau zu untersuchen. Dadurch werden die Unzufriedenen und Unordentlichen in vielen unserer Gemeinden ermutigt, um Aufnahme in die Ihrigen nachzusuchen, um gesunder Kirchenzucht zu entfliehen; zugleich werden auch die Besseren unter den Zurückbleibenden wankend gemacht. Da ferner diese Brüder in Behandlung des Kastenübels einen von allen anderen protestantischen Missionen verschiedenen Weg einschlagen, ist es ihnen schon hierdurch leicht gemacht, Leute von anderen Gemeinschaften wegzuziehen, in welchen dieses schlimme System gründlich bekämpft wird. Wir wünschen daher nur, daß Ihre Arbeiter in diesem Lande sich in dieselbe Ordnung des Verhältnisses zu anderen Missionaren finden mögen wie die Arbeiter der übrigen Gesellschaften. Dadurch würden sie unsere geachteten und geschätzten Mitwirker werden, statt daß sie jetzt so vielen von uns große Sorge und Not bereiten. – Das Feld ist weit genug für uns alle; wir wünschen, es völlig besetzt zu sehen und möchten gern alle als Mitarbeiter anerkennen, welche die armen Heiden zu Christus bringen wollen. Über kirchliche Fragen wollen wir anderen nichts vorschreiben. Wo aber das Vorgehen einer Mission den inneren Haushalt anderer Gemeinden stört, fühlen wir uns gedrungen, gegen ein solches Verfahren als ein Abweichen von einem der ersten Grundsätze unseres gemeinschaftlichen Christentums zu protestieren.«

Graul beklagte nun aufrichtig, daß seine Regel für die Aufnahme von Christen aus anderen Gemeinschaften »nicht allewege gewissenhaft befolgt worden sei« und verstand sich dazu, sie zu verschärfen. Der gemachte Fehlschritt wurde aber nicht zurück-

genommen; im Gegenteil glaubte Graul am Ende, »es sei dabei nichts Unrechtes der Art vorgekommen«. Es folgten nun aber bedeutende Entzweiungen im Innern der Mission, die bereits durch verwandte Fälle schwer zerrüttet war.

Schon im Jahre 1854 wäre nämlich der Predigtamtskandidat Nallatambi ordiniert worden, wenn er sich dazu verstanden hätte, mit seinen künftigen Amtsbrüdern Tee zu trinken. Als er die Einladung ausschlug, waren nur Cordes und Schwarz dafür, ihn dennoch zu ordinieren; die sieben anderen Missionare stimmten dagegen. Das Kollegium in Leipzig hielt es für genug, wenn die Kaste »innerlich« aufgegeben werde, mochte aber die Ordination nicht befehlen. Sie wäre vielleicht doch erfolgt, wenn nicht heftige Debatten, durch zwölf Thesen von Missionar Wolff hervorgerufen, den Zwiespalt der Missionare vergrößert hätten. Missionar Ochs hatte nun auf einen Besuch in Deutschland seine Freunde in Lauenburg näher mit der Frage bekannt gemacht, worauf diese in Leipzig die Forderung stellten: »Jeder eingeborene Lehrer müsse mit der Kaste brechen, die gesonderten Sitze in der Kirche müssen abgeschafft, mittelst Kastenduldung dürfe nicht mehr Propaganda gemacht werden.« Die drei Punkte wurden auf der Generalversammlung aller Hilfsvereine (1857) mit einiger Milderung genehmigt.

Diesen Entscheid nun begrüßten Ochs und die meisten Missionare mit Freuden und dankten Gott auf den Knien dafür. Anders Cordes und die drei, die sich zu ihm hielten (Schwarz, Kremmer, Ouchterlony), welche bereits die andere Partei für unlutherisch, ja für verstockte Sünder erklärt hatten. Sie konnten den Entscheid nicht annehmen, vielmehr erkannte Cordes für seine Pflicht, unverweilt nach Deutschland zu reisen, um sich mit dem Kollegium zu bereden. Die Sudrachristen machten einen Bund wider alle, die das Abendmahl mit Parayern feierten, Katechisten lehnten sich auf und mußten entlassen werden; die Mission schien aus den Fugen gehen zu wollen.

Im Oktober 1857 kam Cordes mit seinem Protest in Leipzig an, und das Kollegium beschloß, den Entscheid durch einen Erlaß zu sistieren, d. h. zu erklären, derselbe gebe keinerlei »Berechtigung zu einem Vorgehen auf dem Wege äußerer Gesetze, Maßnahmen und Methoden«, er sei nur Norm für die Kirchenleitung, daher auch den Gemeinden nicht zu publizieren. Als im Februar 1858 die Konferenz der Missionare unter Ochs' Vorsitz zusammentrat, entbrannte der Streit so heftig, indem namentlich die Neuangekommenen den »Entscheid« aufs schonungsloseste verdammten und durch den »Erlaß« für aufgehoben erklärten, daß Ochs aufgefordert wurde, wegen Ehrlosigkeit das Präsidium niederzulegen und man den Kastenfeinden die Amtsgemeinschaft verweigerte. Der alten Konferenz gegenüber konsituierte sich eine neue und maßte sich an, den Gliedern jener zu diktieren.

Graul hob nun beide Konferenzen auf, bestätigte aber die Verfügungen der neuen und befahl, den Entscheid nicht anders als im Sinne des Erlasses zu verstehen. Die Christen Tranquebars brachten 100 Rupien zusammen, um Cordes bei seiner Rückkehr eine goldene Kette zu schenken, die ihm nebst einer die gewonnene Beruhigung andeutenden Spieldose überreicht wurde. Die Beruhigung trat aber nicht alsobald ein; wenigstens scheinen die Kastenchristen 22 Familien in den Bann getan zu haben, weil sie sich den Anordnungen der strengeren Partei gefügt hatten.

Als Wendlandt beim Abendmahl sehen mußte, wie diese Christen nun stolz die Parayer zurückwiesen, kam er um seine Entlassung ein und zog sich mit blutendem Herzen in die Hermannsburger Mission unter den Zulus zurück, wo er bald starb. Wolff wurde bedeutet, sich nach einem anderen Missionsdienst umzusehen; Baierlein und Ochs suchten um ihren Abschied nach. Letzterer darum, »weil Sie wieder bauen, was Sie eingerissen haben, und jenes trübe Gemisch von Christentum und Heidentum aufs neue in Ihren Gemeinden gepflegt, die Sakramentsschändung aber nicht gestraft wird« (September 1858). Das Missionskollegium suchte nun die Überzeugung jedes einzelnen Missionars möglichst zu schonen und verlangte nur, »man solle den mit der Kaste verbundenen Übeln gegenüber einerseits sich von allem hastigen gesetzlichen Treiben fern halten, andererseits in Seelsorge und Beispiel auch den rechten evangelischen Ernst erweisen«. Ochs jedoch trat (Juni 1859) wirklich aus und gründete, unterstützt von Lauenburger Freunden, eine neue Mission, Bethanien bei Cuddalore, auf welcher seit 1863 auch dänische Missionare arbeiten. Baierlein lenkte ein, unterwarf sich dem Kollegium und bezog als neue Station Cuddalore. Wolff wurde später wieder angenommen; Meischel zog nach Australien, Appelt nach Europa.

Das Seminar in Tranquebar war immer als der eigentliche Hoffnungsquell der Tamilmission angesehen worden. Doch erst im Jahr 1858 hatte ein eigens für dasselbe bestimmter Missionar, Stählin, seine Leitung übernommen und es zu neuer Blüte gebracht. Da er nun einen Speisesaal zu bauen hatte, wagte er, obgleich sonst der Kastenduldung geneigt, denselben für Sudra- und Parayerknaben zugleich einzurichten, so daß die Essenden beider Kasten nur durch eine vier Fuß hohe Wand geschieden wären. Allein die Sudraknaben, obwohl von Missionsgeldern unterhalten, empörten sich (Januar 1859), und Stählin mußte nachgeben, sie vorerst in Hof und Garten essen zu lassen, dann die Wand um anderthalb Fuß erhöhen usw., bis endlich erreicht war, daß die Mehrzahl der Knaben sich dazu verstand, in jenem Saale zu essen. Graul aber meinte, auch hier sei wohl ein wenig zu rasch vorgegangen worden. In seinen Augen handelte es sich darum, sein ganzes Werk zusammenstürzen zu sehen. Hatte er seine Behandlung der Kastenfrage für die echt lutherische erklärt, so traten nun andere Lutheraner, auch der verehrte Harms, mit der gegenteiligen Behauptung auf und wünschten, wenn doch lieber von Anfang an mit der Kaste entschieden wäre gebrochen worden!

Zu diesen für Graul so angreifenden Vorgängen kam noch eine Verstimmung im heimischen Lager. Drei Zöglinge aus der separierten Kirche preußischer Lutheraner entdeckten, daß sie in Leipzig nicht mehr zum heiligen Abendmahl gehen könnten, weil sie keinen Altar wüßten, an welchem Unierte grundsätzlich nicht zugelassen würden, und erklärten ihren Austritt (Dezember 1857). Daher drohten ihre Seelsorger mit der Trennung von der Missionsgesellschaft, während die bayrische Landeskirche und andere Freunde letzterer kein Abgehen von ihren bisherigen Prinzipien erlaubten. Auch darunter litt Graul unsäglich.

Er entschied sich, nachdem er diese Wirren ausgefochten, sein Amt als Direktor in die Hände Pfarrer Hardelands zu übergeben, während er fortfuhr, die Missionsseminaristen im Tamil usw. zu unterrichten (Ostern 1860). Die Mission zählte 4600 Glieder, ihr jährliches Einkommen war auf gegen 50 000 Taler gestiegen. Die Predigtamtskandidaten Samuel und Nallatambi wurden, ohne die Kaste völlig aufgegeben zu haben (Juni 1860), ordiniert, auf das Gelübde hin, sich durch keinen Geburtsunterschied am Warten ihres Amts hindern zu lassen.

Für die so wichtigen literarischen Arbeiten sorgte seit 1858 der gelehrte Schwede Blomstrand unter Beihilfe einer ihm (1860) nachgesandten Druckpresse.

Nachdem Graul noch ein Pamphlet über »die Stellung der evangelisch-lutherischen Mission zur Kastenfrage« mit großer Ruhe und Umsicht ausgearbeitet hatte, entschied er sich, um dem neuen Direktor seine Aufgabe zu erleichtern, für Lösung auch des letzten amtlichen Bandes, das ihn seit siebzehn Jahren mit der Anstalt verknüpft hatte (1861), und freute sich wie ein dem Käfig entflohener Vogel seiner neuen Freiheit. Sein Interesse für das Tamilvolk aber hat er bis zum Ende lebendig erhalten.

In Erlangen schien er sich erst frisch einzuleben; bald aber warf ihn ein schweres Fußleiden aufs Krankenlager, auf dem er, der Erde müde, sich mehr und mehr nach der Heimat sehnte; ein Trost war es ihm, daß er auch noch in dieser Schmerzenszeit einen künftigen Missionar, Germann, im Tamil unterrichten konnte. Leidlich hergestellt, setzte er mit diesem seine Tamilarbeiten fort, dichtete daneben neue Lieder oder goß alttamilische mit vollendeter Meisterschaft in deutsche um, und suchte in jeder Weise jenes ferne Volk den Missionsfreunden nahezubringen und ihnen lieb und wert zu machen. Mit streng kritisch durchgearbeiteten Übersichten über den Fortgang des Missionswerks (besonders in den hallischen Missions-Nachrichten) verfolgte er unermüdet die Aufgabe, zur gehörigen Klärung und Leitung des Missionsinteresses das Seine beizutragen. Er dachte schon daran, Vorlesungen über die Mission zu halten, und einmal durfte er sich »über Stellung und Bedeutung der christlichen Mission im Ganzen der Universitätswissenschaften« vor einem großen und gewählten Kreis von Zuhörern aussprechen. Allein die Zeichen seiner nahenden Auflösung mehrten sich; nachdem er der Missionskasse ein Kapital von 1000 Talern, seine Bibliothek aber dem Seminar in Tranquebar vermacht hatte, entschlief er am 10. November 1864.

Es ist an seinem Grabe ausgesprochen worden: »Man wird eine neue Periode der Mission in unserer Kirche mit dem Namen Graul beginnen«; denn nach ihm »sollte sie nicht bloß einige wenige bekehren, sondern ihren Beruf an den Völkern überhaupt erfüllen, um eben dadurch jener anderen Aufgabe der Seelenrettung um so völliger genügen

zu können. Mit dem Geistesleben der Völker sollte sie sich in inneren Zusammenhang setzen, um das innerste Herz des Volks zu treffen und seine von Gott geschaffene nationale Eigentümlichkeit nicht zu vernichten, sondern zu erneuern und zu verklären.« Uns scheint hiermit das Beste, was Graul anstrebte, richtig bezeichnet; übereinstimmend damit heißt ihn sein Biograph »recht eigentlich den Missionslehrer«.

Wenn aber derselbe die Hauptbedeutung dieses Namens darin findet, daß Graul Vertreter der reinen Lehre gewesen sei, so bezweifeln wir die Richtigkeit dieser Identifizierung und sehen gerade in Grauls unverhüllter Abneigung gegen Einzelbekehrungen und in dem voreiligen Streben nach Gewinnung und Bewältigung von Massen etwas Unlutherisches. L. Harms war gewiß so gut lutherisch als Graul; er war aber durch ganz andere Kämpfe zum Frieden, zum Dienen und Wirken durchgedrungen, und demgemäß tritt er viel einfältiger auf, wo es gilt zu handeln, und übt eine weit durchschlagendere Wirkung. Graul beschäftigt sich unendlich viel mit der Kaste und kommt doch nie aus dem Schaukelsystem hinaus; er setzt fest, daß sie wenigstens in der Kirche abgetan werden müsse und kann sich nach Jahren zufrieden geben, wenn sie darin fortbesteht; er will Fortschritt und begnügt sich nach allem mit einem Zurückgehen auf das Maß der – im Punkt der Lehre und des Kirchenbrauchs ihm sonst nicht ganz genehmen – Hallischen Väter. Einen befriedigenden Umschwung hofft er erst – »vom Vollwuchs einer Nationalkirche«!

Graul versenkt sich liebend in den fremden Volksgeist und geht allerhand Kompromisse mit ihm ein; aber er tut darin des Guten zu viel: Die Mission soll ja den Volksgeist überwinden, um ihn neuer Entwicklung entgegenzuführen. Kann das wohl anders erreicht werden als durch die gründliche Erneuerung einzelner, gewaltiger Charaktere, durch das Auftreten, sage, von christlichen Buddhas oder Nanakas? und bis diese kommen, vorläufig durch schwächere Leute, die aber ganze Männer und treu in ihrem Kreise sind? Wo ist auch je etwas Neues zustande gekommen als durch einzelne Vorkämpfer, die ihr Leben dransetzten, ihre Aufgabe zu erfüllen? Um diese scharen sich nachgerade die lautersten Seelen, dann die besseren Elemente, und am Ende, wenn es nichts mehr kostet, folgt auch die Masse nach. So ist die Christenheit entstanden, so die Reformation, und ein Reich erhält und breitet sich durch dieselben Mittel aus, denen es seine Entstehung verdankt.

Mittlerweile danken wir Gott, der auch dieser Mission durch allerhand Krisen hindurch geholfen, manchen reichen Segen beschert und bereits 8485 Seelen (im Jahr 1868) anvertraut hat, die mit Gottes Wort treulich genährt werden! Und wenn wir die vielfachen, grundverschiedenen Werkzeuge überschauen, durch welche Gott in Christus sich zu dem Tamilvolk geneigt hat, den enthusiastischen Xaver, den geistesstarken Nobili, den gewandten Beschi, den unermüdlichen Ziegenbalg, den innigen Fabricius, den immer fortschreitenden Schwartz, den organisierenden Rhenius, den Gewissen-weckenden Anderson, den opferfreudigen Ragland, den sinnigen Graul und so viele hingebungsvolle Männer und Frauen, deren die Geschichte nur im Vorbeigehen gedenkt, so werden wir an der Einseitigkeit der einzelnen keinen Anstoß nehmen, wenn es uns auch gelüsten möchte, dem und jenem zu seiner besondern Gabe die hervorstechende Gabe des anderen hinzuzuwünschen, also etwa einen Anderson durch Graul zu ergänzen, oder uns einen möglichen Rhenius-Fabricius zu denken. Bei näherem Beschauen werden wir aber erkennen, daß wir mit solchen Gedanken uns zu versündigen Gefahr laufen, abgesehen davon, daß unsere Phantasie nur Ungeheuer zustande brächte. Der Muster-Missionar ist nicht erst zu schaffen oder auszudenken; er ist ja erschienen und lebt und wirkt fort mit seinen Geistesausstrahlungen in den armen sündigen Menschen, die Er hinaussendet. Halten wir uns nicht an ihren Schwächen auf, sondern loben wir den, der so mancherlei Kräfte für ein Völklein aufzuwenden und nutzbar zu machen wußte und mittelst ihrer einander oft durchkreuzenden Arbeiten sich doch seinen Tempel erbaut!

Die Basler Mission in Indien

Kurze Übersicht über die Basler Mission auf der kanaresischen Küste Ostindiens von ihrer ersten Gründung an

Der folgende Aufsatz stammt von *Gottfried Weigle,* der ihn während seines Aufenthalts im Missionshaus in Basel schrieb. Gottfried Weigle wurde am 1. Juli 1816 in Zell am Neckar geboren. Kurz nach seinem achtzehnten Geburtstag starb sein Vater. Fast zur selben Zeit begann er sein Universitätsstudium in Tübingen, wo er Gundert und Mögling kennenlernte. Weigle schrieb: »Nun bezog ich die Universität, 18. Oktober 1834. Merkwürdig genug konnte für mich sein, daß der Nämliche, der ein Jahr vorher mir Lust gemacht hatte, Goethe zu lesen, nun mir das Evangelium von Buße und Glauben predigte am Tag meines Eintritts ins Seminar. Er war seitdem durch die Kraft Gottes gesund geworden. Es ist mein teurer Bruder Gundert. Ein Zeichen folgte aufs andere. Ich lernte auch Herrmann Mögling kennen, der eben von der Universität abgegangen war.« (HM 128). Dieser wurde am Epiphaniastag 1836 ordiniert. Dabei sagte Gottfried Weigle zu Herrmann Mögling: »Wenn es der Wille Gottes ist, folge ich Dir nach Indien, sobald ich meine Studien vollendet habe.« (HM 129). Die Studien schloß er mit dem Examen im Herbst 1838 ab und trat ins Missionshaus in Basel als Lehrer ein. Nach dem Tod von Inspektor Blumhardt am 19. Dezember 1838 übernahm er auch dessen Unterrichtsfächer für einige Zeit. Bald jedoch bereitete sich Weigle auf die Reise nach Indien vor. Über England reiste er nach Bombay und von da nach Mangalore, wo er im September 1840 ankam.

Der Aufsatz Weigles befindet sich im Archiv der Basler Mission in Basel und trägt die Jahreszahl 1843. Die Abfassung des Artikels liegt jedoch früher und muß noch in Basel erfolgt sein, worauf auch die Wendung »hiesige Missionsgesellschaft« weist; er dürfte Anfang des Jahres 1839 abgeschlossen worden sein. Es hat den Anschein, daß die Ausführungen ursprünglich mit der Übersicht über die Entstehung der Basler Mission an der Südwestküste Indiens endeten und die Abschnitte über die ehemalige Mission in Rußland und die Mission in Westafrika sowie über die Situation der Basler Missionsgesellschaft nach dem Tode Blumhardts etwas später dazukamen. Der Bericht über Kanara enthält gerade noch die Ankunft Gunderts in Mangalore, erwähnt jedoch noch nichts von Malabar.

Die drei ersten Basler Missionare – Samuel Hebich, Chr. Leonh. Greiner, Joh. Christoph Lehner – waren am 21. März 1834 vom Missionskomitee in Basel verabschiedet worden. Ihre Reise hatte sie über England nach Malabar geführt, wo sie das Segelschiff *Malabar* am 14. Oktober 1834 im Hafen von Kozhikode verlassen hatten. Zwei Wochen später, am 30. Oktober, waren sie in Mangalore, dem Ziel ihrer Reise, angekommen.

Mit dem Abdruck dieses Aufsatzes soll auch der guten Freundschaft zwischen Gundert und Weigle gedacht werden.

Schon lange hatte die Basler Missionsgesellschaft ihren Blick auf das große völkerreiche Indien gerichtet, wo teils durch die bürgerlichen Verhältnisse, teils durch den allmählichen Fall des Heidentums allenthalben sich für evangelische Missionsarbeit offene Türen zeigten. Ihr Plan war hauptsächlich, eingeborene Jünglinge zu sammeln und sie durch christlichen Unterricht zuerst selbst für das Evangelium zu gewinnen und sie sodann zum tätigen Anteil an der Missionsarbeit unter ihren Landsleuten heranzubilden. Dabei standen aber zwei große Hindernisse im Wege, welche diesen Plan nur schwer und langsam zur Ausführung kommen ließen. Das erste Hindernis war der Mangel an hinreichenden Geldmitteln, welche für eine Mission in Indien mehr als in anderen Teilen der heidnischen Welt erforderlich sind; ein anderes Hindernis war das bis dahin bestehende Gesetz, daß kein Ausländer in den britischen Besitzungen des nördlichen und südlichen Indiens ohne beson-

dere Erlaubnis des Königs von England sich zu irgendeinem Zwecke niederlassen durfte. Da aber der Hilferuf: Kommt herüber und helft uns! von jener großen Halbinsel immer dringender herübertönte, so entschloß sich die hiesige Missionsgesellschaft, den seligen Herrn Inspektor Blumhardt als Abgeordneten nach London zu senden, um sich über die Möglichkeit einer freien Niederlassung deutscher Missionare in Indien genauer zu erkundigen und die nötigen Maßregeln hierzu anzubahnen; die göttliche Vorsehung fügte es, daß gerade damals im Parlament jenes Gesetz aufgehoben und von nun an jedem Ausländer freie Ansiedlung in Indien für rechtmäßige Zwecke gestattet wurde. Dies wurde als ein gnadenreicher Wink des Herrn angesehen, und noch im Jahr 1834 wurden drei Zöglinge des hiesigen Instituts, Hebich, Lehner und Greiner, für die Mission in Indien ausgesondert und nach erhaltener Ordination im Mai jenes Jahres über England nach Indien abgefertigt. Ihre Aufgabe beim Eintritt in Indien bestand einfach darin: sich vorerst auf der westlichen Küste der indischen Halbinsel nach einer wohlgelegenen Seehafenstadt zu begeben, dort die Sprache des heidnischen Volks, zu welchem sie gesendet werden sollten, gründlich zu erlernen, sodann durch Beobachtung der Landessitten sich mit der richtigen Missionsweise bekanntzumachen und erst nach der nötigen Vorbereitung an der Stelle, welche ihnen die Hand Gottes durch sachkundige Freunde in Indien zeigen würde, in der Kraft des Herrn ihr eigenes Missionswerk anzufangen.

Nach einer sehr glücklichen Seefahrt kamen die drei Brüder im Oktober des Jahres 1834 in Mangalore an, wo sie von den dortigen englischen Christen mit zuvorkommender Liebe aufgenommen wurden. Alsbald erkannten sie, daß die in einer Länge von mehr als achtzig Stunden an der Küste sich hinziehende Provinz Kanara das Arbeitsfeld sei, das ihnen der Herr in diesem Lande angewiesen habe. Das Land ist dicht bevölkert und wird für eine der gesündesten Gegenden der heißen Seeküste Indiens gehalten. Der Boden ist fruchtbar, alle Lebensmittel sind wohlfeil. Die kanaresische Sprache wird weithin gesprochen, und da das Land unter der britischen Regierung steht, so ist der christliche Missionar an allen Stellen des Landes auf seinen Wanderungen vollkommen gesichert. Freilich haben seit dem 17. Jahrhundert römisch-katholische Missionare fleißig an der Ausbreitung des Christentums unter den Einwohnern dieser Küste gearbeitet; auch gelang es ihnen, eine bedeutende Anzahl von Neubekehrten zu sammeln, die sich jetzt noch äußerlich zur römisch-katholischen Kirche bekennen, daneben aber noch eine große Menge heidnischer Gebräuche und Sitten beibehalten haben. So hatten die Missionare ein doppeltes Missionsfeld zu bearbeiten, nämlich die heidnischen Einwohner des Landes zum Evangelium zu führen, sowie die nicht weniger unwissenden römischen Katholiken zum allein seligmachenden Glauben an das Wort Gottes hinzuleiten. Eines war daher vor allem ihre Aufgabe, nämlich in dem Geleise der Demut, der Selbstverleugnung und Niedrigkeit ihrem göttlichen Meister nachzuwandeln und auf diesem Wege fruchtbar zu werden zu jeglichem guten Werk.

Bald wurden die drei Brüder bekannt mit einem trefflichen Freunde der Mission in Mangalore, Herrn Collector Anderson, welcher sie auf die zuvorkommendste Weise aufnahm und mit seinem Rat unterstützte, wodurch denn unsere Missionare veranlaßt wurden, in dieser Seestadt, welche etwa 20.000 Einwohner zählt, sich fürs erste bleibend niederzulassen. Mit allem Ernst wandten sie sich nun zur Erlernung der kanaresischen Sprache, deren Erwerb ihnen durch Gottes Gnade leichter wurde als bei den geringen Vorarbeiten zu erwarten war; zugleich suchten sie in nähere Bekanntschaft mit den heidnischen Sitten, Lebensweisen und Finsternissen der zahlreichen Volksstämme zu treten, welche um sie her wohnten. Schon im Jahr 1835 schreibt Missionar Hebich über den Zustand der dortigen Heiden: »Sie sind alle in schauerliche Finsternis gehüllt und in tiefer Lasterhaftigkeit versunken. Schon haben wir angefangen, da und dort uns in Unterredung mit denselben einzulassen, denen sie nicht ausweichen, und wobei wir mitten in der großen Finsternis doch zuweilen eine Seele antreffen, welche von dem Lichtstrahl der göttlichen Wahrheit sich nicht mutwillig abwendet. Wir sehnen uns nach der Zeit, wo es uns gegeben ist, freimütig als Herolde der Gnade in ihre Mitte einzutreten und sie an Christi Statt zu bitten, sich versöhnen zu lassen mit Gott. Auch die sogenannten römisch-katholischen Christen dieses Landes befinden sich in einem höchst beklagenswerten Zustande. Noch sind die heidnischen Kastenunterschiede unter ihnen herrschend, und die meisten ihrer heidnischen Gebräuche haben sie in die

äußere Kirchengemeinschaft mit sich hinübergenommen. Das Bibellesen ist ihnen aufs strengste von ihren Priestern untersagt, und es ist kein Wunder, wenn diese Leute, die in roher Unwissenheit dahinleben, dem Christennamen unter den Heiden große Schmach bereitet haben und ein Fels des Ärgernisses für die Verbreitung des Christentums geworden sind.«

In demselben Jahr (1835) trat Missionar Hebich auf Kosten des Herrn Anderson eine große Missionsreise an, teils um den Umfang des Landes und Volkes, unter welchem die kanaresische Sprache vorzugsweise gesprochen wird, genau kennenzulernen, teils in den beiden großen Städten Bangalore und Bellary, wo Missionare der Londoner Gesellschaft arbeiten, mit diesen wackeren Arbeitern eine brüderliche Geschäftsverbindung anzuknüpfen und sich selbst in der Behandlungsweise des Volkes genauer zu unterrichten. Diese Reise, welche einen Bezirk von mehr als 400 deutschen Stunden umfaßte, war ganz dazu geeignet, die eben genannten wichtigen Zwecke zu erreichen. »Im allgemeinen,« schreibt Missionar Hebich von seiner Reise, »ist das Volk sehr bereitwillig, das selige Evangelium zu hören. So habe ich es überall gefunden; aber seine blinden Führer, die Brahmanen, welche großen Einfluß auf das Volk ausüben, sind die eigentlichen Feinde des Wortes vom Kreuze, und wären diese nicht, so wären Tausende offen und empfänglich für das Wort der Wahrheit.« Mit freudigen Hoffnungen kehrte er im Jahr 1836 von seiner Reise, auf welcher er 150 Exemplare der heiligen Schrift und 2500 kleine christliche Traktate in der Sprache des Volkes nach allen Richtungen hin verteilt hatte, nach Mangalore zurück.

Inzwischen hatten die Brüder den ursprünglichen Plan, ein Erziehungsseminar für eingeborene Katecheten und Schullehrer zu gründen, nicht aus dem Auge gelassen. Sie fingen an, Knaben und Jünglinge der Eingeborenen da und dort um sich her zu versammeln, kleine Schriften ihnen zum Lesen auszuteilen und bei Gelegenheit ein Wort der Wahrheit zu ihren Herzen zu reden. Auch gelang es ihnen bald, einer Anzahl heidnischer Knaben kanaresischen Unterricht zu erteilen, worunter sich auch mehrere von römisch-katholischen Eltern befanden. Zwar wurde dadurch die Eifersucht der katholischen Priester so sehr aufgeregt, daß sie die Büchlein, welche diese Knaben erhielten, verbrannten; aber letztere ließen sich dadurch nicht abschrecken, wiederzukommen und den Unterricht fortzusetzen. Es war aber klar, daß ohne neue Mitarbeiter die Sache schwer ausführbar wäre, und so wurden im Jahr 1836 aus der hiesigen Anstalt vier neue Zöglinge, Mögling, welcher soeben seine Studien auf der Universität Tübingen vollendet hatte, Layer, Frey und Lösch den kanaresischen Missionaren zu Hilfe gesandt, bei denen sie auch unter Gottes Schutz am Schluß des Jahres glücklich ankamen.

Gestärkt durch diesen Zuwachs an treuen Mitarbeitern gingen nun die älteren Brüder, während jene sich unter ihrer Leitung mit der Erlernung der Sprache beschäftigten, ernstlicher darauf aus, mit Schulen verschiedener Art unter Gottes Beistand einen kräftigen Anfang zu machen. Der Herr ließ es ihnen bald gelingen, ein geräumiges Wohnhaus nahe beim Bazar zur Miete zu erhalten, welches für sämtliche Missionszwecke wegen seiner Lage und Geräumigkeit vorzugsweise geeignet war. Hier wurde nun für die Kinder der armen Sudras (niedrigste Kaste) unverweilt eine Schule eingerichtet und ein tüchtiger Schullehrer, der zwar noch Heide, aber ein lernbegieriger Schüler Christi war, bei derselben angestellt. Nahe bei ihrem Wohnhaus errichteten sie sofort ein Bethaus, worin jeden Abend einem wachsenden Häuflein wahrheitsuchender Heiden abwechselnd durch unsere Brüder das Wort vom Kreuze ans Herz gelegt wurde. Durch die reichlichen Liebesgaben, welche die dortigen englischen Christen freudig unseren Brüdern darreichten und welche sich beinahe auf 4000 Schweizer Franken beliefen, wurden sie ferner in den Stand gesetzt, ein neues, geräumiges Schulhaus aufzurichten, in welchem eine zweite Schule unter lieblichen Hoffnungen begonnen wurde. Auf diese Weise hatte die Hand Gottes innerhalb kurzer Zeit unseren Brüdern zu Mangalore die weitesten Bahnen zu gesegneter Wirksamkeit unter der Jugend aufgeschlossen, während sie andererseits, von Malachi begleitet, täglich auf die öffentlichen Plätze der Stadt hinausgingen, um den Vorübergehenden das herrliche Evangelium zu verkündigen und christliche Schriften unter denselben auszuteilen.

Schon im Jahr 1835 wurde von den älteren Brüdern in Mangalore der hiesigen Missionsgesellschaft eine zweite Station, Dharwar, etwa neunzig Stunden nördlich von dort, als eine Stelle vorgeschlagen, welche vorzugsweise geeignet wäre, ein neues

Gebiet für eine gesegnete Missionsarbeit in jener Gegend zu eröffnen. Beide Punkte, Dharwar und Mangalore, sind zwar ziemlich weit auseinander gelegen; zu Land sind keine gangbaren Wege zwischen beiden Plätzen bis jetzt angelegt, und das Reisen durch die Wälder ist ausnehmend unsicher, weil viele wilde Tiere, besonders Tiger, Elefanten und Büffelochsen in denselbigen hausen, so daß erst kürzlich von einem englischen Regimente, das diesen Weg machte, in kurzer Zeit zwei Offiziere von diesen Bestien zerrissen wurden; da aber die Kommunikation zu Wasser äußerst leicht und Dharwar eine sehr wichtige Hauptstelle der kanaresischen Provinz mit einer sehr zahlreichen Einwohnerschaft ist, welche bis jetzt von dem Evangelium Jesu Christi noch nichts gehört hat, so wurde von dem Komitee unverweilt seinen indischen Missionaren der Auftrag gegeben, nach den Fingerzeigen Gottes daselbst die zweite Missionsstation anzulegen, und im Jahr 1837 zogen drei von den Brüdern im Namen Gottes hinauf, um ihre Arbeit unter den Heiden dort zu beginnen. Wir dürfen es hier zur Ehre unserer lieben Brüder nicht verschweigen, daß sie mitten unter den vielfältigen Ausgaben, welche ihre Arbeiten veranlaßten, allezeit nach dem Sinne ihres göttlichen Meisters in stiller Selbstverleugnung und Sparsamkeit ihr Werk trieben, so daß sie imstande waren, im Jahr 1837 3500 Schweizer Franken als Ersparnis aus dem ihnen zur Probe ausgesetzten Gehalt in die Hände des Komitees zurückzugeben und demselben dadurch freudigen Mut zu geben, in demütigem Glauben das Werk auf der kanaresischen Küste mit aller Macht zu unterstützen.

Solange die drei Brüder Mögling, Layer und Frey, welche mit dem Anfang des Jahres 1837 in Dharwar sich niedergelassen hatten, mit der Erlernung der kanaresischen Sprache noch beschäftigt waren, widmeten sie sich zunächst der Predigt des Evangeliums unter den dortigen Engländern, wodurch ihre eigentliche Missionsarbeit auf gedoppelte Weise angebahnt wurde, indem sie nämlich einerseits jene Europäer aufmunterten, durch einen echt christlichen Wandel den Heiden zu einem Vorbilde zu dienen, andererseits aber sie zur tätigen Teilnahme an der kanaresischen Mission ermunterten. Aber kaum hatten sie sich der Landessprache einigermaßen bemächtigt, so wagten sie sich unter die Tausende armer Heiden hinaus, und Missionar Mögling hatte zuerst die Freude, mit einiger Sprachfertigkeit denselben die großen Güter des Reiches Christi anzubieten. »Unser Bruder Mögling«, heißt es in einem Briefe aus jener Zeit, »geht beinahe jeden Tag und zuweilen zweimal des Tages in die Stadt oder die umliegenden Dörfer und predigt in kanaresischer Sprache den armen Heiden das Wort des Lebens und verbreitet da und dort Teile der heiligen Schrift und christliche Traktate. Die Leute sind freundlich gegen uns und hören uns zum Teil mit Beifall und Aufmerksamkeit an. Auch haben wir bis jetzt von ihrer Seite weder ungebührliche Störungen noch freche Widersetzlichkeit erfahren. Es ist unser tägliches Bemühen, sie recht in Liebe anzufassen, denn das öffnet die Herzen und gibt Zutrauen. Ob wir schon bisher keine außerordentlichen Wirkungen unserer Predigt wahrnehmen konnten, so gebührt es uns doch wohl, vorerst in Liebe, Eifer und Geduld den guten Samen auf diesem wilden, seit Jahrtausenden brachliegenden Boden auszustreuen in der gewissen Zuversicht, daß auch die Erntetage nicht ausbleiben werden.«

Bald gelang es unseren Missionaren, durch die Vermittlung einiger christlicher Beamter der Stadt einen äußerst wohlgelegenen, geräumigen Platz zum Aufbau eines Missionshauses geschenkt zu erhalten, wobei ihnen noch das erforderliche Bauholz gratis zum freien Gebrauche angewiesen wurde. »Auf unserem Bauplatz«, schreibt Missionar Layer, »könnte leicht ein Dörfchen von sechshundert Einwohnern Raum haben. Das Ganze haben wir mit einem Graben, einer Hecke und einer Baumreihe umgeben, was uns sehr wohlfeil zu stehen kam, indem uns eine hiesige Missionsfreundin ihren Gärtner lieh und die Bäume schenkte und der Richter von Dharwar ein Dutzend Zuchthausleute für uns arbeiten läßt. Das Missionshaus selbst wird auf Felsengrund gebaut. Möge der Herr aus Gnaden geben, daß wir eine Gemeinde sammeln, die, auf dem ewigen Felsen gegründet, auch von den Pforten der Hölle nicht überwunden werde. Etwa einhundertfünfzig Schritte vom Wohnhaus wird das Schulhaus aufgeführt.« Zur gleichen Zeit eröffneten diese tätigen Brüder eine englische Schule, in welcher sich bald über dreißig teils heidnische, teils mohammedanische, teils christliche Kinder einfanden, und eine kanaresische Schule, welche gleichfalls eine sich stets mehrende Anzahl Schüler zählt. Für die Haltung der ersteren hat ein christlicher Freund, Herr

Wilkinson, seine Dienste angeboten, welcher freiwillig seine frühere Stelle und sein reichliches Einkommen aufopferte, um Gelegenheit zu finden, dem Herrn am Ausbreitungswerke Seiner seligmachenden Erkenntnis unter den Heiden zu dienen. Mit beschämendem Vertrauen übertrugen jetzt die englischen Behörden unseren Missionaren die Oberaufsicht und Leitung aller Schulen, welche sich in dem Distrikt von Dharwar befinden, was um so wichtiger ist, weil ihnen auf diesem Wege nicht nur der Schlüssel zum Jugendunterricht unter dem ganzen Volke, sondern auch zugleich eine in den Augen der Heiden höchst wichtige amtliche Befugnis zu solch großem Werk in die Hand gegeben wurde. Auch in Dharwar wurde unserer Gesellschaft der kostspielige Anfang dieser neuen Missionsstation durch reichliche Liebesgaben der dortigen englischen Christen erleichtert. Eine Missionspredigt des Missionars Mögling trug die gesegnete Frucht, daß unverweilt von denselben eine Liebesgabe von 2520 Schweizer Franken für die Zwecke der Mission beigesteuert und auch für die Folgezeit ähnliche Unterstützungen zugesagt wurden, um unser Komitee dadurch zu ermutigen, eine Schar neuer Gehilfen zur weiteren Ausdehnung ihres Werkes denselben zuzusenden. Diese bereitwillige Beisteuer unserer britischen Freunde machte auf die heidnischen Einwohner umher einen ungemein heilsamen Eindruck; denn die Wahrnehmung, daß ihre englischen Herren ihre Religion hochschätzen und sich sogar Geldopfer gefallen lassen, um dieselbe auch unter ihrem heidnischen Volke auszubreiten und der Jugend desselben die erforderlichen Erkenntnis- und Bildungsmittel umsonst darzubieten, wirkte so gewaltig auf die Gemüter der Heiden, daß die angesehensten Männer unter denselben freiwillig den Entschluß faßten, auch in ihren Kreisen eine Subskription zu eröffnen, um die deutschen Missionare zu ermuntern, sich ferner ihrer armen Jugend hilfreich anzunehmen; und innerhalb kurzer Zeit wurden 1080 Schweizer Franken als Beitrag für Schulen von Seiten der Heiden unterzeichnet. Missionar Mögling fügt hinzu: »Wenn Sie uns nur ein Dutzend Brüder herausschickten, wir würden alle gewiß keinen Mangel haben. Hätten wir nur Glauben genug, so dürften wir in des Herrn Kraft einen Sieg um den anderen gewinnen.«

Inzwischen hatten auch in Mangalore die vier dortigen Missionare Hebich, Lehner, Greiner und Lösch ihr Werk im Herrn emsig betrieben und teils in den Schulen ihr Tagewerk verrichtet, teils auf den öffentlichen Plätzen der Stadt das Wort von der Versöhnung den Heiden verkündigt. So viel Gnade der Herr ihnen in vielfacher Beziehung darreichte und ihnen manches Herz im Stillen zuwendete, so konnte es doch nicht fehlen, daß erst der offene Widerspruch des natürlichen Herzens gegen das Wort vom Kreuze auf mannigfaltige Weise auch ihnen sich entgegenstellte. »Das Predigen auf dem Markte«, schreibt Missionar Hebich, »ist immer das schwerste Geschäft, und unsere alte Natur krümmt sich oft wie ein Wurm dagegen. Neulich begab ich mich mit Furcht und Zittern im Namen des Herrn auf den Bazar und las dort die ernste Stelle Hebräer 9: Dem Menschen ist gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht, und verkündigte nun den Ernst Gottes und sein seliges Evangelium. Eine große Menge Menschen hatte sich um mich her versammelt, die bald in eine allgemeine Bewegung ausbrachen. Ho, ho, schrien sie alle zusammen und suchten mich mit ihrem Schreien zu übertäuben. Ich mußte endlich, da ich nichts ausrichten konnte, mich wegbegeben, und nun begleiteten sie mich unter gellendem Geschrei und Sand- und Steinwürfen eine gute Strecke weit. Das ist mir seitdem öfter begegnet. Eines Abends warfen sie mir mit drei entgegengesetzten Würfen meinen Hut vom Kopf; ich ging ruhig in den Haufen hinein, aber wohin ich mich wandte, trafen mich Steine. Noch zu rechter Zeit nahm ich einen Polizeibeamten wahr, den ich mit Ernst an seine Pflicht mahnte, und nun ließ mich alles in Ruhe. Seitdem konnte ich öfters ohne Störung auf den öffentlichen Plätzen reden, und wir hoffen, daß diese Aufregung nur ein Zeichen ist, wie das Wort unserer Predigt vom Kreuze seine Wirkung tut.«

Mitten in diesen erfreulichen Gang des Missionswerkes in Mangalore ließ die wunderbare Hand Gottes eine kurze, aber im Anfange schreckenerregende Störung eintreten. Ganz unerwartet nämlich erschienen plötzlich 10000 rebellische Coorgen vor den Toren der Stadt, um das Joch der englischen Regierung in jenen Gegenden abzuschütteln. Der Überfall war so unvermutet, daß die Brüder kaum noch Zeit hatten, nach dem Flusse zu eilen und auf einem Kahne der Gefahr zu entkommen. Während sie nach einem in der Nähe vor Anker liegenden Schiffe hinüberruderten, mußten sie sich auf den Boden des Nachens niederlegen, um sich gegen die

Kugeln der nacheilenden Feinde zu sichern. Als sie vom Lande abfuhren, sahen sie eine Rauch- und Feuersäule nach der anderen von den Häusern der Stadt aufsteigen, welche von den etwa 400 anwesenden Soldaten nur schwach verteidigt werden konnte. Aber die Allmachtshand Gottes bewahrte auf wunderbare Weise das Haus und Eigentum unserer Missionare, obwohl nahe bei demselben das Haupttreffen vorfiel; die Rebellen hatten sich in das große Schulhaus verschanzt, wurden aber durch die vereinigte Anstrengung der Engländer und die auffallende Hilfe des Herrn zweimal zurückgeschlagen, bis endlich durch das rasche Herbeieilen verschiedener englischer Regimenter die erschreckten Aufwiegler sich zurückzogen und nach kurzer Zeit völlig sich wieder unterwarfen. Außer einem unbedeutenden Diebstahl war das Eigentum der Missionare mitten in der größten Gefahr gänzlich unversehrt geblieben, und so konnten dieselben schon nach acht Tagen wieder in ihre Arbeitsstätte zurückkehren und mit erneuerter Freudigkeit das Werk wieder aufnehmen, das noch eben in so augenscheinlicher Gefahr des Untergangs gestanden war. Merkwürdig ist noch der Umstand, daß ein englischer Major, als eben der Befehl gegeben wurde, das Schulhaus, in welchem die Rebellen sich verschanzt hatten, mit Kanonen zusammenzuschießen, in demselben Moment dem Artilleristen zurief, Sergeant, schieße nicht auf das Missionshaus!

Der Herr gab unseren Brüdern nun aufs neue seine Gnade dadurch zu erkennen, daß Er ihnen mehrere Taufkandidaten, welche nach der Gnade Jesu Christi begierig waren, zuführte, und so hatten sie die Freude, im Lauf des Jahres 1837 und 38 eine kleine Zahl bekehrter Eingeborener durch die Taufe in die christliche Kirche aufzunehmen. In dem verflossenen Jahr 1838 wurde aber ihre Aufmerksamkeit vor allem auf den ursprünglichen Plan wieder gerichtet, ein Erziehungsinstitut für eingeborene Jünglinge zu gründen, und jetzt wurde mit allem Ernst Hand ans Werk gelegt. Nachdem der Herr es ihnen hatte gelingen lassen, in ihrem sehr geräumigen Gehöfte ein größeres Anstaltshaus, ein Schulhaus, eine Wohnung für einen Schullehrer und ein Bethaus, das auch als Schule benützt wird, aufzurichten, so führte ihnen dieselbe gute Hand Gottes auch bald Zöglinge zu, mit welchen sie den Unterricht in kanaresischer und tamulischer Sprache beginnen konnten. Der Hauptzweck dieser Anstalt war, Kinder in der Furcht des Herrn für den Dienst der Mission zu erziehen und ihnen auf der Grundlage des Evangeliums eine so viel als möglich gründliche und vielseitige Bildung zu geben. Zu diesem Ende wurden im Lauf jenes Jahres 21 Knaben aufgenommen, welche ihre Wohnung, Kost und Kleidung unentgeltlich in dieser Anstalt empfangen, aber auf die Bedingung ihnen übergeben wurden, daß die Eltern später keine Ansprüche auf diese Kinder machen dürften, sondern sie ganz dem Dienste der Mission übergeben. Als Hauptleiter dieses Instituts wurde Missionar Mögling von Dharwar nach Mangalore berufen, welcher vermöge seiner umfassenden und gründlichen Bildung der geeignetste Mann dafür schien, während Missionar Hebich an seiner Statt nach Dharwar hinaufzog. Wie viele Schwierigkeiten aber die Erziehung dieser Knaben mit sich führt, davon nur ein Beispiel. Der Knabe Krischtna machte den Brüdern durch seinen Fleiß und gutes Betragen viel Freude, und es war sichtbar, daß der Geist Gottes an seinem Herzen arbeitete. Allein seine Verwandten, die ihn der Anstalt übergeben hatten, änderten ihre Gesinnung und wollten ihn nicht mehr bei den Missionaren lassen. Seine Schwester, eine öffentliche Dirne, wollte ihn einmal bei einem Spaziergang mit Gewalt wegnehmen; ein andermal kam sie in den Hof, schrie gewaltig, redete ihrem Bruder zu, mit ihr zu kommen, schimpfte auf die Brüder und rumorte entsetzlich. Des andern Tages kam ein älterer Bruder Krischtnas und verlangte ihn zurück, sagte sogar zu den Brüdern, daß er sich, wenn er den Knaben nicht bekomme, am nächsten Baume aufhänge. Dieser Mann richtete aber nichts aus. Später arbeitete er als Arbeiter beim Bauwesen. Allein auf einmal kam dem Knaben ein anderer Sinn. Seine Leute hatten Einfluß über ihn gewonnen. Er wollte fort; lieber sich den Kopf abhauen lassen als bleiben – so wurde der arme Junge endlich entlassen. – Ähnliche Auftritte kehren immer wieder.

Ein Hauptanliegen der Missionare bei der Leitung des Instituts ist die künftige häusliche Versorgung ihrer Zöglinge. Wenn ihnen nämlich der Herr die Gnade gibt, im Lauf der Zeit christliche Katecheten aus ihnen zu bilden und sie im Dienste der Mission zu gebrauchen, so fehlt es ihnen voraussichtlich an christlichen Frauen; und so oft ist eine Verbindung christlicher Eingeborener mit heidnischen Ehefrauen für dieselben ein Fallstrick gewor-

den, wodurch sie wieder in ihr altes heidnisches Wesen hinabgezogen wurden. Soll nun diesem Übelstand vorgebeugt werden, so scheint es notwendig, eine ähnliche Mädchenerziehungsanstalt zu gründen, um aus derselben einst jene Katecheten mit christlichen Frauen versehen zu können. Da dies aber nur unter der Voraussetzung wachsender pekuniärer Hilfsmittel von Seiten der Basler Missionsgesellschaft unternommen werden kann, zumal da ein solches weibliches Erziehungsinstitut zugleich die Verheiratung einzelner Missionare notwendig macht, so muß die Ausführung dieses hoffnungsreichen Planes der Bereitwilligkeit der Missionsfreunde zu wachsenden Beiträgen anheimgestellt bleiben.

Je erfreulicher die Aussichten auf der kanaresischen Küste sich gestalteten, mit desto freudigerem Glauben konnte unser Komitee sich entschließen, im April des Jahres 1838 fünf neue Sendboten, Essig, Sutter, Supper, Dehlinger und Hiller, aus ihrem Hause nach jenen Gegenden zu schicken. Sie verließen nach einem dreimonatigen Aufenthalt in England in der Mitte Julis Europa, und wir hoffen, daß der Herr sie nun glücklich in dem Kreise ihrer kanaresischen Brüder hat eintreffen lassen. Zugleich bemerken wir, daß im Lauf desselben Jahres die dortige Mission durch einen jungen württembergischen Kandidaten, Gundert, welcher seit drei Jahren schon in Indien in der Missionssache gearbeitet hatte, sich mit den Brüdern in Mangalore vereinigt hat, so daß nun im ganzen dreizehn Missionare unter dem kanaresischen Volke im Namen des Herrn arbeiten. Außerdem sind zwei neue Stationen angebahnt worden, deren eine die trefflich gelegene Seestadt Honavar, in der Mitte zwischen Dharwar und Mangalore, von Missionar Lehner, die andere, Hubli, eine bedeutende Stadt in der Nähe von Dharwar, von einigen der neuangekommenen Brüder besetzt werden soll. In dem neuesten Bericht aus Mangalore schreiben die Missionare: »Es hat dem Herrn gefallen, unsere geringe Arbeit zu segnen und uns ein Unterpfand seiner Liebesabsicht mit uns und diesem Volke hier zu schenken; denn es stehen fünf Leute bereit, durch die Taufe in die Gemeinde Christi sich aufnehmen zu lassen. Dies stimmt unsere Herzen zum Dank gegen unseren hochgelobten Heiland, der diese Leute zu den Erstlingen aus diesem Volke hinzugetan hat. Aber wir freuen uns nur mit Furcht und Zittern, weil des Satans Grimm und List groß und der Menschen Herzen gar betrügerisch sind. Nicht, daß wir jetzt wegen ihrer Zweifel und Furcht hätten, nein – sie machen uns vielmehr Freude mit ihrer Standhaftigkeit unter all ihren Versuchungen und Leiden, die in Masse über sie hereingebrochen sind! Aber die Arbeit ist hart und der Boden felsig.«

Der Herr hat Großes an dieser Mission in so kurzer Zeit getan, und wenn wir auch nicht von großen Zahlen bekehrter Eingeborener rühmen können, so sind doch allenthalben die Herzen vorbereitet, und wir warten in betender Hoffnung der Dinge, die der Herr ferner tun wird. Freilich wird unserem Komitee durch all dieses der Wunsch immer näher ans Herz gelegt, daß es dem Herrn gefallen möchte, immer mehr Herzen zur Unterstützung der heiligen Missionssache zu erwecken, damit das kräftig begonnene Werk mit der nötigen Unterstützung und Ausdauer könne fortgeführt werden. Wir vertrauen aber zu dem Gott aller Gnade, daß Er seinem Volk helfen und seine Sache ausführen wird zu seines Namens Ehre.

Noch haben wir Ihnen einige wenige Worte über den Gang und Bestand der übrigen Missionen der Basler Gesellschaft mitzuteilen. Nach der Aufhebung der russischen Mission wurden die dabei angestellten Missionare nach verschiedenen Seiten hin an anderen Posten angestellt; zwei von ihnen, Missionar Pfander und Kreis, wurden von der hiesigen Gesellschaft im Anfang des Jahres 1838 beauftragt, von Persien aus nach Indien zu ziehen und in Oberbengalen eine neue Mission anzubahnen. Diese neue Unternehmung, zu welcher wir nur durch den wiederholten schmerzlichen Hilferuf aus jenen heidnischen Gebieten veranlaßt wurden, konnte freilich von unserer Gesellschaft nur unter der Bedingung und Voraussetzung begonnen werden, daß die in Indien lebenden christlichen Engländer, gemäß ihren Versprechungen, den kostspieligen Unterhalt einer dortigen Mission bestreiten und dadurch unsere Gesellschaft in den Stand setzen würden, dieses Werk mit Freudigkeit und Kraft fortzuführen. Die beiden genannten Brüder sind am Schluß des vorigen Jahres in Calcutta angekommen und sind von den dortigen Christen mit Freude und herzlicher Teilnahme aufgenommen worden; sie werden gemäß ihrem verständigen Rat der dortigen Missionsfreunde sich in Zentralindien, wo bisher der süße Laut des Evangeliums noch niemals ertönt ist, niederlassen. Sobald

unsere Gesellschaft die Garantie erhalten hat, daß die Beiträge in Indien selbst, wenigstens zu größerem Teil, zur Unterhaltung einer dortigen Mission zureichen werden, werden wir nicht säumen, neue Hilfstruppen nach jenen Gegenden zu schicken. Möge der Herr auch diese Mission mit seinem besonderen Segen fördern!

In Westafrika steht unser Missionswerk noch immer in den Tagen geringer Dinge. Wie Sie wissen, hat Missionar Riis, welcher der einzige war, der von den vielen nach der Goldküste gesandten Brüdern aus der Hand des Todes errettet wurde, im Jahr 1835 sich von der Küste aus auf das Akwapem-Gebirge gezogen, wo er in dem gesunden Negerdorfe Akropong sich niederließ. Auf seine dringende Bitte wurden ihm im Jahr 1836 zwei neue Gehilfen, die Missionare Stanger und Mürdter, zugesandt, welche mit ihm freudig Hand ans Werk zu legen anfingen. Allein, ehe sie ihre äußeren Verhältnisse und Einrichtungen ganz in Ordnung gebracht hatten, hat es dem Herrn gefallen, im Dezember des Jahres 1837 den Missionar Stanger von dem Kampfplatze in die ewige Heimat abzurufen. Die Missionswirksamkeit der beiden Übriggebliebenen aber wurde noch schmerzlicher gehemmt durch die feindseligen Störungen des dänischen Gouverneurs, welcher die Gemüter der Neger gegen die Missionare auf jegliche Weise einzunehmen suchte; und diese Hemmung konnte trotz allen milden und ernsten Versuchen bis jetzt noch nicht völlig gelöst werden. Rechnen wir dazu, daß jene beiden Brüder durch die Ungunst des Klimas, durch Mangel an aller tauglichen Hilfe von Seiten der Neger und durch so viele andere Umstände genötigt sind, mit ihren eigenen Händen jegliche Arbeit, welche zu ihrer Existenz notwendig ist, verrichten müssen, daß ferner die Sprache der dortigen Neger eine noch gänzlich unkultivierte ist, so kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn diese beiden lieben Brüder bis jetzt noch gar wenig von einem glücklichen Erfolg ihrer Missionstätigkeit reden konnten. Sie stehen auf dem schwersten Posten und warten mit Schmerzen auf die Erscheinung der Hilfe von oben. Sollte es dem Herrn gefallen, unsere Gesellschaft in den Stand zu setzen, daß sie im Laufe dieses Jahres eine neue Zahl von Arbeitern ihnen zusende, so haben wir die freudige Hoffnung, daß bald unter den armen Negern jenes Landes das Wort vom Kreuze Wurzel schlagen und unter Gottes Segen Frucht tragen werde.

In unserer Missionsanstalt selbst hat der Herr nach seinem geheimnisvollen Rate, wie Sie wissen, eine weite und schmerzliche Lücke gerissen, indem Er den hochverdienten und bewährten Mann, welcher seit dreiundzwanzig Jahren die Seele des hiesigen Missionswerkes gewesen war, am 19. Dezember vorigen Jahres in die ewige Heimat hinüberrief. Wir wissen aber, daß derselbige Geist der Gnade und Kraft, welcher ihn ausgerüstet hat, auch ein neues Werkzeug ausrüsten und zu dem großen Werke tüchtig machen kann; und wir vertrauen dem Herrn, daß Er das Werk, das auf Ihn und Seine ewige Gnade gegründet ist, weder verlassen noch versäumen wird. Seit jenem schmerzlichen Verlust hat sich der Herr an unserer Anstalt allezeit als Vater und Friedefürst erwiesen; alles geht seinen stillen und geordneten Gang; die 38 Zöglinge, die Seine Gnade uns zugeführt und unserer Pflege anvertraut hat, arbeiten treulich in dem ihnen angewiesenen Beruf und erleichtern durch Liebe und Gottesfurcht den Lehrern und Vorstehern ihre Arbeit. Mögen die teuren Missionsfreunde, die bisher mit so viel Liebe an dem Gange unseres Werkes teilgenommen haben, jetzt mit umso brünstigerer Fürbitte und tätiger Hilfsleistung unseres Hauses und unserer Arbeit gedenken, wofür der Herr selbst eines jeglichen Lohn sein wird.

Reise des Missionars Hermann Gundert nach Anjarakandy, einer Plantage bei Thalassery

Der Reisebericht wird hier weitgehend nach dem Original Hermann Gunderts, das sich im Archiv der Basler Mission in Basel befindet, abgedruckt. Der Bericht wurde mit einigen Abweichungen im Missions-Magazin, 1839, S. 477–485, veröffentlicht. Das Original ist an einigen wenigen Stellen unleserlich, der Schluß (letzter Satz) ist durch Einkleben des Briefes in einen Sammelband nicht zu lesen und wird hier nach dem Missions-Magazin zitiert.
Hermann Gundert begann seine Reise am 24. Januar und beendete sie am 10. Februar 1839. Er schloß den Reisebericht am 11. Februar ab. Offensichtlich wurde damals schon deutlich, daß Gunderts Weg nach Malabar führen würde: »Montag, 11., mein Reisebericht beschlossen, ich soll Kanaresisch lernen der Verbindung wegen.« (TM 11.2.39). Die Hauptstation der Basler Mission in Indien war in Mangalore – im kanaresischen Sprachgebiet.
Der Reisebericht ist das erste Dokument von Hermann Gundert, in dem er von Thalassery und Umgebung berichtete (vgl. oben »Beim Felsenkopf«, »Das unglaubliche Angebot« und »Heimat in Malabar«).

Beauftragt von Missionar Schaffter in Palayankottai, nach einem Katechisten Michael zu sehen, der seit vier Jahren unter den Sklaven von Anjarakandy arbeite und oft um den Besuch eines Missionars gebeten habe, erbat und erhielt ich die Erlaubnis der Stationskonferenz (22. Januar), mich dorthin auf den Weg zu machen.
Den 24. Januar fuhr ich auf einem Pattimar ab und langte den 25. um Sonnenaufgang (nach dreiundzwanzigstündiger Fahrt) in Cannanore an. Ich nahm meine Wohnung bei Herrn Postmeister West, einem treuen Christen, der nach Vermögen das Evangelium in Tamil, Telugu, Malayalam und Hindustani predigt und bei Eingeborenen zugleich als Arzt großes Vertrauen genießt. Er war früher Hilfsarbeiter bei Rhenius, da sein Vater als Oberst in Tirunelveli kommandierte. Nachher wollte er Missionar werden, Griechisch und Hebräisch aber schreckte ihn ab. Er hatte mich lange zum Besuch eingeladen, erwies mir mit seiner Frau alle mögliche Freundschaft. Er führte mich an diesem und an den folgenden Tagen bei allen für »neue Lichter« *(new lights)* geltenden Militärs ein, und etliche von ihnen fand ich sehr für die Ausbreitung des Evangeliums interessiert.
Sonntag, 27., predigte ich in Tamil und einer Versammlung von etwa 40 Namenchristen, meist Diener der Offiziere oder Sipahis, die mit dem Regiment von dem Tamilland gekommen waren. Herr West und zwei freiwillige Katechisten (bekehrte Leute) predigen ihnen gewöhnlich, doch wünschten sie sehr, einen Missionar in ihrer Mitte zu haben. Nach der Predigt zeigte mir Herr West den Katechisten von Anjarakandy, der morgens die vier oder fünf Stunden Wegs mit etlichen der Sklaven herbeigesprungen war, sich auch an einem Sonntag wieder einmal christlicher Gemeinschaft zu freuen. Gott hatte es so gelenkt, daß er jetzt gerade mit mir zusammentraf, um mich auf meinen Weg vorzubereiten. Nach der Predigt war er drei Stunden mit mir und erzählte mir seine Geschichte, die ich kurz wiederhole.
Vor etwa fünfzig Jahren hatte ein Europäer Brown in Gemeinschaft mit der Regierung eine Pfefferplantage in Anjarakandy zur Probe angefangen und nach der Sitte der Malabarküste Sklaven zusammengekauft, sie zu betreiben. Diese Sklaven sind die niedrigste Kaste (weit unter Parayern), die Atmosphäre ihrer Unreinigkeit reicht 40 Fuß weit. Jeder Hindu, der auf so weit ihnen nahekommt, muß sich baden, ehe er zum Essen geht. Neuerer Zeit soll man sie nimmer Sklaven heißen, sie erhalten Arbeitslohn (d.h. genug fürs Leben), aber die *tiefste* Unterwürfigkeit gegen ihre Herren ist verlangt und durch Schläge, Lohnentziehung und andere Strafen abgepreßt. Vom Kind an, das Laufen gelernt hat, bis zum ältesten Greis – jedes hat seine Arbeit zugemessen. Ehe findet im Grunde nicht statt. Der alte Brown hatte mit Sklavinnen Söhne gezeugt, war dann aber nach Europa gegangen, hatte eine Engländerin geheiratet und bekam von ihr einen wohlbegabten Sohn, den gegenwärtigen Besitzer. Er ist wie der Vater ungläubig, doch ist er als Gentleman geachtet, und um die Sklaven

aus ihrem Elend etwas gesitteter und klüger zu machen, wünschte er, das Christentum unter sie zu bringen. Er hatte von der Metamorphose der Tirunelveli *low cast* durch Rhenius gehört; diesen bat er um einen Katechisten. Rhenius legte die Aufforderung den versammelten Katechisten vor; Michael, ein bekehrter Katholik – fester, umsichtiger Charakter – nahm den Auftrag nach langem Bedenken an und machte sich mit seiner Familie auf den Weg (Ostern 1835). Auf dem Weg schon hörte er, daß zwar der europäische Pflanzer, der sich gewöhnlich in Thalassery aufhalte, ehrenwert sei, daß aber seine zwei Halbbrüder, die auf der Plantage wohnen, ein viehisches Leben führen; und christliche Missionare rieten ihm ab, sich in diese Hölle zu begeben. Er wollte aber seinem Beruf nicht davonspringen, sondern meldete sich frischweg und trat in seine Arbeit ein (10 Rs des Monats). Allen Sklaven wurden christliche Namen gegeben, Predigt- und Schulstunden fixiert, ein Kirchlein aus Erde und Stroh errichtet, dem Katechisten gesagt, er solle jetzt ans Bekehren gehen. Das tat er denn auch redlich, nur anders als erwartet war. Solang er noch Malayalam lernte, suchte er einige der Jünglinge zu gewinnen, Tamil bei ihm zu lernen. Einer sprach bald besser Tamil als der Katechist Malayalam. Je mehr er mit ihnen bekannt wurde, desto mehr sprach er zu ihnen über etwas zuvor Unerhörtes, nämlich die Seele, die im Körper wohne, und wie sie zu ernähren, zu bekleiden und zu bewahren sei. Da hörte er denn greuliche Eröffnungen über die gottlose Lebensweise der Herren. Der gute Same, den er streute, schlug Wurzel; etliche begannen die Sünde zu hassen und anzugreifen. Da wuchs auch der natürliche Haß der fleischlich Gesinnten bis zu teuflischer Bosheit. Die Schulstunden wurden von drei auf zwei, von zwei auf eineinhalb, von eineinhalb zuletzt auf die Mittagsstunde von 12–1 Uhr beschränkt, die Arbeit in der übrigen Zeit noch drückender geschärft. Gegen das Ende von 1837 ging Herr Brown, der Europäer, nach England, von wo er nun bald mit einer Frau zurückerwartet wird. Auf der Plantage war nun der Unzuchtsteufel los. Etliche Weiber, die das Wort gehört und sich der Sünde weigerten, wurden geschlagen; eine starb an den Folgen; etliche, die davonsprangen, da sie ohne Unterhalt waren, fielen in schlechte Hände anderwärts. Die Knaben und Jünglinge hatten bald Mut genug, ihren Herren gelegentlich zu predigen. Der Katechist remonstrierte [machte Einwände]. Blättchen, auf denen die Gerichte der Ehebrecher geschrieben waren, fielen aller Orten in der Herren Hände. Das machte die Aufseher und andere wütend. Verfolgung in jeder Gestalt erhob sich. Die Jüngeren wollten sich öfters nach Mangalore oder sonstwohin flüchten, nur fürchteten sie sich, die Lage des Katechisten, den sie als Vater lieben, zu erschweren. Er selbst wollte auch oft fort, fürchtete sich aber vor Jonas Schicksal. Seit Rhenius' Tod wurde er vollends von seinen Herren als ihrer Willkür anheimgefallen betrachtet. Weggeschickt konnte er aber nicht werden, weil der europäische Bruder ihn berufen hatte. Auch die Cannanore-Besuche wurden als stolzes Sich-Gleichstellen mit europäischen und anderen Christen verboten. Kein Europäer kann nach Anjarakandy kommen ohne Einladung, und die erhält sich nicht leicht. Ich müsse darum, schloß der Katechist, mich hineindrängen, und der Herr möge mir Gnade geben! – Er betrachtete es als zeitige Hilfe von oben, daß sich Aussicht auf eine Verbindung mit Mangalore öffne.

28. Januar hatte ich eine Abendversammlung mit den europäischen Soldaten, von denen viele dem Evangelium ergeben oder zugänglich sind. Ich lud sie zu Besuchen ein und hatte deren etliche sehr erfrischende. Sie wünschten einen Missionar in Cannanore, da der Kaplan ihnen zu hoch stehe. Ich sagte, europäische Militärstationen haben viel Abschreckendes für jeden Missionar wegen des Ärgernisses, das die Weißen den Hindus geben, und bat sie, um Wegräumung dieses Steines sich zu bemühen.

29. Januar. Am Abend war ich von Major Aubin, einem wahren Christen, zum Tee eingeladen, wo die ganze (höhere) Christenheit von Cannanore beisammen war. Mit etlichen Frauen und dem bekehrten Kaplan Lugard hatte ich da sehr erfreuliche Gespräche. Von ihrer Seite dürfte sich ein Missionar wirkliche Aufmunterung versprechen.

30. Januar. Ich ritt in den Morgenstunden nach Thalassery (fünf oder sechs Stunden südlich von Cannanore), wo Richter Anderson und seine Frau mich sehr freundlich aufnahmen. Von hier aus zeigte ich dem Herrn Brown an, daß ich, durch Schaffter von ihren philantropischen Absichten über die Sklaven unterrichtet, sie in Anjarakandy zu sehen, über den Katechisten ihr Zeugnis zu hören und über die Verbesserung des Zustands der Sklaven mit ihnen mich besprechen möchte. Ich

nehme mir die Freiheit, uneingeladen hinauszukommen, da ich, an Wanderleben gewöhnt, keine Vorbereitungen für Aufnahme erwarte. Auf dieses Billet kam in der Nacht eine Antwort von dem eilig zurückgekehrten Herrn Brown, daß er mir sehr verbunden sei, daß ich aber nicht ohne ihn gehen könnte und daß er noch etliche Tage in Thalassery Geschäfte habe.
31. Januar stattete ich ihm meinen Besuch ab. Er weiß nichts vom Evangelium, fragte einmal gleichgültig, ob man denn nicht alle Sklaven an einem Tag bekehren könnte. (Er meinte – durch Wassertaufe.) Ich sagte ihm, warum das nicht angehe, worüber er staunte. Augenscheinlich hatte er viel Argwohn gegen mich und suchte mich hinzuhalten. Indessen machte ich mir die Zögerung zunutze und knüpfte Bekanntschaft mit dortigen Christen und Eingeborenen, die nach der Taufe verlangen, an. Die hatten ein Gerücht gehört, als ob ich komme, mich bei ihnen niederzulassen, und waren sehr betrübt, als ich sagte, dies gehe nicht an. Einer derselben, ein Madras-Mann, ist entschiedener Christ nach allen seinen Handlungen, soweit Menschen beobachten können, und liest beständig das Wort. Ich hätte ihn gerne getauft, er hatte aber schon einmal mit dem Kaplan darüber gesprochen, und so wollte ich mich nicht dreinlegen, außer daß ich ihm aus der Schrift etwas erklärte und mit ihm und seinen Angehörigen betete. Cutti Ammal, eine Christin, früher in Mangalore, die viel von Br. Hebich zu erzählen wußte, ist – freilich eine unzureichende – Lehrerin dieser heilsbegierigen Seelen geworden und verteilt überallhin Traktate.
Am 2. Februar (Samstag abend) ließ mir's der Herr gelingen, mit Herrn Brown auf seine Plantage zu gehen (zehn englische Meilen landeinwärts). Der Weg führt durch ein Eden voll aller Arten von Palmen, von Pfeffer, Zimt, Muskatnüssen usw. Um 6 Uhr langten wir am Wohnhaus an, das am Fluß liegt. Gegen 100 Sklaven standen wartend am Ufer, unter ihnen der Katechist, den Herr Brown mir vorstellte, und dann der andere Herr Brown. Da die Herren mich am Abend nicht weglassen wollten, die Kinder sich aber immer an mich andrängten, begann ich, sie während des Auf- und Abgehens zu examinieren. Die Antworten meistens überlegt – ich konnte den Herren sagen, die Knaben wissen die Schriftwahrheit besser als manche englisch erzogene gealterte Christen (beide Browns schon in den Fünfzigern). Ein indoportugiesischer Kaufmann, der auch mit uns gekommen war, fragte noch als französisches Kompliment vor Bettgehen, ob ich nicht morgen als am Sonntag ihnen eine Predigt in Englisch geben wolle. Von Herzen gern, sagte ich, wo ich nur Ohren finde. Indessen versprach ich mir nichts im voraus.
Sonntag, 3. Februar, hatte ich die Leute im Kirchlein beisammen und predigte ihnen meist in Gleichnissen über das Wesen der Wiedergeburt. (Ein indischer König, der als Brahmane wiedergeboren werden wollte, hatte auf Bereden der Brahmanen eine riesige goldüberzogene Kuh fertigen lassen, in die er, nachdem sie von den Brahmanen eingeweiht war, zum Maul hineinschlüpfte: jedoch, nachdem er hinten herausgekrochen, die Kuh den Brahmanen verteilt hatte, wollte keiner derselben mit ihm essen, erkannten ihn also nicht als gleiche Kaste an. Ich sagte, sie, die Sklaven, seien zur Königs- und Priester-Kaste, zur Bruderschaft mit Jesus berufen, und Jesus werde sich, wenn sie seinen Samen in sich aufnehmen und zum engen Türlein durchschlüpfen, nicht schämen, zumal mit allen Heiligen auch sie zu seinem ewigen Nachtmahl zu laden. Zeigte, wie nichts Äußeres Wiedergeburt sei, sondern ein Samen, der im inwendigen Menschen zu Leben, Wachstum und Früchten seiner Art kommt.) Ich sprach in Tamil, was alle Besseren verstehen. Der Katechist – mit großer Gewandtheit – übersetzte Satz für Satz ins niedrigste Malayalam. Ich freute mich der vielen ernsten Gesichter unter so vielen dumpfen und leichtsinnigen. Nach der Predigt hatte ich lange Privatverhandlung mit dem Katechisten, nicht im Zimmer, denn da war ich belauscht, sondern in der einen Schule. Manche Details der voranstehenden Geschichte der Plantage wurden mir da vertraut. Um 11 Uhr wollte ich zur englischen Predigt ins Haus zurück; aber da war keine Rede von Sonntag, nichts als Rupiezählen, Kaufen und Verkaufen der geernteten Vorräte usw. Am Essen hieß es, das Werk sei noch nicht alles getan, also erneuertes Rupiegeklapper, Betrunkenheit derer, die bezahlt waren, Fluchen, Schimpfen, Streiten auf allen Seiten. Die Herren hielten es für unschuldige Ergötzung. Ich ging schnell über den Hügel zu des Katechisten Haus, mit seiner ganzen Familie bekannt zu werden, fand ihn aber nicht. Er war zum Sklavendorf gegangen, dort fand ich ihn unter einem Vordach im Gespräch mit etwa zehn Sklaven anderer Herren, die vier Meilen weit herbeigekom-

men waren, ihrer Gewohnheit nach das Evangelium von der Liebe zu hören. Da hatten wir noch langes Gespräch und Gebet in der Straße. – Ging mit dem Katechisten zu seinem Haus zurück und sprach noch mit einem Tamil-Mann, der bei ihm lebt und, jetzt bekehrt, die Taufe wünscht. Ihn und besonders einen der Sklaven, Gnanamuttu, eine starke, furchtlose Seele, aus großer Sündenschuld errettet und jetzt halber Katechist, auch Zielscheibe des besondersten Hasses und Spottes, hätte ich gerne getauft, wollte es aber doch bei so kurzem Aufenthalt, wie meiner war, nicht tun. Ich schäme mich jetzt im Grunde, daß ich um des möglichen Urteils anderer willen es unterließ. – Dort in des Katechisten Haus holte mich Brown zu einem Abendspaziergang ab. Ich setzte ihm jetzt zu seiner verwahrlosten Seele wegen. Er sagte, am Sonntag müssen die Vorräte verkauft werden, die *crops* [Ernten] warten nicht auf ihn. Ich sagte, wenn er jetzt stürbe, so warteten sie auf ihn – ob er zu sterben wünsche. Klugheit sei, das Unvermeidliche sich womöglich wünschenswert zu machen. Er spende so viel Zeit auf den Körper, wie viel auf seine Seele. Keine Antwort, manchmal rohes Lachen. Hingegen der französierte Indoportugiese, der auch mitging (Katholik), spielte den Toleranten; mit dem kam es etwas zum Disputieren.
4. Februar, hatte Morgengebet in Tamil mit Michael und allen den Seinigen: über Kreuz auf sich nehmen, und welche Voraussichten, es leicht zu machen, geeignet seien. Herzliche Geistesgemeinschaft. Seine Kinder gut unterrichtet. Nach dem Frühstück examinierte ich etwas die Knaben und Mädchen in Malayalam-Lesen und -Schreiben. Etliche wünschten, etwas Kanaresisch zu lernen, denen ich Evangelien mit kurzen Anleitungen zurückließ. Ich verteilte die Propheten und *Proverbs* [Sprüche] in Malayalam, die ich mitgebracht hatte. Das war ein großes Fest. Jetzt aber war es hohe Zeit zu gehen; es wurde mir gar zu deutlich gemacht, wie lästig ich sei, als daß ich länger den Unverwundbaren hätte spielen können. Ich nahm mit ernsten Ermahnungen und einem Geschenk von Büchlein von den Herren Abschied, die froh waren, meiner los zu werden – und es wirklich anfangs kaum glauben konnten. Die Knaben, deren nachmittägliche Arbeitsstunden geendet waren, sprangen mit mir halbwegs; Michael, nahe bei der Landstraße von Cannanore, nahm tiefbewegt Abschied, beschwor mich, die Mangalore-Missionare für diesen Teil des Malayalam zu interessieren und ihn unter unsere Aufsicht zu nehmen. Gnanamuttu, der Erstling der Bekehrten, lief an meiner Seite bis Cannanore, wo ich abends 7 Uhr anlangte, und erzählte mir seine ganze Geschichte. Fröhlich lief er noch in der Nacht die fünf Stunden nach der Plantage mit einem Buch, das ich ihm geschenkt, zurück.
5. Februar. Besuche von Tamilchristen in Cannanore, die zum Bleiben aufforderten, auch ein Taufkandidat mit genugsamer Kenntnis. Da ich aber nur wegen Anjarakandy gesandt worden war, wollte ich mich nicht länger aufhalten und verließ Cannanore am 6. Februar, erhielt den nächsten Tag in Cavai drei Kinder eines Tamilen für unser Erziehungsinstitut in Mangalore und langte den 10. Februar morgens wohlbehalten im Kreise meiner Brüder an.

Abriß der Geschichte der Station Thalassery

Hermann Gundert verfaßte diesen Abriß der Geschichte auf Bitten von Inspektor Hoffmann in Basel und veröffentlichte ihn im Missions-Magazin 1846, S. 96–124. Gundert schrieb an Hebich: »Am 30. April sandte Hoffmann mir Befehl, bis Ende Mai eine Geschichte der Malabar-Mission zu schreiben. Mögling, der gerade besuchte, hat sein Versprechen auf ein Jahr hinausgeschoben, redet mir aber sehr zu, mich selbst anzuschirren. Jetzt steck ich tief in der Art Schreiberei: So widerlich mir es auch ist, denn ich wollte aus Bibliothek-Büchern für eine Malabar-Geschichte (Portugiesen- und Holländer-Zeit) Materialien sammeln, aber nicht für europäische Leser.« (GM 4.5.46).
Da Gundert andere Pläne hatte und die Aufforderung des Inspektors dahingehend mißverstand, daß er eine ausführliche Abhandlung über die Malabar-Kirchengeschichte schreiben sollte, kam er in ein zeitliches

Gedränge. So schrieb er an den Inspektor: »Es will mir Angst werden, wenn ich von dem kurzen Ziel, das mir gesteckt ist, auf den unbearbeiteten Stoff hinsehe, den ich mit ganz ungelenker Hand zu verarbeiten anfangen soll. Br. Mögling, der gerade besuchte, machte mir wohl Mut, er hat es aber leicht, da er selbst sein Versprechen so weit hinausgeschoben hat. Indessen fange ich an zu schreiben, was gerade kommt, und will es seiner Zeit als unfertige Materialien Ihnen zusenden oder gar bringen, denn bis auf Mitte Mai war wenigstens bisher die Schweizerreise mit Frau und zwei Mädchen festgesetzt.« (GM 4.5.46).
Offensichtlich kostete es Gundert viel Mühe, den Abriß der Kirchengeschichte zu Ende zu bringen. Er schrieb: »Am 24. endlich, nachdem ich mit großer Anstrengung eine Kirchengeschichte Malabars bis auf die englische Besitznahme gemacht hatte mit Hilfe der königlichen Bibliothek, war ich zur Abfahrt nach Basel bereit.« (GM 4.6.46). Noch am selben Abend fuhr Gundert ab und kam am anderen Abend nach Basel. Dort erfuhr er, daß er den Inspektor mißverstanden hatte. Auf diese Weise konnte der »Abriß« fertig werden. Gundert schrieb: »Ich erfuhr nun erst zu meiner Verwunderung, daß ich nicht, wie Mögling mich glauben machte, ein Heft anfüllen sollte, sondern nur einige Seiten über unsere Missionen schreiben, was ich also noch tat und am letzten des Monats Hoffmann zur Bereinigung übergab. Cannanore und Kozhikode mußte er aber selbst übernehmen.« (Ebd.).
Über die geographischen, geschichtlichen, ethnischen und religiösen Verhältnisse Thalasserys schrieb Gundert wiederholt. In seiner Legende »Zur Charte des Missionsgebiets in Nordmalabar« führte Gundert die wichtigsten Lokalitäten auf und beschrieb sie. Diese Ausführungen stammen aus der zweiten Hälfte des Jahres 1851; denn Gundert berichtete in einem Brief vom 7. September von dem in der Beschreibung erwähnten Regiment in Cannanore, das bei einem Aufstand vor Mappilas davongelaufen war und nun bald versetzt würde. Der Abschnitt von Valarpattinam bis Chirakkal ist im Kapitel »Umzug nach Chirakkal« abgedruckt. Weiter führt Gundert über die Umgebung von Cannanore und Thalassery aus:
»Wir kommen nach Cannanore – das erste auf beiden Seiten sind die *lines,* d.h. die regelmäßig gebauten Hütten der Sipahis und ihrer Familien – westlich derzeit das 43. Regiment, das sich durch die Flucht eines *detachments* [Sonderkommando] vor den Mappila-Rebellen kürzlich auszeichnete und jetzt nach Madras versetzt wird – östlich das 12. Hier sind zwei Felder der Missionsarbeit, sowohl durch offene Predigt als auch durch Besuch bei den Trommelschlägern und Pfeifern, die halfcasts sind. »B.« bedeutet Bungalow, ein Regierungsgebäude auf jeder Station für europäische Reisende. Auf den Bungalow folgt der Campbazar, wo Tamil, Telugu, Hindustani, Englisch und Portugiesisch mit Malayalam vermischt gehört wird. Die schlechteste Bevölkerung ist um die Reisfelder in der Mitte des Cantonments her angesiedelt . . . Der weiße Platz ist der große Exerzierplatz, an seinem Ende die große Kaserne des europäischen Regiments, fast gegenüber demselben das Missionshaus und Kapelle, hinter welchem der Abzugskanal ins Meer vorbeistreicht. Am anderen Ende des Exerzierplatzes ist das Fort, derzeit kaum bewohnt, und darauf die englische Flagge. Einen Begriff von den Entfernungen kann der Umstand geben, daß auf der neuen Heerstraße gegen Osten Meilensteine die Entfernung vom Fort angeben – natürlich in englischen Meilen (69 1/2 auf einen Grad). Die englische Kirche (auf einer den Exerzierplatz überschauenden Erhebung) beiseite lassend, gehen wir vom roten Felsboden in den Sand am Ufer der Bucht und kommen so in das eigentliche Cannanore mit seinem Mappila-Fürsten (früher Finanzminister des Colatiri, später unabhängig), Moscheen, Bazar, südlich davon das Fischerdorf Tei oder Tahe, wo Timotheus seit Jahren unter dem ungeschlachten Volk lebt. Von da kommt, wer keine Schuhe oder Strümpfe hat, durch Sand, Wasser und Reisfeld auf kurzem Weg an das Büffeldorf, 1/4 des Wegs nach Thalassery. Dort haben sich Telugu-Hirten angesiedelt, weil ihre Büffel sich das ganze Jahr durch im Morast zu wälzen Gelegenheit haben, und versehen Cannanore mit Milch. Der Fußweg nach Attadapa, wo eine Missionsschule von Tahe aus regelmäßig besucht wird, und nach Anjarakandy geht denselben Weg. Zu Pferd erreicht man Anjarakandy am besten auf der Coorg-Heerstraße, die vom fünften oder sechsten Meilenstein meist durch Wälder führt, in welchen jedoch alles niedrig gelegene Land zu Reisfeldern verwendet wird. Auch begegnet man jährlich neuen Anpflanzungen von Gärten im höher gelegenen Boden. In Anjarakandy das Herrenhaus am Fluß, die Häuser der Arbeiter, des Katechisten und die Kapelle auf dem Hügel nordwestlich davon. –
Vom Büffeldorf kommt man über das Hügelland, das nur im Monsun eine Bergreisernte trägt, einen steilen Abfall herab (Mitte zwischen Cannanore und Thalassery) nach Edacadu und von da auf flachem Boden bis

zum Fluß. Ein + deutet den der Mission gegebenen Platz an. In Dharmapatnam, der Flußinsel, ist eine Schule der Mission. Von da nach Nettur [Illikunnu], das vor sechzig Jahren noch zu dem Gebiet des Kottayaga-Königs gehörte. Dharmapatnam war lange Zankapfel zwischen den Chirakkal- und mohammedanischen Cannanore-Prinzen und wurde zuletzt an die Engländer verkauft, die ein Fort darauf bauten (vor 100 Jahren). – Auf Nettur selbst stand einst eine Batterie der Mysorer, wo jetzt das Missionshaus steht, und schoß über den Fluß auf das entgegengesetzte Fort im Süden. Dies alles liegt jetzt in Ruinen. Am Court eine Missionsschule, eine andere südöstlich vom eigentlichen Fort der alten, vor 170 Jahren unter dem Schutz des Chirakkal-Raja errichteten Faktorei. Dort wohnten in früheren Jahren Geschwister Gundert (1839–41) und [Geschwister] C. Müller (1844–49). Auch der Bungalow ist dort. Östlich führt der Weg nach Chiracara (»Teichrand«), wo Schule und am Fluß das Haus des Richters, auf einem Hügel, wie auch die anderen zerstreuten Herrenhäuser. Östlich von Thalassery ist Kadirur, früher Schulort, oft besucht, wie auch Kuttuparambu. Der *Tahsildar* oder Amtmann über den ganzen *Taluk* (Bezirk) südlich vom Anjarakandy-Fluß hat sein *Catsheri* (Amtshaus) in Kadirur. Je nachdem sich Händel in Anjarakandy südlich oder nördlich vom Fluß zutragen, muß die Klage in Kadirur oder in Chirakkal angebracht werden. Südlich vom Thalassery-Fort ist der eigentliche Bazar und Stadt der Eingeborenen, die Fischer am Ufer, die Mappilas und Konkani Kaufleute in engen Straßen, dahinter in Gärten die Tiyer oder Palmbauern, und der respektabelste Teil der Bevölkerung, Nayer und Brahmanen, um den Tiruvangadu-Tempel herum. Nach der felsigen Spitze von Talai, wo eine weitere Fortruine die Ausdehnung des früheren englischen Gebiets bezeichnet, geht es im Sand fort nach Kurichi, wo eine Schule ist. Näher bei Mahe wieder Hügel mit mehr als einer Fortruine, von englischen und französischen Händen errichtet und zerstört. Endlich über dem Fluß Mahe mit fünf zerstörten Forts. Die Verhandlungen über seine Grenzen sind nach 34 Jahren noch nicht beendigt. Eine Straße, um Mahe zu umgehen, ist über Montol geführt, liegt aber fast ungebraucht. Dann hinab in tiefen Sand ohne Schatten und an einer durch Gelübde geehrten Moschee vorbei zum Hügel von Chombala, von wo das Missionshaus, die Flaggen von Mahe, Thalassery, Cannanore und das sonderbar geformte Vorgebirg Eli im Norden übersieht und zugleich die freiste Aussicht auf die Ausläufer im Nordosten und die Wayanadu-Gebirgskette gewährt. Am Ufer wohnen die Fischer – mit denen nun zwei christliche Boote konkurrieren. Das Land zwischen dem Mahefluß und Cota oder Putupatnam-Fluß heißt Caduttanadu, gesprochen fast wie Carttanar (*kottonara* der Griechen). Die frühere Herrscherfamilie, die anfänglich Vasallen des Chirakkal-Königs waren, residiert noch in Cuttipuram; der Tahsildar oder Amtmann der Regierung aber in Vadagara (Bergara, Bargri, Badagherry usw. geschrieben) neben dem Bungalow und einem alten Hindufort. Der Platz ist ein großes, reiches Mappilanest. Der Katechist Matthai wohnt im Süden, Jacob hat eine Schule im Norden davon bei den Fischern. Der Fluß von Putupatnam ist die Grenze von Nordmalabar. Sitten und Gebräuche im Süden davon (wo Samorins Gebiet anfängt) sind von uralter Zeit her verschieden. Vor 300 Jahren war Kodakal der beste Hafen des Landes und ein fester Sitz der Seeräuber (Mappilas). Ihr Haupt, Cugnali, war den Portugiesen und eingeborenen Fürsten furchtbar. Der König in Caduttanadu erlaubte den Seeräubern auch gegen einige Prozent Abgaben Niederlassung in Mahe, Chombala und Muttingal; daher dieser Teil der Küste jahrhundertelang verschrien war. Kodakal wurde anno 1600 von Portugiesen und Samorin genommen, nachdem Cugnali den Titel König der Mappilas usurpiert hatte. Er starb im Gefängnis zu Goa. Viele Europäer waren jahrelang seine Sklaven und wurden mit Mühe durch eine Stiftung in Cannanore losgekauft. Katholische Missionare wurden zu verschiedenen Zeiten geopfert, eingeborene Christen zu Moslems gemacht. Wenn man von Vadagara auf den zwei mittelst Kanals verbundenen Flüssen nach Kozhikode fährt, genügen zwei Mappilas, mit Stangen das Boot in acht bis neun Stunden hinzubefördern. Da singen sie oft stundenlange Bruchstücke aus alten Liedern mit dem einförmigen Refrain »So tat der Schiffsherr Cunyali«. . . Auf der anderen Seite des Flusses steht ein steiler Granitfelsen mit Burgruine, von welchem man in ein weites Tiefland, teils trockener Sand, teils Reisfeld, hinabsteigt. Hier arbeiten viele Sklaven, welcher Verwandtschaft mit Anjarakandy-Familien uns einigen Anspruch gibt – daher auch schon eine Schule von Vadagara aus versucht wurde.« (»Zur Charte«, Archiv BM, vgl. Beilage).

Dem »Abriß« wurde im Missions-Magazin folgende Inhaltsangabe vorangestellt: Geschichte des britischen Verkehrs mit Nordmalabar. – Unruhen und Kriege. – Einrichtung der britischen Provinz. – Erste Arbeiten

in Thalassery und Cannanore. – Anjarakandy. – Die Besetzung Thalasserys durch die Missionsgesellschaft zu Basel. – Arbeit durch Katechisten. – Eigener Missionserfolg. – Aufhebung der Sklaverei. – Schulwesen. – Chombala.

In den ersten zwanzig Jahren britischer Herrschaft über Malabar geschah wenig mehr für das Reich Christi, als daß viele Unterschiede der Kasten leise abgeschliffen wurden und eine europäisch freiere Art in die öffentlichen Verhältnisse eindrang; etwas Englisch wurde hie und da von Invaliden und Schreibern gelehrt; durch den vereinzelten Kaplan des englischen Regiments wurde in Cannanore der Bau einer englischen Kirche betrieben; und die Seufzer edler Gäste, wie des christlichen Reisenden Buchanan (1808 in Thalassery), sind auch nicht umsonst aus den verwahrlosten Küstenstädten aufgestiegen. Die neue Organisierung der englischen Kirche in Indien, 1816, verschaffte Thalassery einen Kaplan, Herrn Spring, der mit dem Dienst an den Protestanten auch Arbeiten für die Kirchliche Missionsgesellschaft verband. Er errichtete etliche Schulen in Thalassery und Cannanore, wo unter dem Heergefolge sich immer auch Tamilchristen befanden, so daß er bald eine kleine – freilich durch die Regimentsversetzungen alljährlich wechselnde – Gemeinde sammeln konnte. In Thalassery verhalf ihm der Einfluß freundlich gesinnter Richter zu einer englischen Schule, die geraume Zeit hindurch von vielen Aspiranten auf Anstellungen besucht wurde, und eine gewisse Kenntnis der Bibel unter allen Klassen verbreitete. Ein wohltätiger Hafnermeister, Oakes, brachte einen Armenfonds zusammen, aus dem jede Woche an 400 Arme und Kranke vom Geistlichen mit Reis versehen werden konnten. Als er starb, vermachte er sein ganzes Vermögen den Armen zu Thalassery, besonders den christlichen, d.h. katholischen; zu demselben Zweck durch seinen und eines wohlgesinnten Parsi (Kaufmanns) Hilfe erbaute er auch eine Kirche, die aber schon im Jahr 1839 nach unzweckmäßiger Dachreparatur unter einem anhaltenden Monsunregen einfiel und abgetragen werden mußte. Einer von denen, die durch Spring getauft wurden, hat ein gutes Zeugnis bei seinen früheren Lastergenossen hinterlassen; man glaubte ihm, daß er aus Drang der Überzeugung Christ geworden sei. Sonst aber blieben kaum Früchte von Springs Arbeiten übrig, als er im Jahr 1828 auf eine andere Stelle versetzt wurde; denn, einen Besuch des Missionars Baker ausgenommen, geschah wenig mehr für das angefangene Werk, so daß die Kirchliche Missionsgesellschaft auch die immer mehr zerfallende englische Schule endlich aufgab.

Um diese Zeit regte sich ein neues Leben in den Kreisen englischer Beamter und Offiziere; es machte sich besonders bemerklich in Malabar. In Cannanore wurde druch Subskriptionen eine Kapelle gebaut, die allen protestantischen Religionsparteien offen stehen sollte. Darin erbauten sich nicht nur die Methodisten eines englischen Regiments, sondern auch die Tamilchristen der Garnison versammelten sich daselbst zu Gesang und Predigtvorlesen. Etliche Knechte nahmen freiwillig den Lehrerberuf auf sich und führten dem Kaplan von Zeit zu Zeit Täuflinge zu. Sogar Heiden fanden es vorteilhaft, sich als Christen zu gebärden und von frommen Herren und Damen sich schulmeistern oder von Vorlesern bei heidnischem Gesinde verwenden zu lassen. In Thalassery führte eine christliche Dame die englische Schule fort und in Kozhikode hatten Richter und Magistraten sich mit Bibeln in der Malayalam-Sprache von Kottayam aus versehen, welche sie nun ungescheut auf dem Amtszimmer den Lusthabenden anboten. Herr Brown, der von seinem Vater die Musterpflanzung Malabars in Anjarakandy (angefangen 1793, zuerst auf Rechnung der Kompanie) geerbt hatte, versuchte durch Christianisierung seiner Sklaven dieselben noch enger an sich zu ketten, und erbat sich dazu einen Katechisten von Rhenius (1835). Dieser schickte ihm Michael, einen bekehrten Katholiken. Die Spaltung, die in der Tinneweli-Mission bald danach eintrat, führte seinen Freund Jacob, einen geborenen Rajaputra, nach Kozhikode, wo er unter dem Schutz des Richters ein Jahr lang unangefochten von Haus zu Haus das Wort des Heils verkündigte und wenigstens eine Frucht seiner Arbeit sah. Ein Mukver gelangte zum lebendigen Glauben an Christus und ließ sich von den Basler Missionaren in Mangalore taufen. Er hat dort nach weiterem Unterricht sich selbst dem Dienst am Evangelium gewidmet und ist im Glauben entschlafen. Auch die wenigen farbigen Prote-

stanten von Thalassery wandten sich (1836) nach Mangalore und baten um Zusendung eines deutschen Missionars. Die Bekehrung des dortigen Richters Strange, der, 1837 zur Untersuchungs-Kommission über die Mangalore-Insurgenten berufen, mit den deutschen Brüdern vertraut geworden war, machte Aufsehen und bahnte den Weg für die Errichtung einer Mission in Nordmalabar.
Michael hatte nach Tirunelveli berichtet, er könne sich nur den armen Pulayern verständlich machen, die Kinder lernten ordentlich, mehrere der jüngeren Männer bäten dringend um die Taufe, und allen seien christliche Namen gegeben worden; ein Besuch von Rhenius wäre das beste Mittel, der angefangenen Unternehmung eine gewisse Gestalt zu geben. Die Umstände erlaubten nicht, auf diese Bitte einzugehen. Nach Rhenius' Tod und dem Abgang des Herrn Brown nach Europa fühlte sich Michael sehr verwaist; denn die Halbbrüder des letzteren, welche nun die Leitung der Pflanzung übernahmen, waren mehr indischer Denkart als christlichem Wesen zugeneigt. Missionar Gundert, der 1838 von Tirunelveli nach Mangalore gekommen war, übernahm die Pflicht, dem einsamen Michael an die Hand zu gehen und besuchte Nordmalabar (Januar und Februar 1839). Er predigte in Cannanore vor etwa 40 Namenchristen tamulischer Sprache und fand dort wie in Thalassery freundliche Aufnahme bei christlichen Engländern. In Anjarakandy war eine Versammlung von wenigstens 100 Zuhörern; aber die Schwierigkeiten, die sich der Bildung einer christlichen Gemeinde entgegensetzten, schienen fast unübersteiglich; auch der Plan, längere und öftere Besuche zu machen, zeigte sich als unausführbar. Da kam ein liebevolles Anbieten des Herrn Strange in Thalassery, sein Haus der deutschen Mission zu schenken, wenn sie eine Station daselbst errichten wolle. Es wurde mit Dank angenommen, und schon am 12. April 1839 waren die Missionare Gundert und Dehlinger dort eingezogen. Krankheit nötigte aber den letzteren, schon nach drei Wochen die nasse, heiße Küste zu verlassen.
Während der ersten Regenmonate beschränkte sich die Arbeit Gunderts fast ganz auf die Erlernung der mit dem Tamil nahe verwandten Malayalam-Sprache. Dagegen ließ sich in der englischen Schule bei Knaben und Mädchen vieles tun, solange des Richters Gemahlin Patronin der Anstalt war. Die Malayalam-Schule war weniger besucht, und das Sammeln von Mädchen für eine zu errichtende Mädchenanstalt der Schwester Gundert ging sehr langsam vor sich. Letztere füllte sich allmählich, besonders von der militärischen Station Cannanore her, wo Parayer, Katholiken und andere arme Leute allmählich den Wert einer Versorgungsanstalt für ihre verwahrlosten Kinder schätzen lernten. Etliche derselben sandte der fromme Kaplan Lugard herüber, der zugleich in Harmonie mit dem Missionar die unmäßigen leblosen Tamilchristen der Station in Ordnung zu halten und durch gemeinschaftliche monatliche Missionsstunden die Englischredenden für die deutsche Mission zu interessieren suchte. – Zur Hilfe unter den Eingeborenen fanden sich bald die Katechisten Chinnappen und Gnanamuttu (Juli), junge Männer, die, mit Gundert von Tirunelveli auf diese Küste herübergekommen, in Mangalore sich nicht anstellig genug gezeigt hatten; sodann die zwei verheirateten Brüder Vedamuttu und Ananden, welche Schaffter jetzt aus derselben Mission ausgewählt hatte. Diese letzteren waren von der so verachteten Kaste der Schuhmacher, weswegen sie in ihrem Geburtsland auch unter Christen wohl nie eine einflußreiche Stellung gewonnen hätten. In Malabar aber wird einem Tamilchristen weniger nachgerechnet, ob er selbst erst aus niederer Kaste übergetreten oder vom Vater her schon Christ sei. Alle vier hatten vorerst auch die Sprache zu lernen, zu welchem Behuf der erstgenannte dem Anjarakandy-Katechisten auf drei Monate zugegeben wurde. Er wandte diese wohl an, soweit es Sprach- und Schulfertigkeit betraf; aber die Fleischeslust, die in jener Pflanzung herrscht, gewann solche Macht über ihn, daß er ungeachtet alles scheinbaren Wachstums, weil er nicht bekannte und sich demütigte, später nach seiner Verheiratung in Ehebruchsünden fiel, die dem christlichen Namen viel Unehre bereitete. Auch bei Gnanamuttu war die Herrschaft des Fleisches bemerklich. Beide nützten wenig. Um so tüchtiger ist durch Gottes Gnade Vedamuttu geworden. Ananden wurde zunächst in Cannanore stationiert, um eine Malayalam-Schule zu halten und der Tamil-Gemeinde zu predigen. In letzterer aber war ein großer starker Mann, Paul, aus der Kaste der von Franz Xavier getauften Collam-Fischer. Unterricht hatte er zwar keinen genossen, hielt es aber für leicht, welchen zu geben. Er tyrannisierte die dortige Gemeinde durch krie-

chende Einschmeichelung bei den frommen Europäern, von welchen er sich nach und nach verschiedene Gehalte als Arzt, Schulmeister, Prediger usw. auszuwirken wußte. Er konnte Ananden nicht neben sich dulden und tat ihn in Bann. Aussöhnungen hatten wegen seines unmäßigen Eigendünkels keinen rechten Bestand; und Ananden konnte es schon, weil er dort unter Tamilen war, nicht zum gleichen Ansehen in der Gemeinde bringen. Bloße Besuche, wie sie Gundert zum Predigen, Schlichten und Ermahnen bei dieser Tamilkirche machte, nützten nicht viel; er sah bald, daß sie einen eigenen Mann erfordere, wie er ihr (1840) in Br. Hebich zuteil wurde.
Wichtiger war die Arbeit unter den eigentlichen Malayalam-Leuten. Im Juni 1839 kam eine arme Familie von Vettuvern oder freien Taglöhnern zum Missionar, um Unterricht und Arbeit zu suchen. Die ernsten Forderungen des Christentums verscheuchten sie aber bald wieder; mit Ausnahme eines jungen Mannes, dem der Dank für Heilung seiner Geschwüre die Stärke gab, sich von dem älteren Bruder nicht fortziehen zu lassen. Er blieb, bekannte seine Sünden und Schwachheiten, glaubte an Christum und wurde (1840) mit dem Namen Joseph getauft. Er hat während verschiedener Dienstarbeiten, zu denen er sich gebrauchen ließ, den fortlaufenden Unterricht mit solchem Erfolg benützt, daß er später ein brauchbarer Verkündiger des Wortes wurde. Durch ihn sind noch mehrere Glieder dieser Kaste, die eigentlich in Chawagadu [Chowghat] (im Südende der Provinz) zu Haus ist, aber auch in und bei [der] Pflanzung Anjarakandys Wurzeln geschlagen hat, mit der Mission in Verbindung gekommen; etliche wurden später getauft. Die ganze Kaste aber hat so ein schwächliches, sinnliches, leichtbewegliches Temperament, daß die Früchte des Geistes nur bei den wenigsten bemerklich worden sind. Die Mädchen insbesondere, wenn sie auch während der Unterrichtsjahre Hoffnung gaben, bringen es in der Ehe nur schwer zu einem gesetzten Wandel. Hierin werden sie von der viel verachteteren Pulayer-Kaste weit übertroffen. Die erste Taufe aber wurde einer Frau aus der Tiyer-Kaste zuteil. Die Missionsfamilie war aus dem geschenkten Hause in die Stadt gezogen, weil sich für den Unterricht – namentlich der Mädchen – aus der katholischen und gemischten Bevölkerung nur in nächster Nähe etwas Rechtes tun ließ. Frau Gundert hatte so zwei Jahre lang außer den 10–15 Mädchen der Anstalt bis auf 40 Kinder aus der Nachbarschaft in der weiten Veranda täglich versammelt; auch englische Damen nahmen sich ihres Unterrichts an. Die Großmutter eines dieser Kinder ließ sich bewegen, selbst zu Christus zu kommen; was sie in den ersten Tagen begriff, war jedoch blutwenig, und sie wollte schon wegbleiben; doch endlich schlug das Wort ein; der Herr öffnete ihr Herz; auf dem Krankenbett bekannte sie einst ihren ganzen mit Glauben gemischten Unglauben und erhielt Vergebung ihrer Sünden. Jetzt erlebte sie, wie sie es nannte, eine zweite Jugendzeit und wurde zu Ostern 1840 getauft (Hanna). Den Spott, der ihr reichlich zuteil wurde, schlug sie gar nicht an. Schade, daß ihr in späteren Jahren irdische Sorgen für die Enkel manchmal den kindlichen Sinn trübten, der sie im Anfang belebte. Sie führte weitere Taufkandidaten aus ihrer Kaste herbei. Eine Nichte (Maria) wurde nachher die tüchtige Frau des Katechisten Timotheus in Cannanore. Die anderen zogen sich wieder zurück, wie eine sagte, weil sie ja noch vor dem Tod Christen werden können, einstweilen aber sich vor Schande in acht nehmen müssen. Ein geschickter Tiyer-Arzt, Cugni Veidyen, meinte noch von Springs Zeiten her, das Evangelium durchaus zu verstehen und stimmte recht von Herzen bei. Aber über der Forderung, sich taufen zu lassen, wurde er stutzig, träumte von vielen Wegen in die eine himmlische Stadt und starb im Unglauben. Sein Sohn, der noch mit einem anderen Tiyer bei Gundert vorbereitenden Unterricht genossen, worauf beide als Schullehrer angestellt worden waren, schien davon tief bewegt, hielt sich in solcher Nähe, daß (1841) schon der Tauftag bestimmt war, blieb aber an diesem versteckt und ist seither ganz gesunken. In seiner Schule zu Kadirur, eine Stunde hinter Thalassery an der Straße nach Mysore gelegen, gab es anfänglich viele, die den Missionar auf seinen Schulbesuchen gerne anhörten; einmal schien es daran zu sein, daß mehrere Taufunterricht nehmen wollten, wenn ein Katechist dorthin gestellt würde; aber diese Hoffnungen wurden wieder vernichtet. Während in Mangalore und in Tirunelveli die Palmbauern dem Evangelium am zugänglichsten waren, sollte sich in Thalassery aus ihnen vorerst nur wenig Frucht zeigen.
Hier war die nächst vorliegende Arbeit die unter den Sklaven in Anjarakandy. Die aufreibende Stellung, in welcher der Katechist Michael nun schon

fünf Jahre ausgeharrt hatte, wurde ihm immer schwerer, und im August 1840 wollte es fast dem Feind gelingen, durch Ränke und Lügen aller Art das Werk unter jenem armen Volke zu vernichten. Weil die Sünde der Höhergestellten das Licht nicht ertragen konnte, mußten die Glieder der Gemeinde selbst gezwungen werden, Zeugnis gegen ihren Lehrer abzulegen. Unter dem Hohn der höheren Kasten zog er ab; die eben erst neu aus Steinen erbaute Kapelle ward geschlossen. Missionar Hebich, der eben in Cannanore auf etliche Monate anwesend war, um die Verhältnisse der dortigen Gemeinde zu ordnen, sah, daß es am besten wäre, Paul von dort zu entfernen und mit ihm einen neuen Versuch in Anjarakandy zu machen. Es war damit in der Eile wenigstens so viel erreicht, daß die Arbeit unter den Pulayern nicht unterbrochen wurde. Der Triumph der Feinde stimmte noch mehr herab, als Br. Gundert noch in selbigem Monat, am 23. August, die erste Taufe an fünf Sklaven vollziehen konnte. Unter ihnen war die lieblichste Frucht von Michaels Wirken, die stille ältliche Gnanappu. Zwar Paul wollte, nachdem die ersten Rührungen verwischt waren, auch in Anjarakandy sich nicht auf die Länge fügen. Regieren war ihm bequemer als Lehren und Dienen. Das Taufen aber ging unter allen Schwierigkeiten vorwärts, bis in diesem und dem folgenden Jahr eine Gemeinde von 16 Abendmahlsgenossen beisammen war. Unter ihnen ist der geistig bedeutendste Gnanamuttu, durch seine oft an Störrigkeit grenzende Energie den Feinden ein besonderer Gegenstand des Hasses (getauft 4. Oktober 1840). Er war der erste Pulayer, dessen Ehe christlich eingesegnet (14. März 1841) und bis zum Ende christlich geführt wurde.

Indessen hatten sich auch verwaiste und verwahrloste Knaben in Thalassery um den Missionar gesammelt und einen Anfang von Erziehung und Unterricht genossen, als die Ankunft der zwei Missionare Fritz und Mengert (September 1840) die Errichtung einer abgesonderten Knabenanstalt möglich machte. Von diesen zeichnete sich Mattu, ein Nazarani- (Syrer-) Waise aus Kochi früh durch Empfänglichkeit für das Evangelium aus und wurde, nachdem er noch zweijährigen Unterricht in Mangalore genossen, der erste vom Abc an in der Mission erzogene Schullehrer. Ein Tiyer-Jüngling, der schon anderswo Unterricht genossen hatte, jetzt aber durch das lasterhafte Wesen, das in seinem Hause herrschte, zu den Christen getrieben wurde, trat im Herbst in die Anstalt, wurde bald getauft (Titus) und konnte nach wenigen Jahren als Gehilfe am Evangelium verwendet werden. Mit der Mehrzahl der übrigen Knaben aber hatte Br. Fritz, dessen Begleiter im Juli sich einer anderen Mission anschloß, in seinem Einstandsjahr manche Geduldsprobe durchzumachen. Außerdem übernahm er von Gundert einen Teil der Aufsicht über die Schulen, denen im Frühling 1841 zwei neue im Weberdorfe Dharmapatnam zugesellt wurden.

Ohne uns bei allen Taufkandidaten aufzuhalten, die in dieser Zeit der Mission Not und Freude bereiteten, müssen wir doch einen Nayer erwähnen, Ravunni, der im Juli 1841 auf seiner Pilgrimreise aus Travankor nach Benares von Vedamuttu angefaßt und ins Missionshaus geführt wurde. Er war der erste Adelige, der in diese beschränkten Verhältnisse eintrat, und seine Zugänglichkeit tat den Christen aus den niederen Kasten anfänglich ausnehmend wohl. Auch für Gundert war sein freieres Benehmen, die edlere Sprache und seine Bekanntschaft mit dem eigentümlichen Verhältnis der zwei privilegierten Klassen (der Brahmanen und Nayer) anziehend und lehrreich. Nachdem er ihn unterrichtet und auf einer Reise nach den Nilagiri noch näher kennengelernt zu haben glaubte, taufte er ihn (November) mit dem Namen David. Bald darauf wurde das von Strange geschenkte Haus aufs neue bezogen. Die Institute erforderten einen weiteren Raum als in der Stadt zu haben war, und das Missionshaus fand infolge der Aufhebung des Provinzial-Gerichtshofs keine Mietsleute mehr. David, der mit der Aufsicht auf die Arbeiter leichter zurechtkam als irgendein anderer, sollte nun etliche Bauten leiten. Er genoß nur zu viel Zutrauen; bald ließ er sich nach Hinduart von den Bauleuten bestechen, verfiel wieder ins Nayerlaster, Trunk und Ausschweifung, und als er das Zutrauen verloren sah, wachte der alte Nayerstolz und Fatalismus auf: Reue nütze jetzt schon nichts mehr, es sei gegangen, wie es habe gehen müssen. Er konnte es nicht länger aushalten und ging. Er soll sich später durch Lügen und große Opfer seiner Familie in seine Kastenrechte wieder eingesetzt haben.

Ein Ersatz für diese fehlgeschlagene Hoffnung bot nach wenigen Tagen (18. Februar 1842) der Eintritt Missionar Irions; zumal da sich Aussichten auf

Errichtung einer dritten Station in Malabar eröffneten. Schon seit einem Jahr war die Aufhebung der Sklaverei in Malabar von den Behörden in Beratung gezogen worden, und der damalige Magistrat Conolly sowie Richter Thomas, beide in Kozhikode, hatten sie der obersten Regierung als ausführbar und politisch dargestellt. Beide waren Freunde der Mission und interessierten sich besonders für das Anjarakandy-Unternehmen; auch hoffte man, die Madras-Regierung werde, wenn sie die Sklaven für frei erkläre, auch für christlichen Unterricht sorgen, damit sie die Freiheit auch zu benutzen lernen. Jedenfalls sollten Regierungs-Schulen für die den öffentlichen Pflanzungen gehörigen Arbeiter errichtet werden. Mit den Vorurteilen der höheren Kasten durfte man einmal auf keine Weise zusammenstoßen; um so mehr suchten christliche Beamte für Christianisierung der niedersten, vom Brahmanismus noch unberührten Kasten ein gutes Wort einzulegen. Nach Hindubegriffen ist Taufe oder Beschneidung das einzige Mittel, die Atmosphäre von der Unreinigkeit, die den Pulayer umgibt, zu befreien und ihn wenigstens zur Reinheit eines Christen oder Moslems zu erheben. Für die aussterbende Rasse der Todavas auf den Nilagiri, wegen welcher auch mit den deutschen Missionaren war verhandelt worden, konnten die Behörden Malabars nichts mehr tun, weil jener Distrikt eben jetzt der Provinz Coimbatore zugeteilt wurde. Außer vielen Stämmen von Bergvölkern war aber auch im Niederlande die Rasse der Nayadis, die verachtete Bettlerkaste in den Wäldern hinter Ponnani, nahe bei der Hand. Jeder Durchreisende hörte die kreischenden Laute, sah die tierischen Gebärden, mit denen sie aus weitesten Fernen um Almosen flehten. Ihnen durch Herrnhuter Missionare zu helfen, hatte schon der Reisende Buchanan geraten. Der menschenfreundliche Conolly wollte daher einen Missionar in Kozhikode haben, um in Vereinigung mit ihm auf öffentliche oder eigene Kosten die geeignetsten Schritte zum Besten dieser Elenden zu tun. Katechist Michael empfahl sich für dieses Werk durch die Schule, die ihm in Anjarakandy zuteil geworden war. Er nahm den Ruf an, kehrte aus seiner Heimat in die Provinz zurück (Januar) und wurde in Kozhikode angesiedelt. Nach wiederholten Untersuchungsreisen der Missionare zu Thalassery entschied es sich, daß noch vor Einbruch der Regenzeit die neue Station angefangen werden müsse. Br. Fritz übergab daher das Seminar, das 23 Knaben zählte, dem schon etwas eingeübten Irion und zog (13. Mai) im Namen Gottes, von Titus begleitet, in die Hauptstadt Malabars. Die englische Schule, welche durch Aufhebung des Gerichtshofs fast alle Frequenz und Bedeutung verloren hatte, wurde aufgehoben. Die katholische Geistlichkeit trug durch strenges Verbot des Bibellesens einen Teil der Schuld am Zerfall beider englischer Schulen in Thalassery und in Kozhikode. Im letzteren Ort hatte die Regierung vor, eine Normalschule für die westliche Küste zu errichten. Der viel besprochene Plan ist aber noch nicht ausgeführt. Einstweilen hat er beigetragen, den Gedanken an englische Erziehung den Missionaren Malabars viel ferner zu rücken. Irion fing seinen Unterricht im Seminar mit Gesang und Rechenstunden an; die nach und nach ausgearbeiteten Lieder wurden nun nach deutschen Melodien gesungen, besser übrigens von den Mädchen als von den Knaben. Irion bildete sich allmählich seine eigene Methode, europäische Lehrfächer in der Landessprache mit Nutzen zu bearbeiten, indem er zugleich Übersetzungen und Ausfertigung von Handbüchern mit dem mündlichen Unterricht verband. Mehr für die heidnischen Schulen berechnet war eine Reihe von Bibeltraktaten, in welchen Gundert die alttestamentliche Geschichte ausführlich erzählte, und seine Übersetzung von Zellers göttlichen Antworten auf menschliche Fragen wurde mit Jung und Alt getrieben.

In jenem Sommer gab das Armenhaus seine erste Frucht. Die Austeilung des wöchentlichen Reises an die Armen Thalasserys und Aufsicht über das Privatspital war in den letzten Jahren von der Armengesellschaft an Missionar Gundert übertragen worden. Dadurch war Gelegenheit gegeben, den Armen und Kranken das Evangelium zu predigen. Unter vielen, die hörten, war aber nur einer, ein alter Mukver, der das Wort in Schwachheit, doch mit Freuden aufnahm. Dieser Greis, in der Taufe Johann genannt, hat zwar viel über sein mangelhaftes Gedächtnis zu klagen, zeigt aber viel Liebe und Dankbarkeit. Erst nach mehreren Jahren hat diese Wohltätigkeitsanstalt der Missionsgemeinde weitere Glieder zugeführt.

Am 30. November 1842 langte die erbetene Verstärkung der Station, bestehend in den Missionaren Friedrich und Christian Müller und der Lehrerin Mook an. Der Eintritt der letzteren war gerade

an der Zeit, da Frau Gundert, bis dahin die einzige weibliche Gehilfin an der Mission, durch Krankheit sehr geschwächt und der Arbeit an den 21 Mädchen kaum mehr gewachsen war. Auch die Ankunft der Brüder war tröstlich, da gerade ein sonderbares Ereignis viel Angst und Mühe verursachte.

Ein junger Nayer, von Jugend auf systematisch verzärtelt, sah sich durch seine nach dem reichen Erbe gierigen Verwandten in seinem Leben bedroht und floh zu Missionar Gundert, um durch Aufopferung seiner Kaste europäischen Schutz zu gewinnen. Die Aufregung, welche dies unter den Nayern bewirkte, das Geläufe ins Missionshaus und aufs Amt, Gerüchte und Ränke aller Art brachten uns ins Gedränge, wofür allein die einfältige Bekehrung des Jünglings genügender Ersatz gewesen wäre. Er gab sich zwar zum Lernen und Gehorsam ordentlich her und wurde den 1. Januar 1843 getauft; nachdem ihm aber durch eine friedliche Teilung Ruhe nach außen zuteil geworden [war], verfiel er trotz lang fortgesetzter Warnung und Langmut so ganz unter die Herrschaft des Fleisches, daß jede Verbindung mit der Gemeinde abgebrochen werden mußte. Im Sommer brachte ihn die Cholera dem Tode nahe. Diese Heimsuchung veranlaßte einen neuen Versuch, ihn zur Buße zurückzuführen, aber kaum geheilt, ließ er sich von Parasiten bereden, der Göttin Kali durch ein Geschenk zu danken. Auch die Bekanntschaften, die aus dieser Geschichte flossen, haben nicht ein erfreuliches Resultat geliefert. Der einzige, etwas zweideutige Gewinn für die Mission war der, daß sie durch die Verwicklung mit dem Gezänk um ein großes Vermögen in aller Leute Mund und Ohren kam. – Und auch das Evangelium war vielen sonst Unzugänglichen zum Zeugnis gepredigt worden.

Wie gewaltig die Herrschaft des Fleisches ist, wurde im Mai durch ein noch betrübenderes Beispiel kund. Chinnappen, sonst ein tüchtiger Lehrer, hatte sich unvermerkt in Habsucht und weltliche Geschäfte verstricken lassen. Der nahe Umgang mit Heiden verleitete ihn zum Ehebruch. Er demütigte sich, mußte vor dem beleidigten Teil öffentlich Abbitte tun; doch war es nicht ratsam, ihn länger zu behalten. Missionar Fritz in Kozhikode nahm sich seiner an. Ach, nicht nur die Heidenchristen, nicht nur die Katechisten, die Missionare selbst müssen zu Zeiten inne werden, wie stark und hinterlistig das Fleisch auch in den Gläubigen noch werden kann!

Im Mai wurde die Befreiung der Sklaven durch die ganze Provinz veröffentlicht in der Form, daß hinfort bei keinem Gericht Pulayer als Eigentum reklamiert werden dürfen. Es war eine schwierige Aufgabe, diese Verordnung bekanntzumachen; denn alle Angestellten hatten ein Interesse in Aufrechthaltung der Sklaverei; daher sahen sich die europäischen Beamten genötigt, durch Amtsdiener die Anführer der Sklavenkaste kommen zu lassen und ihnen den Beschluß anzukündigen. Diese wußten aber mit der geschenkten Freiheit nichts zu machen. Im Grunde war es ihnen zumute, wie wenn man sie des lang erprobten Schirmes beraube. Sie fragten, was denn mit dieser Freiheit gewonnen sei. Die Antworten genügten nicht, bis sie endlich versichert wurden, sie dürfen auf der Landstraße gehen und die Märkte besuchen so gut als andere Menschen. Kaum trauten sie ihren Ohren; aber der Collector machte augenblicklich Ernst aus dem Versprechen und ließ die Leute unter Bedeckung in den Stadtturm führen. Die Nayer entzogen sich dem widerlichen Dienst und drängten ihn den Gerichtsdienern aus der Mappila-Kaste auf. Diese freuten sich der Angst der Heiden und geleiteten die ungeschlachten grimmenden Pulayer sogar bis in die Nähe von Pagoden. Umsonst beklagten sich darüber die Nayer und Brahmanen. Allen Vorurteilen zum Trotz wurde den unteren Kasten das Recht freien Zutritts zu allen öffentlichen Wegen zuerkannt. Die ganze Gehässigkeit dieser Verfügung fiel auf die Missionare. Diese haben in Anjarakandy angefangen, den Sklaven zu erheben und wollen allen Unterschied von Hoch und Nieder in Kaala (der alte Name des Landes) aufheben; sie seien an allem schuld. Die Christen auf der Pflanzung wurden durch die abgeschmacktesten Gerüchte beunruhigt. Es half ihnen zu nichts, daß sie getauft waren. Manche wurden geschlagen, wenn sie sich auf die Landstraße wagten; man könne an nichts unterscheiden, wer getauft sei und wer nicht. Die Aufregung war so groß, daß die Pflanzer sogar innerhalb ihrer Grenzen den Christen den Zutritt zu früher erlaubten Quartieren der Tiyer usw. untersagten. Gnanamuttu wurde eines Tages, als er durch die Zimtgebüsche sich heimschlich, von einer Schar Tiyer überfallen und so zerschlagen, daß er für tot liegen blieb, während andere mit seinem Weib schändli-

chen Mutwillen trieben. Zwar kam ihnen die Obrigkeit hierfür auf den Hals; aber es brauchte viel Anstrengung, den Tatbestand zu beweisen, und die Täter kamen fast mit bloßem Verweis davon. Früher war Anjarakandy nur alle Monate auf ein paar Tage besucht worden; diese Besuche wurden jetzt verdoppelt. Nämlich Paul war dieser ernsten Zeit so wenig gewachsen, daß er immer mißmutiger wurde und endlich den Posten verließ. Ananden hat ihn (Dezember 1843) darin abgelöst. Mit der Zeit sahen die Heiden, daß auch dieser Widerstand vergeblich war; doch hatte sich in der ganzen Provinz eine stärkere Abneigung gegen die Regierung und darum auch gegen die Mission festgesetzt. Dies hätte den Missionaren gleichgültiger sein können, wenn sich dadurch für den Unterricht der Befreiten neue Türen geöffnet hätten. Die Regierung zu Madras wollte aber einmal nichts von Christianisierung der Inder wissen und richtete mit der Zeit in den Hauptorten der Provinz Pulayer-Schulen unter heidnischen Lehrern ein, von denen alle Religion völlig ausgeschlossen bleiben sollte.

Mittlerweile gewann das Werk des Schulunterrichts an Ausdehnung und Verstärkung durch die neueingetretenen Missionare. Sie teilten sich in die Schulen, besuchten sie regelmäßig und führten neue Lehrgegenstände ein. Auch neue Schulen wurden an günstig gelegenen Orten unternommen, und wenn sie auch bald durch die Schwäche der Schullehrer sanken, dienten sie eine Zeitlang als Predigtplätze. Als im Oktober Friedrich Müller nach Kozhikode abgehen mußte, fiel dieses Department ganz auf Christian Müllers Schultern; und seine Arbeit ist nicht vergeblich gewesen im Herrn. Nachdem er sich (April 1844) mit Jungfer Mook ehelich verbunden [hatte], besorgte er die Schulen von seinem neuen Lokal in der Stadt aus, das wegen der Nähe der katholischen Stadtbewohner auch zu einer Mädchenschule gut gelegen war. Zu einer solchen kam nach einem Jahr noch eine andere mit heidnischen Kindern, die ein angesehener Tiyer-Schulmeister bei seinem Hause versammelte.

Im Seminar war am 23. Juli 1843 ein schönes Ziel erreicht; denn die zwei ältesten Jünglinge, Theophil und Nathanael, wurden getauft, nachdem sie in der Zeit des Unterrichts erfreuliche Zeichen eines geänderten Wesens von sich gegeben hatten. Aber bald machten Ausbrüche des tiefeingewurzelten Nayerstolzes bange für den ersteren; der letztere, ein Vettuver, wurde träge. Von einem solchen Institut läßt sich kaum eine fortlaufende Geschichte geben. Angst und Hoffnung wechseln täglich; so gehen auch in Indien Knaben manchmal ab und zu. Bei Tage kommen sie, in einer Nacht verschwinden sie, manche ohne recht zu wissen, warum. Theophil ging einmal davon, weil er nicht länger lernen, sondern eine Anstellung und Heimat suchen wollte. Wozu aber zwei Mappila-Jünglinge eines Tages (2. Dezember) vor das Haus kamen, um mit den Institutsknaben zu lernen, wie sie sagten, oder um die anderen zu verführen, wie so viel wahrscheinlicher war? Das wußte sich Irion kaum zu beantworten. Er nahm sie einstweilen auf; sie priesen noch tagelang Mohammed den anderen Knaben an, wurden aber durch das viele Neue, das sie hörten, endlich erschüttert. Der jüngere, Hassan, taugte nicht zu den Studenten, er ließ sich Gartengeschäfte aufladen; der ältere, Baker, lernte langsam in der Bibel weiter. Sein Vater fand ihn nach langem Suchen; – er wollte nicht mehr in die Heimat zurück, sondern etwas Rechtes lernen. Nach Monaten stattete er seiner Mutter einen Besuch ab und bewerkstelligte seine Rückkehr nur mit Schwierigkeit. Im Juni ging er wieder, nachdem er seinen neuen Freunden in der Gemeinde versprochen, Christus nie aufzugeben; wurde aber von seinen Verwandten und Bekannten festgehalten und gefangengesetzt, bis er mürbe geworden war und sich zum Hersagen von Formeln verstand, die seine Aussöhnung mit der Kaste bewirken sollten. Er entrann jedoch und kehrte zu den Missionaren, die ihn fast aufgegeben hatten, zurück. Auf seine dringende Bitte taufte ihn Irion am 11. August. Es war eine Zeit freudiger Bewegung im Institut; die Knaben schlossen sich ihm als ihrem Haupte an, auf das sie stolz sein konnten, und er ging anspruchslos seinen Weg mit ihnen, während das Gerücht jener Vorgänge die ganze Mappila-Bevölkerung druchdrang und sie gegen die Missionare erbitterte.

Noch einen schöneren Fang taten die Missionare bei Mahe. Zwar war dieser französische Ort schon oft besucht und das Wort vom Heil einzelnen verkündigt worden; aber festen Fuß hatten sie dort noch nicht gefaßt. Im Juni verlangten die dortigen Fischer eine Schule, in der wie zu Thalassery die Bibel gelesen würde. Müller stellte einen ihrer Hauptleute als Lehrer an und ließ ihn in der Eile

ein Hüttchen aufschlagen, um seine Lektionen anzufangen. Er mußte sie aber noch eiliger schließen; denn es hieß, protestantische Missionsbestrebungen sind in französischen Kolonien nicht erlaubt. So wollte Müller eine Schule in der Nähe Mahes auf englischem Boden haben. Dazu bot sich nun ein junger Mugayer-Gelehrter an, Mannen, und nahm vom ersten Besuch im Missionshaus das Neue Testament mit. Dieses nahm ihn so ein, daß er, als aus der Missionsschule nichts werden wollte, auf eigene Faust Kinder sammelte und die Schrift lehrte. Bald wurde er ein Narr um Christi willen; heidnische Ärzte und Rezepte vermochten nichts; der Herr gab ihm Kraft, schon am 15. September sich taufen zu lassen mit dem Namen Paul; seine Frau und Kinder folgten ihm hierin 29. September. Wenn zuvor die Nachbarn fürchteten, sie würden an ihm ihren geschickten Arzt aus der Nähe verlieren, so änderte sich das schnell; denn da er die erste Hitze gut aushielt und eifrig von Jesus Christus zeugte, hielten es die Missionare für geraten, ihm noch einen Bruder zuzugesellen und auf diesem neuen Boden, Chombala, eine Nebenstation zu gründen. Paul selbst half fleißig zur Erwerbung eines wohlgelegenen Bodens und zur Betreibung des Bauwesens.
Während dieser neuen Freude wurde die Anjarakandy-Gemeinde eine fast unerträgliche Bürde. Dort hatte Gundert (Juli 1842) einen freien Arbeiter, den Vettuver Isaia, getauft, der bald die rechte Hand des Katechisten Paul wurde. Er war ziemlich belesen in heidnischen Gedichten und hatte sich geschwind eine ordentliche Bibelkenntnis erworben, so daß er schon früher getauft worden wäre, hätte er sich nicht lange vor der damit bevorstehenden Vereinigung mit so vielen Pulayern gefürchtet. Endlich wagte er den Schritt, und Gundert wollte darum auch nicht zu bedenklich sein über die Doppelehe, in der er schon seit Jahren lebte; kurz, er trat in die Gemeinde ein. Sein Stolz ließ ihm nicht zu, ruhig zu bleiben; obgleich als Mann von zwei Weibern von jedem Kirchenamt zurückgewiesen, drängte es ihn immer, Haupt zu sein, und die armen Pulayerchristen fühlten sich größtenteils geschmeichelt, daß er, ein Vettuver, sich zu ihnen herabließ. Im Jahr 1844 wurde er wegen Fleischessünden von Gundert exkommuniziert. Dafür rächte er sich durch Verleumdungen gegen den neuen Katechisten Ananden; und da zugleich Paul das Feuer schürte, kam es zu einer Spaltung in der Gemeinde: Die Mehrzahl wollte nicht von Isaia lassen, der sich ihrer, den höheren Kasten gegenüber, so herzlich und fortwährend angenommen habe. Nur wenige hielten so mit den Missionaren zusammen, daß sie auch dem Haß und der Rache Isaias sich auszusetzen wagten, denn sie hielten ihn alle für einen Zauberer. Doch brach nach zwei Monaten den meisten der Mut: sie baten um Vergebung. Isaia selbst demütigte sich scheinbar, jedoch ohne daß es zu einer rechten Bekehrung gekommen wäre; erst neuerdings scheint große leibliche Not ihn zur Besinnung zu bringen.
Im Dezember entschloß sich ein Tamiljüngling von guter Familie, der schon in Madrasschulen das Englische angefangen und seit einem Jahr mit Gundert und dem treuen Katechisten Vedamuttu in Verkehr getreten war, sich taufen zu lassen (Theodor). Er zeigte aber bald ein unbeständiges, weltgefälliges Wesen; besonders da er durch seine Taufe einigen englischen Freunden interessant geworden war und sich Aussichten auf Staatsdienste eröffneten. Die Missionare fanden das nicht geraten; er bequemte sich auch zum Warten und diente als englischer Schullehrer im Haus. Er und der bekehrte Mohammedaner hielten am 14. Januar 1845 Hochzeit mit zwei lieben Mädchen der Anstalt. Aber der Zeitpunkt, von welchem an man gehofft hatte, sie würden sich in einem stillen häuslichen Leben befriedigt finden, war der Anfang des Falls. Die kleinen Gehalte und der Verkehr mit Kaufleuten, besonders unter den Mohammedanern, setzte sie großer Versuchung aus. Dazu kam bei Baker die häusliche Not, indem seine Eltern um seiner Taufe willen in Verruf gefallen, ja seine Mutter und Schwester von ihren Männern verstoßen worden waren. Nach langem, gegen das Ende fast unertäglichem Ringen, hatte die Macht der Finsternis einen glorreichen Sieg; am 25. Mai schlichen sich Baker, Theodor und Theophil mit einem noch ungetauften Knaben fort, um in der Moschee den versprochenen Preis von 500 Rupien zu finden; Hassan aber blieb fest. Die teuflische Freude unter den Moslems war unbeschreiblich. Die Christen sahen sich untereinander an, als traute keiner mehr dem andern. Paul faßte sich am schnellsten; sie sind von uns ausgegangen, denn sie waren nicht von uns. Am 1. Juni wurden die Renegaten aus ihrem Freudentaumel aufgeschreckt durch die Erscheinung von Theophils Mutter. Sie war noch nicht getauft, aber hatte sich in Kozhikode nicht

halten lassen, als sie vom Fall des einzigen Sohnes hörte. Wie sie unbekümmert um Spott und Drohung vor der Moschee stund und ihn zurückforderte, brach er in einen Strom von Tränen aus. Der Herr ließ es ihr gelingen: Theophil entrann der Grube und ist seither in der Kozhikode-Gemeinde ernstlicher in die Gnade eingedrungen. Um nicht die anderen zu verlieren, hielten die Mappilas schon am nächsten Tag pomphafte Prozession, auch um den Fuß des Missionshügels, und darauf erfolgte die Beschneidung. Der Fluch aber ist ihnen nachgefolgt.

Baker ist, nach dem Zeugnis der Mappilas selbst, nicht mehr wie zuvor, sondern oft wie von dämonischen Kräften umhergetrieben. Er hat schon in Thalassery und Kozhikode bei den Christen Reue gesucht, aber wegen fortdauernder Doppelherzigkeit nicht gefunden. Theodor hat weder das liebe Geld noch die ersehnte Ehre gefunden; umsonst suchte er seine ihm aufs herzlichste zugetane Frau nachzuziehen; auch er hat schon aus seinem Elend den Rückweg versucht; aber Stolz und Angst ließen es nicht zu. Seiner Frau und ihrer Schwester gereichte aber diese Zeit der Demütigung zum Segen: Im November wurden beide der Kirche einverleibt.

Auch andere Segnungen folgten auf diese trübe Prüfungszeit. Im März 1845 zog Vedamuttu – in Thalassery durch den vom Süden gerufenen Matthai ersetzt – nach Chombala, um mit Paul in jener Umgegend das Evangelium zu verkündigen. Die Besuche daselbst waren immer die erfreulichsten Ausflüge für die Missionare. Einmal war es daran, daß die ganze Kaste der Mugayer in jener Gegend an den Übertritt zum Christentum dachte. Aber Pauls älterer Bruder verwarf aus Kastenstolz die schon aufkeimende bessere Überzeugung und war nun bemüht, überall dem neuen Lehrer entgegenzuarbeiten. Er ging selbst in die Häuser, Bibeln und Traktate aufzusuchen und zu verbrennen. Einer seiner Neffen konnte das nicht ertragen und floh zu den Missionaren. Eine andere Verwandte kam mit dem von der Cholera ergriffenen Kinde, weil niemand sonst sie aufnahm, in Pauls Haus, und nahm in wenigen Stunden den Glauben an, den sie in gesunden Zeiten oft verworfen hatte. Sie starb, von Vedamuttu getauft, bald nach ihrem Kinde. Das gastfreundliche Haus wurde nun selbst von der bösartigen Krankheit bedroht; aber aufgeregt durch den Spott der Heiden, nahmen die Hausväter zu keinem anderen Mittel als dem Gebet ihre Zuflucht, und die Kranken wurden wieder gesund. Darunter war ein junger, eben erst um das Evangelium zu hören eingekehrter Nayer. Dieser sah nun, daß der Glaube eine Gotteskraft sei, und wurde den 2. November getauft (Daniel).

Am 21. November schifften sich die Geschwister Gundert zu einer Erholungsreise nach Europa ein. Frau Irion aber, die den 12. Januar 1845 in die Station eingetreten war, nahm sich nun der verwaisten Mädchen an, und Friedrich Müller, im Frühjahr von Kozhikode zurückgekehrt, nachdem er bisher am Seminar geholfen und etliche Male Manantavadi, den einladenden Hauptort des gebirgigen Wayanadu, besucht hatte, trat in den größeren Teil von Gunderts Beschäftigungen ein.

Kerala – Geschichte und Sprache

Kerala Utpatti oder **Kerala Mahatmyam**

Das Manuskript trägt u. a. die Aufschrift (s. S. 115):

»Kērala Māhātmyam in Ślokam and Mal[ayalam] transl[ation]
(2. Cop's [Copies] of the first Mr. Baber's and Putucheri's) 1839–1840.«

Es handelt sich wohl um die älteste Bearbeitung der Kerala Utpatti, auch Keralolpatti genannt, durch Gundert. Das Manuskript zeigt, wie Gundert einen Malayalam-Text erschloß und kommentierte. Mit dieser intensiven Beschäftigung gleich zu Anfang seiner Zeit in Thalassery drang Gundert tief in die Geschichte Keralas ein und konnte in den Menschen dieses Landes das Bewußtsein für ihr eigenes Land wecken und stärken.

Kerala Māhātmyam

Proposes to relate the avatara of Vishnu, born under the name Parasurama (son of Jamadagni) [illegible] reign, attempt to expiate the sin of murdering the kings by giving his kingdom to Brahmans, creation of Kerala the future dwelling place; raising of 1000 [illegible] pratishtha, [illegible] immigration of Brs to 64 grāmams; introduct. of other caste rules of the kings he ordered, origin of each caste & customs how he [illegible] himself & then gave the charge of the kings, after which he retired into [illegible] navan, where he still is performing his penances. All this Rishi Agastya had related to king Harischandra after the Treta yugam had passed by. The same Purana [illegible] Rishi Garga told in the Dvāpara Yugam to the Dharmaputra in the Vanavāsa of the Pandavas. This then is the Keralolpatti history, according to the [illegible] purāṇam [illegible] told the Rishis (Saunaka etc.) in the Naimishya ranyam. (The first [illegible] are Kshatra [illegible])

[illegible] Kritayugam [illegible] of the Surya Vamsha [illegible] ruled [illegible] Narmada [illegible] antyādy ashta deshe [illegible]). Both [illegible] were for a long time grieved to have no son, until at last the [illegible] went into the Vindhya mountains, to gain Vishnu's favour by [illegible] tapasu. [illegible] by Narada the great Rishi appeared unto him, [illegible] him to fast on a ekādasi [illegible] month [illegible] to [illegible] fast did just fast ([illegible]) [illegible] the following day. [illegible] the king accordingly kept the ekadasi [illegible] (vritam), & worship [illegible] [illegible] was Kārtavīrya, born with Vishnu's Chakram & [illegible] glory, a hero with 1000 hands. [illegible] first war against [illegible] Vaishravana [illegible] defea[ted] [illegible] went to the [illegible] mountain, & [illegible] [illegible] 1000 years [illegible] [illegible] homam [illegible] [illegible] & [illegible] down [illegible] created [illegible] sceptre. In the [illegible] Vaishravana [illegible] ([illegible]rita) — (2) — Likewise he conquered Varuna [illegible] entered [illegible] & ravished the wives; [illegible] Returned home he proclaimed that the portion of the Gods & Brahmans (havirbhāgam) is henceforth his, the King [illegible] [illegible]

— 3 — All gods [illegible] certainly not of Brahmadam [illegible] Hehaya king

a[illegible] a method for killing the enemy. Narada hasted to C. V. &
advised him to take the name C. V. Arjuna from a 1000 branched
tree Arjunam; so he did having loped off the branches & thrown them
into the sea: But Narayana told [illegible] Narada, that he had
promised Bhuti (or Renuka) [ignominious name] to be born of her on a friday in Teetayu
[illegible] she was the wife of the [illegible] Brahmin Jamadagni. At the same time
lived the pious Royal pair of Cushika. Narayana's glory ([illegible]) [tejas]
entered into one of 2 balls, wonderfully prepared by Narada on
his altar ([illegible]) [pindam]. Brahma spoke the Gayatri mantram
over them & Narada gave the one filled with Narayana's & Cshatria glory
(teja = emanating power) to R. the other full of Brahmatejas to Cushika's
Queen. The latter begat Visvamitra [endowed] with Brahmanic powers, who
turned Muni. The other Parasa Rama (5 planets standing high on heaven
in the [illegible] or Pravana Nacshatram), bright like sparks of fire,
entering the world with a smile, the mace (parasu – venmatu) in
his hand. Renuka praised Vishnu, Jamadagni beholding him with plea-
sure gave him the Name & performed the jatacarmam, the upanayanam
in the 3d year ([illegible] string), taught him the Vedams & lastly war like exercis[es]
But then Narada appeared, to take him to Caitasa there to be
perfected with Subrahmanya in the use of arms – But one morning
it happened that Renuka, going as accustomed for ablution &
[illegible] in the brook the shadow of Carta Virya ~~hastening~~ [always running] through the
[illegible] water, perceiving, somewhat shaken! Collecting again her
airs, felt her chaste affection ~~for~~ & returned full of
thoughts she could not find the golden vessel,
anxiety without the water. Jamadagni when he saw her confusion
accused her of the deed or lust of adultery. In her confessing what had
passed he was about to curse her with water sprinkling: when
Narada interfered & made him to call for his son, R. immediately
appeared & slew his mother with the mace. – The Rishis in
Siddhalayam declared unto the murderer, that the destruction
of the Cshatrias alone can atone for this sin, & that he
must undertake the government of the earth for [illegible]." &
willingly he took up the arms, & prepared himself for his work
by penance in Badari Ashramam. Carta Virya's officers, passing
thro' the forest, perceived the armed Muni with surprise &
told him unceremoniously to be off. A fight followed, the offi-
cers fell under his arrowshowers: Carta Virya who hastened
to their succour, kept up the fight for a while, ~~when~~ [till] the awful
mace ended his life. In 21 battles he destroyed the Cshatrias of
both dynasties & then retired to wash in the Panchakam Tirtham
[& worship]

4. Praise of Vighnēshwara. Garga announces the beginning of Kēralōlpatti (Kēralōlpatti nām'ēha purāṇam cathyatē purā, shṛṇu vacshyāmy tē raja Dharmaputra nṛpōttama) answer: Kēraḷasy'ōdbhavam samyak vada Brahman tapōdhana, replys I will tell it as Agastya formerly related it to King Harischandra. There ruled once the exalted king Parashuram (asti Trētāyugē caschit Parashurāmō ttama shrutah) son of [illegible] destroyer of the Cshatriyas, who wished to crown his just reign by perfect donation (sampūrṇa dānam), for this purpose he invited Vasishta with all other Rishis & Brahmans (Bhūsurās). These assembled in Neimishāranyam decreed to follow the messenger, viz. Vasishta Vāmadēvas, Jambāli Cashyapas Vishvāmitras Mṛcaṇdu Agastya Nārada Tṛṇa[illegible] Sata nanda Gautama Atri Ṛshiya shringa Durvāsas, Saptatējas(?) Parāsara & Vyāsa with their disciples. P.R. received them with the customary reverence & footbath (arghya padyam) & all signs of hospitality. They compliment him for his victories: (samastān Cshatriān hatvā Surirttan arrayet[illegible] tasmāt tu pitarassarvē mōdayanti nṛpōttama[illegible]), promise to [illegible] their part in fulfilling his wishes. He tells his wish was to give the 16fold donation, [illegible]) & to be guided therein by the thought of the Rishis, as to the measure of donation required to cover his sin. Whatever they stated, gifts of cows, eleph. arms, cotton, horses, idols, beds, [illegible] he washed & having did distribute. Vishvāmitra in excess of

5 [illegible], cried already: enough, o king! by far too much! but after further consultation he mentioned that the most powerful & sin destroying gift of land (bhūdānam) was not as yet given. Without delay P.R. called for the greatest Purohitas, gave them the flowerwater [illegible] to Vishnu, as signifying the transfer of all the earth (chatussāgara madhyamam) with all [illegible] the blood guiltiness of it to the Rishis [illegible]stan bhūmaṇḍalam [illegible] pi sarva pāpa vimucttaya — asmat pāpa vināsārtham) & Brahmans. When P.R. asked: whether anything more ought be done [illegible] Vishvam. observed, that having given away the whole earth it could hardly be right for him to stand on it. Acknowledging the truth of the reproof, the King promised to acquire some ground from the air or sea, & destitute of advice went to Shiva in Cailāsam. Shiva Parameshwara questioning him on the cause of his journey, he [illegible] ted all the perplexity of his case, & promised well to honour Brahmans & Gods if thro' the favour of the God he should obtain a land from the sea or air, & received the gracious answer, ~~that~~ thou again shalt have royal power, ~~that~~ all ~~the~~ we Gods ~~would~~ shall gladly come to be lasting inhabitants of thy country, & now taking along my son, the companion of thy youth, worship the Sea (Varuna). — Subrahmanya willingly descended with P.R. to the earth on his peacock's back; they lighted on the point of Cumāri (= virgin, vulg. Cap Comorin), where Cumāras (= the youth Subr.) Maya, the youthful Durgā, in shape of a brook runs into the sea. He followed for a year Subr's advice, to worship her, by a course of austere penan

as a bathing on holy days (er lipus iti), until Varuna appeared unto them & asked kindly after the reason of their coming. P.R. be-
7. gan to tell his mishap: – & to beg for a piece of ground from the western sea (kvacit pradēśam asmākam vāsārtham paya-
-sām nidhē ~~Tvat~~ tava pāda graha samsthānam dātavyam ca parāmbu-
dhau). V. graciously promised a ground for a house (grhasya bhūmi), Subr. insisted upon the gift of a whole country (grhasya kevalam bh.) as far as he might throw his battleaxe: & Neptun consented (pātitatvam kiyad dūram tāvat bhūmim sugrālaya). When he had gone Subr. exhorted P.R. to throw it meditating on Vishnu māyā, being himself a Vaidhnava: by its consequence the weapon fell only in Gōcarnam, & the sea receded from a spot 10 (or 1. Mal. transl. 03.03) yojana broad, 100 long (daśa yōjana vistīrnā śata yōjana dīrghikā). There he ^tat sthāpayām^ dedicated the axe & a temple protector (pratishtāpya ~~ckhetra~~ parasum cshetrapālakam. Query: the axe as protector of land & temples? but it is not in Gōc. or axe & a Sheiva mūrti" so the tradition) & joyfully erected ^there^ a
8 strong barrier against the sea (MW?). Angels sing & flowers rain. – With Subr.' assistance in Gōc. arrived, he worshipped Shiva a whole year, till on a noon the ^visit of the^ 33 Crores of Gods was announced by Subr. After the customary salutation he first asks a name for his country. Siva: Kērala as bride of a Kērala, 'God Jayantas' son. Vishnu: hear of Bhārgavah! thine will be the crown of this country by my order (ētad bhūmau tu pattaśca tavāstu mama shāsanāt) therefore erect in it 24000 temples, & I with the other Gods will stay in it, as long as the land, & righteousness in it do abide. He gave his Chakram, to be dedicated in Calyānam, Shiva his Vrshabha for the mother-temple at Gōc. (Sri Mūla Sthānam) – the
9 Brahm. village Vrshadripura in Gōc. received its name from this Taurus. Again all the Gods, each on his particular vehicle, descended for the dedication of Vrshapuram with them all the Munis, except Vishvamitra (85) ~~who~~ to congratulate him & ordered his coronation (rājya bhāratvād abhi-
10 shictum tvam arhasi) P.R. in his turn promised habitations for God & twice-born Brahmans: upon which the whole council immediately advised the invitation of Br. from the 8 tribes (ashtagōtrōdbhavān), & the Gods assured him of communicating their sannidhyam to all temples with Brahmanical ministrations. Siva began the work by granting a sin-destroying tīrtham north of Gōc. & this sanctuary was adorned with gems (pracuram-
11 ratnāngam). – P.R. was checked in his wish of making Kērala a plain (sama bhūmi) by the Earth's complaint of his cutting & digging (~~[illegible]~~) which Br. could not but respect. But Var. promised to give the best medicinal plants on the declivity of the mountains & the most copious rain during 6 months, beginning from the middle of Vaisākha (Mal. Edaba māsam pāti tudangi) over the Cali-destroying Kēralam to provide both for the growth of all useful plants & the comfort of men." Then Nārada advised P.R. to ~~journey~~ ^travel^ for introducing Brahmans. Loaded with Cubera's treasure he first went from Gōc. to the shores of Krshna, where he met with a very poor but in knowledge & carmams incomparable Brahman, his 4 sons studied with him as Brahm

cari. knowing the King approaching begged him not to enter his poverty stricken dwelling, whereupon P.R. in his turn invited him to come & live in his house (samayishyāmi dāridryam dadāmy aiswarya cōsa vān) adhered, declaring he would enrich & honour him as head of the Brs (Brahma pītē bhavishyāmi Brāhmanānām vidāyakam & his sons after him (akilānam dvijātinam shetrānām Gurur ēva sah – mad vizhēyayām yōgā karyas) yōga pattam on bhugāmi yōga pītē nivēsayatām yōga mudrām vasāmi) – Gladly follow he the man with his 8 sons & when arrived in Kērala the eldest was anointed & crowned gurubhūta of all Brs in (Irshādi) gurava, the others were as, where P.R. built a Matham (Brahma cāryāshramam) W. from Sivas temple for them. – He further built them eight houses, gave rājyādhipatyam over the tenure property. & journeying again he brought from Mallikārjuna a Brs. teacher of the Rigvēda, one of Yajurvēda, & Sāmaveda in whose benefit he also gave a lecturing room. & then he settled more than 100 Brs in a Brāhmana Prakāradvara (near Goa) both 12 from the Cāsyapa & Bharadwāja Gotram with a Sivapratishta. – Next he founded Sārangameshapura, for Vishnu with Lakshmi & Garuda, to be worshipped with all the Gaslands. & by bathing in Matsya Tirtham. – Other poor Brs were found in 13 Sālivāhapura (Maisūr[2]) in number more than 200, whom he lodged in 5 Grs 9 Grs. 10 Grs 6 Grs. – to Casyapa Brs, brought from Madhurā he gave 12 Grs (chiefly 14 yana gr.) all mantra tantrādhicarinas. 5 chief Brs fr. Godavari exercised in Dhanurvēdam & the use of the Gada weapon (abhyāsa) with others fr. Kishkindha & It is thus were settled in 64 Grs by which the fixed number of 64 Grs was complete (chatushashtitamān grāmān, ch. dēvān, ch. tīrthān kalpayā: āsa Kērale) —

After this P.R. traveling through many countries saw all casts of men. 15 Meets a Kshatriya, he was kept back from killing him by his humble prayer & promised to be his (ilg...) Wesserum. He collected more medicinal herbs, 14 grains, 2 sam (Tila – [illegible]) [illegible] catgakan [illegible] [illegible] with other seeds, goose & plough ([illegible]) cattle ([illegible]) fowls & birds, plantains of various sorts, Mangos ([illegible]) jack ([illegible]), vegetables for Cari ([illegible]), flowertrees (as Champakam) & chiefly coconuts (nalikera) all which he in Newmoons midnight imported put on [illegible] (Dārunāu). – [illegible] 18 Sāmantas, Vaisiyas ([illegible]) Sudras a low cast, i.e. [illegible] stonecutters (Cāmacarī) Cāin-cotti & Chandāla ([illegible]) on a [illegible] [illegible] [illegible] lastly all manner of servants [illegible] [illegible] to Goa, & settled them with all seeds (sarvavarnōtbavān jātin samsthāpayati Bhārgavas) – & now he addressed the Brs in the mother temple to perform yāgam. They felt not authorized to do so, Brahma when petitioned did both promise & perform the first yāgam in a yāgasāla built by P.R. in the Southern part, & of the Gods present Vishnu Janārdana chose to stay there in a sindestroying Tirtham Janārdana. At the dedication the Brs received great gifts – some took them & emigrated again. To obviate this for the future Narada advised distinction of customs & performances (vicalpanam, bhinnacarmāni M: āchārabēda), & the Gods instituted the Kerala language (with jātibhēdangal & āshrama bēdangal) pūrvasikhā (mun cudumi) jātacarmāni, chaulāni, vivāhāni only of the elder, mantra tāntrani, carmāni of the Kerala Brs, chiefly the bachelor-ship of younger brothers & samāvarti in the 16th year (completion of studies) The Chief Muni Veikhānavas ordered the Vēdōchhārana bēdani &

headshavings (śiravām campanāni) apavitram (pūṇanūl), the pitṛśrāddha to be performed by only one Brā who is to be fed with the curciṣa (cōvakka) & other śragtabhāmanādyādi – [illegible]) etc., & receive the donation of a puṇya mul, the kandaṃ made of ceru payaru & salunggaz, vellam (gula mulgasya valsam – [illegible]), the pātivratyam of Br. women, the chaste face-cover (maṟa cuṭa = kischatram) & one maid servant to each: their cloth only to be girded like the mens ([illegible], not [illegible] – sarvesā kerala strīnām vastra vēshṭanamēva ca.), ornaments none (– [illegible]) for flowerworship (i.e. pūg. many puṣpārtham) he ordered the Northerly Brs (fr. Gōdāvari), & introduced Tarana, to receive the temple rule (ālayānām tantrāṇi nityaśaḥ) with 12 others for (tantrapratishṭārtham) superintendence of the 2000 holy places, to which Capila Rishi added, that it be to give the temple rule into the hands of lower Brs (now mostly [illegible]) is no fault before the Gods.

18 .. He then built a Sangāri maṭam (for yatis in Goc. & ordered their appearance to be like Narayana Yati (Śankadhvanamca śishyamesca chatramca samaṭam) & under the guidance of 6 Mantravādis. – In Ghaṭa puri (Cumbha – Cumbata) gr. a Br. Vṛshabha, well versed in Mantram went to Agasthya mount (Kutty) for tapas in Cāli's name (with blood-flowers during 36 y. When she appeared, he prayed fearlessly, & got his wish to be united with her. She gave him darśanam & kalgam [?] sula … & told him to [illegible] ride upon a tiger, till he should stop. Thus he was carried to the western shore to Maruka, dedicated a temple & married in Chandapuri, when another Br. succeeded him. –

19 – Tarana was a Cānchi pura Br. Pr. tried him in crossing the Caveri, when standing on the southern shore he waited for him, he by dhyānam made a bridge of a Chaniata stick (araṇi maram.) Him as head of the Kerala Brs he settled in Sangamesha puri with gṛhastha dharmam, & royal insignia, such as ornaments (– [illegible]) chief beauties, bhūlōka dhānya nārinām mukhāri) yen what [?] Chamaram, ashṭamaṅgalam, 12 disciples, 1½ yojana ground copper crown (tāmra patta.) – a Vishnu bimbam, stolen by Anantha from Veic. given to a (Canthipura Br.) Br. Pushka-

20 va placed in the N.W. shore, in a Patmatīrtham, by Devendra, sought again by Pushk. with Tambara his advice (the founded Trikaniram, east of Lachmīla (33 between Sahya & western sea) found on his way by help of the flowers fallen from

21 the idol [illegible] the Seven hills, whose glory Yandharva Mōhana relates (Rāma, in Trita yugam when he formed the dyke [illegible] in sea, & Rāma etc. were swooning in battle, was quickened by the Mṛtasanjīva parvatam brought thro' air by Hanuman. When on this with A threw it back after it was used, a sevenheaded piece of it fell amongst others into the sea it is full of the best medecines (sarvaushadhīnām ākaras, beg. with visalya carani) its wind bring everywhere health (ētatcheilasya vātāsca yāvad dūre caranti hi, vyādhayō naiva bādhante tāvat bhūmau sthitānapi) Where he found the idol (North of yolu mala) he built Parasurāmapuri, with accomodation for innumerable Elephants (therefore called [illegible]) N. to which a Lotus

22 tank patmatīrtham (Chacratīrtham), which procures sayujyam. – He who claimed the idol, was at last satisfied to make Pushk. Kshetratantri under the condition of turning a Kerala Brahman. – the latter, tho desirous to return to Capila [illegible] to try who was the possessor of the idol, by feeding Brs on

on Onam feast & asking both for Vishnu's presence. Tusha. overcame PR. in this ordeal, received the wages, was made tantri on the yōgi pītham in the temple (Ch.)
23 but PR. built the Jiva Ch. North of (Madāti Yēti) Saptaseila. — To the Chatria
(§15) he gave Chaturūsthānam? & built there Subrahmanya puri with 4 towers & bazars (Vishvakarma's work) & a Ch. with 7 courts, where he seated Subr. upon the ratna pītham, & ordered a feast for him in Vrishchika month, to feed Br.'s most magnificently. — To Tantra the Chetra tantram (original in the Assembly of Br.'s. The Ch. kāryam to Mashika Chatrias (= Cumbala Tambiran): the Ch. raksha to Ch.'s born from Br. fathers, in 16 rich houses & an 80 foj. of god-land North of the temple, for the expenses of the pūja. When Capila came there for Homam, the Asuras also came & rained flesh upon his Ashramam: but he worshipped happily Cali, who proved Yōgāta raschini, & killed the A.: so she got also a place, with drinking Br. (madya pāyikan Br'an = [illegible]). — A Lingam dedicated by Muchu Cunna Raja, found by PR. gave rise to a jungle temple, under Tarana, & 16 Br.-Chi., of whom Taranya, Pradastānandu, Surāpanni, kept the Punumūl, the others received Sudra ordinances. — A cave Lingam, worshipped by Nīla Muni, originated Nīleshwaram, Ch. tantr. T., Ch. war. Sāmanta.
25 — Going to the North, PR. gave to Bhuttapārga a house (Bhatta learned Br. with paschima sikha), & the order to cook for the Br.'s at feast (which is in that part of the [illegible]). — Somewhat further in Madhupuri he built a Ganapati Ch. gave Tantr to Lakshmiputra, the kāryam to a Sāmanta. Then a Vishnu bimbam & a Shivālayam here & there under Cārnuka Br. (tantr) & a Sanyāsi (for kāryam). — A Rākshasa Cudasa lived on the hill, eating women etc.; he would not go away on PR. order, so he lost his head. His son Mūkas fought then with armies, & when he fell, out of his blood (for he was racta bījas) an Asuras was born, who pressed PR. till Vrishapuri. When Cudha Cālyāni on horseback helped the hero & killed the As. by a shower of arrows & drank his blood, she therefore received a temple at Mūkāmbica (still famous; near Colur east of Cod.) & Tīrtham Asabira: also Virabhadra has there a pratishta. He gave the oversight to a Ch. of Br. birth (with the ashtabhāgam, taxes!) telling him: he is Ch. only by name, but has Br. work to do: defend the temple & kill its enemies. —
26. Eastwards of Subr.(?) he worshipped & dedicated Subr. (Cudasa) in Cudda puri, with River Cumāra Dhāra (Mang river) as tīrtham (Vrchh. 6th feast), bazars & towers, under an Ashtagrha Brahm. as tantri (sacēla-snāna-[illegible] ante sadyō śavishyati, chiefly of arrows)
27 — PR. then in Caripuri (cf §21. [illegible]) was assailed by an Asura Durjaveiri (of Mūkas); who could only be overcome by the help of Cāla Rātri Bhagavati fetched from Cailāsa. She had of Siva's entrance a Sunlike with sword & shield dear Child, called to drive all Ceylon-got Asuras — Chēda vāla (yasmin sē-
28 tra pratishtitā vandantu tvām janā tadā! — Siva's seed (cast in an embrace under kirāta vēsham in a jungle) sprang a youth who killed with his bow Pinchhāsura & took his peacock feathers (pīli) & adorned his head with it — Kirāta Siva Sūnu (Caru-māgen). This 3 Catah. Ch. Carum. were joined by Shāsta (Cutti chātta) & went to Sh.'s comfort on the Sahya parvat. to Cāvēri Cānuka tīrtham now Bhāga mandalam Tag. also Taundil), where they bathed. One begged something to eat fr. a Br. but Ch. met a Gōpastri (her name [illegible]) with a neivēdyam for Subr. (Plant. ghee, rice). She would not give it him, but the impudent God stole it fr. the temple centre where the Br. had offered it. Afterwards as God he wanted only to raise the neyappam & the Shepherdess which Sh. gave, whereupon he saw Durjaveiri as soon as he appeared from his body Cirijāta (vulg. Veiryanga) who with the before-mentioned Bhūtas with Virabhadra & Sh.'s paradi were dedicated for the worship of Kerala.

29 Returning to Pushkas temple (Mazni or Caripuri ?) he found it robbed & polluted by an Asura, which made not only the ceremonies of pratishta & calasam necessary, but moved PR to look out for temple guardians in another country. Having slain a Mushika Ch. he spared his breeding wife, of whom 8 sons & 1 d. Subhuga were born. in Curannara purain to whom were placed in the Gōmiramis of Kilrakm, & 4 in Pushkis temple

30 towers (Pataleśwaramti near to) Lakshmivasyalaya, Lakshmiapuri where he next dedicated them with Bhadranāgam on a gold treasure hid in the ground. He found there temple ruins & an old lingam (said by Narada to be placed there of old by Renuka's nephew King Mandhātāwu when trying by it to restore the fallen fortune of his house.)

31 & dug first the Aghanāśini tīrtham, — buried innumerable crores of gold & jewels & bid Viśwacarma to build a Mandapam (Taliparambu) with 1000 tāliza (roof ornaments) of gold, towers of blue stone, walls of crystall, a well in the N. etc. in honour of Rāja Rājēśwaras Siva). Tantr. Turana, Cshcary. to a Br. Yōgāchary with power over 20 grāmams: (who indiv. catri offer they assert them to him sāyujyam)

32 — Of Ca. ... family [illegible] name Lakshmīpura. he got L. there enclosed)

33 — S. going to Sambaris forest, 820 happened to witness Krishnas plays in the Vraja (aimpādi - shepherds settlement) with 16008 shepherdesses, & [illegible] a cuttal sound, price head ornaments etc. overcome with joy he cried out Crishnāya namah Rāmāya namah you 2 must yearly play thus, Cumbha 24th (meaning Brs who represent Cr. & his elder br. Balabhadra), built a temple to Nārāyana. Tantr. Carmuna Br., Caryam — a Vishnulike Sanyāsi (in [illegible]) — early [illegible] ōtsavam, which procures Vaicuntha

34 & destroys all sin. Trchamram. — Going S.E. he dedic. Siva in Trcherucunnu (Srāva Sreilam) & then Vi. in Sahyāmalaka Tīrtham (= Trnelli on the Sahya) which he made the nich Shrādha place by laying his pindam on a stone. Tantr. to Vana prasāda Br., Cary. — Samāma Veda Br. — Then to Pallicunnu (Vihārapuri, near Chericar) where he built Saraswatis temple & a Bazar, with plenty other pratishtas, all under Vana prasasta Br. — S.E. he founded Tiruvangādu (Swetāranyapuri) to Rāma with bow & arrows. The same tantram, Ch. caryam a Sāmanta

35 — On Triśira parvatam (= 3 headed (= istanar kadappu)) he was frightened by Calis apparition, — but overcame & bound her. All Gods came & moved him to let her go; with the promise, no alivādha should enter into the land (& bound), if the yearly feast of Edabam Visākha Vacshi be kept for 3 days (= Tiru in Tr Cherucunnu § 34). So he built there a tabernacle for the purpose (parnaśāla, cudigil) Tantr. Cadali Cary. Samant. — A little Northwards Kirātēśwara Cary. under Kirātas (Curichis)

39 Tantr. Rshabha. — On Mudra hill he dedicated Cali as destroyer of Mahisha Asura (Manattana) under a Sāmanta, & a Calyāna grama Br. as head of the Madhuba's

* (This the Chappāram, Chētram, where the Nayers eat, when going for the Tr Cherucunnu feast [illegible] & Vi. & Siv. [illegible] with 2 Durgā [illegible]. — Going [illegible]

3 (39) he built Curumbiapuri (ഭാരത്തുവൊരെത്ത) chiefly for the worship of Vettacaru Magan Kirāta Tanayan Siva the blue bearded bowarmed peacock feathered hunter — feast in Vrschh. Tantr. — Divya Mangala Br. of the 12th yr. — Rechhā Samanta (Curumba Satya [illegible] ramam. Over other 100 temples Tāraua of Mangala Br. [illegible] Vanaprasasta & Gambīra Tantris

(40) — More South Gopacutapuri with immense riches buried in the ground: he 38 brought a fair shepherd virgin fr. Gocculam (Crishnas birthplace & other play sport) (cf. 100.) his & excellent, whom he promised royal children if she would yield to his wooing (tava putrāya rājyam ca bavishyati na samshayah) — many pratishtas in that country. — Tantr. Vana pradasta. Cary. 3 Cumbhina Gr.

* [illegible]

[illegible] — South, he found a Vilvam (Cūvala) tree & a lingam at its foot: & founded a temple to Siva — Tantri Calyāna Gr. Carpūra Br. Achāry (for Utsavam) the same. — South, built 50 temples, Tantri to Anugala Br. Cary. a Sāmanta.

39 — When a Vātam Disease seizing many people & children, Nārada advised
(41) got Krishna's image from Dwāraca (because he killed the Vāta Asura) into a Vātālayam (Guru-vāy-ūr, near Tunjan country) which attracted all the Vātas (Krshnah vāta rōgam ākarshya) & then drove out thro' a bamboo flute — Vrish. mās. Rohini Nach. 11th month day, watching, fasting — is the feast of Guru Vay ūr Appan: drives vātam & gives sāyujjyam. — Tantri (Pūja) Tarana of Uttara Gr., each a Sāmanta.

40 — More to the South he worshipped & ordered a temple under the same super-
42 intendence to Sri Vanchya Siva (Vanchi Nathaiswara in Cochin?). — Nearly
41 on the west Coast of Tirra Nadi a Rāma Ch. (the same Tantri & Ch.). — S. Sri Kōta
43 ra puri chiefly Bazars for all sorts of merchandise & Bhadra Cali, physician for smallpox (Vasūri) worshipped by sacrifices of lacs of fowls, & [illegible] of [illegible] casks (Codungalūr, for which feast still multitude, go there) Quantly mās. Bharani day (Tuesday) with Madja Brs & 8 Brs for Chitra Caryam, & yōj.
42 of ground for pūja. — Then S. near seashore Subh. dedicated — later 11 Sivas under
44 Tarana: a Sāmanta Tripūrna begged there to build a town with his name Tripunattan pura cap. of Cochin or Perimpadappu) where he settled Conca na Merchants with other rich inhabitants & dedicated Sri Narayana (rich in dharmam artham & cāmam) Ananta Sesha: with a Dīpōtsavam, [illegible] placed under the rule of the Sanga
43 mesha Brs & Trimūrna Sām. — Having finished 100 other [illegible] temples, Tarana) [illegible] also to Shiva an old Lingam, to which he gave 1 yōj. of land (feast. Tula, ashtami) under 16 Vrhat Gr. Brs. — [illegible] Durgā in Sri-[illegible]
44. — According to the wish of Bala Cubera's daughter, he built near the sea
46) Bālapuri — South of Kāsta, & 5 temples of the old [illegible] renewed — East a temple Simhapuri for Vr. under Uttara Br. South Simhapuri for Parameshvara
45. under Tarana & the Sāmanta Bhānu Vicrama. — [illegible] he with sorrow saw how the land did grow higher & higher, to stop it Nārada advised to render the grounds more heavy thro' a temple of Vishnu & gold interred (Varāha pratishta) — Performing austerities on the other side of Tāmpravarni Agastya advised [illegible] to build a nice couch on the seashore for Vishnu (Sayāgrham) reposing on Ananta (Sri Ananta Sayanam = Tiru-w-ananta-puram). Tarana, Samanta.
4[illegible] Edaba feast. — After this he built the Ayodhya like Sri Vardhana puri with a Rāma temple & royal roads & Bazars, 1000 eleph. & horses: capital of the Moon's dynasty Samantas, Bhānu Vicrama, Rāma Vir, Cula Sekhara, & their nephew Bala Virya: descendants of a Ch. virgin from Brs. The first of the Brothers he made King over Ker. in an assembly of all the Brs, whom he begged to give unto him, both throne & arms. — In [illegible]

Sri vardhana purē nityam Srimat Bhūmyām tu Kērale
Mat Bhūmēr akhilāyās tu Sri [illegible] purē nijam
Sthānam calpayāmy asmin Bhānu Vicramam anwaham
Etad Bhūmēshwara rachyasāmantam Ri. Vm.

[illegible] they first adorned & armed him, then set him upon the throne & anointed him with water pearls corals, rice. P.R. gave him before the assembly his ordinances (ātharān umbrella, horse, eleph. palanq.) Then he ordered him to rule all Ker. till Goc. for the best of the Brahmans & instituted the 2d Sāmanta (his anuja) as Underking in Gōcarnam (§53). P.R. made then the Rāsi panam (= 10 charram about ⅓ R.) for Ker. currency. — at he built Nīlakantāpuri for Siva & Durga ([illegible], Sāmanta). — In Nāgapuri he worshipped Taxshaka, Ādisesham, for Siva also (Santi [illegible] to Ch. Caryaca to a Virgin ([illegible]). — More all gods in Suchīndra the place where Devendra got free from his loathsome curse, & the Virgin Goddess in Kanyā Kumāri: — also Bazars ([illegible]) for merchants in Suchindra (all T. & Ch. in Br.'s hands). — P.R. being returned to Goc. the chaste wife of an old & foolish Br. got with child: accused by him of adultery & thrust out of her caste by the 6 & Gr. Br.'s, she had a house of her own built by P.R. where — after her husband's death & descent to hell. She begat a girl. after the mother's death P.R. pitying the child ordered a new inquiry to be made into her case. Bhattācharya, the Br. Sreshtas, pronounced her without spot, only that all the Br.'s felt that the father's word cast reproach on her. So she lived separately, worked much in the flowergardens & made garlands from her 12th year. P.R. observed a very fine garland at Siva's neck: he found on enquiry the girl placed them secretly there, without letting the ministering Br. know. She received order to clean the temples, & got children fr. Br.'s (Ardhabrahmanā, & Pushpaka, Ambalavāsi.) — in Sangamesapura near Goc. a Br.'s wife yielded to a northern Sanyāsi, her child looked like him; the Br.'s doubted & she died soon. But the Sany. claimed the son as his seed (yati-putra) & begged P.R. to let him follow his ācharam & Yava samskāram, & serve in Vishnu temples making wreathes for V.: & P.R. ordered accordingly & gave him a Sūdra sister wife but as sister, to get children from Br.'s (Ambala vāsi, Vāriyar, Pishāradi). Then he commanded chastity for Br. women only, but ordered Marumakkattāyam for all other Casts (Bhāgini avakāsam) since all children may more or less be presumed to be born thro' Br. pleasures. — Then it happened in Goc. — the Yōgāchārya observed that a Br. had eaten at the Shrādham of a Sudr. he was cast out & formed the Caruka Nambidi caste (caruka, a pot used for Shrāddham) who live with Br. dharmam but eat Shudr. Shrādham. — Moreover when P.R. travelled here & there, a Sivadvija (Potuvāl) wanted to marry a Cartr. Br.'s daughter, & effected it; but in tying the string round her, the Brahm.

47. Bhavān Vikrama Sāmanta, yāvat bhūmir mamājnyā
Tāvat Gōcarnam paryantam Bhūmim pālaya nityasah
Brāhmanānān tu sarveshām sukhāya twam ca Vicrama
Brāhmanān Dēvatān nityam namaskuru visēshatah
Dvitīyam cā tu Sāmantam Gōcarnē calpayat prabhuh
swarna rāsīns cārayitwā swasya mudrām pradrshyata
xx 47. Sivālayē tu nityam twam mālānām sobhanam curu
Sivālayasya Sudrūsham krtwā twam vasa Kanyakē
putrārtham Brāhmanān nityam angīcuru yathēshtakān.
xx 48 Brāhmanān uttamām [illegible] vinā sarvasva [illegible]
asmin dēsē sthitānām tu jātīnām anuwahar nisam —

k new him to be a Shiwabr. He formed therefore a sect division, [illegible]
to wash the temple Veranda (sopānam tair naga) & to carry the idol on feast days.
But as he had not yet performed the marriage, he was ordered to desist from it
(tayā sahāyānam uca tava mūstu dvijāthamai since it was a sin a great as
lying with his mother, & rather to bind her mantha sūtram round his neck. Take
a Sūdra [illegible] for thyself, but she lives alone to be visited by Brs & to feed them.
(ottapotuval – in her house valgṛhē Brās nirvē Shortārasca bhavantu hi, Brām
nijā vāsam Brahmanyāssaha bhōjanam). — Pḷ then went to Swargam, & begged
for heavenwomen to enjoy his Brs in their austerities. Dev. gave 3 in [illegible]
[illegible] virgins (his granddaughter Subhaga was of the number), with
Gandharvās & others, altogether 18. Devendr's wife Sachi Devi gave a marvellous
Plantain with its sprouts ([illegible] ancura) [illegible] with other plants (urvāru [illegible]
[illegible] a valli) pepper ([illegible] maran) & seed. Since the Devastris would not go along
without a Nāṭyacāra & Vādyacāra, he gave the V. & a gandh. for V. with Cumbhavādyanis & [illegible] time beaters = [illegible], tact schlager), who
arrived in the Mūlasthānam, had houses built to them in Vṛshādri puram
& were joyfully received by the gṛhasta Brs, (except the firstborn sons) & always prolonged this licentious intercourse**). The Nāṭyacāra (dancer & singer). Vata
(dancer & actor [illegible]) vādyacāra (musician) were used for a daily nāṭyātaram in Siva's temple; from them the Shlāghyār [illegible], with their
wives Nangyār [illegible] dancers & singers, Sattama: Nambiyār –
Nāṭyacār, singg & scientific reading: of these 3 Edavageis [illegible], [illegible]
53 & one extinguished). — The gandharva Stri & the other 6 & 6 he settled here &
there in the country, for the use of Brs, inland & foreign, & Sāmantas, to
live with them as in the gandh. world one for a day (ēkāyās caiva
ēkōstu Madhya Dēsa (Nerrōttu Choyli) nivāsinām. Kaścidēva sayāsākam upari krīḍamangalam. Ratim kṛtvā Dvijās sarvē tishṭantu ca yathā sukham)
The Kauhasi with 6 youthful virgins he settled in Ambika pura (unmatta yauvanās) to satisfy the lusts of Brs in the Rāksh. way. But when they
carried away all Brs, being full of lasciviousness & strong drink, Pḷ cursed them
as destroying the land (rācshasasya cutōtbhavān nāshayishyāmi) & ordered
for executing the punishment the 2d Sāmanta (th. extinguished. (uta Dyn.) dynasty) &
present [illegible] are derived from them. (cf. 8 57, where the Indu refer. the Raush. extinguished by U. Varm. to the family mentioned here)
& "Culari Brās 8 73, racshōtbhaveir nayakeis"
Sāmantānām ca sarvēshām adhikānām tu Bhārgavah
Pātivratyam ca sarvēsham nātra twasmin nama dēshake
Brāhmanīnām tu nityam ca pātivratya vidhis tatha
Tishṭatu Dvija patnīnām itarāsām na anārvatam.
Pātivrtya vratam nāstu, nityam ēvam sadāmyunam
Mātulānām tu samskāram pitṛn uddishya jātayah.
Curvantu Manujā lōkē mātulam pitṛ rūpa wai
Mātulasya dhanāssantu pṛhalya ca janās tathā
Matiputra, vasatwam hi tava vamshasya vrddhayē
tava vamshasya vṛdhyartham swasāram Brāhmanās sadā
Angīcurvantu tatyartham nānā Dēsha nivāsinah
49) krīḍayantu Dwijās sarvē Divi Dēvā yathā tathā
tayās sākam Dvijā nityam catvārō vā trayaśca vei (to 1 woman 3 or 4 men)
Brāhm tu sarvēshām sanga dōshō na vidyatē
Dēvanāryah kila twasmin krīḍayantu dinē dinē

51. Ph. dedicated V. & L. North of the Vrhan nadi Bh. tants Sarany Cary. a Sama-
55 ti (anujā tayē), on the South shore V. with adhyāyana Sāla. then, shin..ti in coo
Ambalam's, also on Parna Sailam (leaf hill?) Sr., near the river Sāstā, & on ēka
dasi he went upon the hill at noon, from whence it is called Ēkadasyā
calam, there also a temple to V. & Lackmana. – Then in South Vishnu as
Murāri & Narasinham, with Mahā Lackhmi (or Srī), under a Sanyāsi
as temple-head: that he & the other beggars may not want alms he ordered Bhānu Vir. well to superintend. – Then returning to Gōt. he gave his
laws (ācāram's) to the assembled 64 Grs; *) first chiefly for regulating the inter-
52. course of Sudrās. Secondly for the Brs: each Gr. had to receive different ācāras
54 common to all are: cūrma pītāmca ([illegible]) dīpamca (cuttu vilakka) sanka
dhwānam (shell-sound) sildandanam ([illegible]) || racta chatramca (pattu cuda) vya-
janamcetna dandam mantharam (the [illegible] cow's tail with pearl han.
Kalga kētamca ([illegible]) Vajram ([illegible]) ghantam ([illegible])
samyak dadau tadā || – Next he made the Yōgāchārya to give arms
into the hands of the Gandh. & Devastri descendants (Chotali & Nerwattu
for defending the Brahmans **) in temples & illam's all over Kērala, he also
built for them one or more fencing schools (āyudhābhyāsa sāla) under masters for the
53 3 Khandam's of Kerala. – Ph. with the Brs being engaged at Subrpuram,
55 an Asura came (with Baudha's, "Baudheis sākam samāgatya"), killed & ate
the Govarna Sāmanta (§ 46) & went off. Ph. full of grief, met on the 7 hills a
Gandharva Vishana who told him he lived there in exquisite pleasures with
the 7 virgin daughters of the King Mushika (Sāmanta) of Nandi Grāmam (may
Ayodhya be!) born of the Soma Vamsam, sarva loka jit; Ph. begged for 3 of them
to save the northern kingdom; he received them, & calling the Brs' deputies
to Lackhmipuram, gave 3 distinct houses to the princesses & told the Yōgā-
charya to anoint the first prince (This seems to be the offspring of the
Cumbala family (Mushikas, § 24 north kingd.) altho' the Index, & the locality of L. & 7 hills
rather recommend the Cōla tiri) cp § 21. 29. 55.

parastri sanga dōshāni mama dēsē na kincana
Dvija strīyō janās sarve cridayāma dvijōttamāh
apuri krīda saratum ājārantu strīyas sadā
nārīnam ca tu sarvāsām stana vastrāni mā tvōiha
yathēitēisca dvijeis sākam krīdayadhwam dinē dinē.
Tishtantu dhwam Deva nāryas ca mat bhūmau Kēralē sadā.

*) 51. asmad dēsē sthitānām ca ācārān calpayāmy aham
Dēva strīnam cumārāsca gandharvī nām sutāsca vei. (Chotali & Nērvattu may intermarry)
Dēva nārīs ca cāngābhir Gandharvībhis sahātra kē
yāvad anyōnyasangāni curvanti ha caturyakāh
tāvat cālē ha nasyanti, satyam satyam vadāmy aham
Ētē ca gopa nārībhih krīdayantu sukhāya vai (intercourse of Sudras
ētad dēsasthitās Sūdrā ācārantu mamājnayā with Shepherdess permitted)
**) 52 Dē ... nārī sutānam tu Gandharvānām ca Bhārgavah
Dēva brāhmana racshārtham āyudhān dāpayan atō –
gurūn abhyāsa vasagān kāndatraya samā

54 — — II ...

56 After this PR with the 64 Gr. Br's went to reside on the shores of Vṛhannadi, & ruled Ker. from Caya Cum. to Gōc 53000 years (tripancha Satsahasrāni varshāni!) administering Siksha-raksha, preventg thieves, poverty (durbhiksha bhayam) & sickness, the pains of old age (jarā duskham), premature death (apamṛtyu), leprosy etc, & bestowg blessings as no other country ever enjoyed such. — But then he assembled the Br's near Vṛhannadi & promised to give them good rulers for 12 ys each, after which time they have to leave (tatō gacchatu bhūpatiḥ). So he went with them eastwards & brought (from the South shore of Cāvēri "Index") an excellent Sāmanta (Cāvērya dakshinē bhāgē jajnuḥ Kērala sadvijāḥ), whom they crowned King near the Vṛhannadi. He ruled a just almsgiver, but on the Mahā makham feast of the 12th year, they deposed him & fetched another (chatushashti tama grāma avarōdhya Vṛhannadāt, ēvam ēva chiram cālam paripālya dvijottamāḥ). Thus they did for a long time acc. to PR's order: 21 Kings ruled successively (ēka vimsati Bhūpālāḥ pālayantisma Kēralim). The last took away all the royal jewels (ratna samputam ādāya swasthānam prayayau tadā): the Br's in deep consternation fasted 3 days bef. PR at Gōc. when he appeared & promised them a Royal dynasty (Kēralim avanāyātra cānchid vamsam, dvijottamāḥ || ānayishyāmi bhadram tam sōmavamsa samutbhavam | dvija sāmantam ānīya calpayāmy atra Cāttakām. —

55. [2 of the virgins (obtained § 53) he placed 1, at Srī Vardhana puri (Trav.) 2, at Mangalapuram (sucalyānim srī mangalapurē = calyana?) & gave unto them the royal authority. — Other Copy.: one died, 1 returned to the mount.] The third Subhangi he anointed & crowned at Lakshmīpuram (Vāli parambu), married her to the Brahm. Shrēshta from Casyapa's tribe, & gave unto him royal power (nāyakatwam), his mare & jewels: to the east of Lakshmip. in the splendid Ikshu bhavanam (sugar cane house, carimbu vīḍu) he enjoyed her, there also she bare a fine child with morning beam, & whence his name Udaya Varma. PR. blessed him (lōkēsmin sēkharatwam sidhyatu) & made him King in the west. tower of Lakshmip. on the gold throne, around the Br's of 64 grs, of whom the Yōgāchārya handed over to him the sword & anointed him as Sūryavarchas (ādityāmsam). Siva appeared & begged him well to rule the northern part (manīnttara mahā bhūmau ālayōdaya mat Suta), & accompanied the good wish with the donation of his ring. —

50. The Br's anointed with jewels rice & seawater, PR. gave ādhārams, eleph. pallanki, dīpam, shield cavacham, 40000 Gandharwa & horses; at an apparition of Cāli, PR begged her to be mother both to the King & country: & exhorted the King to honour Gods & Br's, & watch over temples, serpents & the whole country — keeping my commandments, so thy family will increase wonderfully. —

57. Yāvad viprāpamānas ca yāvad ālaya nāsanam,
tat nātē tava vamsas ca nashyati twam ca bhūmipa;
yāvad dharma sthitir lōkē yāvet brāhmanapūjanam,
yāvad ālaya raksha ca yāvan mat pada cintanam,
tāvat cālam madādēsāt rājya bhārastu astu, bhō;
Brāhmanāḥ nāpamantavyāḥ, Brahmanānām bhōjayaswa ha
Dēvālayēshu pūjām ca cāraya twam, Janādhipa.

afterward the Ks destroyed the Raksh. (aborigines) altogether (sakudumbamsca samhrtya, nissapatno babhuva hi), until he ruled without adversary — PR had formerly ordered Allohala a Surya vamsa Samanta to rule over Subr. puri from his residence at Vyaghrapuri; he elated by pride enemy of Gods & Brs usurped the country till Capilalayam (North of Mang § 2h) he said to PR. in Subr's temple, claiming priority of possession)

āgatya prag aham, Rajamsthithami tava Kerale.
tasmān mamaiva Bhupala Adhipatyam na tetra hi
Cutrapi yathhatam, Rajan, aham bhupo, na samsayah
no ced yuddham ca datavyam rajya bharamamaiva hi

but PR. having placed him there did not think it right to kill him, & went somewhat ashamed to Lakshmip. & told Udaya of the Sam3 enmity agst the Brs of his 8 wives 8 mantri 8 children 8 principalities, exhorting him to revenge the shame of the Cod. With 4000 (men or Sankhams!) partly bowmen, partly swordsmen partly in Gandharva manner neighing, partly smeared with blood chandanam, all in red uniform, he marched agst Alloh. his Gandh. conquered with the mace in a fight of 28 days, Ud. felled A. with the sword, A's son fell under the blows of the gandh. Whereupon PR. gave the country to Ud. V. portioning the 8 yoj. of land in equal shares to Sub & Shiva. — Moreover he exhorted him to walk in his laws: yavad dharma sthitir loke, yavat Satyasthitih prabho,

because the existence of his dynasty depends on it. He prophesied one of his successors would prefer wicked Brs fr Tungabhadra to those of the country who would reject his laws of chastity, mixed caste, & to him it would erect houses filled with all goods. The Destruction of the Kingdom, & war & confusion would follow this resolution. —

Dwija dharma sthitir yavat, tavad rajyam tavasti ca
Bhavishyati ca vamse te suto bhupo bhavishyati
Mamajnam ca nirakrtya sasayishyati Medinim
Etaddesa sthitan Vipran vihaya sa gamishyati (the 12th § 63. fin.
Chaturvimshad yugante ca Calau samsthe yuge tada
Tungabhadram nadim gatwa anayishyati Brahmanan
Durbrahmanan samajatya samagrans ca bhavanti hi
Mamacaran vihaya tha bhavishyanti dwijadhamah
Pativrtyam vihinas ca vamsa sangotsukas tatha
Uttarastha dwija sarve anyonyam bhoga mohitah
yavat chandala jatis ca angicrtya iurhi sthitah
Casoid twad wamsajas sopi tadvipran anayishyati
Ashtaishwarya yutan gehan sthapayishyati taddwijan.
kincid dharman adharmamsca carishyanty uttara dwijah
tat kale rajya nasas ca bhavishyati na samsayah
anyonya calahas caiva bhavishyanty anisam bhuvi. —

Going southwards to Gopacutapuri (cf § 38) he gave a princess of Curu Samantas (Soma Vamsam of Hastinapuri) to the best Br. the son he placed in Curu puri & gave him a Karanam & his sunlike sword, "honour the Brs, preserve the temples, obey my orders: as long as you do your duty, so long my kingdom belong to thee [origin of [illegible] "Samorin" & his small principality Calicut — In Balapuri (42-44) he placed the Surya vamsha descendant, Lavaputra his daughter bore to a Br shreshta a son Lava puutra, who in the 12 years was initiated with the Br. string, Rama virya his name thro' his ancestor R's grace his family jewel PR's white umbrella (Sweta chatram, vencotta cuda); yavad dharma etc [illegible] or Cochi samsthanam]. —

To Gos. he gave whole Kerala to the Brs of 64 villages as Brahmaswam
Akhilam Keralim bhumim Brahmanebhyo dadau prabhuh
Chatushashti tamebhyo stu, nana Bhumi khilonita (undivided)
Yushmakam ca sukhaya tha bhavishyati na samsayah

VII But Cashyapa said to Candan: I shall destroy PR's attendants by my power & by [illegible] to hinder the "Vaisākha feast on Tri Śiracuuun (cf. §35.) in order that the [illegible] of Bauddhas may enter the land". He went there [illegible] his glory & hindered the feast for 27 days. — For there appeared a Bauddha woman Māli, beautiful, & learned in all sciences (sundari, saumari ca, sarva śāstra viśārada) on the hills: when she had dwelt there 5 years, Durv. as soon as he saw her, coveted her. She accepted his wooings, if he should procure the dominion to her son (mat putrāya ca rājyam ca, aiśvaryam [illegible] bhavam - dā syasi twam ca, mahyam cet, angīcurve twayā [illegible]) & riches to herself. When he had lived with her 6 months, Nārada told him, she was a Bauddha & the Munis demanded as prāyaścittam, that he must enter into nīcha yōnis & be born 29 times an outcast, 10 times dog, 3 times Śūdra & Br'icist, before regaining Rishi form. — Till Durv. in quick changes had gone through his 42 births, M. bare a wonderful male child. — In the mean time PR. performed great sacrifices at Gor. with Md. Varma & Bhānu Vior, Cula sekh. Pula Sekhara, & at their conclusion went to perform austerities on Vrishādri. mount But (Md's sister's son) Cula [illegible]'s sister Subhangī (§55), when her time of delivery was come, being on her way to the [illegible] (birth-room) was addressed with child for rice by Durv. in a holy beggar's habit. Her answer: being in pains by this [illegible] today nothing to [illegible] (na dadāmy aham adyaiva [illegible] dwijōttama) made him to curse her child (angahīnō bhavēt sutah) that it should neither have a perfect body nor the kingdom: Hastening to Māli he told her to bring her child into the forest, [illegible] Kr̥shna [illegible], if she wishes to procure to him royal power. (On the other side of Cherical, East of Arawel, are the ruins of this Kr̥shna temple, highly revered by Cherical) — Subh. bore a child without hands & feet; in her grief 2 Mantris, Guruva & Satawa, comforted her by planning to expose the child. Durv. met them in [illegible] costume & advised them to lay the child in the thicket for a night, in the morning it would be changed. They did so, & Māli exchanged them. A voice in the air (aśarīra vacas) said, "Bauddha nārī viśārada, mā māli te ca samjñānē [illegible] tavājnayā", Māli take him not (mā)". She answered, "according to thy name shall be Māmāli" (name of Arawil, as advised by Cherical, "Mamali kidāvu"), "& a Mālika shall always be round my neck for a sign" (the māla of Maplichis). Then she served Canna Rishi, who did tapas in that forest, & acquired so far his favour, that he granted her petition of making the child with her perfect (suputras) & giving him his forest, a gift he accompanied with a vessel filled with all riches buried in it. Having touched & perfected her son he retired to hills [Arackal Cannanur, also [illegible]] — The Mantris finding the mutilated child took it triumphantly in a palanquin to [illegible] powerful Sāyaka, Kr̥da acquainted with the whole, followed the child & stayed with it. Then the Mantris to crown this prince, entered with him the agni vanam, in Siva [illegible]'s (the country mother's) presence, §56. when she scornfully [illegible] said: "Bauddha tri tanayas sōpi Nasamipō Nasangakah, Mat pāda vandanāyātha [illegible] vadācana" (name of place Nasamipa puri, his son Nasangak). Full of indignation prince Nasang immediately built a chapel (palli, vihāranam) in the agnivanam at Nasamipapuri (Matāyeti. Indra first Buddha chapel?) with a gold tātika (pātra) & inscription (yantra cumbhu pattikā), & made Māli to remain there thro' mantra śakti (yantram sthāpayama

thro' the ministry of Croda. he built a Bauddha grāmam, ruled with Bauddhas & crowned himself with [illegible] in the chapel. Then he erected everywhere chapels, gr. any [illegible] to [illegible] the whole country was with force brought under Baudda rule (akhilām bhūmim ākramya bauddhaiḥ sākam war [illegible] tataḥ Rājā bhūt Kēraḷē [illegible] [illegible] sasya tapōbalāt) giving cows & presents to Brāhm, went on multiplying chapels & [illegible] (padē padē ca Bauddhānām vihārān āpaṇān cakrē) to all Nāyakas & gave his own seat & crown, & ruled altogether Ph. [illegible] during [illegible] (pancha trimśatsu varsheshu Keraḷēṣu [illegible]) being the 12th of the dynasty (Vāsaṅga dvādaśē Bhūpaḥ). — [illegible] Manu prāpte kalau Kēraḷē [illegible] — rājā bhūt saptavimśe ca Vāsango Bauddha vamśajaḥ — Ph. returning when he saw the change rolled his eyes, extirpated at once the Bauddhas (samhṛtya vēgēna Bauddhān); wondering all along: what is this, & who can have hindered the Viśākha feast! Seizing the battleaxe he laid hold of V., O Mālīputra Mahā drōhi angacēdam carōmyaham! lopped off his arms & feet (= his power, cfr Carta V.) & threw them into the river. But meditating steadily on Durvāsas V. obtained by degrees his members & became again King (kramenāngavivṛdhyātha rājā bhūt punar ēva ca) in Angavṛdhi Canam, southern rivershore. Durv. sent him 35 Bhūtams, who built Vṛdhipuram Valabhatt. with gopuram, mandapams, palaces, walls & ditches & [illegible] (church) & placed N. on his throne; anointed him & buried there 8 vessels filled with treasure. He then made a Bauddha (Māppaḷar. Ind.) grāmam & paḷḷi, ruled with his spirits, receiving thro' them Indra's māla & chamaram, & stole the holy sword f. Lacshmip. Deposing all them (at Valabh.) in his residence he ruled without an enemy. — But Ph. with his Lords (nāyakaḥ, adhicāri) erected in the [illegible] (dvicatvārimśadālayam) an elevated place (= earthaltar, aṭṭālam, [illegible]) for the worship of Bhadracāli. All the 35000 Nayer (triśatārdhasahasra) adored there the mother of the country in their warlike exercises, & Ph. ordered Udaya Varma (Colatiri) to direct their devotion, chiefly on the nava rātri feast ([illegible]) — Then it came to pass that N's admirable queen cast her eyes on Croda, & when the King being out hunting, in [illegible], the western jungles, [illegible] of Lacshmip. appeared unto him as cāttala prince (cirateshvarel) with his ghosts in similar dress, & frightened him nearly to death, the king immediately worshipped & sacrificed to the Kirata Murti. — In this time Queen Urvaśi in the palace [illegible] addressed Krod. „ mayā saha [illegible] twam icchāmi twad [illegible] sadā." he refused „ Bhūpa Nārī, kila twām ca mātaram ca [illegible] aham kadāpi na carōmyatra na vartavyam cadācana." Furiously she threatened him with painful death (prathunā ca vadhiṣyāmi twām aham tapta tailataḥ) & laid herself in anger on her couch. The king returning swore to him whoever should have grieved her spirit. She demanded Krōda's death, who altho' a bhaktaḥ had attained the honour (pacyatām tapta tailasē) & thus he died by the King's order. But seeing him mount the heavenly chariot (vimānam) he filled with grief called after him — „ What shall I do in future, fool, that I have killed thee on a woman's word"! Cr. answered fr. the air „ hearer of women's words, thou art son of a Bauddha, therefore worship Vishnu in the western sea, where he killed the Magha Asura, in the place called Macca (lavaṇāmbudhi madhyē ca Vishnōḥ pādaprabandyatām, Vishṇu rūpāvatārēṇa Bhagavān Vishnur Avyayaḥ, Maghāsuram ca samhṛtya [illegible] pādam nivēśitaḥ. Maccā dēśē ti [illegible] vadanti ca janaḥ purā [illegible] yatoha. Vasanga twa[illegible]

Vishnōh padam ca pūjaya." Immediately he prepared to travel there with the Queen, leaving a maidservant Sphulli (2d Ed. Ma-pilla) in Nāsamīpapuram, "hold thou the sword, & the kingdom with my crown be thy son's, but perform the Srādham for me, should I die, & rule with the aid of the Bauddhas in Kerala. 12 Months after my death give the funeral cakes (on stone) & now I go to Vis. feet." —
67 Now Pulla, Pulli are names of reproach, given to children conceived in a coitus cum menstruante. He spoke (swīna pāpmanā) with all the Royal ladies (of Colatiri see 168) — P.P. with the Nāyakas came to Angavrdhi, & gave the royal power over it to Bāla Virya, & ordered him to defend the Kingd. with 350000 Nayers, & gave to Udaya's goldson (swarnaputra, pon-magen) the same the Madhya rajyam. Udaya the old King, residing in Lacshmip. & doing works of love (Dharmam) — The 2d place (sthānam) (Ilama) had Cula Sekhara, with throne crown & acāram;
Yāvat Gocarna paryantam tāvat Canya Cumārikām
1,2 Racshārtham Udayas shreshto, Dvitiyah Cula Sikharas
3,4,5 Trtiya Bāla Viryas ca turīyō Bhānu Vicramah (of Vennattara Ind.)
ā sthāna samsthitah prānca vamsōtpatti manāshritah.
Instead of the 35 sports he also gave 35 excellent gods (Sr. Subr. Cali as mother Sanmātr rūpikām, Cashna of Lacshmip. etc) to protect the Madhya rājyam — & to expiate for the stay of the Buddha ruler (Bauddhasthitasya Dōshasya Santyei) he built & dedicated (under Varaprasāda Tantri) Shivēshwaram, &
68 ordered sacrifices etc to Ganapati. — P.P. with Udaya & the princes & deputies of the 64 Grāms being engaged in holy acts at Goc. Sphulli told Subhangi that her son Nasangah had given the crown & right of the middle kingdom to her (Sph's) son, & to the mother the order of laying the funeral cake on the stone — to which Subh. answered: well if our family fails, the kingdom is thine; thou art under my protection: (madvamsānantaram rājyam kirītam sāsanam nijam, twatputrāya tu madvākyair, mad dāsi twam ca Sphullike) upon which she received from the servant the crown, foolishly enough (maudyāt); the samskāram for Nās. was ignorantly performed by the women of the palace, & the Bri. of Durvā Gr. (848. Careena Nambidi) received the Srāddha meal. — Ud. Culas. Bāla Virya, grieved & surprized at this misdeed came with the Br. deputies, & excluded that whole family from the privileges of Br. communion (ētadvamsa sthitās sarve pankti hīnā bhavantu hi) & the Br. string-investiture, because of the pindadānam to the Buddhōtbhava N. —
69 (Index adds that by this mistake the Colat. family did lower itself [illegible]) As prāyascittam for this Taint of the family ([illegible]) Nāradu proposes Hiranyagarbham (H.ga. pāpaghnam cartavyam) as taught by Aditya himself. You make a new cow of 10000 goldpieces (hiranya), a bull of silver: perform the jāta carm. for both, give names, initiate the bull like a Br. with caulam & upanayanam, pray for them the Gāyatri & other Mantrams, give the 16 presents, worship with Suktams the 8 Dicpāl. &
70 3 times the great God with Mantr. Homa, & Mrtyunjayēyam. Then the bull is to be worshipped with 8 lights & Mahāhōmam, the Gayatri to be repeated 10000 times. then the marriage ceremony has to be performed. first the bull stands outside 5 days, the 6th day both anointed with holywater, adorned in white clothes, are to be worshipped by Varuna (their faces due east with mantrams for men & women) & graha yāgam (of Brs) & then in a chosen nightly hour all the Sāmantas women young & old have to enter the vulva of the cow (Sāmantānām ramsajān, stri bāla vrddhān sarvāms ca pasōr yōnim pravēshaya)

Then to give a lac of cows to the Brs, whilst the person remains
3 muhurtam ('yāmam) in the cow's belly. follows the putra
cāmeshṭi sacrifice, & the midwife doings of women. then the jāta
carm. nāma carm, initiation; funeral (samskāram) of Papa bull-
Mama cow, purification from mourning (punyā ham).
gift of half the cow to the Brs, ¼ to Gods, ¼ of bull also to Brs
& the purific. will be complete. the Sam. able to learn the
71 Gāyatri & dine with the Brs. — Udaya performs the
72. ordered ceremony with all the Brs & N. attending, — & Cula
sekhara gave all the remaining quarter of the gold & the silver
of the bull to the Brs, & 18 eleph. & horses to the teacher of
Gāyatri (a Sayā gṛha cara) with ½ yōj. of land. & then Cula sekh.
at the head of 35000 N. with Gurva as Mantri was crowned
& anointed (thro' Cula S. this sānnidhyam passed from Cherical
73 to the Pontamburān): when PR. ordered every 12 ys to repeat
74 this ceremony! NB. to read these chapters, pardons all sins,
VIII Dvādaśe vatsarāntye ca criatam evam eva ca. —
74. PR. ordered Cula S. to appear in Navayōgi puram, N. of the
75 Bṛhannadi, for the Mahā-makham feast: (854) to the jewel temple
there the 64 grāms, 1400 vīras (or ēdaprabhus), 1000 nāyakas, 4 bhu-
pās*) did meet (Bhanu Vikr. of Srī Sarda puri with Gurva, & other 8 mantris
& the Māvilāi (Chūta gṛha) Nayer & 350000 N. — Cula Sekh. — Lavaputra or
Perimpadappu with 150000 N. — ~~Udayar~~) Cula S. with Gurva & Sataka
stood outside of the town (to defend it against Ghosts & keep
birds from flying near the yāga sāla) guptyartham of mandapam.
75, Then the Gōpa strī (mother of Sāmūri) stepped forward & held the mea-
76 sure (nāṭi) filled with gold, whilst others stood with flags & cowtails.
Then Ud. a Sāla Virya**) Sātiri onna mate, munnā mate, whilst C.S. is cendāmaṅ
came with the 18 mus. instruments & all royal honours & worshipped PR. who took
Ud. upon his lap ~~&~~ kissed him, & ordered him to sit with him & ~~stand near with~~ his Gardi.
Nayers. to stand near he did — Tulasi bhūs (Tulu Raja. Ind.) came with the Rakshasar Nayer
(cfr 850) to Navayogip. worshipped PR. & gave nice presents. — In the midst of
them Princes & Nayers stood the Brs of 64 villages in the jewel adorned Manda-
pam, hanged about with silk clothes, & illuminated by 1000 candlesticks,
Beautiful women held vessels with rice & spoke words of blessing, the Gods ap-
peared, flowers rained. Tripathaga Ganga showed herself in the Vṛhannadi
& then in proper hour, 4 planets standing on high, Cumbha mās. friday Makha Nach.
Carcad. lagnam, PR. gave cows to the Brs, whereupon they anointed him as
King of Kings over Kerala (kirīṭam dhṛtavān mauḷau ratna mālā virajitaḥ
Rohiteir bharaleir divyeir abhishicya Dvijōttamaḥ Bhārgavam Rāja Rājen-
dram Kēraladhisham atbhutam). — When he thus reigned on the pearl throne
with 1400 vīras, 1000 Nayakas, he spoke with the Brs: (Dvādaśe varshike
prāpte parishyantām ca Bhūsurāḥ, Nadrat Sam Udayam yūyam evam kuruta
bhūsurāḥ, asmin Mahāmakhe Divyē Cumbha samsthē

*) Index says: nālu swarūpakār, Colat. Trav. Samorin, Perimpadappu
**) Index adds [illegible] Udaya with Samorin & the 3d of Colattiri

Divākarē. yāvat satya sthitir lōkē tāvan mat prītir astu tē) to
crown this same day after 12 y. his son Udaya Varma. How happy
those times! Na taskara bhayam lōkē na durbhiksha bhayam tathā
Nagarāṇi ca Rāshṭrāṇi Kēraḷyam Rāma śāsanāt: Thus PR. resided in Nava-
76 yōgāpuram. — — Accordg to PR's order Udaya came (after 12 y.) to Nava-
77 yog. & approached in confident manner PR's palanqu; the Gōpikāputra
(Cammuri, of the Neḍungāḍi jāti) standing by: then the 64 gr. Br's crowned
& anointed him in the selfsame way. Ud. V. afterwards went in PR.' pallakki
one, upon which Rāma laid down his sword & disappeared: Gōpasutah took
the same & begged Ud. to appropriate it to himself (bhūpāltam gṛhyatām
kaḷgam Bhārgavāyutam atbhutam) but he would not. Then PR. appeared &
said: he who takes this heavenly weapon, shall be my successor (mad dhar-
mam ca tavāstwiha; gave him Udaya the sword & ordered him to worship it.
– PR. retirg to Vṛshādri (Srī Mūla Sthānam) Ud. & Cula S. started for Lacshmip.
where meeting a terrible Asura, he charged the accompanying Gōpa to
kill him (andōḷanavāham Gōpam calpayōmāsa, who as friend had run with
the palaak, holding it): which being done he gave him the Chitra raksha of Taḷip.
77 — To this Gōpa Ud. gave girdle & sword ([illegible] [illegible]) built calaris &
ordered fencing exercises āyudhābhyāsam: in Paraśu Rāmapuri he built an
excellent 42 foot place, for the 350000 N under 16 Mātula's (uncles – Ammon-
for Ammāman, such is Cheṭṭali.): PR & Subr. in red cloth & redashes, with girdles ([illegible])
& the sōmen muṇḍu round the head, entered it. (the gods convened, rained flowers
whilst the 2 heroes consecrated the place, worshipped Gaṇapati all about, standing on
their great toes, falling on forehead & toes, adored Pārvati by striking the shield with
gada, whilst kneeling: performed cakravṛti, 10 mudrā's the worship, side bent
wards ([illegible], [illegible]) [This in the Ind. is called [illegible]
78 [illegible]]. – 18 kinds: [illegible] (dīrgham – with 2 sticks) [illegible], [illegible],
[illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] anyōn-
yam, gadayā kēḍa gahwaram, [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible]
[illegible], [illegible], [illegible]. – In them PR & Subr. did fight [illegible] real fight, [illegible] fencer
aiming at the 108 marma's (dangerous spots); it was awful enough to
make the gods run away. For the continued exercise of arms he orde-
red Yavācsha (Nayer ([illegible] perhaps the following [illegible] in Taḷip.) gave him ponti &
& caṭṭila. Then he built a Culari in Taḷip. & there made Chitra Mangala Nay.
a Gandh. putr. Guru of Culasekh. & [illegible] cated the bālayutham & caṭṭila
79 to all the 350000 N under him. — [illegible] there formerly an Asura Kāraskara
80 (Cāgnyara tree) had been killed by PR, a Shiva Lingam was found (from the antidilu
vian Kēraḷa) which formerly had freed Āditya from sickly vapours, being worship
ped on Sunday – gave rise to a jungle temple of Vaidya Nāthēśwara ([illegible]
[illegible]) under the Vṛhat grāmacār & Vimśati gr. (Coh Caryam Maṇigṛha people)
now called Cāraskarēśwara.] — PR going to Ambikā pura made the Cupa Naya
80 head of the fencing school in Navayōgip. the Chhatragṛha N. over Culasekh.'s palaestra
81 with ponti & caṭṭila, in Bālapuri the Cāliya N. (Pāliyatt Accen, first minister of
81 Perimpaḍappu). — Sa'amutrasya sarvēshām Nāyakānām ca śāsitam. Fisht [illegible]
Pālika twam hi, purāṇa layabhūmipam! — In Śrī Vardhanapuri the [illegible] Arka
Pālika twam hi, purāṇa layabhūmipam! — In Śrī Vardhanapuri the [illegible] Arka
Nayer for Bhānu Vicr. & his kingdom. — — At a feast in Subr. Sushkara whose
salutation was not ~~ant~~ returned ever. the Malaya (Br'), to be destitute of

— the customary civilities, "... jam Anyyalir māstu pratyagnyati
vihinakāh bhavanti, pūyam nityam ca yavat Kerala Bhūmishu."
82 ([illegible]) — Moreover they
gave to P. no arghyam (to wash the feet) nor pītham; in revenge he frenched them by Varuna's help with rain, after which Pk. gave him regular
ly his seat. — To that feast Bāla Virya came with his Nāyars, a Vātula
one of the Ambāmen (among sthānam 77) struck him there upon Subr's
order, for which he lost his head by the king's hand. Subr was about
to kill him with Sūlam when Pk. gave him his ... as atonement (Bhārgavah
83. ... nipatyātha Prāyascittam swabhūmikam calpayitwā) — In Gōv.
82 he afterwards wanted to perform the Visvajit sacrifice & therefore
stationed the 100 ... & 1000 ... around the Yāga Sāla, himself
performing the ... preparation with 16 Brs. The Asuras attacked
the temple to hinder the sacrifice. An awful ... ensued; some
Nāyar with their relations retired inside as for temple service (pari
cāravidhau sthitāh). When Dhwaja Nātha (...) killed the Asuras,
Pk. rejoiced, gave to those who kept their place the honourable name
of purattu cārnavar (Yōdhānām ca tu vīrānām Bahisthānām dadau)
"prabhun, Treshtā yūyam ca maddēse yajnya gēha bahisthitah")
to the fearful that of agattu cārnavar (bhītyāntah puram āga
tya stargihanivāsikāh Sāmantānām ksatrijātīnām Nāyakāh pari-
84 cārakāh) or servants of ... — The first Vannatān was a Br. boy
who washed his own clothes (way [illegible])
& was induced to do the same for his comrades. He was turned
out of the caste & made a washerman ... (... vastra
dhāranād ēva sarvēshām suddhir ēva ca). — A Br., good astrologer, once
passed on his journey a night with a lowcast woman, blessed her in the
morning & gave her the varāṭakam suvīdikam ([illegible]) bag
with counting shells — the pustakam, book, — & Betelshell [illegible]. To her child Pk. gave for his astronomical talents the name Ganisa
Ganana ([illegible]) a house in Tunga puri, & the caste blessing (mat bhūman
tam vaniēshu Jyōtissāstram ca tishtatu — ēvam rājyam prasāsitwā
Cutaiēnnara bhūmipa). — This book is equal with the Vēdams & takes
all sins from the reader (Bhārgavasyānucaritam punyam Vē-
deis ca sammitam, Yah patet srnuyāt Bhaktyā Sarva pāpeih
85 pramucyate). — — A continuation: when Bhūtaganams troubled
86 this Kerala exceedingly, Nārada taught the Ganapati Hōma vidhi, for
which the God was so grateful that he permitted Pk. to chose 3 gifts
([illegible]). They were 1) asmad dēsē grhēshwatra dvija
sarvēsca tishta bhō; stay in the country. 2) Maddēshāpadi racshaswa, defend it
from trouble. 3) hrdayē vasa santatam, take thy abode in the hearts. Which
the God granted in case ... prasāda Br. ([illegible] in
the bath) would always regularly perform this sacrifice: & shall assist
the sick, children, wives, & in attacks of enemies; but the house that does
not sacrifice shall perish. — & with these words Ganesha with his Bhutag. disappears.
— Read & Mukti results! —

86 Iˢᵗ — New application of the hearers to tell also the excellency of
87 the Southern Province (Dakshina Kandasya Mahatmyam) & the
monuments of P.R. existing in the South (Dakshina cinhāni Bhargavasya
ca yāni vai). Rishi continues:
Rāma went then to the South, presented a lac of Cows to Brs, & perfor-
med Tapas on Goldhill, Cunaka Mala, Swarnacalam, attacked by an Asura
Kesi he worshipped an old Narayana estabt. there, who also killed the Devil.
— Kesi Mathana Vishnu on a Rangam in middle of a river. — (under Carana
feast in Edavam) — Bhanu Vira sister son Aditya Vicrama was then by him
set as King over the South. prov. in Sri Vardhana pura, with his blessing
(yatha Ayodhya puri Ramah, Aditya twam mamagyaya) & a sword (Katgam
āditya tejasam) & gold throne, unction, pallacci, vencottacuda, camara,
35000 N. & the rule over the land fr. Cumāri to Ghora Nadah (yāvat
canya Cumāris twam tāvat Ghora Nadad iha — Ghōrāsuravadhat tatra
Dharsena paripālaya) care for 21 grāmams & the promise of continued
Royalty, if Dharmam Madpada cintanam, & Brāhmana pūjā be never
87 neglected. — In Sri V.P. the Rajarshi desired the settlement of 8000 Br families
88 in the South (ashta sahasra ~~sankhyam~~ dēśēshu Brāhmanānām grhāni vai 8000
grham in the middle country 8000 in each half of ~~the North~~ ~~East~~ country (pascād ashta sa-
hasrāni Uttarasyārdha bhūmishu) & in the ~~other~~ S. northern half 21 Grāmams
constituted ~~with~~ as Sabhagrāmam for sānti — The Brs to the North of that are
cursed: (here evidently a lacune; Index says P.R. threatens the King with a bad successor)
tad uttarē durātmānō mad sāpa grasta Durdvijāh
Ashtavimsad yugānte ca madhya kandāvanasya ca —
(Twat?) Tat Bhūma vamsajah kōpi uttarasyām gamishyati (Bavapa?)
Mad Dvijān avan anyatha uttarādih Dvijādhamān   Cishna Rayer
Agamishyati tad viprān Madhya candē nidhāsyati
M. Candē Grhāms tēshām Dāsyaty aishwaryasamputān.
Mamāgnyām Matpadam hitwā pūja yishwati Durdwijān
Yavat Kērala Dēsēshu Sishyās ca bhavanti hi
Pūjā sīpā bhavishyanti Ucca mishyanti Kēralim
Tāvat kalē tu Mat kōpāt Kērali nasyati Dhruvam.
Sarvēsham vamsa nāsas ca Durbhiksham ca bhavishyati
Anyōnya calahan nityam, anya dēshē yathā, tathā
Anya Dēsha Dvijās sarvē carishyanti ca kēralē
ācārams ca vihāyātra anācāram Dinē Dinē
Krayakrayya vidhau sarvē vanik vrtyā caranti hi   = colla coducka
Dharmānām cshajata lōkē bhavishyati na samsayah
Adharma vrddhi, Bhūmau ca jāyate ca mamājnayā
Durdvijānām ca pūjābhir nasyanti Kshētra sanchayāh [illegible]
Tāvat calē Sākāh Baudhāh ācramishyanti Bhūmishu
Yuga Dharmam mayā proctam smaryatām ca Dinē Dinē.
One of the successors will bring the North Brs for the salvation of the Middle coun-
try & will honour them above the old Brs & settle them here. they will usurp Kerala
which thro' my wrath must then perish. Internal warfare will ensue, as bitter
as foreign wars, bad customs are introduced, Brs turn merchants, the temples are de-
stroyed. Sakas & Baudhas will conquer the land. Therefore mind my law daily.

88 Where Vishnu Narasimha had killed Hiranyacasha (Ravana former birth
89 there Narasimha was dedicated. (Tantr. Tarana. Cary. Bhinna Grama, he is a Solar Chatria, "Adityasya suta" [Adityavarmas son, cf. §88 Nagapuri] Transl. surya vamsakarenaya purana Cshatriyo) — a little to the East Subrahm. with Cumaratirtham (Tantr. Tarana, Cary. Daru Mansale the Matula or Ambatmen, Cumbh. mas. Kathotsavam, Teruvale) more to the east Nagalayam for Adiseshan. — Why was that? — Once all Naga serpents came to the mother temple, exactly 64, & begged the Brd, since Varuna had once given the country to themselves (Varunas tu purasma kam Dattavan Dwija sattamah Samudrante ca yat Bhumir jata cet mama Sasanat Nagebhyasca maya datta mad dehasya vishakari, Nagaram Sasanad Eva nivarayatu dehajam Vishahina sarico bhut tat kale Tejasayutah. Tasmat twasmakam evasu Keralim Bhumimandalam Nadiyate ca Yushmabhih, chardayishyamahe vishan) to leave it with them, if not they would vomit their poison over them. Narada advised to give them $\frac{1}{4}$ of the land (Yavat Gocarna paryantam Tavat canya Cumarika Grheshu kshetra goshtheshu Dharaneshu manasinyaya Chaturnam eka Bhagam ca nagebhyas ca prayaccatu) to give them a feast in Ayilyam or Ashlesha Naksh. with sacrifice, & in Nagapuri a place of Nagesha with a yearly feast in Dhanu, & worship every friday chiefly with milk. — (under Tantr. Tarana, Kshetra cary. Kana Virarna) Adityasya sahodarya putramca R. Varma!). — a Shiva pratishta under Tarana, [illegible] & Dasi Dharanacar.

89 — Suchindra Mahatmyam: Indra was once cursed by Gautama for the seduc-
90 tion of his wife, to become over the whole body filled with yoni, he went on Nakenda sut, & stopped there in a lotos tank, until the Trimurtis, thro' Narada's seduction, moved to corrupt a chaste Rishi's wife, were by her husband's curse changed into 3 children, laid by their mother into 3 swings ([illegible]) & washed in the tank. Their union & offspring washed off Devendra's sin & punishment. Therefore Sucindra, built by Indra's order thro' Vishvacarma. The flowers etc. with which he there anointed the Trimurtis in the tinderstroying Tirtham, were afterwards seen coming up in the Canyacumari tirtham called Prnkala tirtham. Therefore he built a 1000 pillared Mandapam, Bhajan etc. Cast in Dhanu Mas. Tiruvatira (Ardra) Naksh. to Shiva — Meda feast Vishu — Makara Brahma — A the eastern tower Aditya Varma did ascend & see the world (purva gopuram aruhya apasyat Bhumimandalam Aditya Varma viechya tha Bhargavam vakyam abravit, Neivedyaya ca tat Bhumim dadau sasimodakam) & gave the property of all he saw for the temple service — for Sasti he ordered Br. from the Sabha Gramam for the Kshetra caryam the Trigramethu Nivasinah (Transl. [illegible] Brahm.) for the Kacsha Aditya Virama. — a Sirabr. houses were built, the Brahmans had to carry about the idol at every feast, & to receive Neivedya [illegible], they had also to keep all the vessels necessary for ordeal ([illegible] in boiling oil) & keep a fire on the Satya Tilam.

Sa imam sthyate Jayayam sravayet satatam Narah
Ubhayoh cula Sudhis syat samrajyam ca carishyati (Transl. [illegible])

90. When the Pandian came with an army into the Bhuta bhumi (part of
91 Travancore?, "pandya Bhupas samagatya senabhir Bhuta vanoute)

1) Indra says, [illegible]
of Nagapuri, [illegible]

then Vishvamitra dedicated Bhūtanātha & Pāndya built towers & bazars. Ph angry said: your coming into my country is in vain (yushmākam ca tu mat bhūmau ēvam āgamanam vṛthā, Mat Bhūmi Śīmat pūrvē ca gantavyam yathāgatam, dharma yudham carishyē, adharmam nō tvaku vadā Pāṇḍya twan ... madvākyam, twat bhūmis cēt, parīkshyatām) if engage in war it is a just one; except you prove the country to be yours, (Ādityāya mayā dattā) which I gave to Āditya. Upon this Bhūtanis appeared to kill Āditya, but the goddess aided, on Ph's prayer & killed Charmāsura (from whence her name Charmarāmba (Durga) & as sign of the frontier she put her ... into a stone, the place called Bhūtapāndy — feast to Bhūtanātha in Vṛchika, Tantr. Tarana, ... Bhinna Grāmacār. —

91. Ph. went further to Jahnupuri (al. Jantupuri) & dedicated Arumuka Subr.

92 — feast Kumbha — ... Grāmacār. Tarana ... — then he staid with his Brā (servants, pari ... sajjanais) near Kanyā Kumari. — built Varāha puri where

92 he performed Shrāddham in the ... Sri Kanthēshwara ... lingam by

93 worshipping which the Gods had found Vishnu lying in the jungle and his ... — a Chaṇḍāla women

93 dear Ananta (in Cath. 10 Mill. [illegible] rice to ...)

95 threatening her son with the Anantankadu led to the discovery of the earthly Vaicunṭham (Kshīrābdhau ca yathā Vishnur anantankē rarāja ha) Ph. called Bhūchīrābdhi, earthly milk sea, where he and all the gods worshipped Ṣ̄. ... — (Tiruw-ananta-puram,

94 Padmanābha — may he always keep there his seat! — built for his oil Yāgagrham. Ph begged him always to save Kerala altogether, towards East ... completed the & the couch ... so that Narayana ... entered in by the 3 doors made for them Ph anointed with the 5 godly cowfluids (panchagavyam) & received a blessing & promise for Kerala. — Vishnu's shell Śanku fell on the shore of the western sea — Śanka tīrtham

95 Makara Mās. ... Hasta) feast, with offerings like to Sri Ranga and

97 — Tantr. Tarana, ... Bhinna Grāma, pūja ... Moreover he gave to Āditya Vrit's sister on Rajabhinna Raja (Ind. ... [illegible] [illegible]) his seal, houses for the pushpakas to perform the Mala vṛtti without Brahmacarmam, & for the increase of Kerala's wealth the jewel Syamantaka (still said to be in Tiruwananta) & to beget every day 8 Bhāram (à 20 Tulā) of gold [illegible] brought from Dwaraka & celebrated in a song) & then he spake with Āditya — — — (?)

Cōla Tiri affairs.

96. About this time there came an Asura Dārika with 18 armies into the country (his former history is told) & staid upon Sri Mauna Mūla Mt.

97. Culakkh's sister son Kerala Śēkhara worshipping the Lakshmipureshwara governed securely (Gov. to Curry) thro' the assistance of the Country mother: & when he was pressed by the enemy, Cāli advised him to build on the S.E corner (agni bhāga) of the 7 hills a palace (ālayam ramyam. Ind. [illegible]) She also would come there, & likes to be worshipped in brandy by Suras or Asuras. He obeyed her voice & took on the 7 mounts a position with his army. She also came in all her awful glory & sat on the stone in the sea, sparks proceeding from her covered the waves. Gods & Asurs served her the whole day

& night during the 30 days of Mina Masam with strong drink, flesh & revelling, till filled with Madyam she arose, broke out into her devilish laughter (attahasam) & cleft Darika asunder with her trisulam, drank his blood, ate his body & received the praises of the frightened Asuras. — from thence the Goddess received the worship of Gods by day, but in the night admitted only the Asuras to her service (others agatan bhadhayamy aham) — Siva followed his wife & where he bathed her with the cool Ganga from his head, the Jata tirtham (or Sulatirtha. Index) remained. Ph. went there with Kerala Varma & dedicated Si Lingam (Taats Vanaprasad, Cary. the Talip. Brs., ...). — as well as Cali, to whose service he chose the Santiya Brs (...), & lastly Garuda brought also a Vishnu.

98

99
101

100
103

101
104 — Genealogy of Colat. & Vaudara (...)

Kerala V. reigned justly (palayen dharmena) over the middle of the 3 Khandams.

Keralas sister Santi
his sister — Arka Tejasah
abivisruta Ravi — his sister
his sist. — Vikramaditya
Sunabha (Dwaparadwaja Rajabhut Sunabho nama bhupatih, Madhya Mandale
Bhupasya vamsathan Bhargavannitan (the Kings of Colat. sealed by Ph.)
On the South Bhanu Vicramah Tatasca Dacshine Khande Raja bhut Bhanu Vicramah
Rama Virama (sister son) Sri Vardhanapure ramye Atha Mantri Varottamah
Dharmena palayan Rajyam Bharga vasyaca sasanat
sister son, who giving gold to a Brahman of Bhinnagramam
hadramma... Vanchi virya Chaturbahu (4 armed), who worshipped Gods & Brs & ruled well over the country
(Index says: this the reason why the Vanad. Kings lost the name Virama & received the name Vanchi, "Cheater" of a Brahmin ...)

102.
105 Vanchi V's sister son Jayasekhara
Vijaya vira (sist. son) who ago the writer" rule now, beginning of Dwapara Yugam) & was by Ph's order made King also over the Northern country (Uttarasyamca Rajabbut Bhrgunandana sasanat) in Mangalapuram, Sri Mangalapure ramye Sucalyani Sutah, prabho — to rule fr. Curtha river Ardha Simhasanam datwa Bhargavas tu purva yayau & Coteshwara river. Ardha Chuda Prabhas tasmin dharmat rajyam prasasyati
This Ardha Chuda Prabha Coteshwara Nadas tasmin yavat Cuntha Nadantare
sis son Mohana Vamsaja, (who turned a Mohanarupah, & ruled well)
sis son Sringadura (vicramah)
sis son Indusekhara
sison Mana Sekhara (who rules now mana dharmena nityam vei palayan adya Bhargava)
In Angavriddhi (Valapattinam) middle country — the Valabhuts reigned with 4 Mantris, & 35000 Nayers.
Angavriddhi pure ramye Valabhu nama bhupatih
Chatur Mantri varaissakam palayan madhya mandalam.
Pancha trimsat sahasraisca senabhih parivaritah
Navaratna maye pithe sthitwa rajyam prasasyati.

– P.R.'s going to Benares persuades Anna purnēswari Bhagavati to dwell on Cheracunnu Bala Teilam, in the western sea (where an old ship was dug up by the Chenical Raja – formerly a harbour) where she arrived in a Brahmin's house, Dwādasi of Macara Masam fed Br's, & begged the king of Valapatnam (valabhasya purē yayau, Bāla Tēkhara Bhūpasya sannidhāne samāgata) for a piece of ground to give rice which he gave – confirmed by on a tāmrapatram ([illegible]) with the Sapta Teilādri seal ([illegible] mayūrajam – peacock the armoury). Himself went to meet the Goddess with his 250000 N. worshipped her & transferred to her 1 yōj by ½ yōj land for ever.

ēka yōjana dīrghamća ardha yōjana Bhūmiḱam
pushpōdakam dadau Rājā yavat chandra divākarau
Swarneiśāgraśālām ća ca Jayāmāsa Bhūpatih ([illegible] dining house)
Yavat cālē ća dharmasya hāni syāt, tāvad ēva ća
Śat kālē ća Śakā Bauddhā ācramishyanti Kēralim?
Ity'uctwā swapurim yātah Vālabhah, Dharmaja Prabhō!

Again the king repeats the prophecy of Śakas & Bauddhas & returns to Valapatnam.

106 Conclusion – What a useful book: who reads or teaches it tasya Bhucti phalam Rājyam ante muckti phala pradam. How to worship before reading & when closing this Parasurāmāyanam: Parasurāmanōditam [illegible]

Yah paṭēt punya ćaritam Śaralu Rāmāyaṇam śubam
Śrāvayet Bhaktimān lōkē, sarva papeir pramućyate.
putra pautrābhir vṛdhiś ća āyushyam dhanam ēva ća
Bhavishyati ća saubhāgyam mānavṛddhiś ća jayate.
mama lōkē samāsādya antyē muctir bhavishyati.

– With these & other promises – P.R. goes to Himavān mt. for tapas.

104–107 A long time having elapsed the Brāh at Gōc assembled proposed to try P.R.'s promise to appear whenever they should jointly & fervently meditate on his reappearance. They made every needful effort (yatnam ćacrur Dwijās sarvē) & P.R. appeared. He asked – what for they wanted him: they stood ashamed, whereupon he cursed them, to do henceforth all without his help, & without their united council at Gōcarnam

mām vinā sarva cāryāni curudhwam ća dwijōttamah
cadācit Brahmanas sarvē Śri Mūlasthānam Maṇḍapē
ćatushashti samāgrāmā bhavishyanti na sangatāh

he also threatened them with Śiva's incarnation, Śankarāćārya & his anāćāras
Śambur ēvāvatīryātha bhavishyad dwāpare yugē
ćatushashti samādīnām anāćārāmś ća dāsyati.
āćārāmś ća nirācṛtya anāćārāh bhavantu vah

but Chinga masam, Tiruvōnanāl, I shall pay a visit to my country Kerala after it is well watered (after Monsoon – Keralēsmin suvarshikē) let –

Kasten

Das hier wiedergegebene Originalmanuskript Gunderts fand sich im noch nicht katalogisierten Privatnachlaß von Dr. Karl Graul im Archiv der Leipziger Mission in Leipzig. Es ist ergänzt durch Zahlen, die die Reihenfolge im bearbeiteten Abdruck in Grauls *Reise nach Ostindien*, 5. Teil, Die Westküste Indiens, Leipzig 1854, Anm. 78 ff., S. 339 ff., bezeichnen; Gundert wird dabei nicht genannt. (Im Gegensatz vgl. dazu ebd., Anm. 77, S. 332–339, »die 64 Anatcharams«, bei denen Gundert als Autor genannt wird – dieses Manuskript liegt vorigem bei und trägt die Einleitungssätze Grauls sowie einige orthographische Korrekturen.) Die Abhandlung bringt viele Informationen und zeigt, wie Gundert Veröffentlichungen in Deutsch vorbereitete. Die Abhandlung, der wir den Titel *Kasten* geben, entstand vor dem Besuch Grauls im März 1850 und nach dem Umzug Gunderts von Illikunnu nach Chirakkal im Mai 1849, vgl. den Absatz »Alle diese sind . . .«, wo Gundert schreibt: »Unser Missionsfeld hier in Chiracal gehört dem Raja, er erlaubte Ansiedlung nur unter der Bedingung, daß keine Pulayar hier wohnen, außer sie seien getauft.«

Brahmanen [illegible] Pattar

[illegible], [illegible] pura sikha [illegible] Bhatta tiri [illegible]

Nambū tiri ppadu (vulgo Namburi) [illegible]

[illegible] Nambū [illegible]

[illegible] tiri [illegible] yarambu [illegible] tyen purān [illegible]

[illegible] Agnihotri etc (wie tam puran, tambirān [illegible])

[illegible] Tamil Brahman

[illegible] Pattar ([illegible] Bhatta)

[illegible] sikha

[illegible] veidikar ([illegible])

[illegible] (etym. nambi adi) [illegible] Brahman [illegible] [illegible] Brahman [illegible]

[illegible] Opfer in der [illegible]

[illegible] Vishnu [illegible]

[illegible] Nambūdri [illegible]

[illegible] [illegible] Vedas [illegible]

[illegible] Brahmana [illegible]

[illegible] Gayatri [illegible] Makkattayam

[illegible] potuwal [illegible]

pura potuwal [illegible]

[illegible] (tili [illegible] Agni [illegible])

Ambalavasi [illegible]

[illegible] nambi ([illegible] nambi)

Pushpakar [illegible]

[illegible] tambi [illegible] tam [illegible]

[illegible] [illegible] Mussadu &. Nayadu+) [illegible]

[illegible] Carnas

[illegible] Sudras

Warier, Narer, [illegible]

[illegible]

[illegible] Warier)

Visharakan Pinarn w adi (etym. [illegible] adi [illegible]

[illegible] tiru-

w adi [illegible] padam [illegible])

[illegible] Mam ([illegible]) [illegible] Marari [illegible]

[illegible] Ambalavasi [illegible]

Margin notes: [illegible] Payanur [illegible] makkatayam; [illegible] Marumakkatayam; [illegible] Marum.; [illegible] Marum.; [illegible] Marum.; [illegible] zu den [illegible] [illegible]atis

+) [illegible] Chilamb andi [illegible]
[illegible]

Madiyar [illegible] Maran Narayan (od. von Mara [illegible] Camaṭ)
der Musikanten Trommelschläger, welche [illegible]
der Tempel [illegible]

Asthi curechi auch Asthi Nari [illegible]
[illegible] als Warbier [illegible]

[illegible] Maran [illegible] antara Jāti od. antara ḷatti
ullawer ([illegible])
[illegible] Uṇi Ittiri [illegible]

Tiyadi Nambi ([illegible]) [illegible] Pattar oder Chattra nayar
Teyam padi ([illegible])
{Chakyar (Tāgyār) [illegible]

2) Xatriyar [illegible] Tiruvaxa [illegible]
Mudi xatriyar ("Krone") der Dynastie von Cottayagattu
[illegible] Cotti
[illegible] xatriyar [illegible]
[illegible] Cumbaḷa König.
Samanter ([illegible] Xatriya Weiber von den [illegible] Brahmanen) [illegible] Cirya-cal (Colatteri) familie [illegible]

3) Weishyar gibt kaum. (Den [illegible] Canaresen etc. wird der Platz [illegible] den Nayars [illegible])

Sudras oder Nāyar in [illegible] classen

4) 2. agattu čarnawar ([illegible] Brahm.) [illegible]
1. puṛattu čarnawar *) ([illegible])

Maran Wyāpāri, vulgo Cāvari [illegible]
Maran Urāḷi (Dorfgehör) [illegible] eruman, Palleri nayar
(Maurer, [illegible] von [illegible])
Maran Māḍawen (Weiber [illegible])
[illegible] bei Brahmanen) prob. von 415

*) [illegible] die Kirigattu Nayer ([illegible]) Ezham [illegible] Vettāler ([illegible]) agma [illegible] Azhikar ([illegible]) Adiyodi (Rajah) Menoxi [illegible] Unnunmar ([illegible]) etc

[illegible]

und Manim (Kusawen Töpfer dazu auch Natyun

Pallitiwaker, od. Pallitshān, Tivan (v. Tivika) Palankinträger der obern Kasten nennt der Samantar

5) Vanian, Chettiyan, wovon die höhere Klasse Öl u. andres (v. Vāṇij) nur verkauft, dazu auch Katsheri Nayer „Geschäftsschreiber"

die andern Chakkala Vāniyer (von cakra-jāla Ölgeschäftshändler) die selbst Öl bereiten, wie auch Patiyār (drücker, ausgepresser)

Cadumber, oder Cadupattar (Brahmanen die durch Essen des Cadufisches die Kaste verloren haben sollen) die Gerichte besorgen (sieh nach einigen Sprechern Vanian u. Kusawen)

5) und Manim. Caliyan Weber (jāla) auch Chettiyan genannt, kamt vom Ausland

Yogi Schulmeister

Puliyan die höchste Jägerkaste

Valinjian, Vilakkattarawan (Lichtputzer [illegible]) Barbiere der die [illegible] besorgt

bei Manim. Vannattān, Veluttedan (der vom „Weißmacher") (Wäscher der Götter u. Brahmanen)

Die weiteren kann man die Sudras nennen (was die höhern natürlich nicht zugeben)

6) folgen die Chonakar (Mapillas) Kauf- u. Handelsleute ferner Chinar, Guzeratti, Pārawar (Parsis?), Congani, Nasrāni, Ottan (Odra Orissaleute, Grubenmacher) in allem 18 Kasten die zum Handel gehören sollen

auch Paranki, (4) Ulanta, Farintris (franz.), Ingris der 4 Kasten der Ausländer, [illegible] brahm. franz.-Ch. Engl.-Veishy. Ol. Sudr.

[Nach alter Weise sprechen von 4 Cheri, oder 4 Cudikkudernawer Colonistenklassen, 1) Anjuwannam, die Juden, 2) Manigramam die Manichäer [illegible]

Alle diese sind eingenommen als Unreine Tottuculikar (berührt Waschleute) d.h. ein Brahmane wird nur durch ihre Berührung verunreinigt, außer bei Festen u. andern

Feierlichkeiten, wo der Sudra sich 3–6 Schritt vom
Brahm. entfernt zu halten hat. Die niederen
Kasten aber haben ~~[illegible]~~ tindi kuli ([illegible] Klassen
tindu ihrerseits auch Berührung, doch mehr Ansteckung, wie
z.B. durch Schlangengift) Unreinigkeit von
6 bis auf 72 Schritt. Diese sind Menschen von Alters
her dem Proselytismus der Katholiken preisgegeben
und die höheren Kasten [illegible] hält, allein durch
deren Bekehrung die Furcht vor Verunreinigung nach
aussen hin sich vermindert. Dieser Unterschied hält
hier in Chiracal sofort dem Raja, er erlaubt [illegible]
nur unter der Bedingung daß keine Pulayar hier
wohnen, müssen sie [illegible].

8) Die Tiyar (Portug. Tives, von Tivu [illegible]) auch
Illawar genannt (von Ilam, aus Pāli Sihalam –
Ceylon) sind mit der Kokosnusspalme aus Ceylon eingewandert. Bis zur [illegible] haben sie noch den Tendal.
~~[illegible]~~

Einige setzen die Cammāler oder Handwerker (cammāḷarma) über die Tiyar. Sie heissen ein-kudi, 5 Klassen
1. āšāri Zimmermann (Brahm)
3. mūsāri Giesser; [illegible] (Vaisy)
2. taṭṭān Goldschmid (Kshatr.), der Chōḍitaṭṭān (von Coromandel) hat die Mūrga[illegible]
4. Kollan Schmid (Sudr) auch perun collan Grobschmid genannt
5. ćembu cotti Kupferschmid.

Weiter [illegible] 4 Collar 1. tīcollan, [illegible] oder Grobschmid
2. ambu-kotti collan Pfeilschmid ([illegible])
3. paliśa collan, auch kiḍaran, Schilde[illegible]
4. vāḷkollen, Schwertfeger

Darauf [illegible] die Klassen die kuli tsheyam (. seva)
„Sklavendienst" haben, und [illegible].

10) zählen 4 Curuppu ([illegible]) die nicht
in [illegible] [illegible], aber nicht [illegible] den Cimalam [illegible]
X) sollen 1) Vadi Curuppu, [illegible] die Zauber[illegible]
2. Para Curuppu (auch Parawan) Maurer
3. Cattu Curuppu (Jungle (?)
4. Vela Curuppu ([illegible], [illegible], [illegible]
fem. Vetti [illegible]

Panan [illegible] Musiker [illegible] (Panan)
Canisan ([illegible]) ganita [illegible] [illegible]
d. h. [illegible] mit Palmyra Blättern beschriftigten
[illegible]

9) Vigayan [illegible] ([illegible]) sollen
[illegible] von Ceylon gekommen sein.
Vattuwan [illegible]
Vettuwen [illegible]

Panan [illegible]
[illegible] agayuttan
11) [illegible] munnuttan [illegible] Bhuta
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Die 4 Klassen [illegible] arcitti [illegible]
maram cayari Baumsteiger
[illegible]
cottamutti [illegible]

Vattuwan [illegible] ([illegible] Pulluwan)
[illegible]cayan, [illegible]
Pallādi [illegible] Jungle [illegible]
Curuwan [illegible] ([illegible] & Pulluwan)
Die Gebirge [illegible] (Cunnu vadi [illegible])
[illegible]
[illegible] 1. die Puliyar ([illegible]) [illegible] Jungle Nayar [illegible]
12) [illegible]
Curumbiyattiri
2. Paniyar ([illegible] Wayanadu)
3. Cadar, Cattuvar [illegible]
4. Curitchiyar [illegible]
5. Carimpalar, Cadampalar, Cudiyar, [illegible]

6 Māroilawan
7 Culuwar (al [illegible])
8 Irayawan, Irawalan („[illegible]“)
9 Curumber, Ten Curumbar [illegible] Curumber
10 Ilar u. Ullāler [illegible]
Malayālar etc
Muttoran, Curawan [illegible]
[illegible] Brahmanen [illegible]
[illegible] (dafür Cākalurawān)
13 Arayan [illegible]
[illegible]

13 [illegible] („[illegible]“)
[illegible], [illegible] „dunkel“ [illegible]
Caraner [illegible]

6. [illegible] (Carayan [illegible])
[illegible] Pulayan [illegible]

7. [illegible] [illegible]

14 [illegible]

1. Carayan
2. Pulayan
3. Caranar
4. Callādi
5. Carombalan
6. [illegible] ([illegible])
7. Ilan
8. Malayan
9. Paniyan
10. Curitteniyar
11. Cādar
12. Wunnuttan
13. Irayawar
14. Puliyar
15. Muttoran
16. Caruliyan

[illegible]

Ein Sterbebett ohne Hoffnung

Die kurze Abhandlung veröffentlichte Gundert im Missions-Magazin 1853, S. 76–79. Seiner Bearbeitung schickte er als Einleitung voraus:
»Das folgende ist ein Bruchstück von einem Lehrgedicht, das der Kottayagattu-Raja, Kerala Varma, vor etwa hundertfünfzig Jahren in Malayalam geschrieben hat. Das Gedicht heißt: »Der Anbruch (oder Aufgang) des Weltekels« und bemüht sich, die Eitelkeit des Erdenlebens aufs Eindringlichste zu schildern und zu Weltentsagung und schwärmerischer Vishnu-Verehrung aufzufordern.«
Weiter bemerkte Gundert: »In der Übersetzung ist kein Gedanke ausgelassen, nur Wiederholung vermieden worden.«
Für europäische Verhältnisse ist der Text ungewöhnlich, indischen Vorstellungen jedoch noch heute vielerorts vertraut. Der Totengott heißt *Yama* (von der Wurzel *yam*, »zügeln«, »halten«), von dem gesagt wird, daß er »alles zügelt« (Jaiminiya-Brahmana 1,28). Der »Strafleib« ist der Leib, der nach dem Tod verschiedene Strafgerichte – ähnlich dem Fegefeuer – durchzustehen hat.

Nun liegt er sprachlos, es arbeitet die Brust, die Adern zucken, die Weiber, schamvergessen, werfen sich auf den Boden und heulen. Dunkel wird ihm das Auge, aber zwei Haufen sieht er noch: Die Verwandten, die um ihn niederfallen und weinen, und dort die wackeren Schergen des Fürsten der Unterwelt, die mit Stock und Strick ihn abzuholen herandringen. Da reißt sich der Lebenswind, der alle Gefäße durchdringt, allgemach los. Yamas Diener nahen; er sieht die hohlen Mäuler, die krummen Hauzähne, die scharfgeschnittenen Gesichter, das hochstrebende Haar, die blutroten Augen, die gerunzelten Brauen; sie rollen die Augen und ballen die Fäuste, stoßen und treten, binden und zerren mit welterschütterndem Hohngelächter. Heute erst sieht er sie und jammert: »Ach, daß ich so lange unbedacht gesündigt habe!« Auch die Kinder und Freunde sieht er, und ihren Jammer. So wird er gebunden auf beiden Seiten, gebunden von den Todesboten mit festen Stricken, und gebunden vom unsäglichen Verlangen, auf der weiten Erde zu bleiben, bei den innig Geliebten. Der Mutter Bruder (in Malayalam: Familienvater) kommt, sieht hin und ruft: »Ach Sündenelend!« (gewöhnlicher Ausruf für o weh). Die Kinder und Neffen schreien jämmerlich auf; es kommt der hochgelehrte Meister, der ihn einst unterrichtet, dazu Brüder und Freunde, Ärzte und Ratgeber von nahe und ferne. Wiederum schwingen die Todesengel ihre Keulen, und beide Haufen sieht er vor sich. Er hört die Mutter weinen, die Kleinen jammern, doch auch die Feinde höhnisch auf alte Missetaten sticheln. Könnte er nur noch die Namen Jagannathas (des Herrn der Welt: Vishnu) herbeten, nur noch etliche gute Werke tun; aber es reicht nicht mehr. Da bringen sie schon den Strafleib, die abgelöste Seele darein zu kleiden. (In diesem Strafleib sollen die Toten die Höllenpein ausstehen.) Schwerer geht der Atem; denn es bangt der Seele wie der Wasserlilie, wenn sie, aus dem Teich gerissen, in die Mittagssonne gebracht wird. Allmählich werden die Lebensteile in den Strafleib übergesiedelt, und der Kampf wird schrecklich, weil das eine Leben in zwei geschieden wird. Schon weiß er nimmer, welcher von den beiden Leibern der seine ist, und die Sinne verwirren sich, das Herz pocht und zagt, und der Geist geht irre: »So soll ich verlassen mit dem Leib Kinder und Weib, Freunde und Knechte, Geld und Haus, mein schönes Feld und Vieh, Brüder und Getreide, alles!« Es ist zum Verzweifeln. Und da erinnert er sich seiner Übeltaten mit bitterem Schmerz. Man klagt um ihn, er hört, wie die Mutter ruft, die ihn geboren: »Willst du mich verlassen, mein Sohn? Kannst du mir so untreu werden? Ach wehe!« – Hier einer: »Ich kann des Vaters Schmerz nicht länger ansehen!« Ein anderer: »Wer bleibt mir jetzt? Alles geht mir verloren!« Die Töne vermischen sich mit dem Wehklagen; die Umstehenden reden durcheinander: »Mein Sohn, warum schlägst du die Augen nicht auf?« »So gehst du denn wirklich fort, mein Goldkind?« »Ich denke, man reibt ihm am besten Sandelpulver auf die Brust.« – »Mit scheint's, es geht zum Ende.« – »Bring doch eine junge Kokosnuß, ich will sie ihm langsam eintröpfeln.« – »Aber sieh die Zähne, er beißt sie fest.« – »Wer wird künftig

die Kleinen herzen?« – »Es ist eine Ohnmacht, flink mit dem Fächer!« – »Der Atem will schon stokken.« – »Ist's recht, die Arznei schon auszusetzen?« – »Das sind die Symptome des Zusammenfallens« (der drei Hauptkrankheiten – eine medizinische Theorie). – »Ach, wie der liebe Sohn röchelt.« – »Es ist bloß eine Verstimmung des inneren Windes« (physiologische Theorie). – »Der Mond ist leider im achten Tag, wenn nur der vorüber wäre« (Sterndeuterei). – »Ach jammerschade, es ist auch das achte Zeichen und heute folgt darauf die Gulika-Stunde« (der Dämon Gulika beherrscht jeden Tag eine indische Stunde von 24 Minuten, z. B. am Sonntag die 26., am Montag die 22., diese gelten für höchst gefährlich in schwerer Krankheit). – »Die Sonne ist hinab, aber ihr geht heute nicht schlafen.« – »In zehn Stunden (gleich vier europäischen Stunden) ist's sicherlich aus.« – »Oh, welch ein Elend, die Wahrzeichen sind alle ungünstig« (Wahrsagerkunst). – »Ach, grausam, wie die Augen sinken.« – »Die Nase spitzt sich zusehends.« – »Dies ist schon das Kreisatmen« (Todesröcheln). – »Sieh, wie sich die Brust hebt.« – »Schnell auf den Boden hinab mit ihm« (Aberglaube, um das Sterben zu erleichtern). – »Bring doch Spiegel, Reissangen und Lichter« (ums Haupt des Sterbenden aufzustellen – Aberglaube). – »Auch einen rechten Docht, und mache die Kokosnuß bereit.« – – Alles hört er mit an in unsäglichen Leiden, und nun packt ihn der Schmerz in allen Haarwurzeln, wie mit Tausenden von glühenden Nadeln. (Eine Lieblingsidee der Hindus, als ob der größte Schmerz im Sterben durch die Haarwurzeln über die ganze Haut hin empfunden werde.) Endlich reißt sich der Wind los aus den 72 000 Gefäßen, die er mit Leben erfüllt hatte; es zucken alle Glieder, und nach einigen schweren Zügen steht der Atem still. –
(Es folgt die Beschreibung der beschwerlichen Reise, die der Strafleib zu untergehen hat, bis er vor den Richterstuhl gebracht wird.)

Die dravidischen Elemente im Sanskrit

Diese Abhandlung veröffentlichte Gundert in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 23, Leipzig 1869, S. 517–530. Darin ist manches von dem Material verarbeitet, das er in seinen Ergänzungen zu Caldwells Grammatik bearbeitete. Zeitlich gehört der Beitrag in die Periode, in der Gundert das Wörterbuch verfaßte und die zweite Auflage der Grammatik in den Druck gab. Manche Aussagen stammen aus Gunderts Anfangszeit in Thalassery, vgl. oben »Anfang einer Malayalam-Grammatik« und »Die Malayalam-Grammatik«.

Es läßt sich im voraus erwarten, daß eine Menge dravidischer Wörter ins Sanskrit eingedrungen sein muß. Wie sollte sich auch das arische Volk über ganz Indien verbreitet haben, ohne von der dort vorgefundenen Urbevölkerung, die es sich im Laufe von Jahrtausenden teils friedlich, teils gewaltsam, und doch bis auf diesen Tag nur mangelhaft unterworfen hat, ungemein viel anzunehmen?
Ebenso kann niemand mit den dravidischen Sprachen sich eingehend beschäftigen, ohne zu erkennen, daß arische Bestandteile so tief in dieselben eingedrungen sind, daß ihre ursprüngliche Natur sich nur mit Mühe ausfinden läßt; es bedarf dazu längerer Übung und gründlicher Vergleichung der vornehmsten Dialekte. Im Anfang der Untersuchung mag es scheinen, als lasse sich das Entlehnte leicht ausscheiden; bald aber zeigt sich, wie gewaltig die arischen Laute nach allen Seiten hin gewuchert haben, bis sie sich heutzutage in den buntesten Masken präsentieren, um den Forscher irrezuführen.
Etwas ähnliches nun findet im Sanskrit statt. Dravidische Wörter haben sich auch dort nicht bloß eingebürgert, sondern an ähnlich lautende Wortelemente sich dermaßen angeschmiegt, daß bei der Lust zum Etymologisieren und der Überschätzung der heiligen Sprache, welche den Brahmanen auszeichnen, es sich von selbst versteht, daß dieser sie aus irgendwelcher echt arischen Wurzel ableitet oder geradezu eine dravidische Wurzel für Sanskrit erklärt. Daher begegnet man in Indien kaum einem einheimischen Sprachforscher, der im Sanskrit dravidi-

sche Elemente anzuerkennen geneigt wäre, wohl aber manchem, z. B. in Malabar, der es kecklich auf sich nehme, den ganzen dravidischen Sprachschatz, ja auch arabische und englische Namen aus Korruptionen des Sanskrit abzuleiten.

Dagegen nun berufen wir Europäer uns einfach auf die Natur der Sache. Wo Völker verschiedener Sprache in stetem Wechselverkehr stehen, miteinander handeln und streiten, zusammen genießen und leiden, da nehmen sie ungeprüft und unbesehen vieles voneinander an; das wird zumal in den frühesten Zeiten geschehen sein, da sie sich noch naiv gegenüberstanden. Wir erwarten also vorweg, daß die Arier, je mehr sie gegen Süden vordrangen, auch mit neuen Gegenständen unter dravidischen Benennungen bekannt wurden und sie mit ihren Namen aufnahmen.

Also z. B. Namen von Ländern, Völkern und Orten. konkana (im Lande selbst mit kurzem o gesprochen) ist wohl das ans Gebirgsland (kongu) sich anlehnende (aṇ) Gebiet. Die Bhillas sind wahrscheinlich Billa (C. = T. M. villa[1]), Bogenschützen. karnāṭaka ist kar-nāṭ-aγam »Schwarzen-Landes-Inneres«, vom Baumwollenboden des dekkanischen Hochlandes (nāṭu, obliquer Kasus von nāḍu, das Bepflanzte, Land; √nad pflanzen); Malaya der Berg (T. M. malai) etc.

Ebenso gar viele Personennamen: Uruṇḍa, ein Dämon, »der runde oder sich rollende« (von urul rollen, perf. uruṇḍu), marutta der Arzneimann, Zauberer etc.

Lehrreicher sind die Pflanzennamen. Wir Deutsche haben im Wort Ingwer das dravidische vēr »Wurzel«, erhalten (√vir, ver sich ausbreiten). Natürlich hatten die Griechen mit dem Gewürz auch den Namen ziggiberi zugleich überkommen. Dieser Name der Wurzel lebt fort im S. vēra, Safran, d. h. Curcuma Wurzel, wie in hrīvēra (aus dravid. iru-vēri »Doppelwurzel-habend«). Der erste Teil des Ingwernamens existiert am Fundort nur noch in der Form inji. Daß er aber einst činji lautete, können wir wie aus dem griechischen Worte, so aus dem S. čiń-ćōṭaka, činčōda schließen. Im Dravidischen bedeutet das »zusammengeschrumpft« (√čiR), und fällt dem Sinne nach zusammen mit çuṇṭhi (D. čuṇḍi aus čuruṇḍu »zusammengerollt«).

Ähnlicherweise hat die Orange ihren europäischen und westasiatischen Namen von D. nār-aγam »Wohlgeruch-Inneres« (√nar), wie der Baum noch heute in Malabar heißt. Die Bildung dieses Worts schließt sich an eine lange Reihe ähnlicher Pflanzennamen an, wozu D. aγam »Inneres« verwendet wird: Irumb-aγam eisenhaltend, čemb-aγam kupfer- oder rötehaltend (daher S. čampaka und Jambu), ponn-aγam goldhaltend (S. punnāga, woraus wiederum ein D. Tadbhava punna geworden ist); ferner čir-aγam linienhaltend (S. jīraka Kümmel) kuru-v-aγam kernleinhaltend etc. Gar viele sanskritisch scheinende Namen auf -aka mögen diesem aγam ihren Ursprung verdanken. Die Endung aber des Ṡ. nār-anga und nāgaranga, die in unserem »Orange« auch noch fortlebt, ist von dem Namen der Frucht herzuleiten, welche ursprünglich nāran-kāy (»Frucht des nār-aγam«), jetzt in M. verkürzt nār-anga lautet. Die √nar, naR ist gleichbedeutend mit nal, das auch im S. Wohlgeruch bedeuten soll, im D. für »gut, schön« geläufig ist (daher wahrscheinlich S. narma).

Ich mag die dekkanischen Pflanzennamen nicht weiter verfolgen. Doch das sei noch erwähnt: pippala, der Name, dem unser Pfeffer seinen Ursprung verdankt, scheint eine in C. noch immer gewöhnliche Bildung aus pir und pala »große, ausgezeichnete Frucht«. phala selbst scheint mir kaum arischen Ursprungs zu sein; für ein Wort von solcher Bedeutung steht es doch im Indogermanischen gar vereinzelt da. Im D. dagegen, wo es paλam (Te. paṅḍu) lautet, und die reife Frucht bedeutet, wie kāy die reifende, stammt es von der √paλ »alt und reif werden«, die eine Menge lebensvoller Sprossen getrieben hat (vielleicht auch das S. phalgu = D. paλaγu »reif und veraltet«). Möglicherweise könnte sich auch S. panasa und palasa (T. palā) »der Brotfruchtbaum« mit dieser Wurzel berühren, wenn wir ihn

nicht lieber von der im D. scharfgeschiedenen √ pal »viel werden« ableiten, welche auch im Namen der Zwiebel palāṇḍu S. durchscheint. Der gewöhnliche S. Name des Pfeffers aber mariča hängt mit Te. miryam, T. miλaγu zusammen, wenn wir nicht geradezu das D. mara Baum darin zu suchen haben, so daß wie der Pfeffer als besonderste Frucht, auch die Pfefferrebe als der Baum kat' éxochēn bezeichnet worden wäre.
Unter den Tiernamen ist besonders zu bemerken das noch vedische kurkura »Hund«, eine beliebte D. Bildung durch Verdopplung des Naturlauts. kura bedeutet in T. M. »Bellen«; es scheint aber selbst aus dem D. Urwort für alles Rufen, der √ ku, abgeleitet. Diese ist rein erhalten im Namen des indischen Kuckucks, der ku-y-il (»in welchem ku wohnt«) lautet. Solche Naturlaute können freilich in beiden Sprachen, unabhängig voneinander, zur Namengebung verwendet werden. Doch möchte ich, wie bei den Pflanzennamen auf aγam, so hier auf das unscheinbare il aufmerksam machen, das in S. bloßes Formationssuffix heißen muß, im D. aber »Haus, drin vorhanden, Sitz von« bedeutet[2]. Im Blick auf dieses il leite ich S. kōkila von kuyil ab, nicht umgekehrt.
Andere Tiernamen sind D. āḍu »das spielende, tanzende«, Ziegen und Schafe. In Tu. wird daraus ēḍu, daher S. ēḍa, ēḍaka. S. Hēramba scheint nur D. eruma, erma »Büffel« zu sein; markaṭa »der Affe« ist deutlich der Baumspringer (mara-kaḍa). Ghōṭa berührt sich mit dem Te. goRRam »Pferd«, welchem im Süddravidischen kuδira, »das springende« Pferd, entspricht (von √ kuδ, woher wohl S. kutuka »auf eine Sache losspringen«).
Wie die Naturerzeugnisse Indiens, so dürften auch die einfachen Produkte dravidischen Kunstfleißes in früherer Zeit geneigte Aufnahme bei den eingewanderten Ariern gefunden haben. karabāla oder karavāla z. B. ist das »handige«, vorwärtsgekrümmte Hackmesser, mit welchem noch im Dekkan Hecken, Büsche etc. niedergehauen werden, wie es auch im Kriege eine Lieblingswaffe des Draviden ist. Er heißt es kai-vāḷ »Handschwert«, der Arier machte kara-vāla (M. kara-vāḷ) daraus. Vāḷ, das Gekrümmte, stammt von der √ vaḷ »sich biegen«, der wir bald wieder begegnen werden. Das D. kai »Arm, Hand« scheint gleichfalls in S. einzudringen; S. kēyūra, Armring, erklärt sich einfach aus kai-ūru »was sich an den Arm streifen läßt«. Das andere R aber scheint in dem ūra etlicher chemischer Produkte zu liegen, wie karpūra, sindūra, maṇḍūra. Was nämlich das erste, den Kampfer, betrifft, so enthält er einmal den M. Namen des Zimt (Ar. qirfa Herod. 3, 11. karphea) kaRpa; ūRu aber bedeutet »was sich setzt, fest wird, Niederschlag«, von der √ uRu. Maṇḍūra stammt sicherlich von D. maṇ »Erde, Rost«, und diesem ūRu. So können wir auch allerhand Schmuck (valaya, D. vaḷa Ring, √ vaḷ sich biegen), musikalische Instrumente (tāla S. von √ tal schlagen), Hausgeräte (pēṭa S. Kistchen D. peṭṭi, peṭṭ-aγam, von Te. √ peṭ legen; S. piṭa, piṭaka D. √ piḍ fassen, halten), Kleidungsstücke (kar-paṭa = »schwarz-Tuch«; kambalam, der rauhe schwarze Umwurf von Wolle, ist im Grund dasselbe, entstanden aus der Partizipialform karum-baḍam[3])) und anderes bewegliches Eigentum zugleich mit dem Namen in arischen Besitz übergehen sehen.
Besonders aber findet sich der Name der dravidischen Hütte vielfach in arischem Gebrauch. Sie heißt kuṭi, kuḍi von der D. √ kuḍ »beisammen sein«; S. paṭakuṭi wird noch in M. die »Kriegshütte«, das Zelt genannt. Daher stammen dann S. nish-kuṭa »der Garten außer dem Hause, das Hauslose« kuḍyam die Wand, kuṭa der Behälter, Krug und andere Namen von Gefäßen (S. kuṭapa, kuḍaba). Beliebte Nasalverlängerungen der D. Wurzel sind 1. ngu (D. kuḍungu sich zusammenfassen, hineingeraten, daher S. kuṭung-aγam Laube, Dach); 2. mbu (daher S. kuṭumba die Familie). Weitere Stämme entstehen aus der Verlängerung des Wurzelvokals, durch welche zunächst D. Verbalnomina gebildet werden; kūḍu bedeutet D. »Zusammenkommen«, dann »Behälter, Nest«, kūḍa Korb etc., mit verdoppeltem

Inlaut aber kūṭṭu »zusammentun, hinzutun, aufhäufen«, daher kūṭṭam »Haufe, Masse« kūṭṭu »Zusatz«, welche im S. kūṭa vereinigt wieder erscheinen mit einer Masse von Bedeutungen, die sich nur aus dem D. erklären lassen. Ich will das im einzelnen nicht verfolgen (kūṭṭu D. »Zusatz« ist z. B. ganz gewöhnlich für Fälschung, Trug), sondern nur noch die merkwürdige Bedeutung des 2. S. kūṭa »ohne Fortsatz, ungehörnt« aufzuhellen suchen. Zweifelsohne haben wir darin einen Rest des negativen Zeitworts, wie es den D. Sprachen eigen ist; hat das positive Verbum gewöhnlich den Endvokal u, so das negative ein ā oder a. Gerade so heißt S. kāṇa nicht sehend (von D. kāṇā blind, kāṇu sehen, kaṇ Auge); S. paṇḍa Eunuche von D. paṇ machen (häufig vom Beischlaf gebraucht) etc.

Mit diesem kuṭ, kuḍ sind wir aber in ein Dickicht geraten, aus welchem sich nicht so leicht herauskommen läßt. Wenn man z. B. in *Westergaards* Radices oder in *Böhtlingks* und *Roths* Wörterbuch alle einschlagenden Wörter und die ihnen zugeschriebenen Bedeutungen vergleicht, so erhellt klar, daß hier eine Anzahl verschiedener Wurzeln Beiträge geliefert hat. Sie zu trennen ist aber nicht leicht. Am ehesten erkennt man in S. kuḍ puerum esse das D. kuR klein, kurz sein; während die ihm zugeschriebene Bedeutung comedere, die sich in S. kūḍ wiederholt, in T. M. kūṭṭu »zum Reis essen« noch immer gilt, und die 3. Bedeutung immergi (wiederholt bei S. kruḍ) entschieden auf D. kuḷ zurückführt (√kuḷ tief sein, kuḷa Teich woher S. kūla?; kuḷi T. M. sich baden, kuḷir T. M. C. Abkühlung). Letzteres hängt weiter zusammen mit √kuλ hohl sein, daher kuλi T. M. (Tu. kuri, C. kuṇi, Te. goyyi) Grube, und das gleichbedeutende T. M. kuṇḍu (Te. guṇḍa) Tiefe, Grube, woraus ohne Zweifel S. kuṇḍa geworden ist. Eine weitere D. Wurzel ist wohl kuṭṭ T. C. Te. Tu. schlagen, S. spalten, die aber im D. auch koṭṭ und kutt lautet, und nicht in der Eile entwickelt werden kann, da sie sich auch mit S. kṛit verwirrt. Von dieser haben wir kuṭhāra, kuddāla S. Axt und Haue etc. abzuleiten. Dagegen führt uns S. bhrūkuṭi (kuṭila) auf eine durch das kurze o im D. scharf geschiedene √koḍ, welche das Äußerste, scharf Zugespitzte bedeutet. koḍi ist in allen D. Sprachen das Hervorstehende, die Flagge, Gipfel, besonders aber die zarte emporstrebende Pfefferranke, und darum die Augenbraue. Daher stammt auch kuṭaka S. koḍagu D. das »steile« Westgebirge (E. Coorg, T. weiter verkürzt in kongu, woher konkaṇa, s. oben); und S. kuṭaǰa ist nichts anderes als die koḍagu Pflanze (M. koḍaγan). Von diesem koḍ'u wird nun durch Verlängerung des Wurzelvokals das Verbalnomen kōṭu, kōḍu gebildet, das Spitze, Gipfel, Ecke bedeutet, wie das von ihm abgeleitete kōṭi S. D. und kōṭṭa (Festung); auch kōṇa S. kōṇ D. Ecke scheint denselben Ursprung zu haben, indem D. auslautendes ḍu sich gern in ṇ verwandelt.

Doch bei den Zerebralen möchte ich jetzt mich nicht länger aufhalten; wird doch anerkannt, daß gerade auf diesem Gebiete die große Masse dravidischer Elemente im Sanskrit zu suchen ist. Mir genügt vorerst, eine Anzahl von Beispielen gegeben zu haben, aus welchen sich ein Überblick über die Art und Weise gewinnen läßt, wie die eigentümlichen D. Laute im S. dargestellt werden. Indem ich hier einige erst später noch zu erläuternde Beispiele vorausnehme, stelle ich folgendes Schema auf:

Drav.	E wird in S.	ē	z. B. hēramba, pēṭa, √čēll & çēl (D. čellu dahingehen).
		a	z. B. jambu, čampaka.
		ya	z. B. vyankaṭa (D. veṇ-kaṭa N. p. von √veṇ weiß).
Drav.	O wird in S.	ō	z. B. čōksha.
		va	z. B. çvalk (T. M. čolγa C. sol sprechen), vaṇṭh.
		u	z. B. (bhrū)kuṭi, çulka (das Befohlene).

Drav. R wird in S.	r		(wie schon in D. Dialekten z. B. nāR und nār), karpūra.
	ḍ	z. B.	kuḍ puerum esse.
	ṭ	z. B.	ghōṭa.
Drav. ND wird in S.	nd	z. B.	kanda Wurzelknollen (D. kaNDu).
	ṇḍ	z. B.	maṇḍapa (D. maNDam, maNDaγam Ratsversammlung).
	ṇṭh	z. B.	in vaṇṭh = oNDu eines, allein.
Drav. N wird in S.	n	z. B.	pulina.
	ṇ	z. B.	çōṇa.
Drav. λ wird in S.	ḍ	z. B.	kuḍ, piṇḍa (D. piλ auspressen).
	ḷ	z. B.	kāḷa schwarz.
	l	z. B.	tala D. taλ das Untere, nīla Schatten D. niλ-al.
Drav. ḷ wird in S.	l	z. B.	karavāla, valaya; khala Schurke (D. kaḷ stehlen, lügen).
	ṭ	z. B.	vaṭ (D. vaḷ).

Ich gehe über zur Betrachtung der in den D. Sprachen vorhandenen Tadbhavas, welche für deren Vergleichung mit dem S. einen überaus fruchtbaren Anhalt bieten. Tadbhava heißt in der D. Grammatik »ein daraus (aus dem S. Wort) entstandenes«, zum Unterschied von tatsama »ein damit identisches«. Indem ich hier voraussetze, was Dr. Caldwell (in seiner comparative grammar of the Dravidian languages) über diesen Punkt mitgeteilt hat, suche ich einige der von ihm gelassenen Lücken auszufüllen.

Wie sehr die beiden Sprachen verquickt sind, möge zuerst an einigen Beispielen gezeigt werden. Das D. Wort für 10, welches Caldwell (p. 286) von einer D. Wurzel pad ableitet, ist nichts anderes als ein Tadbhava von S. pankti »Reihe von Fünfen, zehn«. Es wird daraus zuerst das Tadbh. pandi »die Reihe der Eßgäste«, dann pandu 10 (noch erhalten in M. pand-iru 12); erleidet aber weitere Verkürzungen in paδu, paδi, pai (T. auch pani), während es hinwiederum durch Anhängung der Neutralendung tu verlängert werden kann (T. pattu 10 aus pad-tu). Wenn nun die S. √panč in dem davon abgeleiteten pankti für die Bezeichnung von 10 dient, ist es sehr wahrscheinlich, daß auch 5 durch dasselbe Wort bezeichnet wird. In C. wird anlautendes p regelmäßig zu h, welches dann die übrigen D. Dialekte leicht abwerfen. Das C. hanču divido scheint also darauf zu führen, daß T. M. anju (5) nur ein weiter vorgeschrittenes Tadbhava von panča ist. Weil aber D. nju gar oft populäre Korruption eines auf palatale Vokale folgenden ndu ist, wird anju scheinbar zu aindu restituiert, und da dieses sich leicht auf ein wurzelartiges ai mit Neutralendung du zurückführen läßt, am Ende eine D. √ai = 5 statuiert, aus welcher neue Ableitungen gebildet werden. Es ist das ein ähnlicher Vorgang wie der, durch welchen aus S. arya und aja ein drav. ai »Herr, Gott, der Ewige« erwächst, das wieder als Stamm für weitere Bildungen dient, die sich in allen Anzeichen rein dravidischen Ursprungs produzieren. Man fühlt sich dann weiter geneigt, S. añça »Teil« aus obigem hanću anju als Sanskritisierung eines populär gewordenen Wortes abzuleiten, wozu es an Analogien nicht mangelt.

viṇ, biṇ heißt in den süddrav. Sprachen »Himmel« und wird von Caldwell (p. 147) zu den ursprünglich D. Nomina gerechnet. Man fühlt sich versucht, es mit der Wurzel viḷ Licht, veḷ, veṇ Weiß zusammenzustellen, woran dann doch wieder die Te. Form miṇ (Himmel) irre machen kann. Denn das dieser nahestehende min ist die allgemeine D. √ für »Scheinen, Schimmern«. Dennoch ergibt sich bei weiterer Untersuchung, daß viṇ für viṇṇu steht und Tadbh. von Vishṇu ist (denn die Pflanze vishṇu-krānti heißt im D. viṇṇukirāndi), eine ganz regelrechte Ableitung, die aber mit Gewächsen aus echt drav. Wurzeln sich verwoben hat.

Hier offenbart sich nun ein Mangel in Caldwells wertvoller Arbeit. Er hat das Verhältnis, in welchem die D. Laute zu den arischen stehen,

nicht scharf genug erforscht, weil er namentlich die alten Tadbhavas zu sehr nur als Korruptionen, die aller Regel spotten, anzusehen geneigt ist. Obgleich nun mancherlei Willkürlichkeiten bei der Bildung der Tadbhavas natürlich nicht ausbleiben, läßt sich doch durch strenge Vergleichung der in die verschiedenen D. Dialekte übergegangenen S. Elemente eine Reihe von Gesetzen auffinden, welche der Bildung der Tadbhavas zu Grunde liegen.
Es wäre verhältnismäßig leicht, diese Gesetze darzustellen, soweit sie noch in den verschiedenen D. Sprachen sich wirksam erweisen, die Gesetze z. B. wonach aus vṛishabha Stier in C. Te. Tu. basava, in T. M. iḍaba, eḍava wird; wonach parva in C. habba und T. paruva, Brahma in Te. Bomma und T. pirama übergeht. Doch möchte ich, wo möglich, gerade den ältesten Tadbhavas nachspüren und diejenigen Gesetze ihrer Bildung nachweisen, welche bei der frühesten Verschmelzung der beiden Sprachfamilien am geschäftigsten gewesen sind.
Das Wort für 1000 lautet in S. sahasram, in C. sāvira, in T. āyiram. Caldwell vermutet (p. 288), daß beide letztere vom S. stammen; doch tut er das beim C. Wort mit mehr Sicherheit als bei dem T. Er hat recht. Das Gesetz, nach welchem das T. Wort gebildet ist, läßt sich dahin bestimmen: eine Anzahl arischer Laute, die nicht dravidisch sind, wie z. B. die Sibilanten, der Vokal ṛi usw. werden bei der Entlehnung von Wörtern einfach übergangen. Aus sahasram wird also zuerst nach der stehenden Regel, daß unverwandte Doppelkonsonanten durch i oder u getrennt werden, sahasiram; dann nach dem obigen Gesetz, das ich das alttamilische nennen will: a-a-iram, zusammengezogen āyiram. Das C., welches ein (aus č entsprungenes) s besitzt, macht daraus sāvira. y und v sind bloße Hilfskonsonanten, welche heterogene Vokale auseinanderhalten. Nach demselben alttamilischen Gesetz wird aus dem Pali-Namen Sīhaḷam (Ceylon) in T. īλam, während neutamilisch aus S. Simhaḷam – Čingaḷam (woher Cingalesen etc.) erwächst. Ähnlicherweise entstehen aus den Nakshatra-Namen mṛigaçīrsham, Çrāvaṇam – M. maγayiram (neu T. miruγa sīriḍam), oṇam; Çramaṇa wird zu Čamaṇa (Samanaei) und T. Amaṇa; sīsam Blei zu īyam.
Ein anderes Gesetz, das besonders im C. herrscht, es heiße daher das altkanaresische, verkürzt die langen Vokale des S. Danach wird aus S. kumāri T. kumari (woher Comorin), aus çrēshṭhi »der Meister« čeṭṭi, Titel des Kaufmanns, wovon sich ein abstr. Nomen čeṭṭu »Handelschaft« bilden läßt. So machen C. und Te. aus čūrṇam – suṇṇam »Mörtel« (Chunam), T. M. aus gōshṭham – koṭṭam, C. aus daiva – devvu »Dämon«, alle D. aus snēha – ney Öl etc.
Hieran schließt sich nun ein Gesetz der Vokalzerteilung, das besonders im Anlaut der Halbvokale und Liquidae eine bedeutende Rolle spielt. Caldwell erwähnt es p. 56 und beschreibt es richtig, nur daß er dem intense Tamilic nationalism zuschreibt, was ein absichtsloses Spiel der Laute ist. Das Urdravidische kennt kein initiales l oder r, also wird Rājā gewöhnlich irāça, lōka – ulōγam gesprochen; die Vorliebe für kurze Vokale bewirkt aber, daß z. B. das persische rūmi »türkisch« im Dekkan meist uRumi lautet (P. rūmāl – uRumāl etc.). So nun wird rā in ara, rē in ira, lō in ula aufgelöst. Der Rājā wird in C. zum arasa, in T. zum araya; S. rēvati wird iravaδi; S. lōkam – ulaγam, ulaγu etc.
Ein entgegengesetzter Trieb hat sich vornehmlich im Te. entwickelt, indem dasselbe die Vokale hinter Liquidae und Halbvokalen zusammenzuschmelzen liebt. Wir können es das Gesetz der Vokalverschmelzung nennen. Aus a-v-ar »sie, illi« macht der Teluge vār, aus maram »Baum« mrān; aus irā »Nacht« rē, aus aRei »Stein« rāy, aus ural »Mörter« rōlu, aus uḷa »Inneres« lō, aus ila »nicht vorhanden« lē[4]. Ein Tamile konnte also meinen, wenn er aus lōka ein ulaγu bilde, restituiere er nur in sein altes T. ein telugisiertes Wort, wobei er sich dieser und jener anklingenden T. Wurzeln (ul bewegen, uḷ vorhanden sind) erinnerte und an sie anlehnte.

Ist nun einmal die ganze Stufenleiter gefunden, auf welcher S. Wörter herabsteigen, um D-ische Tadbhavas zu werden, so hat man eben damit auch die Wege entdeckt, auf welchen ein D. Wort sozusagen veredelt, d. h. zur arischen Formvollkommenheit emporgehoben werden kann. Rūpa z.B. wird im D. uruvu, uruvam; letzteres scheint zunächst ein unzweifelhaftes Tadbhava. Allein eine noch lebende D. √uru »stark, fest, solid werden« macht an der Ableitung irre; man sucht weiter und findet, daß diese Wurzel in der Form uRu (wovon das obige ūRu) überaus lebenskräftig ist, wie sich denn daraus das T. Verbalnomen uRuppu »der Körper« ableitet. Ich zweifle nun nicht, daß rūpa von uRuppu abstammt, wenn auch uruvu und uruvam zunächst Tadbhavas des S. Wortes sind.
So viel möge genügen über die Hilfe, welche durch Auffindung der Gesetze der Tadbhavabildung dem Forscher nach D. Bestandteilen des S. an die Hand gegeben wird. Es wird sich danach wohl behaupten lassen, daß mit der Erkenntnis dieser Gesetze (welche natürlich nicht bloß aus den 4 obengenannten bestehen) die Möglichkeit gegeben ist, dravidische Wörter in ihrer arischen Verkleidung zu erkennen. Die Wirklichkeit ihres dravidischen Ursprungs aber kann nur durch Auffindung einer noch lebendigen D. Wurzel erwiesen werden. Natürlich auch nicht in jedem Fall. T. M. vaṭṭam in der Bedeutung »Rundung« ist Tadbh. von S. vrittam; in der (auch Te. C. Tu.) Bedeutung »Profit« Tadbh. von vriddham. Da wir aber die D. √vaḷ »sich biegen, umgeben« besitzen, aus der sich regelrecht vaḷ-tu, d.h. vaṭṭu, C. baṭṭu »ein Rundes«, bilden ließ, so bleibt unentschieden, ob dieses ein weiteres Tadbh. aus vaṭṭam ist oder samt diesem aus der √vaḷ abstammt. Aber daran wird sich kaum zweifeln lassen, daß nur durch Begegnung mit einer D. √vaḷ die Aufstellung einer S. √vaṭ für circumdare, vestire möglich geworden ist. So grundverschieden auch die beiden Sprachen sind, ist doch ihr Wechselverkehr ein so langer und rühriger gewesen, daß ihre Wurzeln nun tief ineinander verflochten und auf vielen Punkten nicht mehr zu trennen sind.

Ein Verzeichnis der D. Wurzeln existiert meines Wissens noch nicht; doch sind die Vorarbeiten für ein solches weit gediehen. Es ergibt sich daraus, daß die drav. √ immer eine kurze Silbe bildet, so jedoch, daß an den auslautenden Konsonanten in der Regel das überaus kurze u angehängt wird: also ir oder iru »sitzen«, čuḍ oder cuḍu »brennen«; ve »heiß sein«. Lange Vokale finden sich in den Wurzeln nur, wenn diese mit keinem Konsonanten schließen: ā »so sein«, čā »sterben«, mū »vorankommen, alt werden«, vei »setzen«; und auch von diesen existieren Formen mit kurzem Vokal.
Einige Beispiele mögen noch zeigen, wie sich die Verbindung der Tadbhava-Gesetze mit dem Verfolgen der naturgemäßen Triebe lebendiger D. Wurzeln für die Etymologie von S. Wörtern fruchtbar machen läßt.

Am S. putra »Sohn« hat sich schon mancher Etymologe versucht. Ich wage nun einmal eine Ableitung aus dem Dravidischen. Wenn eine D. Wurzel feststeht, so ist es die √pud, put »neu, frisch sein«. Sie ist wohl in pudgala enthalten, welches T. M. puδukalam »neues Gefäß« lautet. Eine andere häufig gebrauchte Form der Wurzel ist pun, wovon sich S. punar »aufs Neue« ableiten läßt, wenn man dieses nicht lieber mit dem gleichbedeutenden pin »hinten, nachher, wieder« zusammenstellen will. Im Alt-C. nun findet sich das Zeitwort pudu »geboren werden«, wovon die Vergangenheit puttu lautet. In den jetzigen norddrav. Sprachen Te. C. Tu. ist dieses Zeitwort nur noch in dem sekundären Stamm puṭṭu »geboren werden« recht geläufig. Im alten T. aber heißt der Sohn puδalvan, eigentlich »der von der Geburt«, indem puδal Verbalnomen von puδ (oder auch vom Urstamme pu) »geboren werden« ist. Nun scheint es möglich, daß die Arier, wenn sie dieses Wort häufig hörten, es als putlan auffaßten und, nach Analogie anderer Korruptionen im Munde der Urbevölkerung, in putra zu verbessern trachteten. Nimmt man aber an, daß sie putt-iran hörten, wie das S. Wort noch immer im T. (als regelrechtes Tadbhava) lautet, so wird man auf eine Perfektbildung geleitet, zu welcher iru »sein« vielfach

benützt wird. putt-iru heißt »geboren sein«. Irgendwie scheint die D. Wurzel des arischen Worts außer allem Zweifel zu stehen.
Ein ähnliches Kompositum wie in putra (nach der 2. Deutung) dürfte sich in rātri finden, dessen echt D. Aussprache irāttiri lautet. Die Wurzel iru oder ir heißt nämlich 1. sitzen, sein; 2. doppelt werden (daher ir 2, īr zersägen); 3. finster werden. Aus der letzteren Bedeutung stammen die Nomina ir-uḷ »finster-Ort«, Dunkelheit, ir-umbu »das dunkle Metall, Eisen«, ir-avu oder ir-ā »finster Sein«, Nacht. Weil nun letzteres vielfach bloß rā ausgesprochen wird (z. B. im M.), findet Caldwell p. 56 darin eine Abbreviation von rātri. Allein die Te. Form rē genügt schon zu zeigen, daß das i hier nicht bloß euphonisch, sondern wesentlich ist. Wozu aber das Anhängsel tri? Die √tir bedeutet »sich drehen, wenden«; irā-ttiri heißt daher im D. »Nacht werden«; und das vermeinte Tadbhava rechtfertigt sich somit als eine gut dravidische Wortverbindung.
Doch zurück zu der Wurzel, oder dem Stamme puδ, von welchem wir schon auf eine Urwurzel pu geschlossen haben! In lebendigem Gebrauch findet sich diese noch immer in dem Verbalnomen pū »die Blume«, ursprünglich »das Neue, Frische«, von welchem ein neuer Stamm pū-ka »blühen« gebildet wird. Solcher Stämme gibt es noch mehrere, z. B. pul »das Gras«, pular »aufgehen, aufleben« (wie die Sonne morgens, das Gras durch Tau oder Regen). Was nun pū betrifft, so kann die Frage entstehen, ob es nicht aus S. pushpa abstammen dürfte. Es finden sich nämlich alle dazu erforderlichen Mittelglieder in den D. Dialekten, indem pū auch puvvu und C. pubbu lautet, daher es recht wohl ein Tadbh. aus pushpa sein könnte. Doch scheint die Kraft der D. Wurzel den Ausschlag eher dahin zu geben, daß pū oder puvvu das ursprünglichere ist, und aus dem C. pubbu durch Sanskritisierung (mittelst des beliebten Sibilanten) sich zu pushpa entfaltet hat.
Was die Sanskritisierung durch einen Sibilanten betrifft, so lassen sich für diese manche Beispiele beibringen, abgesehen von der Anlehnung an die arische √push, welche natürlich im vorliegenden Fall mitgewirkt hätte. Wie ist doch der Dravide gewöhnt, aus dakshiṇa Dekkan, aus çushka, çashpa etc. čukku, čappu etc. zu machen! Umgekehrt, wenn er seinem tōttiram den ausgefallenen Zischlaut wiedergeben will, sagt er gar oft stōstram statt S. stōtram und tut somit des Guten zu viel. Hätte čōksha einen erweislich S. Ursprung, so müßte das D. čokka »rötlich, schön, rein – Name Sivas« für sein regelrechtes Tadbhava genommen werden. Nun aber stellt sich dies als eine sehr gewöhnliche Ableitung (mittelst čevakka) von der Wurzel čev, čem dar, welche »rot, herrlich« bedeutet, der wir auch wahrscheinlich çōṇa (Partizip čevanna) verdanken. Daher ist čōksha nur als Sanskritisierung des D. Wortes anzusehen, wie ich auch geneigt bin, paksha, D. pakka »Seite« eher von der D. √ paγ, pak »teilen« abzuleiten, als letztere vom S. paksh (etwa unter Mitwirkung von bhaj und bhāga).
Eine weitere Folgerung läßt sich aus pū »Blüte« ziehen. Es dient wie pushpa zur Bezeichnung einer sehr hohen Zahl, bei welchem Gebrauch wohl die in Zeremonien so häufig angewandte, unendliches Glück verheißende »Palmblüte« vorschwebte. Sollte nicht S. pūga »Menge, Areka« seine Doppelbedeutung dieser Ideenassoziation verdanken?
Möglich scheint, daß das in Indien so beliebte Salben und Schmieren (D. pūǰu, pūyu, pūsu) auch von pū stammt und so viel als »neu, frisch, blühend machen« bedeutet. Das aber scheint sicher, daß das S. pūja seinem Ursprung nach nichts anderes ausdrückt als »mit Öl salben«. Auch S. pustaka dürfte eher (nach Analogie von lipi) auf diesen D. Stamm als auf busta zurückzuführen sein.
Was sodann das D. pul »Gras« betrifft, so ist es sicher in S. pulāka »taubes Korn« zu erkennen; D-isch würde es pul-āγa »ganz Gras (oder Stroh) seiend« lauten. Auch S. pulaka erklärt sich am besten aus diesem Wort; das vielbesungene Haarsträuben erinnert den Inder an das Aufstreben des Grases am kühlen Morgen. Ebenso dient pul aber auch zur Bezeichnung des Verächtlichen; pula ist gera-

dezu das Wort für Befleckung, wie für alles Gemeine, daher die Kaste der Reissklaven Pulaya (S. pulinda, pulkasa, Pulōman).
Pulinam, »die Sandbank«, dagegen stammt wohl eher von D. puḷ und puλ »Sand« (mit inam D. »Menge«). Auch S. pula »weit, hoch« samt pūla scheint auf eine andere √pol zurückzuführen, welche »Anhäufung, Reichtum« bedeutet.
Eine merkwürdige Wurzel habe ich schon oben berührt. D. il bedeutet »Haus, Ort« und als Postpos. »in«. Als Zeitwort ist es nicht mehr geläufig, da wird es durch uḷ ersetzt, welches durch türkische und finnische Verwandtschaft glänzt und »vorhanden sein« bedeutet; aber die neg. Form illā, ila (Te. lē) »nicht vorhanden sein« durchdringt alle D. Dialekte. Irgendwie scheint nun mit dieser √ eine andere sehr lebendige √nil »stehen« verwandt zu sein; denn D. n ist im Anlaut, namentlich vor i, nicht selten sekundären Ursprungs, da es leicht aus y entspringt (S. yuga wird nuγam, Gott Yama – Naman) etc. Nun haben wir gleichermaßen die vedische √il für »stehen« und ebenso nil (Westerg. non intelligere, difficulter discere, impervium esse) für etwas sehr ähnliches, »steckenbleiben«. Ich glaube, daß die letztere rein D. Ursprungs (nicht von ni + lī abgeleitet) ist, erstere aber auf eine Zeit zurückweist, da Arier und Draviden ohne Entlehnung noch manches gemeinschaftliche Gut besaßen. D. nilei, nila »Standort, Platz«, bes. in der Verbindung nila-y-aγam »Wohnort« dürfte wohl beim Gebrauch von S. nilaya »Wohnung« mitgewirkt haben; und das rätselhafte nilimpa könnte auch einen D. Ursprung haben (etwa nil + ima T. M. C. »deren Augenglieder stehen«?).
Das buddhistische S. mēlu »eine hohe Zahl« ist ein D. Verbalnomen mēl, entstanden aus mi-y-al »das Obensein« (C. myēl) von der √mi. Verwandt damit ist der Stamm (oder die √) min »scheinen, schimmern«, aus welcher sich das Verbalnomen mīn bildet, »das Schimmernde« oben am Himmel, wie unten im Meer, »Fisch und Stern«. Hiervon entlehnt ist das S. mīna und ebenso die S. √minč, die im Norddravidischen als sekundärer Stamm gilt. Man könnte nun auch miλi, viλi M. T. »Augapfel« von diesem Glänzen ableiten; wahrscheinlicher aber ist das nur ein Tadbh. von S. mish, wie gar viele λ aus sh entspringen. Dagegen wird sich annehmen lassen, daß S. mīl am besten sich erklärt aus einem Durchgang des ursprünglichen mish durch dravidische Lippen. D. miλi heißt nämlich »aufschauen, die Augen auftun«; λ wurde durch l, die beiden i durch ī wiedergegeben, woraus dann √mī-lana entstand. Gelegentlich des vedischen miyēdha sei unvorgreiflich bemerkt, daß D. mīttu (C. mīsal) »das Obere« sowohl die Erstlinge der Früchte als auch allerhand Opfer bedeutet; eben das, was man vom Haufen oben wegnimmt und den Dämonen (oder der Katze, den Raben) gibt. Aus mi entstehen dann zwei Worte für den »Körper«, namentlich seine Oberfläche, jenes mēl, und mey. Von einem dieser beiden, in Verbindung mit D. kala »Geräte, Schmuck« entspringt wohl mēkhala »der Gürtel«.
D. čāvu »Tod, Todesfall« (√ čā sterben) scheint im S. çāva enthalten, aus welchem vielleicht erst çava »der Leichnam« gebildet wurde.
Ich will noch eine der weitverbreitetsten Wurzeln erwähnen. D. mu, mū bedeutet »vorn sein, zuvorsein, alt werden«; sein Verbalnomen lautet mu-δal, dem (nach Analogie des obigen mi-y-al) ein altes mu-v-al vorausgegangen sein wird. Alle Bedeutungen dieses D. Verbalnomens finden sich nun in S. mūla »Wurzel«. Weiter bedeutet mun in allen D. Dialekten »das Vordere, Frühere, vor«; daher ist S. muni entweder »der Vorderste« oder vielleicht besser »der Voranstrebende«. muttu ist das Frühere, Vornehmste, auch = muttu maṇi »das erste Juwel«, die Perle. Wohl wird muttu in dieser Bedeutung allgemein als Tadbh. von S. muktā behandelt, was ja einen guten Sinn gibt. Wir dürfen aber sicherlich glauben, daß die Tamil-Fischer an der Perlküste nicht auf arische Kaufleute gewartet haben, um ihrem kostbarsten Fang einen Namen zu schöpfen; viel wahrscheinlicher haben die Arier den T. Namen adoptiert und mit

einer neuen Etymologie veredelt. (Auch S. maṇi von maṇ Erde, maṇal Sand ist D.; es bedeutet einfach das Sand- oder Quarzkörnchen). muttam, mutt-aγam ist dann das Zypergras, woraus der Arier S. musta machte. Von derselben Wurzel nun wird sich S. mu-kha (D. muga, moga, mugar etc.) ableiten lassen: das Angesicht ist einfach das Vordere. – Ein abgeleiteter D. Stamm lautet muγ »bedecken, schließen«, daher muγ-il »die Wolke«, von welcher ich den S. Namen mukunda »der Wolkenfarbige« ableiten möchte, so wie S. mukula »die Knospe« (C. mug-uḷ) und S. mukuṭa das Diadem.
Zu der Wurzel vir »sich ausbreiten«, von der oben bei vēr radix die Rede war, möchte ich hier noch nachtragen, daß D. viral »Ausbreitung, Finger« sich wohl in S. virala vorfindet, während der Name Brahmas Virinčanan einfach »den sich entfaltenden« (Partiz. perf.) bedeutet.
Ich schließe diese Beiträge zur Aufhellung des bis jetzt noch wenig durchforschten dravidischen Bruchteils vom sanskritischen Sprachschatze mit dem Wunsche, daß geübtere Forscher demselben ihre Aufmerksamkeit zuwenden mögen. Sie werden finden, daß nicht bloß für die Erklärung einzelner Wörter, sondern auch für die Geschichte der S. Wortbildung und der anfänglichen Beziehungen beider Völker zueinander noch allerhand erhebliche Einsichten zu gewinnen sind.

1) Ich bezeichne Tamiλ mit T., Telugu mit Te., Tulu mit Tu., Malayaḷam mit M., Canaresisch mit C. Die Vokale E und O, wenn ohne Längezeichen, sind kurz auszusprechen; ḷ bezeichnet das schwere L, λ das eigentümliche rl des T. M. a. C. (altcanares.), beide dem Vedischen ḻ verwandt; das schwere R des T. Te. M. a. C. sei nach Dr. Caldwells Vorgange mit R, seine Verdoppelung mit TT, seine Kombination mit N durch ND wiedergegeben. γ und δ = k und t im Inlaut.

2) Eine Anzahl von Taddhita-Suffixen dürfte sich aus D. Namen und Zeitwörtern erklären, z. B. āḷa, āḷu »besitzend« (in Malayāḷam, antarāḷa etc. = āṭa in S. vāčāṭa), ira, ula von ir, uḷ sein, ura »haftend« (√uRu) etc.

3) S. kāla schwarz, im Süden immer kāḷa gesprochen, stammt von D. kāλ »Schwärze«, dem Verbalnomen von √kar, schwarz sein. Anders erkläre ich kāla Zeit, welches einfach aus D. kāl »Fuß, Viertel, Ort, Zeit« (orukāl einmal, je) entlehnt scheint.

4) Im Te. beschränkt sich diese Verschmelzung durchaus nicht auf die Halbvokale: kaḍei »Äußeres« wird krē, koḍu »Spitze« kro, āγaδu »nicht so seiend« kādu usw.

Der Missionar und der Saktipriester

Dieses Gedicht wurde in den Jugendblättern im Oktober 1875 ohne Nennung des Verfassers veröffentlicht (JB 1875,2, Sp. 241–248). Der Abdruck auf der Titelseite und der Umstand, daß Gundert in den Jugendblättern in dieser Zeit die Verfasser der jeweiligen Beiträge nannte – außer wenn es sich um einen Artikel von ihm selbst oder den nächsten Familienangehörigen handelte –, legen es nahe, das Gedicht Gundert zuzuschreiben. Darauf deutet auch der Inhalt und die Beschreibung, wie gut sich der Missionar und der Saktipriester kennen und wie sich der Priester verhält – ohne am Schluß Christ zu werden.
Die Schreibweise z.B. von *Siwa* (Gott »Siva«, Sanskrit »Shiva«) und *Sakti* (Sanskrit »Shakti«, die personifizierte »Energie« Gottes) ist die bei Gundert übliche. Die *Trimurti* (»Dreigestalt«) sieht die Götter Brahma, Vishnu und Siva als Repräsentanten der Schöpfung, der Erhaltung und der Zerstörung als Einheit. Die *Avataren* sind die »Herabgestiegenen«, die nach dem Zerfall das Recht und die Lebensmöglichkeit wieder aufrichten. In der Bhagavadgita sagt Krishna zu Arjuna: »Jedesmal, wenn die Rechtmäßigkeit im Schwinden ist und Unrechtmäßigkeit sich erhebt, lasse ich mein Selbst hervorströmen (fleischwerden).« (Die Bhagavadgita, Einleitung und Kommentar von S. Radhakrishnan, Deutsch von S. Lienhard, Baden-Baden 1958, 4,7, S. 177).
Wird mit »der Missionar ist tot!« auf einen Europäer angespielt? Könnte Gottfried Weigle, gestorben 1855 in Mangalore, oder Bühler, gestorben 1854 auf den Nilagiri, gemeint sein? Das Gedicht umschreibt viel von dem, was Gundert in seinen Briefen und in seinem Tagebuch ausdrückte.

I.

Noch streift die Flur kein Morgengrauen,
Und schon durchmißt er sein Gebiet,
Sehnsüchtig, ob von diesen Auen
Der Todesschatten einmal flieht.
Wie geistet ahnungsvoll ein Flüstern
Durch nächtlich webende Natur!
Und ferne ragt am Hain der düstern
Pagode Form. Er folgt der Spur.

Auch hier ist schon der Priester wacker.
Der alte Schlaf ist längst gestört,
Seit man auf Siwas heil'gem Acker
Den neuen Boten sieht und hört.
Wohl fehlt es nicht an Opfertagen,
Noch steht das Gottesbild geschmückt;
Doch dies Gedräng, dies neue Fragen
Ist's, was den alten Heiden drückt.

Man munkelt, er sei kein Brahmine,
Der niedre Kaste vornehm flieht;
Man wisse, daß er heimlich diene,
Wenn er den Sudra leiden sieht.
Oft sitz' man insgeheim zusammen
Und spreche von verborg'nem Wort,
Doch keiner nenn' des andern Namen
Und unversehens sei'n sie fort.

Früh fegt die Hand am heil'gen Bilde;
Er weiß: der Gott erträgt das schon.
Die Masse klebt am blanken Schilde.
Wer bringt den Unverstand davon?
So mischt er seine Räte klüglich;
Bald sind sie klar, bald rätselhaft;
Im Handwerk tut er so vergnüglich,
Im Herzen weint's um neue Kraft.

»O Brahma, den allein ich meine,
Wie auch die Meng' vor Bildern kniet,
Der bei des Weltspiels buntem Scheine
Den Beter zum All-Einen zieht,
Schau her, wie diese Fremden buhlen
Um das von dir besonnte Volk;
Und ihre Lehren, ihre Schulen
Umzieh'n es – eine dunkle Wolk'!«

Der Missionar geht gern vorüber
Und grüßt den wunderlichen Mann;
Ihm ist der grimme Alte lieber
Als mancher, der ihm untertan.
Aus diesem Aug' sticht nicht das Heucheln,
Wie er's vom Volke lange weiß.
Ach! manches Katechisten Schmeicheln
Macht ihm in stiller Kammer heiß.

Wenn er doch nur den Priester kriegte,
Dem's nicht bloß um den Bauch zu tun!
Wenn Jesu Liebe den besiegte,
Der nicht nur will beim Essen ruhn.
»O Herr, der einen Saulus beugte
Vor deiner Gnade neuem Wort,
Gib mir den Mann, daß er bezeugte:
Du seist der König hier und dort!«

Nun lächelt er der jungen Tage,
Da er die Heiden sich gemalt:
Wie sie so schnell aus all der Plage
Zum Frieden kommen hergewallt –
Wie er die Millionen Götter
Im Nu dem Volk als Dunst erweist! –
Heut sieht er satte, weiße Spötter,
Die faseln alle auch von Geist.

Wie sauer hat er sich erworben
Der Weisheit alt' und neue Lehr!
Hier lebt und leibt sie – kaum verdorben –
Man fragt: ist Gott ein Es? ein Er?
Wohl hört man auch die Straßenpredigt,
Man weiß das alles schon, man nickt.
Doch wo sind die, die sich entledigt
Der Last, die ihre Seele drückt?

Spricht er von des Dreiein'gen Throne,
»Ja, das ist der Trimurti Lauf!«
Rühmt er vom fleischgewordnen Sohne,
Zählt man ihm Avataren auf.
»Die Namen seien wohl verschieden,
Doch bergen alle einen Sinn;
Auch ihren Geist zieh' es nach Frieden,
Nach Buße und Vergebung hin.

Wer leugne denn auch manche Greuel?
Doch die sind ja schon längst verjährt.
Und in der Christen buntem Knäuel,
Ist da denn alles ganz geklärt?
Wir leben all' in der Gemeinheit,
Wer kommt aus Täuschung und aus Schein?
Doch aus der Ichheit, aus der Deinheit
Entraffe dich zum wahren Sein!«

Wie brennt den Boten dies Gemische
Von Wahrheit und von Sündenlust;
Er lechzt nach neuer Geistesfrische
Zweischneidgen Schwerts durch Menschenbrust.
O daß ein gottdurchgeistet Sprechen
Der Liebe Opfertat enthüllt:
Des Einen reines Herz mußt brechen,
Weil Sünderliebe es gefüllt!

Vom Ost die ersten Strahlen fallen
Auf Tempeldach und Palmenkron.
Der Platz ist reg und Büßer wallen,
Vom Bilde schallt verworrner Ton.
Ins Auge schau'n sich hier zwei Priester,
Und sieh! die haben nicht gelacht.
Der eine aber, froh begrüßt er
Den ersten Strahl nach langer Nacht.

II.

Ängstlich stöhnt es in der Runde,
Denn die Todesseuche rast.
Selten heilt des Arztes Kunde,
Wen das Übel angefaßt.
Christentum baut Lazarette,
Aber hier ist Todesland:
Lange, jammernde Gebete –
Und so kurz der Liebe Hand.

Auch der Priester liegt getroffen.
Doch der Tempel steht allein;
Freilich ist er immer offen,
Aber keiner mag hinein.
Warum auch Besondres wagen,
Wenn »auf jedem Schädel steht
Das Geschick, das er muß tragen,
Und daß keiner ihm entgeht?«

Wer bringt nun die rechte Labe?
Wer dem Fiebernden den Trank?
Einst gab er von seiner Habe
Auch dem Sudra, wenn er krank.
Tröstend tat er Bissen teilen
Mit dem Schmutz des Paria –
Ach! gewiß wird einer eilen,
Wohl zur Nacht, wenn niemand nah?

Denn das ist der Sakti Lehre:
»Menschen – alle sind sie gleich;
Nur dem Gott gebührt die Ehre,
Sie sind arm und Er ist reich.«
Will der Treuen keiner kommen,
Die er in das Wort geweiht,
Dran im Dunkel sich die Frommen
Wie an Sternenlicht gefreut?

Und er irrt nicht. Spät am Abend
Stützt ihn unsichtbare Hand,
Gibt ihm Wurzelpillen, labend
Feuchtet sie der Zunge Brand,
Reiniget die Lagerstätte,
Sorgt für passend Morgenbrot.
Ruhig schläft er – und vom Bette
Schleicht ein Engel in der Not.

So erfährt er's wohl drei Nächte;
Endlich kann er mühsam gehn,
Und das Auge, das geschwächte,
Eilt, nach edler Spur zu sehn.
Da, beim Rest gekochten Reises,
Tappt er auf ein kleines Buch,
Und es bietet ihm ein weißes
Blatt den sonderbaren Spruch:

»Christ, der Heiland, ist erschienen
Für die kranke Sünderwelt.
Lies, wie Er nach treuem Dienen
Sich ihr gab als Lösegeld.
Auf Ihn deuten Sakti-Lehren,
Doch, wir Weisen, wir sind blind;
Nur gebrochne Herzen hören,
Glaube Ihm und werd' ein Kind!«

Wer ist dieser Sakti-Jünger,
Der mehr als der Meister weiß?
Wo ist der geheime Bringer?
Was bedeutet dies Geheiß?
Tiefbewegt im Hainesschatten
Wankt er sinnend, und von fern
Schau'n, die lang gejammert hatten,
Endlich ihres Tempels Herrn.

»Heil dir, Meister! Heil der Stunde!
Dich hat Siwa hergestellt.
So vernimm auch frohe Kunde
Vom verfluchten Christenzelt:
Jenen, der mit frechem Hoffen
Rastlos unsern Weg bedroht,
Hat die Seuche auch getroffen –
Horch! der Missionar ist tot!«

III.

Schön sind der Christen Freudenfeste,
Der Jubel glaubensfroher Gäste –
Beneidenswert im Lärm der Welt.
Sie spüren Vorschmack andrer Wonnen,
Sie gehn entgegen neuen Sonnen;
Doch warnt sie's oft: das Beste fehlt!

Wir wissen nichts von Jesu Lachen.
Sein Einsamsein, sein Weinen machen
Auch unsern Jubel zweifelhaft.
So schnell entweicht die stille Sammlung;
Wie zeigt so manche Festversammlung
Uns übersättigt – ohne Kraft!

Doch, Herr, am Grabe deiner Zeugen,
Wenn Scham und Sehnsucht niederbeugen,
Da zeigst du uns dein volles Tun.
Das Leben du! das Auferstehen!
Da läßt du deine Kräfte wehen,
Du lebst, wenn Staub und Asche ruhn!

Du lebst! und mit dir auch die Deinen,
Dich loben fröhliche Gemeinen
Auch an des Totenfelds Altar.
Dort – Grab an Grab – ruhn unsre Brüder;
Aufs Neue preist – und immer wieder
Preist dich die kleine, treue Schar!

Er ist begraben. – Viel geplaudert
Wird nun, wie niemals er gezaudert
In Angst und Elend beizustehn,
Wie er bei Nacht den fernen Hütten
Mit Christi Troste zugeschritten –
Kein Wunder, daß es so geschehn!

Und unser alter Freund, der Priester?
Er schweigt seitdem. Doch still genießt er,
Was ihm verstohlen gab der Christ.
Es spukt, daß heimlich er in Nächten
Am Grabe kniet, daß des Gerechten
Gedächtnis ihm gesegnet ist.

Bibelübersetzung

Der erste Bibeltraktat

Das folgende Schreiben Hermann Gunderts an »Rev. W. Hoffmann, Missionary Institution, Basle« vom 18. September 1840 enthält den deutschen Auszug des ersten Bibeltraktats, den Gundert in Malayalam verfaßte und auf der CMS Presse in Kottayam drucken ließ, samt einem Brief, den Gundert von Mangalore aus schrieb. Das Original des Briefes befindet sich im Archiv der Basler Mission in Basel unter der Signatur C 10–6,18.
Entgegen der sonstigen Regel wurden hier die eckigen Klammern aus dem Original übernommen. Der Name *Misraim* steht für Ägypten, *Yavana* für Griechenland. Das Wort *Sastrams* ist ein von Gundert gebildeter Plural von Malayalam *Sastram*, das aus dem Sanskrit *Shastra(m)* stammt. Die Schreibweise in Gunderts Schriften variiert zwischen dem Malayalam *Sastram*, dem Sanskrit *Shastra* und dem eingedeutschten *Schastra*. Ein *Sastram* ist ein »Lehrbuch«, das religiöse und andere Zusammenhänge des Lebens beschreibt und erklärt. Ein *Yuga* bezeichnet ein »Zeitalter«, das jeweils durch einen Begriff oder eine Gottheit – wie *Kali* – näher bestimmt wird. Die *Rishis* sind die »Weisen« oder »Seher«. Der theologische und heilsgeschichtliche Entwurf Gunderts entspricht dem damals üblichen. Dieser ist zwar überholt, aber die Begründung der japhetitischen Dominanz z.B. hat sich in der abendländischen Kultur bis heute mehr oder weniger gehalten. Der bei Gundert beschriebene, nahezu automatisch wirkende Mechanismus zwischen dem Verhalten des Menschen und der Reaktion Gottes kann so in allen Religionen beobachtet werden. Es wäre

interessant zu untersuchen, inwieweit die Mission in Indien vorhandene Gottesbegriffe und theologische Konzepte durch christlich-jüdische und abendländisch-theologische lediglich austauschte.
In diesem Traktat verwendete Gundert wiederholt Stücke aus Mills *Christa Sangita*. William Hodge Mill wurde am 18. Juli 1792 in Hacknay, Middlesex, geboren und starb am 25. Dezember 1853 in Brasted, Kent. Zur Erinnerung an ihn wurde neun Jahre später ein Glasfenster der Kapelle des Trinity College in Cambridge gestaltet. Mill wurde 1820 zum ersten Principal des Bishop's College in Calcutta ernannt, an dem bis heute indische Theologen und Pfarrer ausgebildet werden. Er war auch einer der führenden Persönlichkeiten der *Bengal Asiatic Society* (Bengalische Asiatische Gesellschaft), deren Vizepräsident er 1833–37 war. Gesundheitshalber mußte Mill 1838 nach England zurückkehren; er wurde Kaplan des Bischofs von Canterbury und Professor für Hebräisch an der Universität Cambridge.
Mills Hauptwerk ist die *Christa Sangita*, »Lied Christi«, die in Calcutta 1831 (zweite Auflage 1837) erschien. In der Christa Sangita liegt die Erzählung der Evangelien im Versmaß und Stil der Sanskrit-Puranas vor. Mill wurde dazu von einem Hindu-Gelehrten angeregt, von dem der erste Gesang der Christa Sangita stammte. Neben diesem Werk übersetzte Mill die Bergpredigt ins Sanskrit.
Nachdem Gundert die Inhaltsangabe des Traktats an die Missionsleitung nach Basel geschickt hatte, war man dort mit einer Stelle Gunderts nicht einverstanden und wollte den Traktat offensichtlich nicht drucken lassen. Gundert erfuhr davon aus einem Brief des Komitees an Mögling. Gundert erklärte die Stelle und teilte mit, daß der Traktat schon gedruckt wäre: »Aus Ihrem letzten Brief an Br. Mögling erhellt, daß das liebe Komitee meinen Traktat nicht will drucken lassen. Die Stelle, welche Ihnen anstößig erscheint, dachte ich für einen Augenblick in der deutschen Übersetzung abzukürzen, da ja nach unserer Regel nur die Tendenz und Auszug des Traktats soll geschrieben und heimgeschickt werden. Doch schien mir das nicht ganz in der Wahrheit und ich schrieb, wie es im Malayalam steht. Es tat mir fast weh, daß Sie zweifeln konnten, ob ich das aus Überzeugung – oder eben um mich dem mythologischen Standpunkt der Hindus möglichst zu nähern – geschrieben habe. Ob die Ansicht in neutestamentlichen Apokryphen enthalten ist, weiß ich nicht, habe sie auch seither umsonst in Mayers Apokryphen-Übersetzung gesucht. Ich hörte die Ansicht zuerst von Spleiss, der sie mit naturwissenschaftlichen Fakten zusammenstellte, und sie ist mir seither als schriftgemäße Überzeugung fest geworden. Weil sie aber nicht wörtlich enthalten ist, modifizierte ich es im Traktat als wahrscheinlich – »Es scheine, daß die Erde sei dem und dem Engel übergeben worden – und durch seinen Fall der Herrlichkeit beraubt worden« –, fange aber die Menschengeschichte ohne weiteren Zusammenhang damit in den Worten der Genesis an. Ich verstehe nicht, welchem Mythus der Inder ich mich damit genähert habe. Gerade um dem Mythus entgegenzuwirken, zwang ich mich, mit der Engelschöpfung und dem Werden eines Teufels anzufangen. Gewiß kamen einem Israeliten in Moses Zeit die Schlange und die Cherubim in Genesis 3 nicht so unerwartet und unbegreiflich als einem Hindu, der eben Gott, Teufel und Engel als gleichberechtigte, ungewiß ob ewige, selbsterzeugte oder geschaffene Wesen nebeneinander bestehen läßt. Ein kluger Mukver fragte mich vor etlichen Tagen – wenn, wie ich sage, Gott keine Freude an ihren Gottesdiensten habe, warum doch dabei Besitzungen, Gesichte und dergleichen herauskommen? Die darauf folgende Unterredung zeigte mir, wie sehr auch den Klügsten Gott ins Geschöpf herab-, die Engel und Teufel in ihm hinaufgerückt werden. – Doch nicht zur Rechtfertigung, nur zum Geständnis einer Überzeugung, deren ich mich nicht schäme, und Andeutung des Wegs, auf dem ich dazu kam, sie im Traktat auszusprechen, schreibe ich das. Nicht einmal soviel wäre klug gewesen, zu schreiben, wenn eben der Traktat nicht unglücklicherweise gedruckt wäre.« (GB 20.4.41).
An seine Söhne Hermann und Samuel schrieb Gundert im Herbst 1857 eine Übersicht zu den Schöpfungskapiteln der Genesis und ging insbesondere auf die Ehefrage ein. Gundert kommentierte seinen ersten Bibeltraktat:
»Was die Schöpfung betrifft, so ist Genesis 1,1–2,3 ein besonderes Kapitel mit dem Gottesnamen *Elohim* (der mehr die Seite der Schöpfung hervorhebt). Von 2,4 fängt ein Buch an, dessen Überschrift lautet: Ursprünge von Himmel und Erde, worauf 5,1 folgt: Ursprünge des Menschen; 6,9: Ursprünge Noahs, und so alles zusammen 10 Ursprüngebücher in der Genesis. In Kapitel 3 und 4 ist der Gottesname *Jehova Elohim*. Das ist der Bundesgott, der sich in 2. Mose 3,14 seinen Namen selbst gibt. – Der Sündenfall ist, wie ich glaube, *offen* erzählt. Darüber, daß Adam sich ein Weib wünschte, tadelt ihn Gott nicht, sondern stellt mit

2,25 das bisherige als unverfänglich dar. Über das Essen und den Ungehorsam allein stellt Gott ihn zur Rede. Also meine ich, seien wir da nicht aufs Deuten verwiesen, sondern aufs Glauben. Einem anderen Gebiet gehört an, wenn Paulus 1. Korinther sagt, es sei dem Menschen – seit Christus gekommen sei – besser, daß er kein Weib berühre. Er meint nicht, es sei heiliger, sondern zuträglicher – je nach dem Beruf – und schöner. Damit soll aber kein Strick gedreht werden, sondern wer berufen ist, der tue das eine oder andere ohne Nebengedanken – heiraten oder ungebunden dem Herrn dienen. Ich bin gewiß, daß etwas Gnostisches darin ist, was viele Michelianer [Anhänger von Michael Hahn] über die Ehe denken und sagen. Gott will jetzt keinen englischen [engelhaften] Wandel von uns – aber einen geistlichen, und Gott erbietet sich im Wort, auch die Naturseite der Ehe zu vergeistigen und zu durchleuchten, worüber viel zu sagen wäre. Verstehe wohl: Ich eifere dagegen, daß z.B. ein michelianischer Stundenhalter sich selbst erhenkte, weil seine Frau schwanger wurde. Das heißt also, hehlings hätte er gern ehelich gelebt, aber die Früchte entbehrt. Dies ist mehr als Unnatur – es wird teuflisch. In allen diesen Sachen ist's sicherer, der Naturseite näher stehen zu bleiben, als sich in geistlichen Tendenzen zu überschießen.« (GM 20.11.57).

Anhang. Ich will hier den Bibeltraktat übersetzen, so gut sich das aus dem Malayalam machen läßt. Das Idiom will ich nicht verwischen; was zu Haus gelehrt erscheint, ist hier oft populär, das in Schwaben Kindliche hier das Unverständlichste. Sanskrit ist im Malayalam mehr als anderswo in ganz Indien betrieben. Ein Buch kann sich nur durch Sanskrit-Verse als lesbar (sogar für Tiyer) legitimieren, obgleich wenige es recht verstehen. Dies muß vieles an der Form erklären. Anrufungen und Danksagen müssen Sanskrit sein. Statt in zwei Sprachen das Nämliche zu sagen, zog ich vor, es etwas bunt zu machen, da sich ein lang verkehrter Geschmack erst nach Geschlechtern streng reinigen läßt.

Anbetung dem Vater, Sohn und heiligen Geist.

Der Bibelgeschichte erster Teil

[Sanskrit-Gedächtnisverse aus Dr. Mills Christa Sangita]
Von allen heiligen Schriften das erste ist Genesis I
der erste Teil des durch Gottes Geist von Moses verfaßten Pentateuchs II
Hierin ist beschrieben die Schöpfung des Kreaturenheers I
und die erste Geschichte des mit Adam anfangenden Menschengeschlechts II
Ihr Sündenfall und der Gott befreundete Überrest I
wie die Erneuung desselben durch Noah nach der Sintflut II
Endlich die Geschichte Abrahams, Isaaks, Jakobs I
bis zu ihrem Zug nach Ägypten und der Segen, allen Völkern verheißen II
Christa Sangita 1,13.

[Gemeine Sprache]
1. Schöpfung. Der Anfangslose alles nach seinem Wohlgefallen zu tun gewohnte Gott, Jehova genannt, schuf am Anfang die Himmel und die Erde durch die Kraft seines Worts. Durch sein kräftiges Wort hält er sie noch. Als Bewohner der *Himmelsheere* erschuf er die ungezählten Reihen guter Geister, deren jeden er nach seinem Wohlgefallen mit Maßen göttlicher Ausflüsse, als Licht, Leben, Kraft usw. begnadigte. Ihnen werden in der Schrift die Namen: Heere Gottes, Gottesboten, an allen Orten seinen Willen ausführende dienende Geister usw. gegeben. Als Gattungsnamen kommen Cherubs und Seraphs vor, es mag aber deren noch mehr geben. Der Unterschied männlichen und weiblichen Geschlechts findet bei ihnen nicht statt, doch haben sie einen (feinen) Körper. Viele Details von ihnen uns zu offenbaren, hat Gott für diese Zeit nicht gut gefunden. Auch die Urgeschichte dieser Erde zu begreifen ist uns kaum vergönnt. Daß diese (mit Sonne und Planeten als 4. Planet in Verbindung stehende) *Erdkugel* von Gott einen herrlichen Lichtsengel zugeteilt und er dieser Erde zum Herrscher gesetzt war, scheint gewiß. Er ist es, der Sünde zu tun anfing. Er blieb nicht in der ersten Wahrheit des Gehorsams stehen, sondern machte sich selbst Gott und veranlaßte auch andere Geister, Gottes Joch abzuschütteln und abzufallen, worauf der Alleinherrscher sie stürzte und in Ketten der Finsternis band; den so entstandenen bösen Geistern wurden die Namen Pis'acha, ihrem Haupt die Benennungen Satan oder Scheitan, Verleumder usw. Durch seinen Fall geriet auch sein Wohnplatz und Kreis in licht- und formlose Verödung, und Finsternis deckte die tiefen Wasser.

Gott beschloß, die Menschenart und einen für sie passenden Wohnplatz zu schaffen und tat dies nach seiner Weisheit nicht auf einmal, sondern in der Reihenfolge von 6 Tagen. Höre, in welcher Ordnung. [Folgen die 5 Tagwerke in Schriftworten, aus Genesis und Schöpfungspsalmen]. – Am 6. Tag ordnete Gott zuerst die Entstehung der vierfüßigen Landtiere an, dann aber beschloß er: »Lasset das –« und den Menschenleib zwar formte er erst aus Staub der Erde, blies aber in seine Nase seinen Atem der Lebenskräfte und machte so den Menschen zur lebendigen Seele. [Eden. Nahrungsgesetz, Tiere-Zeigen und Namen-Geben.] Da nun der Mensch sie alle männlich und weiblich unterschieden und gepaart sah, eine ihm angemessene Gehilfin aber nicht gefunden wurde, so ließ Gott [Schöpfung des Weibs. Segen über beide aus Gen 1]. Und alles beschauend, was er geschaffen, sah er, daß es sehr gut war und endete das Werk des sechsten Tages. – Am 7. aber ruhte er und segnete den 7. Tag und zeichnete ihn vor den Wochentagen aus. Dieser Tag, Samstag, hat in der Schriftsprache den (Ruhetag, Rasttag bedeutenden) Namen Sabbat. Wisse, daß dieses Schriftwort in der Bibel auch auf künftig besser zu verstehende Geheimnisse hindeutet, wie das, daß die Weltzeit einer Arbeitswoche verglichen ist, und nach den gegenwärtigen Mühezeiten eine ruhe- und friedevolle Periode (Yuga) zu erwarten steht.

2. Sündenfall. – In der Zeit, da unsere ersten Eltern von keiner Sünde wußten, sondern Gott liebten und nach seinem Willen wandelten, lebten sie, obwohl nackt, ohne Scham, arbeiteten im Garten, bewahrten ihn und aßen seine Früchte nach Lust. Zur Probe ihres Gehorsams aber hatte ihnen Gott zwei besondere Bäume gezeigt, den einen Lebensbaum – mit der Gabe, daß, wer seine Frucht esse, beständig lebe, den andern Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen mit dem Gebot: Iß nicht davon, rühre auch nicht an, welches Tags usw. – Nun kam aber jener ausgezeichnete Engel, der durch Reichsabfall Teufel geworden war, unter Gestalt der listigen Schlange in den Garten, sah das Weib an und sagte: [Reden der Schlange, des Weibs, der Schlange usw., fast wörtlich bis v. 19]. Dies geendigt, deutete Gott dem Adam und seinem Weib den Sündenvergebungsweg an und machte ihnen zur Bedeckung der Nacktheit Kleidung aus dem Fell getöteten Schafs und zog sie ihnen an. Adam, dankbar, daß Gott sie nicht im Augenblick getötet, sondern den Samen, der die Schlange zertritt, versprochen, hieß sein Weib Hava, welches bedeutet Mutter der Lebendigen.

Dann aber sagte Gott Jehova: Adam ist nun wie unsereiner, erkennend Gut und Übel, damit er nun nicht vom Lebensbaum nehme und, obwohl tot, göttlichen Lebens, ewiges Körperleben erhalte usw. zum Ende des 3. Kapitels.

3. Der Brudermord. – Darauf gebar Hava dem Adam. Alle aber von ihr und in folgenden Menschengeschlechtern Gezeugte wurden im Bilde des Sünders Adam geboren. Von den ersten Kindern ward der ältere Kain ein Ackermann, sein Bruder Abel ein Schäfer. Eines Tages, als beide zu opfern kamen, brachte Kain im eigenen Sinn von Gott nicht befohlene Früchte der Erde als Gabe dem Jehova dar, Abel dagegen die Erstlinge der Herde usw. »Warum zürnest du, warum läßt du ·dein Angesicht sinken. Wenn du Gutes tust, wird dir nicht Gutes. Wenn du nicht Gutes tust, so liegt der Sündenlöwe vor der Tür, nach dir verlangend. Ihn sollst du beherrschen.« Obgleich so von Gott gewarnt, sprach Kain heuchlerisch mit seinem Bruder, nahm ihn ins Freie und tötete ihn. – »Wo ist dein Bruder Habel«, so von Gott gefragt, antwortete Kain [bis 12]. Hierauf Kain: Meine Sünde ist zu groß [engl »Strafe unerträglich«] bis 17. – Dem Adam aber gebar Hava im seinem 130. Jahr einen Sohn, als Ersatz für Habel von Gott geschenkt und darum Seth geheißen.

Hier füge ich die Genealogie und Lebensalter der Patriarchen an [folgt eine *Liste*]. Von Anfang an hat Gott den Frommen das Geheimnis seines Willens gezeigt und ihnen die zur Ankündigung an andere nötige Kraft, Ansehen und Alter gegeben. In der Zeit des 3. Enos wurde angefangen, von Gottes Namen und seiner Herrlichkeit Eigenschaften [so nach Exodus 33, *bth*, »vertrauen«, *br'a*, »erschaffen«] zu predigen. Der 7. Enoch wandelte mit Gott als seinem Freund und predigte [»Judae«], gefiel Gott wohl durch sein göttliches Leben und wurde darum im 365. Jahr von Gott mit dem Körper hinweggenommen.

Anhang [Sanskrit]

Adam, der Menschen Erster und Hava, aus seiner Rippe geschaffen, |
erhielten nach dem Sündenfall die Verheißung der Versöhnung ||
Den erstgeschaffenen Menschen – durch der großen Schlange List |

ins Sündenmeer versunken – ward jenes Wort aus Gnaden von Gottes Mund gegeben. ll
»Des von mir mit dem Gatten gestraften Weibes Same l
wird der Schlange Kopf treffen, zuerst im Fersen von ihr tödlich getroffen.« ll
Von den ihnen entsprungenen Menschen gehört ward dieses Wort l
Wenigen Frommen hochwert, während die Welt von Sünde überschwemmt wurde. ll
Wisse, daß sein Erfüller ist das substantielle Wort Gott, l
inkarniert wie verheißen als nur des Weibes Sohn. ll
Unter den Adaminen hielten Abel und andere Gerechte l
fest an diesem Wort, obgleich verachtet von den mit Kain beginnenden Kindern des Ungehorsams. ll
Als Ungerechtigkeit überhand nahm, die Erde von Gewalttat sich füllte, l
lehrte es der gottselige Henoch als ewig wahr. ll
Wie das Übermaß der Sündenmengen Gottes Langmut erschöpft hatte, l
überschwemmte eine gewaltige Flut die Wohnungen und Gipfel der Erde. ll
Nur Noah mit sieben der Seinen wurde durchs Wasser gerettet, l
der Gerechte, auf nach Gottes Befehl gebautem Schiff, ll
der (von den Brahmanen *Manu* geheißene) Herr der neugeschaffenen Erde wurde. l
Vater auch der auf der neugeborenen Erde sich verbreitenden drei Menschenfamilien ll
Von Japhet, dem ältesten Sohn, die Turushkas, Yavanas, Sakas usw. l
vom jüngsten, Ham, Misraim und Kanaan. ll
Vom geliebten mittleren Sohn Shem l
Chaldäer, Araber, Syrer im Osten von Ägypten. ll
Von diesem Stamm auch war des Schlangenkopfzertreters l
Urvater Abraham, später als Vater der Gläubigen besungen. ll

Christa Sangita 1,10.

4. *Sintflut.* In der Zeit der mit Adam anfangenden zehn Geschlechter breiteten sich die Menschen durch schnelle Vermehrung und lange Lebensdauer von Land zu Land über die Erde aus. Allmählich trafen daher die im Osten wohnenden Kainiten mit den Sethiten zusammen. Das Familienhaupt der Kainiten im 7. Geschlecht Lamech führte Vielweiberei ein und erhielt große Macht durch die Erfindungen seiner Söhne, die Arbeiten in Metall anfingen und sich durch Zierrate und musikalische Instrumente, Waffenarten usw. Ansehen und Einfluß verschafften. Stolz darauf, trotzte er Gott noch mehr als Kain. Durch alles dies erhielten die Kainiten den Namen Menschenkinder, pure Menschen, während die Gottes Wort hörenden, von Gottes Geist geleiteten Sethiten Gottes Kinder genannt wurden. Wie die zwei Stämme zusammentrafen usw. nach Genesis 6. – Da kündigte Gott an 6,3. Nämlich, da zu jener Zeit Gesetz und Bibel noch nicht geschrieben vorlagen, stritt Gott gegen das Fleisch mit seinem Geist, zuerst ohne auffallende Strafgerichte, im Innern der Seele. Dann 7–9. Gott spricht mit Noah. [Anm. Der Satyavrata der Matsya-Purana] Ankündigung von Sintflut, Rettung für ihn und Seinige in einer Arche. Ihre Dimensionen kurz beschrieben. Noah tut danach. – Im 1656. Jahr usw. Einbruch der Flut, Steigen. Abnehmen – Rabe, Taube. – Im 1657. Ausgang von 15. 18. – Opfer und Verheißung. Segen und Bundeszeichen. Weil er die Tiere am Leben erhalten, Erlaubnis, Fleisch zu essen, 9,2, und daß Tiere zu diesem Zweck töten keine Sünde ist. Hingegen Todesstrafe für jeden Menschenmord. 9,6. Noch ordnete Gott andere Statuten an, der Menschen Stolz und Eigensinn zu dämpfen, ließ der Körperkraft, der Gesundheit, der Luft und dem Lebensziel viel Wechsel und Verringerung werden, fuhr aber und fährt fort, auch in dieser neuen Weltzeit die Erde zu beherrschen und zu erretten.

Ackerbau. Hams Fluch [wörtlich außer statt Kanaan unbestimmt »Hamiten« in 25, Kanaan bleibt in 26]. Segen der zwei. Die Bedeutung dieses Orakels mag so ausgedrückt werden, von den jetzt entstehenden drei Menschenfamilien sollen die Hamiten bald sinken und einer ihrer Stämme, Kanaan, Knecht der Knechte werden, die Gott geliebteste ist Shems, worin der Weltheiland Jesus geboren werden soll, die Japhetiten sollen den Segen haben, sich zuletzt über alle Stämme auszubreiten und weltliches Übergewicht zu haben. Und dies geht auch in der Geschichte in Erfüllung.

5. *Geschichte der Nohyer.* Nach der Sintflut lebte Noah 350 Jahre, starb. Daher 950 Jahre alt. Sein Sohn Shem, nachdem er Nachkommen von zehn Geschlechtern gesehen, 500 Jahre alt, sein Sohn

Arpachsad schied aus dieser Welt, 338 Jahre alt. Vom Geschlecht seines Enkels Eber nahm durch den Fluch der Sünde die frühere Lebenskraft so weit ab, daß kein über 240 Jahre alter erwähnt wird. Etwa um seine Zeit erhoben sich im hamischen Geschlecht starke Helden, welche die durch die Wassermenge entstandenen ungeheuren Wälder von den überhandnehmenden wilden Tieren und Schlangen für die Bebauer zu reinigen anfingen [knüpft an die Sagen der Peninsula an]. Solche ausgezeichnete Jäger wurden aus Beschützern der Bauern ihre Herrscher. Der größte dieser war Hams Enkel *Nimrod* usw. Zeit und Reich Sinear. – Bis dahin hatten alle Menschen eine Sprache, aber in dieser Ebene Sinear usw. 11,2–8 [obgleich ich glaube, nach Josephus, daß Nimrod eine Hauptrolle hierin spielte, wollte ich das doch nur durch Nebeneinanderstellung anzudeuten wagen – im 4. statt Name; gemeinsames Denkmal]. Die Stadt erhielt den Namen Babel, welches Verwirrung bedeutet. Das hier entstandene Reich ist das erste auf Erden. Für die unter den Menschen entstandenen großen Unterschiede von Sprache, Tracht und Gebräuchen ist in dieser Fügung der erste Grund zu suchen. –

Verlassend das vom Fuß des Ararat sich senkende südliche Tal Sinear, breiteten sich die *Hamiten* durch Wanderungen zu Land und See nach Süden aus. Von ihnen entstanden die Kanaanen, Kaffern (= Afrika), Misraim, auch diese Dravider und andere schwarze Stämme. Da diese Hamiten im Glanz weltlicher Herrschaft und weltlicher Weisheit als Sternkunde usw. sich mehr und mehr erhoben, verachteten sie bald Gottes Gebote und die Worte der Alten und fanden sich nach ihrem Dünkel Arten des Gottesdiensts. (Dann aus Römer 1,21–23.) Fingen nach Angabe von Königen und Weisen an, Himmelslichter und Wesenbilder anzubeten. Ihre Reiche fingen darum bald an zu welken, Gottes Gegenwart zog sich zurück, der Fürst übler Geister, Satan, durfte in allen diesen Ländern sein Reich der Finsternis recht befestigen. Soviel von Hamiern.

Die *Japhetiten* zogen vom Ararat nach Nord und West und ließen sich dort nieder. Von der Kälte jener Länder sind sie weißhäutig (geworden oder geblieben). Sie auch vergaßen großenteils die wahre Geschichte von Gott und erfinden sich Stamm für Stamm die jedem zusagenden Gottesdienste. Nachdem aber in der shemitischen Familie der Juden der Weltheiland Jesus ins Fleisch gekommen, nahmen sie das Wort mit Freuden an und wurden Christen. Yavana, Rom. Deutsche, Engländer, Franzosen, Portugiesen, Russen usw., alle Japhetiten.

Shems Nachkommen mehrten und breiteten sich anfangs nicht sehr aus, hielten sich im Land ihrer Urväter oder nahe auf, und lebten meist von Herden. Unter ihnen wählte Gott seine besonderen Lieblinge, ihnen das Geheimnis seines Wohlgefallens zu zeigen. Von Shem kommen Juden, Araber, Parsis, Nazarener (Syrier) usw.

Anhang. Da diese Urgeschichte durch Gottes Wort uns kundgeworden, muß man die verschieden hiervon lautenden Aussprüche der Sastrams nicht glauben. Hauptsächliche Wahrheit ist, daß der Mensch von Jehova erschaffen, erst heilig, selig, weise mit seinem Schöpfer in Einigkeit gewesen, durchs Merken auf des Teufels betrügliches Wort Sündensklave wurde und den Genuß göttlichen Lebens verloren hat. Daß aber Gott, nicht wollend den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, ein ermutigendes Versprechen gab, es werde in Menschengeburt ein mit aller Liebeskraft angetaner Heiland erscheinen, um in der Gott beliebenden Zeit Sünde, Tod und Teufel zu besiegen und die in Adam Gestorbenen wieder zu beleben. Dieses Wort nach 1. Petrus ein von fern scheinendes Licht: Fromme glaubten, sagten es Kindern und Enkeln. (Adam dem Methusalah, er den 3 Noahiden, Shem seinem 10. Enkel Abraham und anderen sich zerstreuenden Stämmen). Einige glaubten, die meisten verließen Gott und wandelten gern in Finsternis. Selig jeder, der Gottes Wort hört und nachgeht, von welcher Kaste er sei, er wird Gottes Licht sehen. Alle sich an Menschenerfindungen Hängende werden der Leidenschaften, Zorn usw. und des Todes Furcht nicht los [folgt *Genealogie und Chronologie* von Noah auf Abraham mit NB bei Peleg über Erdverteilung]. So 2000 Jahre von Adam bis Abraham, 2000 sind es auch von Abraham auf Jesus. – Hier will ich auch noch kurz das an vier Weltzeiten (yuga) Wahre andeuten. Die goldene Zeit, wie lang auch immer im Himmel, auf Erden tod- und sündlose Tage nur wenige (Adam und Hava vor Gottes Angesicht in Eden); vom Sündenfall bis Sintflut 1656 mag silberne heißen (Lebensalter über 900. Krankheit, Gesetz, Strafe kaum vorhanden); Noachiden Zeiten 300 Jahre, laß für eherne gelten (Lebensalter

200–300, Abgötterei und Stammunterschiede fangen zu unterjochen an.) »Jetzt ist's halt Kali«, hört man so oft in diesem Lande sagen (wahr und falsch). Die 2000 Jahre bis Christus bedeckte Finsternis den Erdboden, das war Kaliyugam. Für die, die dieses Erlösers Herrlichkeit nicht sehen können und sich die Finsternis der Rischilehren belieben lassen, ist es freilich noch Kaliyugam. Wer aber Christi Süßigkeit geschmeckt, seiner zweiten Zukunft entgegenharrt, allen diesen von verschiedenen Völkern, Sprachen und Kasten – ist durch Versöhnung der Sünde in seinem heiligen Blut die Kali-Zeit vorübergegangen und hat ihnen die wahre Glaubenszeit (sadvisvasa yuga) begonnen. Von der sind jetzt 1840 Jahre verflossen (in diesem 1015. Malayalam-Jahr). Also

Satya yuga Adams erster Zustand		1
Treta zur Sündfluth		1655
Dvapara Noachiden	circa	300
Kali, von Abraham auf Christus		2000
Wahre Glaubenszeit		1840
Also Jahre des Menschengeschlechts etwa		5796

[Sanskrit Verse zum Schluß]

Welcher Sohn, mit dem Vater eins, ohn Anfang ewiger Gott ist, |

Anbetung ihm, Anbetung ihm, des Alls Erstgeborenem, Anbetung. ||

Mit welchem verbunden der Vater die ganze Weltschöpfung unternahm, |

Anbetung ihm, Anbetung ihm, dem starken Gott, Anbetung. ||

Der allen Lebendigen den Lebensatem und Licht gab, |

Anbetung ihm, Anbetung ihm, des ewigen Geistes wahrem Abbild, Anbetung. ||

Der, obgleich gepriesen von den Bewohnern höchster Sphären, sich spielend mit Erdbewohnern ergötzte, |

Anbetung ihm, Anbetung ihm, der Gottweisheit, Anbetung. ||

Der zuerst beim Fall in Tod als Erlöser den Menschen verheißen wurde, |

Anbetung ihm, Anbetung ihm, dem zweiten Adam, Anbetung. ||

Der auch in Mitte vom Sündenjammer der Frommen ewiger Frieden ist, |

Anbetung ihm, Anbetung ihm, dem Schlangenkopfzertreter, Anbetung. ||

Dessen Neuschaffungswerk andeutete die Unreinigkeit vertilgende Sintflut, |

Anbetung ihm, Anbetung ihm, dem Wiederbringer der Schöpfung, Anbetung. ||

Um deswillen, von da an ein neues Menschengeschlecht auch wie von Adam her erwuchs, |

Anbetung ihm, Anbetung ihm, der Weltzeiten Vater (yugapita), Anbetung. Anbetung! ||

Herr Bailey in Kottayam, dem ich den Traktat zuschickte, hat die Kosten des Drucks von 3000 Exemplaren auf 175 Rs (Papier eingeschlossen) berechnet: Er nimmt 18 Oktavseiten ein. Der zweite Teil der Genesis, Geschichte von Abraham auf den Zug nach Ägypten, von dem ich schon ein gutes Teil geschrieben habe, natürlich ohne viel Rücksicht auf native Geschichten (außer etwa Mohammedaner, bei Ismaël und Beschneidung und Charakterisierung des hindu-ähnlichen Ägyptens) wird ebensoviel Seiten einnehmen. Das ganze kann also nicht unter 350 Rs angeschlagen werden. Mein alter Freund, der Richter Lascelles hier, hat mir 50 Rs hierfür zum voraus gegeben. Wenn Sie, geehrteste Vorsteher, es ratsam finden, kann ich auch Partien desselben an gläubige Engländer zur Verteilung verkaufen. In der Zwischenzeit verbleibe ich

Ihr gehorsamer
Herrmann Gundert

Mangalore, 18. September 1840.

Die Mission und die Volkssprache

Diese Abhandlung wird nach einer gedruckten Fassung, die Gunderts Briefen in Marbach beiliegt, veröffentlicht (s. GM 15.8.67). Der Vortrag wurde von anderer als Gunderts Hand korrigiert und trägt am Anfang die Porträtaufnahme, die diesem Band als Umschlagbild dient. Dieses Bild wurde zwischen dem 18. und 20. August 1867 in Amsterdam aufgenommen: »Man konnte sich nämlich im Parkgarten auf Kosten der Allianz auch fotografieren lassen.« (GM 31.8.67).

Gundert war vom 16.–29. August 1867 auf der Allianz-Missionskonferenz in Amsterdam. Sein Referat hielt er gegen Ende der Veranstaltung: »Der Mission waren die letzten eineinhalb Tage beschieden. Zahn unterschied gründlich zwischen Mission und Zivilisation, die für Engländer mehr zusammenfallen. Gess stellte 16 Thesen über Mission und Nationalität auf; ich redete über Mission und Volkssprache.« (Ebd.). Aus seinem Eintrag ins Tagebuch am 26. August geht sogar die Reihenfolge der Referate hervor: »Zahn über Mission und Zivilisation . . . Gess 16 Thesen über Mission und Nationalität . . . Casalis über Sprache, dann ich.« (CT 26.8.67). Nachmittags wurde die Konferenz über Berichte aus einzelnen Ländern fortgesetzt. Gundert schloß den Eintrag mit dem Satz: »Evang. Allianz ›ökumenisch‹.« Auch sonst war er sehr zufrieden und beeindruckt von der Konferenz: »Ich gestehe, mir schien, als ob diese Amsterdamer Allianz-Versammlung sich nicht leicht werde überbieten lassen, auch was die Großartigkeit der Gastfreundschaft betrifft, freilich habe ich auch noch keiner anderen beigewohnt, aber das Urteil lautete einstimmig, sie sei besser ausgefallen als in Paris, Berlin, Genf.« (GM 31.8.67).
Die Tage in Amsterdam nützte Gundert auch, um nach indischen Manuskripten zu suchen. Gleich am ersten Tag ging er ins Museum und fügte dem Tagebucheintrag vom 17. August hinzu: »In Amsterdam Ostind. Comp. Archiv besuchen und nach Malayalam-Schriften fahnden?« (CT 17.8.67). Wenige Tage später unternahm er sogar eine Reise zu diesem Zweck: »Am 21., da über Religionsfreiheit verhandelt wurde, reiste ich ins Haag, um im Archiv der Ostind. Compagnie nach Malayalam Mspt. zu fahnden. Ich fand sehr freundliche Aufnahme, aber wenig Redenswertes.« (GM 31.8.67; vgl. CT 21.8.67). Diese kurze Nebenbemerkung zeigt einmal mehr, wie sehr Gundert in Sprachen und ihrer Erforschung lebte.

Wenn uns die Frage vorgelegt wird: sollen die heidnischen Sprachen beibehalten und durch die Evangelisation ausgebildet werden? Wo nicht, wie oder durch welche Sprache sollen sie ersetzt werden? – so scheint die Beantwortung derselben für den Jünger, der an die Fleischwerdung des Wortes glaubt, eine überaus einfache zu sein. Ist es doch klar, daß Christus zu uns herabgekommen ist, mit Menschen menschlich zu reden und die gute Botschaft gerade den Ärmsten und Mindesten zu bringen. Er hat sich darum keiner hohen Reden bedient, hat mit nichts angedeutet, daß er ein Fremdling in dieser Welt sei, gewöhnt an Engelszungen und himmlische Sprache, sondern ist mit Fischern, Landleuten, Weibern und Kindern umgegangen als ihresgleichen und hat ihr Herz gewonnen mit Worten, so einfältig und ungesucht, wie sonst kein Mensch sie finden konnte. Zu tun, wie er getan hat, herabzusteigen zu den Niedrigsten und mit der lieben Muttersprache ihr Herz zu erreichen, immer inniger mit ihnen zu leben und zu fühlen, muß darum das Bestreben eines jeden seiner Boten sein. Wir verlangen nicht, daß der Sendbote in *China* einen Zopf wachsen lasse, in *Arabien* den Turban, in *Konstantinopel* den Fes trage usw.; daß er aber seine Gedanken und Gefühle in die Sprache des Volkes kleide, dem er wohltun will, das scheint uns unerläßlich. An sich ist ja keine Sprache heilig oder profan; die heidnischste und dürftigste Sprache bleibt ein göttliches Kunstwerk, wodurch alle Saiten des Herzens angeschlagen werden können von dem, der sich seiner mit Liebe bedient, während andererseits auch die ausgebildetste Zunge sich der Profanation nicht zu entziehen vermag. Von Beibehalten oder Aufgeben einer Sprache kann also zunächst nicht die Rede sein; wenn irgendwo, so gilt es gewiß auch in diesem Punkte, daß Christus nicht gekommen ist, aufzulösen, »sondern zu erfüllen«.
Allein sobald wir uns fragen, welche Sprache denn er selbst geredet hat, werden wir einen Schritt weiter geführt. Man nimmt mit gutem Grunde an, daß er sich gewöhnlich zweier Sprachen bediente: des aramäischen Dialekts und der damals in *Palästina* so weit verbreiteten Weltsprache, des Griechischen. Ebenso mußte ihm die Sprache der Propheten, die er von Jugend auf in den Synagogen hörte, in der er selbst auch las, das Althebräische, geläufig sein. Und so wird von seinen Boten mit Recht gefordert, daß auch sie auf die geschichtlich gewordenen Lebensbedingungen des Volkes, zu dem sie gesandt werden, eingehen und »allen alles« zu werden versuchen.
Das Evangelium, das ja aller Kreatur gepredigt werden soll, ist von Anfang an vielsprachig auf den Kampfplatz getreten. Am Pfingstfest wurde es in den verschiedenen Zungen der versammelten Menge verkündigt, obgleich vielleicht zwei, die

Landessprache *Palästinas* und das den meisten bekannte Griechische, zur Not ausgereicht hätten. Danach scheint es nun angezeigt, daß die Sprachen der Heiden insgesamt erlernt und gepflegt werden, daß in jeder menschlichen Zunge, solange überhaupt in ihr gesprochen wird, auch der Name Jesu bekannt und in seinem Namen zu Gott, dem himmlischen Vater, gebetet werde.
Allein, schon die apostolische Zeit deutet uns eine Beschränkung dieser Regel an. Paulus und Barnabas scheinen den Lykaoniern nicht Lykaonisch, sondern Griechisch gepredigt zu haben; und so verlangen auch wir nicht von den Missionaren, daß sie sich jedes Dialektes bemächtigen, welcher überhaupt gesprochen wird, wenn sie mit einer anderen Sprache die Herzen ihrer Hörer erreichen können. Der sachgemäße Fortschritt wird vielmehr der sein, daß, wenn durch die Mission Erstlinge eines Stammes bekehrt sind, dieselben in ihrer Mundart mit Weib und Kind, mit Nachbarn und Freunden reden und beten, so daß jede Sprache geheiligt und vom Geist erfüllt werde, während freilich die Wahl der Kirchensprache von weiteren Erwägungen abhängt.
Wohl die wichtigste dieser Erwägungen betrifft die Übersetzung der heiligen Schrift, womit die Arbeit der Schule und die Schöpfung einer christlichen Literatur im engsten Zusammenhang steht. Das Evangelium tritt zuerst in mündlicher Verkündigung auf; allein dieselbe zieht notwendig die Mitteilung der heiligen Schrift nach sich. Protestantische Missionare wenigstens müssen »Leute des Buches« sein und bleiben. Hat Christus dem Versucher widerstanden mit dem Wort: »es steht geschrieben«, so hat jeder Christ ein Anrecht und Aussicht auf den Besitz des Buches, in dem von ihm geschrieben steht. Daraus folgt, daß jede Sprache, in welcher Jünger Jesus als ihren Herrn bekennen und zu ihm beten, auch eine Schriftsprache werden kann.
Dennoch sagen wir nicht, daß jeder Dialekt auch eine Schriftsprache werden müsse. In den ersten Jahrhunderten ist die heilige Schrift doch nur in wenige Hauptsprachen übertragen worden, in diese freilich mehrmals, und wie sich von selbst versteht, mit verschiedenem Erfolg. Einige Übersetzungen (z. B. die Syrische, Gotische, Armenische) haben gewiß dazu beigetragen, die Existenz der Volkssprache auch gegen ungünstige Strömungen der Zeitgeschichte zu sichern oder doch zu verlängern, während andere (wie die beiden Koptischen) den Andrang fremder Elemente nicht aufhalten konnten, sondern bald zum toten Buchstaben herabsanken, wieder andere (wie die Vulgata) ihre Herrschaft weit über Gebühr nach Zeit und Raum ausdehnten und der Pflege nationaler Kultur hemmend in den Weg treten.
Die Reformationszeit sodann hat nicht bloß das Evangelium und seine einfältige Verkündigung in den Volkssprachen wieder zu Ehren gebracht, sondern auf demselben die meisten Nationalliteraturen *Europas* gegründet. Unaussprechlich groß steht vor uns der Segen, welchen die reformatorischen Übersetzungen der Bibel den verschiedenen Völkern *Europas* gebracht haben, indem sie denselben das reichhaltigste, bildendste Hauptbuch in die Hand gaben und dasselbe bis in die Schulen und Hütten verbreiteten. Es sind fast lauter Meisterwerke ihrer Art, gewiß *non sine Numine* ausgearbeitet, denen wir zweifelsohne die wertvollsten Elemente unserer europäischen Bildung verdanken.
Damit ist für jeden von der evangelischen Mission bebauten Boden ein wichtiger Grundsatz aufgestellt, daß nämlich die Aussicht auf ein wahrhaft erneutes Volksleben so ziemlich auf einer für kommende Geschlechter grundlegenden Bibelübersetzung beruht. Eine solche darf im ersten Menschenalter der Mission nicht erwartet werden. Waren doch auch den reformatorischen Übersetzungen viele jetzt vergessene Versuche vorangegangen. An der Hast, mit welcher die Mission in unserem Jahrhundert sich über diese Aufgabe heranmachte, mag viel zu tadeln sein; manche Missionare haben sicherlich zu früh und zu leicht an ihrer Lösung gearbeitet. Man hat die mündliche Verkündigung, die doch naturgemäß vorausgehen muß, über der Übersetzungsarbeit da und dort vernachlässigt; mancher hat gesucht, die heidnische Sprache auszubilden, der besser getan hätte, sich vorerst recht in dieselbe zu vertiefen; vielfach hat auch gegenüber dem lebendigen Wort, das bei der Mehrzahl des Volkes im Schwange geht, die Buchgelehrsamkeit sich zu breit gemacht. Wer das Wesen der Sprache in seiner Unendlichkeit nicht erfaßte, konnte auch an Übersetzungen in mehrere Sprachen zugleich arbeiten, während doch für eine rechte Übersetzung eine Lebenszeit, wie sie Judson und Moffat zugeteilt wurde, nur eben hinreicht. Auf vielen Punkten ist man noch weit vom Ende entfernt. Den eingeborenen Evangelisten, Lehrern

und Dichtern muß erst die Zunge recht gelöst, im Streite der Geister das zündende, durchschlagende Wort erst gefunden werden, ehe es sich in der Schriftsprache der erwachsenden Gemeinden stereotypieren kann. Eingeborene Meister der eigenen Sprache, der Schriftsprache kundig und vom Geist der Schrift gewissermaßen inspiriert, müssen auftreten, ehe es solche Übersetzungen geben kann wie unsere europäischen.

Aber abgesehen von der Tatsache, daß es keine für den Missionar förderndere Arbeit gibt als das Übersetzen der heiligen Schrift, zunächst zum Privatgebrauch, müssen wohl in allen Geisteswerken *fortes ante Agamemnon* da sein, und – Gott Lob! sie sind da.

Es haben doch alle jene wohlgemeinten Bestrebungen bereits ihren wertvollen Beitrag zu der Erreichung des großen Ziels geliefert: die Volkssprache mit dem Worte Gottes zu durchdringen und den Volksgeist durch den Geist Jesu Christi zu heiligen. Und welcher Segen auch eine etwas rasch zustand gebrachte Bibelübersetzung begleiten kann, hat *Madagaskar* gezeigt. Wie ganz anders stünden vielleicht dort die Dinge, wenn die Christen während der langen Verfolgung keine Bücher gehabt hätten! Ein Wink, der vor schnellem Urteil über solche Unternehmungen vernehmlich warnt.

II. Während wir so im allgemeinen für Beibehaltung und Heiligung der heidnischen Sprachen mit ganzem Herzen einstehen, können wir uns doch die Schwierigkeiten nicht verbergen, welche auf manchem Missionsgebiet diese so wünschenswerte Aufgabe beschränken.

Keine ausgebreitete und ausgebildete Volkssprache läßt sich abschaffen; aber wie es aussterbende Völker gibt, so gibt es auch aussterbende Sprachen (wie das Manx, das dem kornischen Wiom ins Grab zu folgen scheint; die Indianersprache, in welcher Eliot die heilige Schrift übersetzte, usw.). Aus *Süd-Amerika* hört man von Sprachen, die nur noch von Hunderten, ja Dutzenden verstanden werden. Die Weltgeschichte in ihrem Gang arbeitet sichtlich auf eine Verdrängung mancher Zungen ebenso hin, wie auf Erhebung anderer zu ungeahnter Herrschaft. (Hiervon ist ein lehrreiches Beispiel die Ausdehnung der Quechua-Sprache durch die despotischen Maßregeln der Inkas, wie auch das Aufstreben des Tupi oder Guarani, welches die Jesuiten in *Brasilien* und weiterhin zur *lingoa geral* erhoben.)

Wenn nun ein Brite in *Guayana* unter vier Stämmen der Ureinwohner, die sich zwischen zahlreich eingewanderten Mischbevölkerungen der Kolonie erhalten haben, das Wort verkündigt, kann er wohl mit diesen allen reden, aber nicht in vier bis fünf Sprachen Schule halten oder Schriften verfassen, wenn er auch durch biblische Bilder und Glaubenskarten ihnen allen ein notdürftiges Äquivalent christlicher Literatur in die Hand gibt. In der Schule lehrt er Englisch, wie sich das von selbst versteht in einer englischen Kolonie, in welcher die Kinder von vier Weltteilen, wie wohl nirgends sonst, sich gemischt haben.

Die Mission kann sich also unter einem Zusammenfluß verschiedenster Mundarten befinden (wie unter Negersklaven, emanzipierten Negern usw.). Da wird nun nicht die zufällige Sprache der Missionare, sondern diejenige Zunge, welche durch den Gang der Geschichte als die in jener Gegend zu dominieren bestimmte bezeichnet ist, zur Kirchensprache erhoben werden, wie in *West-Indien* und *Sierra Leone* die englische, in *Brasilien* die portugiesische oder das Tupi. Bilden sich da neue Sprachen wie das Negerenglische, so wird vorsichtig erwogen werden, wie weit man darauf einzugehen, wie weit [man] auch den Anschluß an eine mächtigere Sprache zu fördern habe. (Die Herrnhuter haben wenigstens die biblische Geschichte und Lieder im Negerenglischen gedruckt.)

Wo die Mission auf eine Mannigfaltigkeit unausgebildeter, etwa gar schriftloser Mundarten stößt, mag auch die Frage vorkommen, welche von diesen zur Bibel- und Kirchensprache gewählt werden soll. Meist aber wird eine größere, ausgebildetere (einigermaßen verwandte) Sprache sich in der Nachbarschaft vorfinden; da wäre dann doch eine solche vorzuziehen, statt der willkürlichen, künstlichen Erwählung eines geringeren Dialektes. Als die Goten einmal ihre treffliche Bibelübersetzung besaßen, bedienten sich ihrer auch die Vandalen mit Leichtigkeit.

So glauben zwar die Baptisten-Brüder in *Burma,* aus den vielen Dialekten der Karenen für ihre Bibel den rechten gewählt zu haben. Weil sie aber immer neue Stämme dieses zerstreuten Volkes entdecken mit immer neuen Dialekten und ihre Helfer die Sprache nur langsam erlernen, beginnen doch die Missionare sich zu fragen, ob es nicht geratener wäre, ihre Karenen insgesamt ins Burmanische einzuführen, mit welchem alle jene Mundarten

mehr oder weniger Verwandtschaft haben, und in welchem ihren Gemeinden Judsons treffliche Bibel und eine wacker aufstrebende Literatur zu Gebote stünden. Sprachen, welche bereits Literaturen besitzen, scheinen denn doch gewissermaßen prädestiniert, auch für weitere Kreise eine christliche Literatursprache abzugeben.
In ähnlicher Weise haben bereits die Missionare unter den Kols, welche fünferlei Sprachen sprechen, das Hindi zur Kirchensprache gewählt und lassen die Sprache der einzelnen Stämme, die dem Hindi mehr oder weniger verwandt sind oder doch viel von ihm angenommen haben, geruhig aussterben. Die Sprache der Gonds wird schon so verarmt und dem Aussterben nahe gefunden, daß es den Missionaren unmöglich erscheint, sie neu zu beleben. – So ist über die vier Dialekte der dünngesäten Ureinwohner auf den *Nilagiri* bereits der Stab gebrochen infolge der übermächtigen Tamil-Einwanderung. – In Hauptstädten aber, wie *Bombay,* mag auch das Englische Aussicht haben, eine *lingua franca* für den Verkehr und eine Kirchensprache für einheimische Christen zu werden, nur daß ihnen eine solche nicht aufgedrungen und daneben das Mahratti oder Gujarati der angrenzenden Völkermassen in seinem Rechte belassen werde.
Eine eigentümliche Erscheinung bietet das jedem niederländischen Missionsfreunde so teure *Minahassa* auf *Celebes* dar. Dort findet man unter 100 000 Alfuren mindestens vier bis fünf Sprachen, deren keine sich – schon um der Vorurteile der Nachbarn willen – zur Büchersprache erheben ließe, während alle nach der *lingua franca* des *Archipels,* dem Malayischen »als der einzigen Lichtsquelle« (Ulfers) ein wahres Verlangen haben und am Ende lieber Holländisch lernen als Alfurisch unterrichtet werden wollten. Daher hat denn dort zugleich mit dem Christentum die malayische Sprache über die babylonische Verwirrung der Vergangenheit einen seltenen Triumph gefeiert. Die neue Schul- und Kirchensprache wird dem Alfuren nicht aufgenötigt; er nimmt sie »mit Herzensdrang« als reiche Beute an. Wo nun der Gang der Geschichte einen solchen Fortschritt vorzeichnet, dürfen wir es auch dem Pfingstgeiste zutrauen, daß er noch immer, in einzelnen wie in Gemeinden, eine außerordentliche Sprachengabe (in der Form der Lernlust) entwickeln kann.
Wir stehen noch vor vielen Problemen, welche lösen zu wollen, der Zeit vorauseilen hieße. Wie soll es nur mit den derzeit noch ungezählten sogenannten Dialekten *Chinas* gehalten werden, die zum Teil über große Gebiete von Millionen von Menschen sich ausbreiten? Sie mögen teils zu selbständigen Kirchensprachen heranwachsen, teils auch sich verschmelzen oder der Mandarinensprache sich unterordnen lassen. Wie groß auch der Gedanke erscheint, daß eine einzige Bibelübersetzung und die sich auf sie gründende christliche Literatur einem ganzen Dritteil des Menschengeschlechts genügen dürfte, macht doch eben diese Großartigkeit denselben dem Missionsfreunde bedenklich. Denn auf die Armen und Schwachen, voraus auf das weibliche Geschlecht, das keine zehn Jahre dem Studium der altehrwürdigen Schriftsprache widmen kann, ist dabei keine Rücksicht genommen. Von der Einführung einer Lautschrift hängt es ab, ob auch sie wirklich »Leute des Buchs« werden sollen. Doch da über die zu diesem Zwecke gemachten Versuche unter den Missionaren selbst noch keine Übereinstimmung erzielt ist, darf sich der Fernstehende kein abschließendes Urteil erlauben.
Zwischen Sprache und Dialekt strenge Grenzen zu ziehen, ist eine schwierige Aufgabe, die dem größten Sprachforscher zu schaffen macht und daher von dem ersten besten Missionar nicht mit Sicherheit gelöst werden kann. Übrigens wird die Mission davor zu warnen sein, sich nicht voreilig auf ganze Bibelübersetzungen einzulassen, wie deren im nördlichen *Indien* namentlich (von Serampur aus) schon zu viele unternommen worden sind. (Magadha, Bradj, Kanodj, Koshala usw.)
Für die erste Predigt und den Taufunterricht mag irgendeine Mundart in Anwendung kommen. Ob sich aber in einer neuen Kirche eine Literatur entwickeln werde, darüber steht der Mission für sich allein die Entscheidung nicht zu, wenn sie auch schon in den Zeiten der Gemeindegründung für die künftige Entscheidung einige Vorbereitungen treffen mag. Etliche Evangelien und Stücke des Alten Testaments, in die Muttersprache der armen Gemeinde übersetzt, mögen vorerst für deren Erbauung ausreichen.
Möge es den Boten Jesu Christi nie an der Gabe fehlen, die himmlische Botschaft in die Redeweise der Ärmsten zu kleiden und in pristerlichem Sinn allen alles zu werden. Möge ihnen aber auch der prophetische Scharfblick und der königliche Einfluß geschenkt werden, wodurch vereinzelten Völ-

kerresten der Anschluß an eine lebensfähige, zukunftreiche Zunge ermöglicht wird! Und mögen beiderlei Gaben vereint fortwirken, bis der Herr den Völkern »die reine Lippe zuwendet, daß sie alle Jehovas Namen anrufen und Ihm dienen, einträchtiglich!« (Zephanja 3,9.)

Wie gelangt man zu einer Bibelübersetzung in der Mission?

Dieser Vortrag wurde in den »Verhandlungen der zu Bremen gehaltenen vierten allgemeinen Missions-Conferenz in der Himmelfahrtswoche 1876«, Gütersloh 1876, S. 19–26, veröffentlicht. Zwischen Titel und Text steht die Zeile: »Dr. Gundert trug hierüber folgendes Referat vor:«. Gundert war vom 21.–27. Mai 1876 auf der Bremer Konferenz, wo er sein Referat am 24. hielt: »Nachmittags Gunderts Referat.« (CT 25.5.76). Offensichtlich eröffnete Gundert damit die Nachmittagssitzung.

1. Bei allen Bibelübersetzungen neuerer Zeit, welche sich Anerkennung erworben haben, läßt sich nachweisen, daß ein vom Herrn berufener Übersetzer das meiste daran tat. Ist nun auf dem Missionsfeld ein solcher vorhanden, so wird er sich vielleicht Bahn machen durch irgendwelche Verkennung und Schwierigkeiten, und die Sache kommt zustande; er kann aber auch so in der Ecke stehen, daß er sich nicht vorwagt und geschoben sein will. Ist kein solcher da, so bringt es alle Mühewaltung doch nur zu Vorarbeiten, die freilich auch ihren Wert haben. Als evangelische Christen aber glauben wir, daß es dem Herrn daran liegt, jedem zahlreicheren Volke sein Wort in der Zunge, die es redet, zu geben, und bitten ihn also von Anfang an um das Geschenk eines solchen Mannes, suchen auch und klopfen an.
2. Wem ein solcher Beruf zukommt, das wird nur in seltenen Fällen anfangs schon erkannt. Meist stellt es sich erst im Ringen heraus, wer die meiste Aussicht auf Siege hat, und gar oft wird es einer Reihe von Anläufen bedürfen, ehe etwas Erkleckliches erreicht ist. Es kann ein Menschenalter dazu genügen oder auch ein Jahrhundert; und auch im besten Fall geht mit der Entwicklung der Sprache und der Erweiterung der Kenntnisse das Nachhelfen nicht aus. Es ist nötig, vor Überstürzung im Lösen dieser Aufgabe zu warnen (wie sie früher in Serampur und sonst zutage trat).
3. Eine Bibelübersetzung kann nur durch Männer beschafft werden, welche die Kenntnis der Grundsprache mit der der Landessprache vereinen.
4. Es versteht sich aber von selbst, daß während prinzipiell möglichst gleichmäßige Kenntnis bei den Sprachen vom Übersetzer gefordert wird, die Wichtigkeit der Landessprache überwiegt (Luther war kein großer Ebräer, kein vollkommener Grieche, und hat doch eine Übersetzung auf Jahrhunderte geschaffen. Neuere haben für die alten Sprachen ganz andere Hilfsmittel, mögen sie diese wenigstens recht zu benützen verstehen! Als Notbehelf mag auch auf längere Zeit eine Übersetzung dienen, die kein eigentlicher Gelehrter ausgearbeitet hat).
5. Nur ein Volksangehöriger kann die Landessprache vollkommen handhaben. Wohl mag unter gewissen Voraussetzungen auch ein Außengeborener eine Sprache tüchtig lernen, sie frei und kräftig brauchen (wie z. B. Max Müller den englischen Dialekt des Deutschen), nur werden solche bei grundfremden Sprachen überaus selten zutreffen. (Ein Europäer heiratet etwa eine Eingeborene und lebt lange genug, um sich in die Sprache einzuleben, oder ein Kolonistenkind ist von Kind an zweisprachig usw.).
6. Ein bekehrter Heide kann durch den neuen Geist eine beredte Zunge in seiner eigenen Sprache empfangen, er kann aber auch durch seine Führung der eigenen Sprache bedeutend entfremdet werden. (Er liebt z. B. das Englische mehr, weil er in dieser Sprache das zündende belebende Wort erhalten hat, glaubt am Ende, nur im Englischen recht beten zu können. Ebenso hindert die polyglottische Ausbildung, welche viele in Seestädten oder Verkehrsplätzen empfangen, die Vertiefung in irgendeine Sprache; so vermögen am Ende Afrikaner wie Inder in sechs bis zwölf Sprachen zu verkehren, beherrschen aber keine mehr.)

7. Es ist natürlich, daß der Missionar, welcher ein noch unangebautes Missionsgebiet betritt, die Übersetzung der heiligen Schrift auch bald zu seiner Aufgabe rechnet. Sie ist aber etwas so Großes, daß sie am besten verschoben wird, bis ihm zuverlässige Hilfe von Eingeborenen zu Gebot steht.

8. Verzieht sich diese, so versucht er sich notgedrungen in Anfängen von Übertragung. Da und dort muß er ja schon nach einem Namen für Gott jagen und kann Tage, Wochen darauf verwenden müssen, verständliche Ausdrücke für die einfachsten geistlichen Begriffe zu finden. Was für einen ersten Katechismus, ein Spruchbüchlein notwendig ist, umfaßt schon Bibelübersetzung und teilt der sich sammelnden Gemeinde einen Anfang von biblischer und kirchlicher Sprache mit, der möglicherweise gelungen ausfällt, aber auch folgenreiche Mißgriffe einschließen kann, deren Änderung sich später schwer bewerkstelligen läßt (der Streit in China über den Namen Gottes).

9. Man fängt gewöhnlich die eigentliche Übersetzung mit einem Evangelium an, viele schon nach sehr kurzen Studien. Gewiß mit Recht, wenn sie selbst den Versuch bloß als Vorarbeit betrachten, welche keine besondere Geltung anspricht. Aber Tatsache ist, daß solche Anfänge leicht überschätzt werden. Das schlimmste ist, wenn der Übersetzer so sicher vorangeht, daß er etwa – wenn in einem sprachreichen Lande – jedes Jahr eine weitere Sprache in Angriff nimmt und sich befähigt glaubt, damit etwas Tüchtiges zu leisten.

10. Jede Sprache ist etwas Unendliches, bedeutend mehr als aus dem besten Dutzend derjenigen, welche sie handhaben, herauszulocken ist. Es mögen Wilde sein, die der Weiße instinktartig verachtet, weil sie sich überaus arm an den von ihm gewünschten Worten und Wendungen zeigen; leicht verachtet dann der Lerner auch ihre Sprache als eine Art Vögelgezwitscher oder Bärengebrumm. Da mag es Zeit brauchen, bis der Ankömmling herausfindet, welch ein Kunstwerk auch die herabgekommenste, ärmste Sprache ist. Er muß erst die Sprache bewundern lernen, ehe er ein Stück Übersetzung bewältigt, muß sie auch immer wieder mit gespitzten Ohren hören. (Vgl. Dr. Bleek, der von Buschmännern 84 Bände (?) ihrer Traditionen gesammelt hat.)

11. Erst wenn man mit den Leuten eines Orts gut verkehren kann, ist man in den Stand gesetzt, dialektische Abweichungen gehörig zu würdigen. Es gehört aber viel Reisen oder Zusammenführung mit allerlei Angehörigen eines Sprachstamms dazu, um einen Überblick über das gesamte Sprachgebiet zu gewinnen. Ehe das geschehen ist, wird oft die Wahl des Dialekts schon getroffen, das Werk vorangerückt sein. Man lasse sich nicht entmutigen! Ist nur die Übersetzung gut, sie wird sich auch weiter hinaus Bahn machen. Wo immer das Evangelium Gemeinden bildet, dahin gehört der Anfang der Bibelübersetzung (Luthers Hochdeutsch. In Tyi wurde der Akwapem-Dialekt gewählt gegenüber von Fante, Asante usw.) Aber der Wortvorrat, der sich aus Dialekten ersammeln läßt, mag für prophetische und poetische Schriften dienen.

12. Ebenso findet der Fremde erst bei längerem Verkehr, wie jede Sprache außer dem Alltäglichen in Dichtung, Tradition, Sprichwort usw. alte Elemente birgt, welche für den Übersetzer von außerordentlichem Wert sind. In Sprachen, die eine Literatur haben, sind diese Elemente leichter zu erreichen, können auch übermäßigen Reiz ausüben; aber selbst in nie geschriebenen Sprachen mangeln sie nicht völlig; da gilt es nur, die rechten Träger dieser Überlieferungen zu finden.

13. Es ist vorgekommen, daß in einer Sprache das Neue Testament schon ein Vierteljahrhundert gedruckt war, ohne daß die Übersetzer etwas früher darin Geschriebenes gelesen hätten. Sie behaupteten erst, es gebe in ihr keine Literatur, nachträglich lehnten sie ab, darauf einzugehen, um ihren Stil nicht zu verderben. Geschieht das bei Schriftsprachen, wie einseitig mag erst mit den Sprachen roher Völker umgegangen werden? Wenn jeglichem Menschen empfohlen werden muß, schnell zum Hören, langsam zum Reden zu sein, ziemt das im eminentesten Sinne dem Bibelübersetzer.

14. Eine besondere Vorarbeit, die stetig fortgesetzt wird, besteht in der Sammlung von Äquivalenten oder nahekommenden Ausdrücken für die höchsten geistigen Begriffe. Man vergleicht dazu nach Kräften, was einem von Arbeiten in verwandten Sprachen zu Gebot steht, hofft aber immer auf noch zuträglichere Funde.

15. Entlehnung aus Kultursprachen ist ein Notbehelf, der doch auch sein geheiligtes Recht hat (Halleluja, Amen usw.). Wo aber zieht man die Grenze? Unsere Nazaranis in Malabar haben viel Syrisches in ihre Kirchensprache herübergenommen, die Katholiken Romanisches, das sich auf uns

forterbte (Prophet, Psalm, *baptize*; die Hallenser zuerst noch *Espiritu santo* im Tamil). Daß in Südafrika englische oder holländische Zahlen sogar in die Tschuana-Bibel eindringen, scheint doch ein starkes Wagnis; oder ist es als ein richtiger Griff zu betrachten, entsprungen aus der Ahnung vom künftigen Gang der dortigen Sprachentwicklung?

16. Als eine andere Vorarbeit ist die Wiedergebung biblischer Namen in Angriff zu nehmen. Wo solche schon in etwas bekannt sind, ist Anlehnung auch an mohammedanische Formen nicht absolut zu verwerfen (z. B. Ibrahim, Musa für Abraham und Mose, aber Isa gegenüber von Jesu schon bedenklicher). Im Deutschen wäre »Jeschu« das sprachlich Richtige, aber gegen die geschichtliche Nötigung zu »Jesu« läßt sich nicht streiten. Wo *tabula rasa* ist, wird man die hebräischen Namen dem Lautsystem der Sprache möglichst anpassen, man hüte sich aber vor den in der Heimat liebgewonnenen Klängen (Gesu der Katholiken in Tamil lautet Sesu, während die Sprache ein J hat. Das englische Kraist stört in mancher Übersetzung).

17. Mit Prosa, und zwar der einfachsten, erzählenden, fängt man an. Das übrige ist Geduldsarbeit, wobei das Hämmern und Feilen auch des scheinbar Fertigen nicht ausgeht. Paulinische Syntax und Poesie der Propheten werden aber auch dem Geübten noch manchen Schweiß auspressen. Ohne poetische Gabe vermag selbst der Fleißigste nicht alle Schriften zu übersetzen.

18. Der einzelne mag noch so gewissenhaft gearbeitet haben, zur Vervielfältigung und Verbreitung seines Werks braucht er den Beifall anderer. Diesen gewinnt er nicht ohne allerhand Kompromisse. Bald wird er über der Wahl des Textes, den er zugrunde legte, bald über der Auslegung und deren Abweichung von maßgebenden Versionen, bald über allerhand Kleinigkeiten sich in Streit verwikkelt sehen. Gott schenke ihm Geduld, sich so durchzuschlagen, daß er sich in Untergeordnetem überstimmen lassen, aber doch Wesentlicheres durchsetzen könne. Er schenke auch seiner Arbeit Revisoren, die was taugen, sei es zu seinen Lebzeiten oder nach seinem Abgang!

Volksliteratur

Nala charita saram – Die Nala-Geschichte

Gundert veröffentlichte diese Schrift, in der er eine altindische Dichtung aus dem Sanskrit ins Malayalam übertrug und gleichzeitig mit christlichem Inhalt in malabarischer Umgebung versah, im Missions-Magazin 1853, S. 49–65 und 1854, S. 66–93. Das von Gundert selbst geschriebene Manuskript befindet sich im Archiv der Basler Mission und gibt Zeugnis von Gunderts präziser und sauberer Arbeitsweise. Diese Nachdichtung zu Nala verfaßte Gundert während seiner »stummen Zeit«, in der er auch für einige Monate zur Erholung auf den Nilagiri weilte (zur Entstehungsgeschichte und Form siehe oben »Umgestaltete Literatur«).

Der Text wurde möglichst so belassen, wie ihn Gundert verfaßte. Lediglich die Zeichensetzung wurde aktualisiert bzw. der Veröffentlichung im Missions-Magazin entnommen. Im ersten Teil verläuft das Wechselgespräch zwischen *Nayar* und *Schulmeister*, im zweiten und dritten zwischen *Nayer* und *Lehrer*. Dieser Wechsel von *Schulmeister* und *Lehrer* wurde nach Gunderts Manuskript beibehalten.

Das Gedicht ist in Indien immer wieder Gegenstand von Diskussionen. Dabei werden die ersten beiden Teile in der Regel als so indisch empfunden, daß sie auch von Hindus geschätzt und gern gelesen werden. Im dritten Teil schiebt sich die Missionspredigt immer mehr in den Vordergrund und dominiert gegen Schluß völlig. Neben Gunderts dichterischer Leistung spiegelt sich die Persönlichkeit Gunderts an vielen Stellen. Deshalb sollte das Gedicht auch zwischen den Zeilen gelesen werden. In seinen Werken kommt Gundert bei

der Nala-Geschichte seinem Ziel, den Indern ein Inder zu werden um seines Glaubens willen, am nächsten. Sein Nala enstand in der Mitte des vorigen Jahrhunderts; er verknüpft altindischen Stoff aus dem Sanskrit-Heldenepos *Mahabharata* (3,53,1 ff.) mit Kernaussagen der *Bibel* und christlichen Dogmatik und verankert ihn im *Malayalam*.

Erster Teil

Nayer. Selam, Lehrer, was leset ihr da? Das *Ashtanga hridayam?* (ein medizinisches Werk).
Schulmeister. Nein – es ist die Nala-Geschichte.
N. Die Nala-Geschichte?! Dürft ihr dergleichen noch lesen? Sind euch auch andere als europäische Bücher erlaubt?
Sch. Ich weiß von keinem Verbot. Bei uns heißt es: Prüfet alles und das Gute behaltet. Ich lese mehr in gedruckten Büchern, weil sie besseren Inhalt haben; wenn mir aber die Zeit reicht, suche ich auch das Beste aus heidnischen Schriften herauszufinden.
N. Sagt mir doch aufrichtig, wie es euch geht. Haben nicht unsere Vedas und Shastras mehr Gehalt? Kommt ihnen auch etwas in den christlichen Büchern gleich? Mich dünkt, ihr findet doch wieder Geschmack an dem, was ihr so unvorsichtig aufgegeben habt.
Sch. Ich kann aufrichtig erklären, daß mir, je mehr ich die einheimischen Schriften untersuche, desto mehr Fehler darin erscheinen, und je mehr ich die heilige Schrift lese, desto größer und reicher wird sie mir. Ach, wenn man nur unsere Landsleute bereden könnte, sie ordentlich zu prüfen!
N. Davon will ich nichts – aber was findet ihr Schönes im Nala charita?
Sch. Ich lobe daran zunächst die Sprache. Der es aus dem Sanskrit übersetzte, war ein gewandter Redner. Worte und Versmaße sind gleich gefällig.
N. Ich will's doch denken! Wo wird in eurer Religion so etwas zustande kommen? Eure Padres sind Stammler.
Sch. Ein Hungernder, sucht der, was glitzt oder was nützt? Ein Verirrender, freut er sich nicht, wenn auch ein Stammler ihm den Weg weist. Besser als sich einem beredten Betrüger anvertrauen, der einen ins Dickicht führt und dann sich selbst überläßt.
N. Nur nicht so hitzig. Zorn ist zu nichts gut. Allerdings kommt's bei Büchern mehr auf den Inhalt als auf schöne Worte an. Muß aber ein schönes Gesicht allen Schmuckes bar gehen? Auch die beste Perle, glänzt sie nicht feiner, wenn in Gold gefaßt?
Sch. Ganz recht. Eben darum lese ich auch dergleichen. Ich wünsche von Herzen, daß die, welche den Grund aller Wahrheit empfangen haben, wenn es sich schickt, auch gewandt und glücklich in der Sprache werden, damit sie den Schöpfer und seine Werke eindringlich preisen können.
N. Ist nicht die Nala-Geschichte auch ausgezeichnet durch ihren Inhalt?
Sch. Es ist manches Schöne darin.
N. Sagt an, was gefällt euch so.
Sch. Ich will's versuchen. Ihr kennt doch die Geschichte.
N. Natürlich habe ich sie in meinen Knabenjahren wohl gewußt. Jetzt ist sie mir nicht so klar. Gebt mir den Inhalt kurz an.

Sch. Es war einmal ein König Nala, der über die Nishadhas herrschte und, von einem Schwan unterrichtet, sich in eine Prinzessin Damayanti verliebte. Derselbe Schwan flog auch zu ihr, erzählte vom König Nala und fachte Liebe in ihrem Herzen an. Ihr Vater, der Vidarbha-Fürst, sah ihren leidenden Zustand und hielt's fürs beste, sie zu verheiraten. Er sagte nach alter Sitte den Wahltag an. Dazu kamen nun viele Prinzen und auch Nala zusammen, ja auch Indra mit noch drei Göttern, und hätten jeder gerne Damayantis Wahl auf sich gelenkt. Die vier Götter machten Nala zu ihrem Gesandten, auch bemühte sich dieser redlich, die Prinzessin zur Wahl eines göttlichen Bräutigams zu bereden. Umsonst. Sie hatte sich im Herzen mit Nala verlobt, und am großen Festmorgen ging sie an Göttern und Königen vorbei und warf dem Nishadha-Fürsten die Halskette um. Darüber freuten sich die Götter und beschenkten Nala mit je zwei Wundergaben. Darauf wohnte Nala mit Damayanti ganz selig in seiner Residenz, bis der Teufel Kali (der Geist dieses Weltalters) ihn aus Neid zu Fall zu bringen suchte. Einmal hatte Nala sich nicht nach der Vorschrift gereinigt, wodurch dem Kali der Eingang in ihn eröffnet wurde. Alsbald wurden dem König die Sinne verwirrt, er ließ

sich von Pushkara, einem Verwandten, zum Würfelspiel verführen, verlor eins ums andere, bis all sein Schatz und Reich in Pushkaras Hände gefallen war. Als Damayanti des Gatten Wahnsinn sah, sandte sie ihre zwei Kinder zu ihres Vaters Stadt, sie selbst aber folgte ihm in die Verbannung und irrte mit ihm durch den Wald. Dort betrog Kali den König noch einmal, indem er ihn seines übrigen Kleides beraubte. Verzweifelt über sein Mißgeschick wartete er, bis die Gattin in der Waldhütte entschlafen [eingeschlafen] war, schnitt ihr Kleid entzwei und entfloh mit einer Hälfte. Damayanti, erwacht, suchte umsonst nach dem Gemahl. Nach allerhand Mißgeschick begegnete sie einer Karawane von Kaufleuten, welche sie nach Chedi geleiteten. Dort fand sie eine Stelle als Erzieherin der Königstochter, ohne ihren Namen und Stand zu verraten. – Nala war bei einem Waldbrand so glücklich gewesen, durch eine Wundergabe des Feuergottes eine Schlange aus den Flammen zu retten. Zum Dank kündigte ihm dieselbe an, wie er aus seinem betrübten Zustand Erlösung finden werde, und verwandelte ihn durch ihren Biß in einen häßlichen, langarmigen Zwerg. Als solcher nahm Nala den Namen *Bahuka* (Bearmter) an und bot dem König von Ayodhya seine Dienste an. Durch die Gaben der Götter war er nämlich als Koch und Wagenlenker gleich ausgezeichnet. – Nach geraumer Zeit schickte der Vidarbha-König Brahmanen nach allen Richtungen aus, um seine unglückliche Tochter zu suchen. Einer traf sie im Palast des Chedi-Königs, offenbarte ihren Namen und veranlaßte sie, zu ihrem Vater und ihren zwei Kindern zurückzukehren. Dieses Wiedersehen genügte ihr nicht auf die Länge: Sie sandte Brahmanen aus, von ihrem Gatten Nachricht einzuziehen. Einer von diesen kehrte mit der Kunde zurück: In Ayodhya sei ein Wagenlenker im Schloß, der beinahe Nalas Eigenschaften alle habe, nur sei er unbeschreiblich häßlich. Alsbald schickte Damayanti den Brahmanen nach Ayodhya zurück, er solle dort auf den nächsten Tag die zweite Wahlhochzeit von Damayanti ankündigen. Der Ayodhya-Fürst freute sich dieser Aussicht, und seine Furcht wegen der großen Entfernung wich vor dem Versprechen des Wagenlenkers, in einem Tage getraue er sich wohl, die 108 (indischen) Meilen zurückzulegen. Auf dieser wunderbaren Fahrt lehrte der König den Wagenlenker die ganze Kunst des Würfelspiels durch einen Zauberspruch, zum Dank für seine Mitteilung des Pferdezaubers. Noch am Abend gelangten sie zur Vidarbha-Stadt, aber da war keine Zurüstung zu einer Hochzeit zu sehen. Der alte König bewirtete die Gäste, und Damayanti benützte die Gelegenheit, um die Kochkunst des Zwergs auf die Probe zu stellen. Der Geschmack des Gerichts ließ keinen Zweifel übrig; sie lud Bahuka vor sich, erfuhr von ihm, daß er Nala sei, und versicherte ihn trotz seiner Verwandlung ihrer unwandelbaren Liebe, worauf er den von der Schlange gegebenen Rat befolgte, im Nu seine eigentliche Gestalt annahm und damit den zwölfjährigen Trennungsschmerz beendigte. Er kehrte bald in sein Land zurück, forderte Pushkara zum Würfelspiel oder Zweikampf heraus, gewann ihm unverzüglich Land und Leute wieder ab und lebte forthin mit seiner Gattin kummerlos bis ans Ende.

Nayer. Ist's nicht eine schöne Geschichte? Es fehlt auch an keinem Pünktlein.
Sch. Unzüchtiges ist einmal nichts an der Geschichte. Liest man Krishnas und andere Geschichten, so muß sich jeder ehrliche Mann schämen. Dergleichen Bücher verderben viele junge Leute. Daher darf es einen freuen, wenn er ein ehrbares Gedicht findet.
N. Eine ganz göttliche Geschichte!
Sch. Das doch nicht. Daß Schwanen reden, Götter zur Hochzeit auf die Erde kommen, Schlangen und andere Wesen ihre Art wie Kleider wechseln, daß Nala ohne Feuer den Reis kocht und aller Not mit Zauberformeln ein Ende gemacht wird, alle diese und ähnliche Wunderbarkeiten sprechen mich nicht an.
N. Solche Wunder eben sind's, was mir am besten behagt. Je mehr ich's bedenke, desto anmutiger.
Sch. Mir scheint dergleichen für Kinder zu passen als Zeitvertreib, nicht für Männer. Unsere Landsleute nehmen alles das für bare Münze und werden dadurch an der rechten Wahrheit irre.
N. Was ist Schlimmes daran? Ist doch die Welt voll von Täuschung jeder Art.
Sch. Sehr wahr, leider! Eben weil übergenug Täuschung in der Welt ist, soll man sie nicht vermehren, sondern lieber zu vertreiben suchen. Wie viele sind der Wahrheiten, welche dem Menschen nicht von selbst deutlich werden, sondern Erleuchtung erfordern, wie: was Gott ist und was Mensch ist, Gutes und Sünde, Seligkeit und Verdammung. Sol-

che Dinge müssen aufs genaueste behandelt werden, wenn sich kein Trug einmischen soll. Wer ihnen ernstlich nachspürt, wird an dergleichen Erdichtungen kein Gefallen haben.
N. Mir kommt daran nichts Mißfälliges vor. Doch ist auch über Tugend und Sünde und ähnliches im Nala vieles Treffliche enthalten.
Sch. Einiges ist ordentlich gesagt. So wird Kali geschildert, wie er mit seiner Dienerschaft von Sünden und Lastern einherzieht:
»Da war erst die böse Lust, hinter ihr der Zorn zu sehn,
Nimmersatter Geiz, sodann tolle Weltbesessenheit.
Alle vier, verkörpert, ziehn lärmend auf den Wolken fort,
Wie Trabanten folgen ihn' vier gewaltge Heere nach.
Die Verliebten eine Schar, dann der Zornessklaven Heer,
Blinde Herrenknechte und von der Welt Bezauberte,
Tobend ziehen sie dahin, und wer nennet ihre Zahl.«
N. Halt – wie heißen jene vier Wesen?
Sch. (Erklärt die vier Namen *Kama,* »Amor«, *Krodha,* »Zorn«, *Lobha,* »Habsucht«, *Moha,* »Betäubung«).
N. Nur zu wahr, daß die Zahl der Sündensklaven so groß ist.
Sch. Leider! Das ärgste ist, daß alle Menschen dazugehören.
N. Aber wir doch nicht?
Sch. Was ihr nicht sagt! Habt ihr nie Zorn? Wißt ihr nichts von Betäubung? Habt ihr nicht Gefallen an etwas Täuschung? Kennt ihr Lust und Geiz nur vom Hörensagen?
N. Das eben nicht. Ein bißchen Böses bleibt an jedem hangen. In der Jugend tut man vieles unbedacht. Das muß man eben durch Erziehung zurechtbringen.
Sch. Zurechtbringen soll man's freilich, wird's aber auch recht? Es sieht nicht aus, als ob mit dem Alter das Böse abnähme. Meistens kommt zu den vier noch ein fünftes.
N. Wie zählt ihr denn? Ich habe von sieben gehört: Lüsternheit, Zornessucht, Leidenschaft *(raga),* Haß *(dvesha),* sodann Habsucht und Stolz *(dambha)* und Betäubung, die sieben sind.
Sch. So seien es denn sieben. – Was ich meine, ist dann das achte. Ich meine Heuchelei. Seht ihr nicht, wie die Menschen Sünde und Laster bei sich einnisten lassen; statt sie auszutreiben, begnügen sie sich mit Zudecken. Wie es der Wechsler macht, wenn er einen falschen Fanam hat durchschlüpfen lassen (Sprichwort). Das ist für Gott das Widerlichste. Keiner, ob er auch alles Böse in sich habe, denkt: Ich bin ein Böser. »Der Krankheit Kenntnis ist zur Kur der erste Schritt.« Ach, wie herrscht die Sünde so allmächtig über alle Welt!
N. Doch sind ja nicht alle so.
Sch. Alle ohne Ausnahme sind Sünder. Höre, was Kali sagt (Nal. 4):
»Ich bin der Geist, der im vierten Weltalter wird
Allen auf Erden verändern die Sinnesart.
Jeden, der Gutes tut, rott' ich unfehlbar aus.
Lüsternheit, Zornessucht, Leidenschaft, Haß sodann,
Habsucht und Stolz und Betäubung mit anderen
Kräftigen Dienern befehle ich unbedingt.
Noch ist mein Tag nicht gekommen; daher ich sie
Drängend und stoßend gefangen erhalten muß.
Wie sie sich sehnen, die Welt zu durchstreifen frei!
Wart' noch ein wenig, gedulde dich, stille doch!
Aber nicht länger vermag ich zu halten sie.
Einst wie die Lohe, so werden sie brechen aus:
Dann laß es gehn, wie das Schicksal geschehen läßt.«
Ist nicht jetzt die vierte Weltzeit? Kalis Zeitalter? Ich denke, es trifft zu, die Guten sind ausgerottet und allen auf Erden ist die Sinnesart verändert.
N. Das ist sehr wahr. Der Kali ist an allem schuld.
Sch. Haha. Der Kali? Den gibt's gar nicht. Doch existiert ein Feind Gottes, der Teufel. Der hat der Menschen Sinne benebelt und herrscht nun unbemerkt als Fürst dieser Welt. Das ist der Satan (Sheitan der Moslems).
N. Ob Kali, ob Sheitan, mir gilt's gleich. So viel ist gewiß, daß erst in dieser Kali-Zeit die Sünde solche Macht erlangt hat.
Sch. Allerdings heißt es so im Buch. Dem stimme ich aber nicht bei. Auch Nalas Zeit war böse Zeit.
N. Wie beweisest du das? Damals war noch Wahrheitszeit (goldene Zeit).
Sch. Wenn man dem Gedicht glaubt, allerdings (4):
»Armut war nirgends auf Erden zu jener Zeit.
Lügen und Stehlen und Eigensucht gab es nicht,
Niemand gelüstet nach Weibern, nach Gold und Wein,
Keinem kommt Zorn oder Grausamkeit in den Sinn.

Regen fällt nimmer zu reichlich, zu spärlich nie.
Krieg und Empörung, Vermischung mit Niedern,
Alle dergleichen Verbrechen sind ungesehn.
Brahmanen hoch geehrt, Götter mit Dienst erfreut,
Herrliche Zeiten, bei Siva, für jedermann
In der Regierung des Königs der Nishadha.«
Demzufolge muß es damals ohne grobe Sünden abgegangen sein.

N. Ja, das waren schöne Zeiten.

Sch. Eine pure Täuschung. Gab es nicht auch damals Schurken wie Pushkara? Sagt nicht Damayanti von ihm (Nal. 3):
»Herzlos, gottvergessen, ungezügelt der Tyrann.«
Sodann erwähnt sie der sieben Versuchungen eines Königs:
»Weiber, Würfel, Jagd und Trunk, Trotz, Absprechen, Grausamkeit.«
Also muß man auch damals von diesen Sünden gewußt haben. Sodann sagt Nala einmal (4):
»Ist doch auch keinem zu glauben in dieser Zeit!
Ach, daß sich niemand an Pflicht und Gesetze kehrt!«

N. Danach scheint es schon vor alters mit uns Erdenwürmern schlimm gestanden zu sein. Das ist nun eben unser Verhängnis. Gott will es einmal.

Sch. »Was einmal der Schöpfer will,
Das zu ändern, hoffe nicht,
Seiest du auch hochgelehrt!«
Mir sind diese Art Phrasen herzlich zuwider. Was immer Gott verhängt haben mag, die Sünde hat er nicht verhängt und nicht gewollt. Er ist heilig und kann nie und nimmer Urheber der Sünde sein. Er haßt und verbietet alle Sünde. Nicht in ihm, in uns allein hat sie ihren Grund.

N. Kann auch etwas geschehen, außer durch göttliche Verfügung? Will der Allherrscher die Sünde nicht haben, so ist sie im Nu abgetan.

Sch. Ach nein! Gott will die Sünde nicht, und dennoch ist es auch für ihn schwer, sie abzutun. Sonst gibt es wirklich nichts, das zu ändern Gott Arbeit machte. Der Menschen Herz anders zu machen, ist eine gewaltige Arbeit. Ihr müßt nicht denken, daß wir wie Drahtpuppen in Gottes Hand sind. Es liegt ihm daran, unsere Zustimmung zu haben. Aber diese zu gewinnen, ist auch für Gott eine schwere Aufgabe.

N. Dies ist das erstemal, daß ich höre, daß Gott arbeite und daß es etwas Schweres für ihn gebe. Es heißt doch allgemein, die ganze Welt sei Gottes Spiel und Zeitvertreib (d.h. spielend erschaffen).

Sch. Ja, auch das Wort *Deva* (Gott) wird von *devana,* »spielen«, abgeleitet. Man dachte sich eben, daß wir arme Menschen unser Lebtag Mühe und Arbeit haben, während die Herren im Himmel sich an einem fort mit Spielen ergötzen. Aber glaubet mir, mit unseren Sünden machen wir Gott wirkliche Arbeit. Er hat's selbst gesagt. Und um der Sünde willen hat er seinen Sohn in diese Welt gesandt und in unserem Geschlecht geboren werden lassen, damit er nämlich alle unsere Sündenlast auf ihn werfe. So hat er ihn denn für uns in schweres Leiden und schmählichen Tod dahingegeben und damit eine ewige Versöhnung für die Sünde gestiftet. Das ist gewißlich wahr. Er muß also wohl gewußt haben, daß sich unsere Sünde nicht anders abtun lasse, sonst hätte er sich auf einen so beschwerlichen Weg nicht eingelassen. Aus lauterer Liebe und Barmherzigkeit zu den Menschen aber hat er dieses Leiden übernommen und so den Erlösungsweg für uns gefunden.

N. Das ist eure Meinung. Unseren Göttern und Rishis ist es ein Leichtes, Sünde ohne weiteres aufzuheben. Einen Bann oder Zauber zu lösen, kostet sie nicht die geringste Mühe. Ob sie segnen oder fluchen, ihr Wort wird auf der Stelle erfüllt.

Sch. Was ihr nicht sagt! Wie kommen eure Götter dazu, Sünde abzutun? Sind sie doch selbst Sünder! Woher haben sie denn den Willen und die Kraft, Sünde zu entfernen?

N. Ihr müßt nicht schimpfen, Lehrer. Ihr habt ja die Sünden abgehandelt, und ich hatte nichts dagegen. Auch wenn ihr welche an mir findet, lasse ich mir's gefallen. Aber die Götter sollt ihr nicht lästern.

Sch. Von Schimpfen ist bei mir keine Rede. Aber was ich sagte, kann ich beweisen. Mir ist eben leid, daß ihr einen so morschen Zweig gepackt habt – er trägt euer Gewicht nicht. Das ist alles.

N. Welchen Fehler habt ihr an den Göttern gefunden?

Sch. Einige Eigenschaften Gottes sind in euren Büchern ziemlich richtig beschrieben. Ich will eine Stelle anführen (2):
»Ohne Geburt und Tod, maßloser Tugend Quell,
Unbesiegt, selig, von Krankheit und Lüsten frei,
Aller Geburten Grund, sämtlicher Feinde Tod,
Unbefleckt, ewig, der Heilige, selbstsuchtslos.«
Diese Lobpreisung Gottes im Munde des Vidarbha-Königs ist ganz passend. Auch was Damayanti sagt (1), ist anzuerkennen:

»Zu jeder Seel' reicht seine Gegenwart,
Er weiß, was sich in jeder regt.«
Es wäre sehr zu wünschen, daß alle Seelen dies bedächten.
N. Ja, wahrhaftig. An Gott zu denken, ist die Hauptsache.
Sch. Aber euren Göttern nachzudenken, hilft zu nichts. Ihr betet wohl eine Reihe Namen, und teilweise schöne Namen her, aber was nützt's? Die in den Namen ausgesprochenen Eigenschaften sollten sich in dem Gebaren und den Taten Gottes erzeigen. Sonst bleibt der Name ein leerer Schall. Ihr habt gehört, wie er
»unbefleckt, der Heilige, selbstsuchtslos«
genannt wurde. Was bedeutet das?
N. (Übersetzt die Sanskrit-Worte korrekt).
Sch. Ganz recht. Würdet ihr einen Lüstling heilig nennen?
N. Das fällt niemand ein.
Sch. Nun merkt auf. Wie Indra mit noch drei Göttern zu Damayantis Wahlfest herabkam, hat Indrani, seine Gemahlin, gegen ihre Gefährtinnen sich laut beklagt (1):
»Wie nur ein Gott, der einhundert Pferdopfer hat
Dargebracht und nun geheiligt und selig thront,
Auf ein Gerücht von menschlicher Frauen Reiz
Alsobald sich zu der Erde hinwenden mag!
Da hat er wieder – was weiß ich – von wem gehört,
Nimmt die drei Freunde und läufet dem Mädchen nach.
Scham, ich gestehe es, füllt mir das Herze ganz,
Wenn ich dergleichen mit Schweigen ansehen muß.
Wunderbar, daß es die Viere im Nu geglaubt,
Was ihnen Narada lügnerisch hat gesagt.
Hierin auch gilt es: Das Eigne hat keinen Wert,
Fremdes allein ist in Ehren bei jedermann.
Daß es jedoch den verwegenen Lüstlingen
Häufig mißrät, das wissen wir alle ja.
Indra nur, scheint es, vergisset, in welche Not
Ihn das Gelüst nach Ahalya geraten ließ.«
Das, worüber sich Indrani schämt, wird doch auch euch unehrbar erscheinen. Nicht wahr?
N. In welche Not ist Indra durch seine Liebschaft mit Ahalya geraten?
Sch. Ich schäme mich, das zu sagen. Nur soviel: Der Rishi hat ihn für seine Verliebtheit verflucht und ihm eine schmähliche Strafe angehängt. Nachdem er sich lange damit getragen, soll er in *Suchindra* (»Indras Reinigung« in Travankor) gebadet haben und rein geworden sein. Das muß eine äußerliche Reinigung gewesen sein – innere Reinheit ist bei Indra nicht zu suchen.
N. Ich getraue mir nicht, die Zeitvertreibe des alles erfüllenden, überall spielenden Herren, Unrecht zu heißen.
Sch. Wie aber, wenn Indra selbst die Lust ein Unrecht heißt? Ich richte ihn aus seinem Munde. Er weiß, daß Lust Sünde ist und versteht darüber ganz erbaulich zu predigen (1):
»Glaube mir, Fürst, nur die Geistlosen mögen in
Lüsten und Sünden mit Weibern verstricken sich.
Wolltest du hegen den fleischlichen Wahn, daß dich
Irgend beglücke ein Klumpen von Menschenfleisch?«
Seht ihr, wie er andere belehrt, und selbst nicht lernen mag. Deswegen ist es klar, daß Indra nicht bloß fleischlich und geistlos, sondern auch daß er ein Heuchler ist.
N. Auch mir scheint Verliebtheit für Götter nicht recht zu passen.
Sch. Da geht's euch wie der Damayanti, die sagt (1):
»Ist es denn möglich, daß menschliches Weibervolk
Reize für Götter besitze? Besinn' dich doch.
Alles derartige ist höchst ungeziemlich.«
Ferner sehen wir, daß die Göttinnen gegen menschliche Schönheiten Eifersucht empfinden, ganz wie gewöhnliche Weiber (4):
»Sieht ein Weib ein anderes, das sich ihr vergleichen läßt,
Pushkara, ich sage dir, nichts demütigt tiefer sie.«
N. Es ist wirklich schade, daß Götter und Göttinnen sich gegenseitig nicht besser trauen können! Freilich. So haben wir's auch hierzuland. Aber im Himmel sollte doch bessere Sitte herrschen.
Sch. Was – Sitte und Unsitte! Das ist euren Göttern gleich. Sie schämen sich der Sünde nicht. Nur des Unglücks und der Armut schämen sie sich. Indra sagt (1):
»Selig der Mensch, der dem Grabe sich nähern darf,
Ohne daß einmal die Silbe »gib« ihm entfuhr.
Ist doch für jedermann dieses die größte Schmach.«
N. Das ist aber doch wahr. Ist Betteln nicht eine große Schmach?
Sch. So scheint es uns, weil wir Menschen einen gewaltigen Stolz haben. Ist einer aber innerlich

gedemütigt, so lernt er vor allem Gott, dann auch die Menschen ums Nötige zu bitten. Wenn einer das Betteln für die größte Schmach erklärt, zeigt er nur, daß er noch voll Stolzes und unbekannt mit der Schmählichkeit des Diebstahls und anderer Sünden ist.

N. Habt ihr noch weitere Sünden an den Göttern gefunden?

Sch. Wo eine ist, da läßt sich gewiß der Same aller übrigen Sünden vorfinden. Wenn z.B. einer Lüstling ist, kann er seine Sünde nicht auf die Lust beschränken, sondern er braucht Lug und Trug, um seine Lust zu erreichen – dann müssen Eifersucht und Haß folgen; daher sich behaupten läßt, daß, wo Kama ist, da auch Krodha, Lobha, Moha usw. ihre Wohnung haben müssen.

N. Ist denn aber Lug und Trug bei den Göttern?

Sch. Habt ihr's nicht gemerkt, wie Indrani klagte:
»Wunderbar, daß es die Viere im Nu geglaubt,
Was ihnen Narada lügnerisch hat gesagt.«
Es versteht sich also von selbst, daß dem Narada nicht aufs Wort zu glauben ist. Von Indra zwar muß ich sagen, daß er wie gegen die Lust, so auch gegen die Lüge trefflich predigt (1):
»Solltest du hegen den ärmlichen Narrenwahn,
Daß ein Verstoß gegen Wahrheit nicht Sünde sei?
Ganz unerläßlich für jeden die Wahrheit ist,
Einzige Straße zur edelsten Tugendzier.«
Auch sagt Varuna (der Meergott):
»Von dem geraden Weg weiche um keinen Preis;
Mut für die Wahrheit ist jedem der höchste Ruhm.«

N. Das gefällt mir – Wahrheit ist das allerbeste – im Sieg durch Hinterlist gilt nichts.

Sch. Nun höre aber auch, was Kali sagt (3):
»Hat doch Keitabhari einst trügerisch sich umgetan,
Um den großen Bali zu überlisten unvermerkt.
So ist Vishnu denn, der Gott voller Weisheit, nicht imstand,
Auf geradem, reinem Weg zu erreichen seinen Zweck.
Auch als Buddha hat er ja nur durch Trug den blutgen Sieg
Sich erfochten, das Gewand des Einsiedlers dient' ihm da.
Ohne Unrecht trifft der Mensch nie ein wünschenswertes Ziel.«

N. Wer ist denn der Keitabhari?

Sch. Vishnu – er hat in jenen zwei Avataras, als Zwerg und als Buddha, betrogen, ja und noch in mehreren. Immerhin mögt ihr da von »Weisheit« sprechen, aber »Mut für die Wahrheit« ist dem Vishnu sicherlich nicht »der höchste Ruhm«, und fast scheint's, als ob eure Götter jenen »ärmlichen Narrenwahn« bei sich gehegt hätten.

N. Aber diese Verse sind ja von Kali gesprochen, und er hat nur, um Pushkara zu berücken, so gesagt.

Sch. Ganz richtig – aber sollten wir denn nicht die Götter zum Vorbild in jeder Handlung empfehlen dürfen? Wahre Menschen, d.h. solche, die Kinder des wahren Gottes geworden sind, sehen in allen Dingen auf ihren Vater, suchen auszufinden, welcher Art sein Werk ist, bitten ihn, ihnen die Nachahmung gelingen zu lassen, und bemühen sich demgemäß, in ihrem Teil Gottes Werke zu tun. Alles freilich in geringem Grade. Doch lernen alle Gotteskinder göttliche Geschäfte auszuüben. Wenn nun einer bösen Göttern dient, wird er alles, was ihren Charakter trägt, gut und göttlich heißen, wird's preisen, daran hinaufsehen und sich bemühen, dem nachzueifern. Dann lernen alsgemach die Schurken, für jede Sünde einen Gott als Schutzpatron aufzustellen und sie damit zu entschuldigen.

N. Es ist viel Wahres an dem, was ihr sagt.

Sch. Wenn den Göttern Wahrhaftigkeit zukäme, wie könnten sie mit dem Lügner Narada beständigen Umgang pflegen? So aber sagen sie ihm kein Wort des Tadels oder Abscheus, sondern unterhalten sich lächelnd mit dem Betrüger.

N. Ich habe oft gehört, Narada sei ein Verleumder.

Sch. Er ist gar streitsüchtig. Wenn es auf der Welt friedlich hergeht, ohne Zorn und Rumor, so ist's ihm ganz unerträglich zumut, dann sagt er zu sich (1):
»Ach, ich Geplagter, was soll ich nur machen jetzt,
Was doch, besinne dich, hast du verbrochen einst!
(d.h. daß du jetzt so gestraft wirst).
Niemand auf Erden gelüstet nach Haß und Streit,
Womit nun kann ich die Tage vertreiben mir.«

N. Wir haben der Art Leute in der Nachbarschaft. Wenn es die Götter so halten, ist's kein Wunder, daß den Malayalis die Händel nie ausgehn.

Sch. Wenn ihr nur dieses Wenige bedenkt, sehet ihr deutlich genug, daß Nalas Geschichte euren Göttern wenig Ehre bringt. Ich wundere mich auch nicht, wie Damayanti die vier Götter verschmähen und einem bloßen Menschen die Halskette umwerfen konnte. Nala selbst gefällt mir besser als eure

Götter. Man hört nicht, daß er, von seiner Frau getrennt, nach andern Weibern gesehen hätte. Noch stieg bei seiner Frau solche Eifersucht auf, wie Indras kurze Abwesenheit bei den himmlischen Frauen veranlaßte.
N. Wenn die Götter nicht besser sind, kann man kaum denken, daß sie große Lust haben werden, die Sünde abzuschaffen.
Sch. Sicherlich nicht. Es fehlt ihnen an der Lust dazu und ebenso an der Kraft. Nachdem Damayanti sie abgewiesen hat, sagen die vier Herren (4):
»Zu dem Feste sind wir vier alle hingezogen froh,
Voll des Wunschs, die Herrliche heimzuführen diesen Tag;
Aber Damayanti hat keinen von uns ausgewählt.
Nala war der Glückliche, und wir sah'n verwundert zu.
Unsre Mühe ist umsonst, eilig aufgebrochen sind
Wir hierhergekommen nun, wir gestehen es, enttäuscht.«
Merkt ihr, worauf ich ziele? Diese Götter sind ausgegangen, um die Wahl einer Jungfrau auf sich zu lenken und fanden all ihre Mühe umsonst. Wenn sie ein einziges junges Herz nicht zu gewinnen wußten, wie sollten sie vermögen, alten grauen Sündern das Herz zu bekehren und ihnen das Böse widerlich, das Gute wert und lieb zu machen. Solches alles geht hoch über ihre Kraft.
N. Aber ihr habt ja gesagt, auch eurem Gott falle es schwer, die Sünde abzutun.
Sch. Freilich – ich wollte aber das nur eurer Meinung entgegenstellen, als mache Gott alle seine Geschäfte spielweise ab. Gott spielt nicht mit der Sünde. – Und ohne daß er sich selbst anstrenge, hebt er die Sünde nicht auf. Wie ein rechter Vater arbeitet er an seinen Kindern, redet mit ihnen freundlich und streng nach Bedarf, teilt Strafen und Geschenke aus und sucht sie auf alle Weise von der Weltlust und von ihren angewöhnten Sünden abzulösen und ihnen ein herzliches Verlangen nach ihm, dem höchsten Gut, einzuflößen. Laufen sie nicht, wie er sie leitet, so leitet er sie noch in ihrem Laufen (Sprichwort). Und seine große Arbeit, aus herzlicher Liebe für uns unternommen, wird nicht umsonst sein. Wenn ihm jetzt noch viele übermütig sich widersetzen, werden sie seiner Zeit doch folgen müssen. Auch aus diesem Malayalam wird er die falschen Götter und die uralten eingewurzelten Sünden nacheinander ausrotten und überall die Anerkennung sich verschaffen, daß außer dem Schöpfer kein Gott ist.
N. Aber dieses Kerala-Land ist ja vom Parasu Rama geschaffen?
Sch. Das sagt ihr nur im Scherz, ihr glaubet es selbst nicht. Parasu Rama ist bekanntlich ein großer Sünder, der seine Mutter erschlagen hat. Sünder können durchaus nichts schaffen. Es ist nur einer, der alle Welten und was darinnen ist, geschaffen hat, besitzt und erhält. Ihn allein haben wir anzubeten. Nichts außer ihm darf verehrt oder für göttlich gehalten werden. Falschen Göttern zu dienen, ist noch eine schwerere Sünde als Lust, Zorn und die andern obgenannten. Denn wo nur die rechte Gottesfurcht und Gottseligkeit eingekehrt ist, da gehen jene vier und sieben gewiß zugrunde.
N. Schulmeister! Jetzt ist's genug. Ich muß fort. Vielleicht komm' ich morgen wieder, wenn ich Zeit finde. Was ich aber so gesagt habe, braucht ihr niemand mitzuteilen. Ich möchte nicht, daß es hieße, ein Mann wie ich wolle etwas von eurer Religion.
Sch. Ich kann schweigen. Vergesset doch nicht, was ich euch über die Sünde gesagt habe und hängt nicht mehr den sogenannten Göttern an. Möge euch derjenige, dem alles angehört, helfen, daß ihr aus dieser Knechtschaft los werdet und seine Freiheit findet! Selam.

Zweiter Teil

Nayer. Selam, o Lehrer. Ich habe etwas nachgedacht über eure gestrigen Worte, Indra und die übrigen Götter betreffend. Allerdings scheint es, wenn man nebeneinander hält, was in der Nala-Sage von Göttern und was von Menschen gesagt ist, daß unsere Götter sich von Menschen kaum unterscheiden lassen.
Lehrer. Dies ist gewiß der Fall. Und zwar darum: Wenn nur immer der Mensch Götter erdichtet, wird er, wie sehr er sich auch anstrenge, ihnen eben menschliche Eigenschaften anhängen. Ist er wollüstig, so wird ihm ein Wüstling wie Krishna am leichtesten in Sinn kommen und am besten gefallen; ein Ehrgeiziger wird Helden wie Rama zu Göttern erheben; einem Jäger wird Ayappen einfallen; die Waldbewohner werden sich nach ihrer Phantasie allerhand Unholde erfinden. Auf diese

Weise sind bei allerhand Klassen und Völkern allerhand Götter in Aufnahme gekommen. Aber gewiß gibt es keine größere Sünde als die, sich Gott oder Götter zu machen.
Nay. Aber gibt es nicht außer den Menschen allerhand Wesen, Dämonen, Gespenster und Teufel? Auch die Mohammedaner haben ihre Dschinns und Engel. Es will mir doch nicht in den Sinn, daß unsere Vorfahren alle diese Götter bloß erdichtet haben.
Lehr. Das will auch ich nicht sagen. Gewiß gibt es Engel und Dämonen. Niemand weiß alle die Klassen von lebendigen Wesen, die der Schöpfer erschaffen hat. Nur werden solche Wesen nie Götter sein.
Nay. Aber haben nicht diese Geister mehr Kraft, Verstand und Talente, als sich bei Menschen findet?
Lehr. 's mag sein. Dennoch darf man sie darum nicht verehren noch anbeten. Unser Schöpfer und Herr hat's einmal verboten. Er will allein verehrt und angebetet sein.
Nay. Wenn aber doch ein großer Unterschied zwischen jenen Wesen und den Menschen stattfindet, soll man sie nicht darum ehren? Fällt's doch keinem König ein, den Untertan, der dem Minister einen Fußfall tut, des Hochverrats zu beschuldigen.
Lehr. Wie viele solche Gründe lassen sich nicht finden! Mir aber ist das eine Wort genug: Gott hat's verboten. Wer bedenkt, was das Wort »Schöpfer« heißt, wird auch das höchste Geschöpf ihm auf keine Weise gleichstellen. Der Schöpfer hat das Leben in und durch sich selbst; allem Geschöpf aber wird Leben nur durch ihn.
Nay. Ihr sagtet, es gebe ein Wesen Satan. Der ist aber doch eine Art Gott?
Lehr. Er ist bloß ein Geschöpf. Nun er aber sich gegen Gott empört und die Menschen verführt hat und sie im Götzendienst und andern Sünden unterrichtet, ist er freilich für diese Welt eine Art Gott geworden.
Nay. Früher sagtet ihr, die Sünde komme vom Menschen her. Jetzt höre ich, sie sei ein Werk des Teufels. Wie verhält sich das? Haben beide sie zusammen fabriziert, oder ist nicht eher Gott, von dem auch Menschen und Teufel kommen, ihr Urheber? Ich möchte das klar haben.
Lehr. Ich will sagen, was ich weiß. Aber nicht, was ich ausgedacht habe, sondern was das Wort des wahren Gottes spricht. Alles, was Gott geschaffen hat, ist nur gut. Auch jener Satan war früher gut. Der erste Mensch war gut. Böse Werke, ja böse Gedanken kommen nimmermehr aus Gott. Es war sein Wohlgefallen, nicht bloß willenlose Dinge wie Stein, Erde, Bäume oder bloß beseelte Wesen wie die Tiere zu erschaffen, sondern Kinder, die sein Ebenbild trügen. Darum hat er allerhand gute Geister erschaffen, sie mit Verstand und freiem Willen begabt, und ihre Verbindlichkeit, den Schöpfer zu ehren und zu lieben, ihnen deutlich gemacht. Ihr Grundgefühl ist daher, was wir haben und sind, ist nicht von uns, sondern von ihm. Da er aber ihnen freien Willen erteilt hat, ist hier keine Rede von Zwang. Die meisten von ihnen sind bisher gut geblieben und dienen ihrem Herrn. Ein Hochgestellter unter ihnen ist nicht in der Wahrheit bestanden, sondern hat sich angemaßt, als Gott aufzutreten; und manche Geister haben sich zu diesem falschen Fürsten geschlagen und gehorchen dem Schöpfer nicht. Dies ist eben ihre Schuld.
Nay. Aber der Mensch?
Lehr. Jener Teufel hat den Menschen betrogen und seinen Willen verlockt, Gottes Gebot zu übertreten. Seit der Mensch in dieser Versuchung gefallen ist, sind auch alle seine Nachkommen und wir sündig geworden.
Nay. Ist das des Teufels Schuld? oder unsere?
Lehr. Es ist zuerst des Teufels Schuld, daher traf ihn der härteste Fluch. Doch da der Teufel des Menschen Willen nicht zwingen konnte, so ist es des Menschen Schuld, ihm gefolgt zu sein. Die dafür verhängte Strafe besteht in der Not und dem Tod, darunter wir jetzt leiden.
Nay. Wenn Gott die Sünde nicht haben will, warum läßt er alle diese Sünder stehen? Da würde ich mit einem Wort allem den Garaus machen und eine neue Welt, neue Geister und neue Menschen schaffen. Kann er das nicht?
Lehr. Er kann's freilich – aber er will's nicht.
Nay. Und warum nicht?
Lehr. Er will nicht vernichten, was er geschaffen hat. Er ist halt kein Freund vom Zerstören, wie euer Siva. Sein Sinn steht darauf, Sünder zu erretten. Daher hat er seinen Sohn in die Welt gesandt, alles zu heilen, zu erneuern und wieder instandzusetzen.
Nay. Schon gut. Ihr braucht die Geschichte von Jesus Christus jetzt nicht hereinzubringen. Ich kann's ja im Buch lesen.

Lehr. Wie widerlich euch dieser Name ist! Es ist wirklich betrübt, daß dieser Name, für uns der süßeste aller Namen, euch so gar nicht gefällt. Was hat er euch Übels getan? Wer hat euch so geliebt wie er?
Nay. Der Name ist mir nicht widerlich. Aber ich habe nicht viel Zeit. Habt ihr noch etwas über die Nala-Sage vorzubringen?
Lehr. Ja. Ich möchte wohl wissen, ob ihr auch Nalas Sünde gefaßt habt.
Nay. Die scheint kaum den Namen Sünde zu verdienen.
Lehr. »Wie die Notdurft er verrichtet, wäscht er sich die Füße rein,
Kali aber merkt geschwind, daß am Fuße hinterwärts
Unbenetzt ein Plätzchen blieb, dadurch drang er alsbald ein
Zauberkräftig in den Leib des arglosen Königes.
Sinnverwirrt und schwer entstellt kehrt der zum Palast zurück.«
Das ist alles (3).
Nay. Es ist freilich sonderbar, daß all das große Mißgeschick vom Nichtbenetzen des Fußes herrühren soll.
Lehr. Glaubet mir, solche Dinge sind nicht sündhaft. Sünde entsteht, wenn man den Sinn auf das richtet, was Gott verboten hat, aber nicht durch äußerliches Berühren oder Nichtberühren.
Nay. Gewiß, es schauert einen zu denken, daß auf diese Weise Kali den Leib und Verstand des Königs in Besitz nimmt.
Lehr. Ohne des Menschen Erlaubnis kann der Teufel nicht in ihn dringen. Hätte der Mensch nie gesündigt, so hätte der Teufel keine Macht über ihn. Der Dichter hat hier gefehlt. Er wollte den Nala übermenschlich gut machen und hat daher alle seine Fehler auf den Kali abgeladen. Daher läßt er auch später den Nala seiner Gemahlin erzählen:
»Alles das Ungemach, welches uns auferlegt,
Schönste, es springet aus Kalis Erbitterung.
Pushkara, glaube mir, hat dabei nichts getan.
Kali allein ist an unserm Elende schuld.« (4).
Da seht ihr, er, Nala, hat keine Schuld, Pushkara auch keine; Kali hat alles getan. Dies ist eine Unwahrheit. Der Mensch ist keine Puppe in des Teufels Hand, außer er übergebe sich ihm selbst. Nalas Schuld war, daß er seine Königspflicht, Weib, Kinder, Untertanen, alles vergaß, und sein Reich verwürfelte. Dafür sollte er beschämt sich selbst anklagen und Gott, Weib und Untertanen um Vergebung bitten. Aber es ist die Sitte in euren Gedichten, an großen Helden keine Fehler zu bemerken. Kommt etwas überzwerch, so muß Gottes Schickung daran schuld sein.
Nay. Aber worin besteht denn Pushkaras Schuld? Dieser ist doch augenscheinlich eine Puppe in Kalis Hand gewesen?
Lehr. Allerdings war er eine Weile gehoben durch Kalis Beistand:
»Pushkara spielte, und plötzlich verlor er es –
Wenn sich der Wind gelegt, fliegen die Flocken nicht.« (4).
Dennoch ist seine Schuld nicht auf Kali abzuwälzen. Auch der schwächste Mensch ist mehr als Flocke. Ihr erinnert euch, Kali geht nicht in Pushkara hinein, sondern der Dichter läßt ihn seine Verführungskünste mit ihm versuchen, wie noch jetzt der Teufel es mit den Menschen macht. Daß Pushkara ihm folgte, war seine Tat. Wir können nicht einmal sagen, daß er betrogen wurde. Kali besucht ihn und sagt ganz offen: Ich bin Kali, ich will deine Partie ergreifen, der König Nala ist ein Schurke (2):
»Unverzüglich lade ihn zu dem Würfelspiele ein,
Edler Fürst, da wird ihm dann eins und andres mitgespielt.
Nimmermehr trifft dich Verlust, während ich zur Seite steh,
Sehen wirst du dann entzückt allen Reichtum meiner List.«
Dies ist doch gewiß kein Betrug – es ist bloße Versuchung. Laß Pushkara entschlossen sein, »von Betrug, Habsucht und anderem Sündenunwesen will ich nichts«, und was kann ihm Kali tun?
Nay. Versucht der Teufel die Menschen wirklich auf diese Weise? Verführt er sie mit solchen Gesprächen?
Lehr. Er regt allerhand böse Gedanken in uns an, indem er entweder durch den Mund böser Menschen zu uns spricht oder im eigenen Herzen Lustbilder aufsteigen macht. Besonders weiß er uns beim Stolz zu fassen, weil er selbst überaus stolz ist. Hierin hat's der Dichter gut getroffen (3):
»Pushkara, du dauerst mich. Deine Unterwürfigkeit
Ist ein unerklärlich Ding. Wie vermagst du's nur, o Held.
Sterben dünkt viel besser mir als ein solcher Knechtesstand.

Aller Welt ein Spott zu sein, kommt dir doch nicht lustig vor?
Nach Erhöhung streben muß jeder Mensch mit aller Kraft.
Was geschehen, ist vorbei. Künftig aber helf' dir Gott!
Weißt ja wohl: Zur Hälfte selbst und zur Hälfte Gott, so geht's.
Glaube mir, daß solch ein Spruch alter Weisheit nimmer täuscht.«

Auf ähnliche Weise macht uns der Teufel mißvergnügt mit unserer Lage und treibt uns an, uns selbst zu erhöhen. Da verspricht er auch wohl, Gott werde uns helfen, und verdreht wahre Sprüche nach Belieben:

»Hast du von Verzagtheit je irgendeine Frucht gesehn?
Jedes Ziel erreicht der Mann mit Entschlossenheit und List.«

Wenn er so Hoffnungen angeregt hat, wagt der Mensch in seinen Wegen zu wandeln. Gerät er dadurch ins Elend, so ist's gewiß nicht mehr an der Zeit zu sagen: O! Der Teufel hat mich verleitet, es ist nicht meine Schuld. Da er keine Puppe ist, sondern seinen eigenen Willen und das Gewissen hat, wird Gott ihn richten und strafen.

Nay. Auch Pushkara ist ja in der Folge gestraft worden?

Lehr. Er hat's verspielt; Strafe aber hat ihn nicht erreicht.

»Pushkara stand überwunden und zitternd da.
Aber der König sprach: Bruder, die Schuld ist ja
Deine nicht, Kali allein hat mir Leids getan.
Schande und Strafe wird nimmermehr dem zuteil,
Welcher nicht Urheber ist von der bösen Tat.«

Er schenkte ihm Fürstenrang und reiche Schätze und entließ ihn völlig zufriedengestellt.

Nay. War das nicht wohlgetan? Lehrt ihr doch immer, man müsse auch den Beleidigern alles verzeihen.

Lehr. Freilich soll man verzeihen; aber darf man Sünde Nichtsünde heißen? Wenn einer wissentlich zum Betrug mithilft, kann man sagen, er sei nicht Urheber dieser Tat? Er ist ihr *Mit*urheber. – Damit sage ich nichts gegen das Vergeben. Gibt es doch für mich nichts Größeres als das. Denn ich weiß, daß mir Gott um Jesu Christi willen alle Sünden vergeben hat. Dennoch läßt er mich diese abgetanen Sünden nicht vergessen, sondern zeigt mir ihre Häßlichkeit, damit ich je mehr und mehr meine Sünde hassen lerne. Wenn mir die Sünde nicht mehr so sündig ist, wird mir die Vergebungsgnade auch nicht mehr so überaus gnädig erscheinen. Wäre also Nala gottesfürchtig gewesen, so hätte er mit Pushkara etwa so geredet: Bruder, wir beide sind Sünder. Ich habe zuerst gefehlt, indem ich die Königspflicht vergaß und dachte:

»Nein zu sagen, ziemet nicht dem zum Spiel geladnen Fürst.« (3).

Dies war ein falscher Ehrgeiz. Ebenso hast du gefehlt, da du mich zu betrügen kamst. Gesündigt aber hast du nicht gegen mich, sondern gegen den Gott, der dich erschaffen, groß gezogen und vor vielen begünstigt hat:

»Wer an dem Irdischen hängend, sich aller Art
Schätze im Hause gesammelt und aufgehäuft,
Bitter, ach! wird er enttäuscht in der Todesstund.« (1).

Ich bin betrübt, daß ich gegen Gottes Gebot gehandelt habe. Bedenke, was du getan hast, tue Buße und siehe, wie du Gottes Wohlgefallen gewinnen könnest. Da ich selbst Sünder bin, mag ich dich nicht strafen. Wisse aber, daß du Gottes Strafe nicht entrinnen wirst, wenn du den Sinn nicht änderst.

Nay. Das ist wirklich wahr; wir denken eben selten daran, daß wir selbst Ursache unserer Sünden sind. – Hat Damayanti auch eine Sünde?

Lehr. Wird sie allein von dem, was alle Menschen haben, frei sein? Schon daß sie sich in Nala verliebt, sobald sie von seiner Schönheit reden hört, und vom Liebesfieber verzehrt wird, steht einer Jungfrau nicht wohl an. Ihre Gattenliebe und andere Tugenden will ich darum nicht in Abrede ziehen; doch taugt solche Sittlichkeit vor Gottes Richterstuhl noch nicht viel, und daß sie sich selbst ihrer Reinheit rühmt, taugt auch vor Menschen nicht. Wenn sie, kaum erst vom Jäger aus der Bergschlange Rachen errettet, diese Wohltat alsbald vergißt, sobald er unschicklich mit ihr redet, und ihn auf der Stelle verflucht und tötet, wenn sie den Kali verwünscht und ihrem Zorn und Gram freien Lauf läßt, so hat das für eure Landsleute nichts auf sich. Doch ist's nicht recht vor Gott. Wir sollen segnen und beten, dürfen aber nie fluchen.

Nay. Wenn aber alle Sünder sind, wie kommt es denn, daß niemand eigentlich daran denkt?

Lehr. Zur Zeit, da man Sünde tut, hat jeder eine gewisse Ahnung, daß das nicht recht sei. Es gibt ja ein Etwas, das Gewissen heißt. Dieser innere Zeuge

bezeugt auf mancherlei Weise: Du bist schuldig, und: Du bist nicht schuldig. Auch Nala bricht einmal in die Worte aus:

»Ach wie verächtlich ist doch meine Missetat,
Wahr ist's, wer sündiget, sündiget gegen sich.« (4).

Aber es scheint, daß sich die Scham über seine Sünde bald verloren habe.

Nay. Seinen Fehlern nachzudenken, hat man eben keine Lust.

Lehr. Das ist die leidige Frucht unseres Ehrgeizes. Und der Teufel ist immer bemüht, diesen wach zu erhalten. Auch Damayanti leidet an diesem falschen Stolz. Ich will weiter ausholen. Zuerst, als sie den Gatten in die Spiellust versunken sieht, gibt es ihr einen Stich ins Herz:

»Ach, betrogen ist der Fürst, sonst so edel, jetzt wie hart!
Sicherlich der Grund hiervon ruht in einer großen Schuld.« (3).

In diesen Worten lag eine richtige Ahnung. Als er aber die Gemahlin heimlich verließ, suchte sie nach einem andern Grunde:

»Frühern Lebens Sünde weist mir mein Los in diesem an.«

Da muß dann eine frühere Geburt dienen, das Unglück dieses Lebens zu erklären. Sie glaubt, es sei ihr eben ein trauriges Los beschieden. Doch fühlt sie noch immer, daß ihr Gatte gefehlt hat:

»Wer der Gattin sich entzieht, findet nirgends Seligkeit,
Drüben wie hienieden wird alles ihm entgegen sein.«

Endlich aber läßt sie den Gedanken an seine Schuld fahren, und wünscht nur:

»Möge der Verruchte, der meines Gatten Sinn verwirrt,
Vielmal mehr als der Gemahl schmerzenreich und elend sein!«

So unsicher ist die menschliche Vernunft, wenn sie über das Unglück nachdenkt. Gott gibt ihr wohl ein Gefühl, daß alles Übel Frucht der Sünde ist. Aber aufzufinden, durch wessen Sünde, durch welche Sünde es entstanden, das ist nur sehr wenigen beschieden.

Nay. Doch steht so viel fest, daß viele Nöte, die wir derzeit erdulden, die Folge von Sünden einer früheren Geburt sind.

Lehr. Vielmehr steht fest, daß frühere Geburt, o Freund, ein Unding ist. Sie gehört zu den Fabeln, die freilich auch Damayanti geglaubt hat:

»Jedem Wesen unsrer Welt stößt nur darum Unheil zu,
Weil's in einer Vorgeburt irgendeine Sünd' getan.« (3).

Die Art, wie dieses Fündlein aufgekommen ist, stelle ich mir so vor: Man wußte von alters her aufs gewisseste, daß Sünde die Wurzel unsrer Leiden ist. Doch war man nicht bereit zu sagen, gestern – heute – habe ich den und den Fehler begangen, noch aufgelegt, sich selbst ernstlich zu prüfen. Also machte man kurzen Prozeß: Wenn meine Sünde Schuld an diesem Leiden ist, so muß es eine längst vergessene Sünde sein; gestern und heute war ich doch leidlich brav; ich erinnere mich keiner so großen Schuld. Ich hab's, es muß eine Sünde sein, die vor meiner letzten Geburt datiert. Auf diese Weise kam die Irrlehre in Aufnahme.

Nay. Mag sein. Was kann sie aber schaden?

Lehr. Sie schadet unermeßlich viel. Der Schöpfer hat keine Freude daran, uns zu plagen, also sind alle Leiden, die er schickt, zu unserem Besten gemeint. Strafe hat den Zweck, uns zur Erkenntnis unsrer Sünden zu bringen. Bei einem guten Kind wird der Zweck erreicht, sobald der Vater ernstlich droht. Wem aber durch Sündendienst das Gewissen hart geworden ist, den muß der Vater schärfer züchtigen. Daher die Erfahrung, welche das Sprichwort ausdrückt:

»Wenn das Leiden kommt, so kommt's in Haufen.«

Wer verständig ist, untersucht sich selbst und gräbt nach, seine Fehler ausfindig zu machen. Ist einer aber einmal überzeugt, daß alle seine größeren Sünden sich in einer früheren Geburt ereigneten, so erreicht die Strafe ihren Zweck nicht; er wird nicht erweicht, denkt nicht an Sinnesänderung, sondern begnügt sich mit dem dummen Ausruf: Oh Sünde! Oh Tat! (im Gebrauch des Volks soviel als: Ach jammerschade! Oh, welch ein Mißgeschick!). Dann ist alles – »Schicksal«, »unabwendbare Fügung«, »mein Los«, meine Kopfschrift (d.h. mein schon im Mutterleib in den Suturen des Schädels niedergeschriebenes Los). Man prüft sich nicht, das Herz verholzt, versteint, und der Mensch stirbt in seinen Sünden. Euer beständiges Schicksalsgerede ist eine wahrhaft teuflische Erfindung.

Nay. Das Herz der Damayanti scheint mir doch nicht so verhärtet zu sein.

Lehr. Das will ich auch nicht sagen. Vielmehr gestehe ich, gefällt mir ihr Charakter besser als

Nalas. Zweifelsohne ist sie von allen Personen dieser Geschichte die liebenswürdigste.
Nay. Nicht wahr, ganz ausnehmend schön?
Lehr. Über ihre Körperschönheit habe ich nichts zu sagen. Eure Beschreibungen junger Leiber vom Kopf bis zum Fuß scheinen mir auch das Lob der Verständigen nicht zu verdienen. Wie schnell welkt die Körperblüte! Die Herzensschönheit allein verdient Preis. So scheint mir z.B. das schön an ihr, daß ihr vor dem Gatten auch in seiner widrigen Mißgestalt nicht ekelt. Sie sagt (4):
»Ist doch die Ranke, die sich um den Brechnußbaum
Schlinget, dieselbe ein himmlischer Lebensbaum!«
und erklärt, wie zufrieden sie mit dem Gemahl in jeder Lage sein werde. Eine weitere Schönheit scheint mir die zu sein, daß ihr im Unglück das Herz so weich wird bei allem fürstlichen Selbstgefühl. Sie sagt (3):
»Wohl und Weh stehn nimmer fest für die Wesen aller Art,
Siehst du denn des andern Weh, übe Mitleid, zeige Huld.
Weißt ja nicht, wie bald auch du von dem Wehe wirst erreicht.
Glaube mir, für jede Höh' ist Erniedrigung gewiß,
Der Erniedrigte jedoch wird auch wiederum erhöht.
Was im Leibe weilt, dem ist Hoheit und Erniedrigung
Sicher wie am rollenden Wagenrad das Auf und Ab.
Welche diese Eigenschaft unsrer Erde recht erkannt,
Die verbieten, andre je zu verspotten irgendwie.«
So erfahren wir's ja täglich, daß man zum Spott über andere nur so lange geneigt ist, als man selbst nicht leidet. Wenigstens wird für viele das Leiden dadurch zum Segen, daß es sie mild und dienstfertig gegen andre macht. So bemerkt auch Damayanti:
»Hört der Dulder, daß wer sonst ward durch gleiches Leid geprüft,
Lebt er etwas auf, wie uns lehrt ein vielbewährter Spruch.«
Nay. Ja, das ist wahr – der Lärm der lustigen Welt paßt einem nur gar nicht in Kummerzeiten.
Lehr. Eine weitere Frucht des Leidens scheint bei Damayanti sich anzusetzen; nämlich, daß man, wo alle Hilfe aufzuhören scheint, sich endlich Gott in die Arme wirft. So sagt sie zum Karavanenführer (3):
»Kann doch niemand in der Welt über sich verfügen frei,
Und am wenigsten das Weib! Welche Wahl bleibt einem da,
Als auf Gott zu werfen, was er gebracht hat über uns,
Allem still zu halten und auszuharrn, o Händlerfürst!«
Durch die Macht des Leidens können nicht bloß Weiber, sondern auch starke Helden innerlich gebrochen und zerschlagen werden, daß ihnen das Herz schmilzt und sie Gott mit Tränen und Gebet zu suchen anfangen. Dies ist die köstlichste von allen Früchten des Leidens. Wer es so annimmt, der geht aus dem Glutofen
»Herrlicher als das geläuterte feinste Gold«
hervor. Habt ihr wohl auch je zu Gott gebetet, daß er euch aus der Not der Sünde errette?
Nay. Wo gibt's auch Menschen, die nicht in Stunden schwerer Not ausrufen:
O Herr (Isvara)! Erhalter! Rette mich! Halte mich! Ich übergebe mich dir!
Lehr. Ich meine es etwas anders. Vom Leiden erlöst zu werden, wünscht natürlich jedermann. Aber um Errettung vom Grunde aller Leiden flehen, bitten, daß Gott uns von aller Sünde erlöse, das ist leider etwas sehr Seltenes.
Nay. Ja, das ist nicht sehr gewöhnlich. Ich sollte eigentlich jetzt gehen, den Schulzen zu sehen. Ich habe ein Geschäftlein mit ihm. Betet etwa ihr auf diese Weise?
Lehr. Ja, ich bete täglich: O Gott, du kennst mein Herz; ich selbst kenne es nicht völlig. Ach prüfe mich, zeige mir die verborgenen Fehle und laß mich sie verabscheuen. So oft du mich strafest, gib mir zu verspüren, daß du nur mit meiner Sünde zürnest, mich aber liebest. Laß mich deine Gnade reichlich erfahren, daß ich nicht an der Welt klebe, sondern meine Lust an dir habe. Um des Opfers willen deines lieben Sohnes Jesu Christi bitte ich dich, erlöse mich von allem Übel.
Nay. Es wird spät. Ich gehe. Kann ja, wenn ihr noch was zu sagen habt, zu einer andern Stunde kommen.
Lehr. Allerdings habe ich noch etwas zu sagen. Wie sehr wünschte ich, daß ihr etwas überdächtet, was ich heute vom Grund und den Früchten der Sünde gesagt habe. Wollt ihr nicht auch den Schöpfer

bitten, daß er euch sündenfrei mache? Etwa so: O Gott, decke mir doch meine Fehler auf und gib mir ein neues Herz! Der Teufel wird das auf alle Weise hindern wollen, denn er kann das Gebet nicht leiden. Wenn aber euch ernstlich daran liegt, so werdet ihr sehen, daß er nichts vermag. Wollt ihr's probieren?
Nay. Weiß nicht. Selam.

Dritter Teil

Nayer. Anbetung dem Meister! Euer Sklave ist wieder da.
Lehrer. Wollt ihr mir Schüler sein? Doch bin ich leider nicht fähig zum Meister-Amt (»Guru-Amt«. Guru ist mehr als Lehrer, unbedingten Gehorsam ansprechender geistlicher Führer). Ihr solltet einem größeren Meister folgen, als ihr an mir haben könnt.
N. Wer ist das? Einstweilen seid ihr genug für mich.
L. Die Hauptsache meiner Lehre kann kein Mensch fassen, außer Gott selbst überweise ihn, auch kann sie kein Lehrer ganz verdeutlichen. Habt ihr zu Gott gebetet?
N. Das habe ich wirklich vergessen. Sonst aber habe ich fast alles im Gedächtnis behalten.
L. Heute mag's im Gedächtnis bleiben; aber ohne Gottes Beistand wird es schnell davonlaufen.
N. Wohl möglich. Was ist doch der Grund, daß man seine Fehler so schnell vergißt?
L. Das geschieht durch die Lust der Welt und den Trug des Teufels. Nach dem Sprichwort ist ja ein guter Freund ein Spiegel. – Das heißt doch wohl, daß er Fehler im Sinn und Charakter unbedenklich anzeigt und zu ihrer Abschaffung hilft. Aber unseres Geschlechtes Feind ist ein durchtriebener Schelm und ein wirklicher Zauberer. Der sagt zum Bösen: »Du bist ein großer Gerechter«, zu einem, der Gutes tun will: »Nimm dich in acht, das ist schlecht«, und tut, was er kann, die Menschen zu betören, daß sie Gutes und Böses nicht mehr zu unterscheiden wissen. Er hütet sich wohl, daß wir keiner Sünde los werden, außer er zieht uns damit in größere hinein.
N. Doch heißt es überall: Was vergessen, wacht im Tode wieder auf. Ich las im Vilva Purana:
»Gute Tat und Missetat – keines außer diesen zween
Geht in jenem Augenblick als Begleiter mit uns fort.«
L. So ist's. Allen Menschen ist es gesetzt, einmal zu sterben, danach das Gericht. Im Nala sagt Yama:
»Würdigen Tätern der ewigen Satzungen
Wird auch ein ewiges Schätzen von mir zuteil.
Missetat liebende Sünder nur fürchten mich:
Wisse, ich treffe an jedem den zärtsten Fleck.
Halte nicht darum den Yama für fürchterlich,
Waltet er gnädig doch über die Heiligen.« (1).
Demzufolge hat der Mensch eben zwei Wege vor sich.
N. Es gibt also einen Yama?
L. Nein, Yama existiert nicht. Aber die Eigenschaften, die ihm hier zugeschrieben werden, kommen dem Schöpfer zu. Diesem nur gehören alle Seelen an, daher auch er allein sie zu richten hat. Und er wird's tun. Er hat die Bücher, in denen alle unsere Werke geschrieben stehen (1).
»Wähne nicht, Blätter, worauf Chitragupta hat
Seine Buchstaben geschrieben, vermodern je!«
(Chitragupta, der Geheimschreiber Yamas, der alle Werke der Menschen aufschreibt).
Ihr versteht's doch, daß das weder Palmblätter noch Papiere sind. Gewiß ist aber, daß alles Tun eines jeglichen auf unauslöschliche Weise aufgeschrieben wird.
N. Wer denkt auch daran heutzutag!
L. Das ist nicht nur heutzutage so. Schon vor alters dachte man nicht daran. Doch steckt in jedem Herzen ein Stachel, der die Menschen mahnt: Es gibt ein Gericht.
N. Was ist das?
L. Der Stachel ist die Furcht. Daher kommen alle die Ängste des Heidentums, wie Nachtfurcht, Sonnenfinsternisfurcht, Kirchhofsfurcht usw. Alle Menschen sind wie die Ameisen, die auf einem schon angebrannten Scheite spielen; manchmal spüren sie die Hitze von ferne, und dann erschreckt sie die plötzliche Ahnung, es gibt ein Weltende, auch mein Ende ist nahe.
»Sünden allein sind die Quelle von aller Furcht.
Jegliche Übeltat mehret die Ängste dir.
Was du je tatest, es weichet nicht mehr von dir.«
N. Aber auch brave Leute haben Furcht.
L. Es ist eben niemand so brav, daß es Gott genügte. Wenn Gott nach strengem Rechte richtet, so hat auch der Beste nur Strafe zu gewarten.
N. Was ist die Strafe der Sünde?
L. Der Tod ist der Sünde Sold. Nicht nur für den

Leib, auch für die Seele gibt es einen Tod, den zweiten Tod.
N. Das wird völlige Vernichtung sein?
L. Nein, sondern eine unablässige Plage durch die begangenen Sünden.
»Lügen und Trügen, Erhebung und Übermut,
Gute berücken und Bösen zu Willen sein,
Nutzlose Reden, Vergessen des Nötigen,
Druck auf die Armen und Mangel an Freundlichkeit;
Jeder, der solcherlei Sünden begangen, fällt
Schnellem Verderben unrettbar anheim, o Held!«
N. Soll das schon Verderben bringen, wenn einer lügt oder nutzlose Reden führt? Steht es so auch in eurer Bibel?
L. Ja, so steht's da. Wenn Gott nicht aus Gnaden vergibt, so zieht jede Sünde, jede Lüge, ja auch nur eine nutzlose Rede ewige Strafe nach sich.
N. Das ist ein hartes Wort. Auch gute Leute gleiten manchmal mit der Zunge aus.
L. Hart ist nicht das Wort, sondern unsere Lage ist überaus hart und gefährlich. Wenn einer das merkt, so sieht er sich ohne Verzug nach einem Ausweg um.
N. Wie gut wäre es für uns, wenn wir eine ähnliche Erlösung aus diesem Gewirre fänden wie Nala! Der hatte doch allerhand göttliche Gaben, den Rat des Schwans, den Beistand der Schlange, die Macht des Zauberspruchs und was nicht alles. Mit so wunderbarer Hilfe selig zu werden, ist wirklich nicht schwer.
L. Das stimmt mir nicht. Will der Mensch gerettet werden, so darf er sich doch wohl auch etwas anstrengen. Ich vermisse in Nala jede Anstrengung, wie sie eines Mannes würdig wäre. Hätte Damayanti sich nicht bemüht und ihn suchen lassen, er würde heute noch trauernd in Ayodhya sitzen. Eben das ist seine Seelenkrankheit. Hat aber einer ein rechtes Verlangen wie Damayanti, so überdenkt er auch ernstlich, wie er seinen Wunsch erreichen möge, und strengt sich darüber an.
N. Soll das heißen, daß der Mensch vermöge, sich selbst den Himmel zu erwerben?
L. Nein. Das vermag keiner; so lautet's (Nal. 1):
»Wähnest du etwa, in großen Bedrängnissen
Unbeirrt, unverzagt selbst zu genügen dir?«
N. Wenn es damit so steht, so tun wir beides zusammen. Zur Hälfte die Vorsehung, zur Hälfte wir selbst, wie das Sprichwort lautet. Es soll wunderbare Hilfe wie bei Nala und menschliche Anstrengung wie bei Damayanti zusammenstoßen.
L. Dem kann ich einigermaßen beistimmen. Um uns aus der Sünde herauszureißen, braucht's vor allem Gottes Gnade. Gewiß gelingt nichts ohne die Gunst unseres Schöpfers und Herrn. Er hat auch selbst verkündigt, daß sein Wille ist, die Menschen nicht zu verderben, sondern selig zu machen. Das müssen wir glauben und uns darauf stützen.
»Kann auch der Glaube an Gott je vergeblich sein?«
N. Diese Überzeugung ist bei mir schon fest genug.
L. Dann könnt ihr nicht ohne Gebet sein. Es gibt keinen Vater, der Kindern, welche ihn jammernd anflehen, den Reis verweigerte.
»Redliche freuen des Gütererwerbes sich,
Nur um in Fülle zu geben den Bittenden.«
Wenn das schon in der Welt gilt, steht zu erwarten, daß der allreiche Schöpfer keinen, der ihn anfleht, leer von sich läßt.
N. Was würde aus uns, wenn er wäre wie unsere Könige! Die sind eben in ihr eigenes Interesse vertieft. An die Armen und Elenden denkt keiner.
L. Eure Götter tun ganz dasselbe. Während sie gehen, nach Weibern zu schauen oder unter sich Händel haben, mag manch ein Armer vor ihnen niederfallen, opfern, weinen und beten, sie finden keine Zeit, ihm Gehör zu geben. Sie gehören halt auch zu dem Geschlecht der Stolzen, wie es Damayanti beschreibt (3):
»Wie du selbstzufrieden, stolz vor mir stehst, so merke ich,
Daß der Not zu steuern du nimmermehr der Mann mir bist.
Töricht ist, wer sich bemüht, die Gewaltgen anzuflehn,
Die der eignen Sache nur sich vermögen ganz zu weihn.
Berge sind und Wälder nicht für die Mutter Erde schwer,
Herzlos von den Elenden abgewandte Menschen sind's,
Die mit ungemeßner Last drücken auf die Duldsame.«
N. Und euer Gott?
L. Ich hab es schon gesagt. Er ist Vater. Wenn seine Kinder mit Bitten zu ihm kommen, weist er auch das geringste nicht ab. Wer nur immer zu ihm betet, sei's, wann es möge, dem gibt er Gehör. Gott ist die Liebe. Er liebt seine Geschöpfe wie sich selbst. Daher ist auch das höchste Gebot, das er

uns vorgeschrieben – Liebe. Denn natürlicherweise sollen Kinder dem Vater nacharten.
»Über dem Suchen nach eigenem Wohle laß
Nimmer das Beste des Nächsten aus deiner Acht.«
Was Gott von uns fordert, läßt er selbst nicht ungetan. – Daß aber die Liebe zum Nächsten von allen Pflichten die größte sei, merkte auch Damayanti in der Zeit ihres Elends (3):
»Selig ist der Mensch, dem in diesem Leben es gelang,
Irgendeinen anderen aufzurichten, zu erhöhn.
Keinen gibt es in der Welt, der zu füllen seinen Bauch
Nicht gelehrt und weise wär' – aber Tugend ist das nicht.
Mit dem Wort, der Tat, dem Leib steh' dem Nächsten du zu Dienst.
Diese eine Pflicht erfüllt, scheint mir, reicht für alle hin:
Vishnu, der Allherrscher, der reine, fleckenlose Gott,
Hat sein Wohlgefallen an Pflichterfüllern, glaube mir.
Andern wohlzutun, verlangt jeder bessre Mensch von sich.«
N. Da habt ihr ja den Vishnu gelobt! Es scheint doch etwas Gutes an unsern Göttern übrig zu sein.
L. So viel als an den bösen Menschen, von welchen sie erdichtet sind. Auch die Menschen sind nicht volle Teufel; es scheint aus ihnen mancher Rest von Gottes früherem Ebenbild hervor. Gottes Licht ist so stark, daß es auch bis in die Finsternis dieses Landes gedrungen ist und durch Sprichwörter und andere Mittel allerhand Wahrheiten verbreitet hat. Nur reicht all dieses nicht hin, einen Menschen Gott wohlgefällig zu machen, die Höllenfurcht zu vertreiben und den Aberglauben zu überwinden (3):
»Vor der Sonne mächtgem Strahl flüchten Finsternisse sich
Ängstlich in die Unterwelt, harren da, solang sie scheint.
Doch der sanfte, kühle Mond schreckt mit seinem Blick sie nicht:
Nur zur Seite ziehn sie sich unter Baumes Schutz zurück.«
Bringt alles, was ihr von Göttern, Königen, Rishis, Weisen und sonstigen großen Geistern habt, auf einen Haufen zusammen: Alles Wahre und Gute, das sich in ihnen findet, gleicht doch nur dem Schein des Mondes und der Sterne. Man kann das eine Art Licht heißen, aber doch nicht leugnen, daß es Nacht ist. Um die Nacht zu vertreiben und den Tag heraufzuführen, muß der Schöpfer selbst über uns aufgehen.
N. Das ist ein annehmliches Gleichnis.
L. Gottlob, diese Sonne der Gerechtigkeit *ist* aufgegangen. Gott selbst ist auf diese Erde herabgestiegen; um unser armes Geschlecht zu erretten, hat er seine göttlichen Eigenschaften unter einem menschlichen Leibe etwas verhüllt und nur, so weit es unsere Augen tragen können, durch allerhand Wundertaten geoffenbart.
N. Oben sagtet ihr das von Gottes Sohn. Jetzt soll Gott selbst herabgestiegen sein. Wie verhält sich das?
L. Gott ist nur einer. Der Sohn ist des Vaters Abglanz und sein ewiges Wort, das ihn der Welt verkündigt. Der Geist dieser beiden ist Einer. So ist nun Vater, Sohn und heiliger Geist ein Gott.
N. Ich habe das noch nicht recht gefaßt; sagt es noch einmal.
L. Wollte ich es auch weiter erklären, ihr würdet es doch nicht fassen, denn es ist ein Geheimnis. Auch mir ist es nicht ganz deutlich, wird's auch so bald nicht werden. – Ich habe vom Sohn gesprochen; das ist für uns die Hauptsache. Es ist nicht auszusagen, wie er Mensch geworden ist, und was er alles getan hat, um den Menschen Gottes Liebe zu zeigen. Er gab den Blinden das Gesicht, den Tauben das Gehör, den Kranken Gesundheit, den Betrübten Trost, ging umher, um wohlzutun, und hat sogar Tote auferweckt. Weil er aber zu allen die Wahrheit, auch die unangenehme, sagte, wurden ihm die Priester und andere Obersten seines Volks überaus feind. Zuletzt erlitt er unter ihrem Haß die größten Leiden und weigerte sich nicht, einen bitteren Tod zu schmecken.
N. Nicht wahr, durch Aufhängen an einem Baum, mit Nägeln durch Hände und Füße?
L. Ganz richtig. Das Blut, das er damals vergoß, ist ein Sühnopfer für aller Welt Sünden; denn wenn einer für alle stirbt, so ist für die Strafe, welche alle verdienten, genug getan. Durch diese Selbstaufopferung Jesu Christi ist hinfort Gottes Liebe offenbar. Gott ist willens, um dieses einen Gerechten willen allen Sündern zu verzeihen und sich ihrer erbarmend anzunehmen.
N. Warum verzeiht Gott nicht umsonst? Warum sollte es nötig sein, seinen Sohn so sterben zu lassen?

L. Sünden nur so schlechtweg zu vergeben, widerstrebt der Gerechtigkeit. Es war nötig zu zeigen, daß Gott kein Spieler ist, sondern die Sünde verabscheut und straft. Und noch etwas läßt sich sagen. Wenn Gott auch überall ausrufen ließe: Ich liebe euch, die Menschen würden es nicht so leicht glauben, sondern fragen: Womit beweisest du das? Um es nun zu beweisen, hat Gott auf jenem Richtplatz seine Liebe für jedermann verdeutlicht. »Kinder, seht, ich will irgendwas tun, um euch zu erlösen, ich will euch meinen lieben Sohn zu eigen geben, will ihn für euch in Not und Tod senden; glaubt doch, daß, wenn ich den Sohn gab, ich auch alles Übrige gerne mitschenke. Merkt nun, daß ich euer Vater bin, und kehret zurück zu mir.« Das etwa ist die Proklamation, die aus jener Opfergeschichte zu uns spricht.
N. Und was sollen wir denn tun?
L. Ihr sollt glauben, daß Gott euch von aller Ewigkeit in Jesus Christus geliebt und ihn euch geschenkt hat. Tut ihr's, so ist alles vergeben, die Sünde völlig abgetan. Seine Liebe wird auch in euch einkehren, und es wird ein neuer Sinn in euch erwachen für den, der euch geliebt und für die Brüder zu leiden und, wenn es sein muß, zu sterben.
N. Ein solcher Sinn kommt mir nicht so leicht.
L. Sehr wahr. Es ist gar leicht zu sagen (3):
»Andern wohlzutun, verlangt jeder bessre Mensch von sich.«
Aber wenn es gilt, für andere zu leiden, so findet sich keine Kraft vor, außer Gott teilt seine Geistesstärke mit.
»Höre denn, Fürst, den erhabenen Weisheitsspruch:
Körpers Bestimmung ist, andern zu Nutz zu sein.«
Der Spruch ist wahr. Wir haben einen Leib geschenkt erhalten zum Besten anderer. Aber kein Mensch hat diese Bestimmung erfüllt. Auch die Besten vergessen die Sorge für des Leibes Wohlbehagen nicht so ganz über dem Dienst des Nächsten. Nur Jesus hat ganz und gar den Leib angenommen und dargelegt (gespendet) um andrer willen.
N. Werdet ihr's etwa auch so machen?
L. Ich habe einen Anfang gemacht, fahre aber freilich in schwachem Maße fort. Doch kann ich sagen, vermöge der Kraft Gottes, die er mir geschenkt hat, daß ich Gott und Menschen liebe. Dafür sei er gelobt. Früher habe ich leider nur mich selbst geliebt und nach Geld und Ehre getrachtet. Dessen schäme ich mich jetzt.
N. Auch mich wunderte es manchmal, euch heiterer zu sehen als früher. Eure Verwandten sind gegen euch, die Kaste ist gegen euch, die Welt gleichfalls. Doch seid ihr nicht niedergeschlagen. Wie kriegt man diese Gotteskraft? Und auf welchem Wege kommt sie?
L. Gottes Sohn, für uns gestorben und begraben, ist am dritten Tage durch die Herrlichkeit des Vaters auferstanden von den Toten, danach in den Himmel aufgefahren, wo er zur Rechten des Vaters sitzt und alle Welten regiert. Er ist jedem zur Hilfe nah, der sich auf ihn stützt, spricht mit solchen und gibt ihnen seinen Geist. Diese Gabe von Gottes Geist ist das Angeld für unzählig viele Güter, die noch geschenkt werden sollen. Was mich stärkt, ist dieser Geist Gottes.
N. Ich muß diese ganze Geschichte eines Tages zu hören kriegen. Glaubt ihr wirklich, daß ihr hierdurch von der Sünde erlöst werdet?
L. Jawohl, und zwar bin ich schon erlöst und werde erlöst werden.
N. Wie kann das, was man schon zu haben vorgibt, erst noch erwartet werden?
L. Gott hat mir um des Todes willen seines lieben Sohnes alle meine Übertretungen vergeben. Das steht fest. Doch sind noch nicht alle Sünden, die sich bei mir in Leib und Seele eingewurzelt haben, ausgerissen. Da gilt's nun, bis zum Tode mit der von ihm dargereichten Kraft gegen die Sünde zu kämpfen. Danach wird derselbe Gott, der meinen Herrn auferweckt und erhöht hat, auch mich rufen, meinen elenden Leib erneuen und ihm Herrlichkeit und ewiges Leben geben. Das ist gewißlich wahr. Damit ist dann meine Erlösung vollendet.
N. Wir haben, höre ich, allerhand Wege zur Seligkeit. Viele gute Leute denken, wenn man den Verhältnissen gemäß seine Pflicht tut und ehrbar wandelt, so reiche das hin.
L. Etwa wie auch Damayanti es ausspricht (1):
»Je nach dem Maße getaner Gerechtigkeit
Erntet ein jeglicher himmlische Seligkeit.«
Sie wußte eben nicht, daß das Maß bei jedem zu klein ausfällt. Das ist aber zu erklären aus der Zeit der Unwissenheit. Wisset, daß Keuschheit und andere Tugenden nicht in den Himmel helfen. Keiner wird selig, außer durch Gottes Gnade. Sind wir doch alle Sünder!
N. Aber den Armen Gutes tun?
L. Wenn das in den Himmel helfen soll, ist es ein falscher Weg. Indra zwar sagt (1):

»Wer auf die Bitte des Armen ein einziges
Goldstück gegeben, erhält's in der Neugeburt
Tausendfach wieder, bedenke das, edler Held!«
Das ist aber eine Täuschung. Sonst wäre es für die Reichen eine Kleinigkeit, selig zu werden. Was sollen die Unbemittelten tun? Freilich, man soll Almosen geben; aber nicht um des zu gewartenden Lohnes willen, sondern aus Liebe.
N. Weiter sagt man, der Umgang mit Edlen sei äußerst segensreich.
L. Wer sind die Edlen? Wie viele gibt es wohl? Der eine Gott ist gut, sonst niemand. Freilich ist nicht zu zweifeln, daß der Umgang mit ihm alle möglichen Segnungen bringt (3):
»Welches Gut bleibt unerreicht, wo Verkehr mit Guten ist!
Dieser reinigt auch den Sinn Böser, wie ein schmutzig Kleid
Lieblich duftet, wenn berührt von der Blume Champaka« *(Michelia).*
Das bewahrheitet sich, wenn einer Gottes Sohn zu seinem Freund macht. Aus anderem Umgang aber wird sich wenig Frucht für jene Welt ergeben.
N. Daß man göttlicher Gnade teilhaftig und reines Herzens werde, wenn man die Wissenschaften lernt, habt ihr wohl auch gehört?
L. Jawohl. Es steht auch am Ende des Nala-Gedichts so geschrieben (4):
»Selig die Erdenbewohner, die Nalas Lied
Lesen, bedenken und hören, sie werden los
Aller der Kali-Not, welche die Welt bedrängt.
Segen an Kindern und Gütern und reiner Sinn,
Sündenvergebung und Leidesentfernung ist
Ewig ihr Erbe, denn Vishnu ist ihnen hold.«
Dies ist eine sehr törichte Sache. Man lese oder höre ein Gedicht, in welchem Gutes und Böses, Wahres und Falsches auf allerlei Weise vermischt ist, und nun soll auf einmal die Sünde erlassen, Erlösung gewonnen sein, an Gottes Huld kein Zweifel übrig bleiben! Wie unverdient sind diese Lobeserhebungen eurer Schriften! Und doch mutet ihr einem zu, zu glauben, ob einer auch gelogen, gefaulenzt und, ohne irgend jemand zu nützen, liederlich dahin gelebt habe, werde doch alles recht werden, wenn er einmal ein Buch lese. Wenn die Erdenbewohner dadurch selig werden sollen, so muß euer Vishnu auch mir hold sein, obgleich ich aller Kasten- und Religionsrechte verlustig gegangen bin und fest behaupte, es gebe keinen Vishnu. Das ist doch Unsinn!

N. Daß in diesen Schriften Wahres und Falsches gemischt ist, steht mir fest. Es ist selten der Fall, daß einer beides so auseinanderliest, wie ihr tut.
L. Bekanntlich hat Damayanti den Schwan aufgefordert:
»Gutes und Böses erkläre und scheide mir.
Bist du doch, wenn sie dir Wasser und Milch gemischt,
Rein aus dem Wasser zu schlürfen die Milch gewöhnt.«
Aber Wahrheit und Lüge auf diese Weise zu scheiden, geht über die Kräfte aller Vögel und Menschen. Nur einen Weg gibt's, sich dazu zu befähigen, indem man die wahre Schrift, Gottes Wort, erforscht und alles danach bemißt.
N. Sagt ihr damit nicht, daß, wenn man die wahre Schrift lese oder höre, der Mensch rein und Gottes Gunst teilhaftig werde?
L. O nein, die Schrift hat einen Spruch: »Seid Täter des Worts und nicht Hörer allein, damit ihr euch nicht selbst betrüget.« Kein Lesen, sei's von irgend welchem Buch oder Shastra, kann selig machen. Wissen ist nicht die Hauptsache. Man muß auf Gott gefällige Weise den guten Kampf gekämpft haben, sonst wird man nicht gekrönt.
N. Man sagt freilich, den Helden, die kämpfend sterben, sei der Himmel gewiß.
L. Ach! versteht ihr's so? Ich meinte nicht diesen Kampf. Indra freilich meint es so, wenn er sagt (1):
»Die, von der Erde gekommen, hier Wohnenden
Weichen in nichts den im Himmel Geborenen.
Sterbliche steigen in allerlei Weis' herauf.
Einmal empfangen und seßhaft, sind sie uns gleich.
Helden, die lustig sich stürzen ins Kampfgewühl,
Werden im Tode von unseren Jungfrauen
Plötzlich erwählet, und leben nun alterlos
Selig mit unserm Geschlechte auf Bergeshöhn.
Ja, mit der Herrschaft der Götter betrau' ich sie.«
Danach scheint es, daß Indra sich auf dem Schlachtfeld durch die Himmelsjungfrauen Helden erkiest, denen er dann die Herrschaft über Götter anvertraut.
N. Das ist ja ganz wie die Ansicht der Mappilas im Chera-Distrikt. Wenn sie genug gelumpt, gelogen und betrogen und am Ende noch einige totschlagen und fechtend sterben, ist ihnen der Himmel gewiß.
L. Jenes Wort: »Einmal empfangen, sind sie uns gleich«, verdient beachtet zu werden. In eurer Religion weiß man nichts vom Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf und noch weniger vom

Abstand zwischen dem Heiligen und den Unreinen. Darum ist es oft der Fall, daß ein Mensch im Nu vergöttert wird; und nichts steht den Göttern im Weg, in allerhand Weise herabzusteigen und mit den Menschen zu spielen. Tausend Wege verknüpfen aufs Allerleichteste das Jenseits mit dem Diesseits, das Diesseits mit dem Jenseits. Wenn ihr darüber nachdenkt, werdet ihr bald merken, daß eure Götter eben menschenähnlich sind und nicht vermögen, Sünde zu vertreiben. Nach unserer Schrift aber ist es eine überaus wichtige Sache, daß der wahre Gott herabkommt, Mensch zu werden; und ebenso außerordentlich erscheint es, daß ein sündiger Mensch zu Reinheit und Gottes Nähe durchdringt.

N. Indras Wort ist wirklich spaßhaft. Eures hat mir mehr Gewicht. – Aber was ist denn der Kampf, von dem ihr sprachet?

L. Ein Christ hat zu kämpfen, erstlich mit dem Teufel und seinem Heer, bestehend aus jenen Lüsten und Affekten. Er muß nicht andern, sondern sich selbst auf den Leib gehen, seine Sünde finden, verfluchen, verfolgen, aus den Schlupfwinkeln vorziehen und töten. Dann gibt's Haß und Spott von der Welt, und dadurch allerhand Kampf. Wenn ihm Nachreden und Verachtung zuteil werden, hat er das wie Stroh anzusehen, seinem Herrn Jesus in allen seinen Fußtapfen nachzuwandeln und, was ihm auch in den Weg trete, seinen Lauf als ein Held zu vollenden. Manchmal wird er versucht sein, sich durch seine Feinde verletzt zu fühlen, sie zu verfluchen und sich zu rächen. Solche Gelüste muß er alsbald niederschlagen und verschlucken und sich bemühen, den Feind zu lieben, ihm zu dienen und geheim und öffentlich Gutes zu tun. Hie und da gibt's auch etwas wie Kampf mit Gott selbst. Der kann sich stille halten, als höre er nicht mehr. Wie man auch bete, rufe, weine, es will keine Antwort herabkommen, und der Himmel ist wie Eisen. Es sieht aus, als steige auch keine Bitte, kein Schrei hinauf und hinein. Der Teufel steht zur Seite, lacht und fragt zähnefletschend: »Wo ist jetzt dein Gott?« Da darf man nun nicht verzweifeln noch verzagen. Weg mit dem Gedanken: Es hilft doch nichts – so ist nun einmal mein Los! Da hält man fest an den Verheißungen, die Gott in der Schrift gegeben, und hält sie ihm vor: »Abba, Vater, so hast du gesagt. Mir geschehe nach deinem Wort. Bin ich nicht dein Kind? Du kannst mich nicht unerhört lassen. Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Ich flehe dich an im Namen deines Sohnes Jesus. Amen.« Auf diese Weise nimmt man einen Anlauf und dringt vor. Nicht bloß ein-, zweimal, sondern kämpft, bis man den völligen Sieg hat. Wer es so macht, der wächst zu einem Helden heran, gewinnt den Preis und wird würdig, mit Gottes Sohn auf seinem Thron zu sitzen.

N. Das ist ein sehr schwerer Weg.

L. Ist der Sündendienst viel leichter?

»Gibt es auch Menschen, zufrieden mit ihrem Glück?«

Gewiß, wenn ihr die Tröstungen und Freuden, welche uns von oben zukommen, geschmeckt hättet, ihr würdet diesen für den einzig glückseligen Weg halten. Auf den lebendigen Gott trauen und ihm dienen, ist nicht erst drüben, sondern hier schon wahre Seligkeit.

N. Mir will's nicht ein, daß man in dieser Welt so überaus rein durchkommen kann. Dies ist bekanntlich das Kali-Zeitalter (eiserne Zeit), und ist schon oben erwähnt, daß gute Menschen in diesem ausgerottet sind.

L. So kann man ja sich aus der Kali-Zeit flüchten. Wir haben eben gehört, Leser des Nala werden los »aller der Kali-Not, welche die Welt bedrängt«. – So läßt sich also dieser entrinnen. Kali selbst ist nicht so bös', als man ihn malt. Was hat er nicht schon dem Nala versprochen (4):

»Welche nur deiner gedenken, zu denen will
Nimmer ich plagend mich nahen, vertraue mir.
Selig die Sterblichen, welche an mich und dich,
Deine Gemahlin, die Schlang' und Ayodhyas Herrn
Allzumahl denken, andächtigen Sinnes voll;
Groß ist ihr Reichtum, das Schmerzliche fliehet sie.«

Demgemäß scheint's nicht, daß Kali alle ohne Ausnahme plage. Doch wird freilich eine andächtige Erinnerung an Nala uns nicht der Plage dieser Zeit entheben. Dafür aber verbürge ich mich, daß Christus, im Gedächtnis gehalten, das ausrichtet.

N. Ich habe dazu nicht den rechten Mut. Erst zwei, drei Leute haben bisher an Jesus geglaubt, daher ich kaum glaube, daß eure Religion sich in diesem Lande stark ausbreiten wird.

L. Ist's nicht genug, selbst selig zu werden, wenn's auch die andern verschmähen? Doch will ich etwas weissagen. Dieser Weg wird weiter schreiten, wird sich überallhin ausbreiten, und kein anderer Glaube wird bis zum Ende feststehen.

N. Wie wird das geschehen? Etwa durch Befehl der Regierung?
L. Durch Befehl des allerobersten Königs. Er hat den schon vor alters ausgesprochen und wird ihn vollziehen, wann es ihm gefällt.
N. Wenn aber die Kali-Zeit vorüber ist, dann, nicht wahr, ist der Weltruin und Übergang zum neuen Kalpa (neue Schöpfung)?
L. Es wird keinen Weltruin geben nach eurer Vorstellung. Auch kommt keine Nacht, in welcher der Schöpfer schliefe (wie um sich zu neuer Anstrengung zu stärken). Aber die Erde wird verbrennen, und wird eine neue Erde werden. Doch ist noch zuvor eine schöne Zeit zu erwarten. Gottes Sohn wird den Teufel fesseln und gefangenlegen. Dann hört die Verführung falscher Religionen auf. – Der Wunsch nach einer glücklichen Zeit nicht bloß für den einzelnen, sondern für die Gesamtheit, steckt tief in jedem Menschen. Daher auch viele sich Luftschlösser erbaut haben mit dem Bestreben, fürs ganze Menschengeschlecht ein rechtes Festleben einzuführen. Doch wird das menschlicher Bemühung nie gelingen.
N. Man hört wohl, daß vor alters überaus selige Zeiten gewesen seien. Sollten solche wiederkehren?
L. Gewiß. Von Nalas Zeit wird gerühmt (1):
»Da war nichts von Armut und Not zu hören überall,
Streit und Zürnen ohne Grund, Grausamkeit auch gab es nicht.
Keuschheit fehlte keinem Weib, keinem Kinde Unterricht.
Von der Jugend hielt der Tod ferne sich an jedem Ort.
Durch Parteilichkeit das Recht zu verletzen, wagte keins,
Noch den Guten zu entziehn den gesetzgemäßen Schutz.
Noch zu stützen seine Sach' auf ein lügenhaftes Wort.
Also war kein Mensch zu seh'n, der nicht stetes Glück genoß,
Keiner, der nicht fest geglaubt, Gott geht allem andern vor,
Kein Brahmane, welcher nicht stets an Brahma hätt' gedacht,
Kein Verliebter, dem es an Kleiderschmuck je mangelte« usw.
N. Wird es auf Erden wieder so werden?
L. Nicht gerade *so*. Das ist nur eine Probe von der Art Weltzeit, wie sie wohl jeder wünscht. In der schönen Zeit, die wir erwarten, gibt es natürlich keine Brahmanen, auch ist sie für die Verliebten nicht so zärtlich besorgt. – Ich will einige Schilderungen dieser Zeit anführen. Wenn Jesus als Herr auf der Erde regiert, wird alle Welt von Gottes Erkenntnis voll sein, wie das Meer von Wasser. Die Völker werden sich nicht mehr hassen, noch sich auf den Krieg üben. Ochsen werden weiden mit Löwen und Tigern, im dürren Lande brechen Quellen hervor. Der Lahme wird fröhlich springen, der Stumme lobsingen, dem Blinden werden die Augen geöffnet, die Ohren dem Tauben. Die Erlösten des Herrn machen sich überall auf den Weg und kommen mit Jubel zu seiner Stadt, sie werden gesättigt mit Wonne, und Kummer und Seufzen sind entflohn. – Ach, wollt nicht auch ihr kommen und wandeln im Lichte des Herrn?
N. Es wird auch mir eine Freude sein, jene schöne Zeit kommen zu sehen.
L. Noch ehe sie kommt, soll man mit dem Herzen glauben, während das Auge nichts sieht. Keiner, der so glaubt, wird sich je von Gott getäuscht finden. Denn er wird tun weit über unser Verstehen und Bitten. Auch ich glaube jetzt, ohne zu sehen. Ich habe manches, was mich drückt, wie ihr wissen könnt. Doch dem Herrn, der sich selbst für unsere Sünden dahingegeben und mich aus dieser bösen Weltzeit erlöst hat und erlöst, sei ewig Lob und Preis!
N. Ich gehe, Lehrer. Laßt uns Freunde bleiben. Möge euer Gott mir gnädig sein! Selam.

Aus dem Nayerleben

Diese vier Geschichten, die einen anschaulichen Einblick ins Leben der Nayer in früherer Zeit geben, veröffentlichte Gundert in den Jugendblättern:
1. Der junge Tschandu von Njalikara, JB 1868, 2. Halbbd., Sp. 225–236;
2. Kannen von Kaideri, ebd., Sp. 297–312;
3. Kelappen vom Garten, ebd., Sp. 369–384;
4. Dairu von Ebereck, JB 1869, 1. Halbbd., Sp. 61–66.
Gundert erwähnte eine der Geschichten im Tagebuch: »Auf Bibliothek (Kelappen versprochen) . . .« (CT 4.11.61). Ein Hinweis auf diese Geschichte findet sich auch bei L. J. Frohnmeyer, »A Progressive Grammar of the Malayalam Language«, 2nd edition, New Delhi 1979 (1913), wo er in seiner Einleitung auf die volkstümliche Literatur zu sprechen kommt und hinweist auf »Dr. Gundert ›Keloppa vom Garten‹«. (XII). An seinen Sohn Samuel schrieb Gundert: »Mit [Missionar] Diez saß ich einen Nachmittag über Malayalam-Geschichten.« (GM 2.7.68). Meinte Gundert damit die vorliegenden Nayergeschichten? Daß die beiden über Sprachliches redeten, berichtete Gundert gleich im anschließenden Satz: »Von Sprachfragen konnte er mir nur wenig beantworten.« (Ebd.). Damit werden die Nayererzählungen nicht direkt angesprochen, doch könnte ein Hinweis darin verborgen liegen. Denn zeitlich stimmte das Gespräch Gunderts und Diez' mit der Veröffentlichung der Geschichten überein. – In die Erzählungen ließ Gundert aktuelles Geschehen miteinfließen, wie die Sheranadu-Vorkommnisse (manchmal Chera- oder Tschera- geschrieben) während des Mappila-Aufstands (s. vorn »Mappilas bei Kozhikode«). Auch sonst setzten die Erzählungen eine gute Kenntnis der damaligen Sitten bei Nayern und anderen Bevölkerungsgruppen voraus. Daß eine Erzählung teilweise direkt mit Chirakkal (Tschirakal) zu tun hat, ist ein weiteres Indiz, daß nicht nur »Kelappen vom Garten« von Gundert stammt, sondern ebenso die übrigen.
Die Erzählungen bilden bis in die Schreibweise der indischen Wörter und Namen hinein eine solche Einheit, daß sie nur in wenigen Ausnahmen geändert wurden. In der Regel sind die Erzählungen in sich verständlich und bedürfen nur an wenigen Stellen einer Erklärung, wie bei »Jung Tschandu«, dessen Alter mit sieben Jahren angegeben wird. Damit ist »ein Knabe vom siebenten bis gegen das vierzehnte Jahr hin« gemeint, wie Gundert anmerkte. Die Anrede »Altschwager« und »Altbruder« sind Bezeichnungen für den älteren Schwager bzw. den älteren Bruder. In den dravidischen Sprachen wird die Rang- und Geburtenfolge in einer Familie durch die Anrede ausgedrückt. – Ein altes und kaum mehr gebräuchliches Wort sind die »Reissangen«. Gemeint sind damit »Reisbüschel«, vor allem solche, die weniger aus Stroh als aus Reisrispen bestehen. Dabei ist der Zusammenhang mit den »Sangen« an Mariä Himmelfahrt (15. August) nicht uninteressant. In katholischen Kirchen werden an diesem Tag mancherorts Kräuterbüschel geweiht, die heilkräftig sein und das Haus schützen sollen.

1. Der junge Tschandu von Njalikara

Die Nayer (Führer, Herren) sind die eigentlichen Grundbesitzer und Krieger des südwestlichen Indiens, sie bilden den mit den Brahmanen eng verbundenen Adel Malabars. Von ihrem eigentümlichen Leben mögen Geschichten, die sie selbst in Verse gefaßt, die aber der Deutlichkeit halber hier in einfacher Prosa erscheinen, den jungen Lesern einen Begriff geben. Die erste zeigt uns, wie man dort die besten Gedanken von einer Offenbarung Gestorbener ableitet, die darum auch angebetet werden.

In seinem Palaste saß der König von Tamaratscheri (Lotusheim), umringt von wohl 300 dienstbaren Nayern. »Was ist das, was ich höre, ist's Donner oder Schießen?« redet er sie an. Höflich antworten sie: »Majestät, das ist weder Donner noch Schießen; es ist das Dröhnen der Schilde. Der Heldentöter Omar Ali hat auf Ihrer Heide erst den Busch gelichtet unter dem Vorgeben, Sesam säen zu wollen; dann pflanzte er vier Pfeiler auf, es hieß, zum Obdach für ein Hochzeitsfest; steinerne Mauern wurden aufgeführt, er ließ verlauten, es werde

eine Moschee; jetzt ist's eine Ringschule geworden, in welcher vier Fechtmeister die muslimische Jugend einüben.«
Wohl seit tausend Jahren haben sich arabische Kaufleute am Gestade Malabars niedergelassen, geschützt vom Könige zu Kalikut, der ihnen seinen Reichtum verdankte. Sie hatten aber mit Gewalt und List tüchtig missioniert, hatten sich tief ins Land eingeschlichen, ihre Zahl bedeutend vermehrt und erlaubten sich nun einen Übergriff um den anderen. Die Ohnmacht der kleinen Könige war ihnen gar zu deutlich geworden, als daß sie sich nötigenfalls auch vor einer Entscheidung durch Waffengewalt gefürchtet hätten. Die Tschonager (so hieß man sie, eigentlich: Griechen, Westlinger) bildeten überall eine geschlossene Masse; die Nayer waren in viele Stämme und Parteien zersplittert.
Der König überlegt eine Weile, dann spricht er: »Laßt uns zur Ringschule gehen!« Er steigt in die Sänfte, vor und nach ihm gehen die Schwertträger mit Jauchzen. Angelangt, tritt er auf die Erdmauer, welche das Gebäude umgibt. Der Heldentöter verneigt sich kaum, wie er ihn erblickt, sondern fordert ihn kühn heraus. »Habt Ihr keinen braven Nayer mehr, so könnte ja der Herr selbst sich gürten! Oder darf ein König nicht auch fechten?«
»Ach!« denkt der Fürst, »hätte ich nur noch meinen alten Tschandu, der im letzten Kriege fiel! Wäre mein Tschandu von Payenpalli noch bei mir, der Westlinger würde mich nicht zu fordern wagen!« Allein er redet nichts, winkt zum Aufbruch und läßt sich traurig zurücktragen. Immer schaut er auf den Weg, und das Auge füllt sich mit Tränen im Gedanken an seinen Tschandu. Er geht in den Palast, aber er badet nicht und ißt nicht; im Schlafgemach liegt er ungegessen, drei volle Tage. Auf dem Totenfelde bei der eroberten Neuburg erhebt sich der hingeschiedene Tschandu um Mitternacht und redet seine 300 Trabanten an: »Heute will mir kein Schlaf kommen; denn der Herr badet und ißt nicht diese drei Tage, und auch im Schlafe denkt er nur an mich. Ich muß in den Palast.« Allein die 300 Helden wollen ihn nicht allein ziehen lassen, es drängt sie, den wackersten der Nayer zu begleiten. Und er gürtet sich fester, ergreift Schwert und Schild und schreitet stracks auf den Palast los; hinter ihm die 300 mit Silberspeeren in gleichem Takt.
Als der Geisterzug vor dem Tore ankam, schlug Tschandu den Schild an den Schenkel, daß der Palast widerdröhnte. Der König fährt aus dem Schlaf: »Das ist Schildgetöse! Es muß mein lieber Tschandu sein, der mir Besuch abstattet.« Aber alsobald schläft er wieder ein.
Leise redet Tschandu seine Begleiter an: »Höret, ihr 300 Helden mit Silberspeeren. Bleibt hier am Eingang, daß mein Fürst euch nicht erschaue und ihn ein Grausen erfasse; ich will allein in den Palast.« Und er schreitet in den Schloßhof, wie einst, neigt sich über den Brunnen und zieht Wasser herauf, sich die Füße und das Gesicht zu waschen und den Mund auszuspülen. Dann schleicht er ins Schlafgemach.
Da sitzt er nun auf dem Teppich am Bett, faßt des Königs Fuß und legt ihn in seinen Schoß, um ihn sanft zu streicheln. Endlich spricht er: »O mein Herr, schon drei Tage badet und eßt Ihr nicht; das läßt mir auch im Totenreiche keine Ruhe. Was weint Ihr denn um mich? Konnte von Euren 300 auch nicht einer hingehen und streiten? Aber viel darf ich nicht reden, mein Fürst! Nur daß Ihr es morgen nicht vergesset, als wäre es bloß ein Traumgesicht gewesen!«
Da unterbricht ihn der Ruf der 300 vom Eingang her; sie wollen fort. – »Halt! halt! ihr Helden! Ich habe noch ein wenig zu reden. – Also mein Fürst, – einen Tschandu habt Ihr verloren, allein wißt, ein anderer Tschandu wächst Euch heran. Als ich in den Krieg nach Osten zog, war meine Schwester Kunki wohl fünf Monate in guter Hoffnung. Beim Abschied sagte ich ihr: »Höre, wenn es ein Knabe ist, so heißt du ihn Tschandu; ist's ein Mädchen, so gibst du ihr unserer Mutter Namen. Nun hat sie einen Knaben geboren, den Tschandu von Njalikara. Der ist jetzt sieben Jahre alt; nach diesem schickt Ihr und laßt Ihn für Euch kämpfen! Sobald der Morgen graut, sendet Ihr ihm ein Palmblatt (Brief).« –
Wieder rufen die 300 von der Schwelle des Tores. – »Halt! halt! ihr Silberspeerträger! Seid doch ruhig! – Also höret, mein Fürst, wenn Ihr einen Befehl hinsendet, wird es der Kunki durchs Herz gehen; ach, was wird meine liebe Kunki nicht alles reden! Das nun müßt Ihr der Guten nicht nachtragen. Jetzt aber gehe ich, mein König; vergeßt doch nicht, was ich Euch gesagt habe, Majestät!« Er geht zum Eingang und zieht ab, den 300 voran, im Heldenschritt. –

Wie am Morgen das Gras aufwachte, erhob sich auch der König, griff zum nächsten besten Palmblatt und kritzelte was darauf. Zwei Nayer wurden gerufen, die den Brief überbringen sollten. »Doch merkt euch«, setzte der Fürst hinzu, »wenn ihr ins Njalikara Haus eintretet, wird Kunki euch schelten. Wohl mag sie auch für mich selbst etliche Schimpfworte haben. Das dürft ihr euch durchaus nicht anfechten lassen. Nur ruhig und freundlich, meine Nayer!«

Als die beiden sich dem Hause nahten, sah sie Kunki von ferne und dachte mit Schmerzen an den Bruder, der auf den Wällen der Neuburg gefallen. Wie führt sie doch jetzt so ein einsames Leben mit den zwei Knaben, die kein Oheim auf die Knie nimmt und küßt! Denn in Malabar vertritt der Mutterbruder des Vaters Stelle, und seine Neffen sind's, die ihn beerben. Schon treten die zwei Boten heran. »Woher auch wohl, ihr Nayer? Und was wollt ihr hier?« fragt sie, ihnen entgegengehend und den zweijährigen Namber auf der Hüfte tragend.

Die Nayer haben auf der Balkentreppe den Hofwall erstiegen und grüßen. »Höret, Kunki, wir kommen vom Palast mit einem Befehl für den Tschandu von Njalikara. Wo ist denn der Tschandu, Mutter Kunki?« – »Nach was für einem Tschandu fragt ihr doch? Ich hatte einen Tschandu, meinen älteren Bruder; der zog mit gegen die Neuburg, dort hat ihn der König dem Tod überliefert. Es gibt keine weiteren Tschandus, hier wenigstens ist kein Tschandu. Ich habe da bloß einen Kleinen, zweieinhalb Jahre alt, der noch auf allen Vieren kriecht. Nur fort mit euch, ihr Nayer!« Und ohne daß sie ihnen auch nur etwas Betel zum Gruß gereicht hätte, ließ sie die Boten ziehen.

Unterwegs begegnen sie einem Jungen, der eben aus der Fechtschule nach Hause geht und sich mit allen gelernten Künsten vergnügt. Jetzt fällt er aus und sticht und haut, macht ein Elefantengesicht, ein Pferdgesicht, springt auf und seitwärts und überschlägt sich in heller Lust. »Das ist einmal ein trefflicher Junge«, sagen die Nayer, »mein Gott! wem der wohl gehört?« Der Junge geht stracks auf sie zu und fragt: »Woher, ihr Nayer? Und was wolltet ihr doch?« Sagen die beiden: »Da schickt uns der König ins Haus Njalikara, und wir gingen auch hin. Hätten's uns ersparen können; denn was nützt es, das Gejammer der Mutter Kunki zu hören! Sie hat uns sogar keinen Schnipfel Betel gegeben! Ja, wenn der alte Tschandu noch lebte, der von Payenpalli, so hätten wir ein Frühstück erhalten und wären mit Betel entlassen worden!«

Sagt der Kleine: »Kommt mit mir, ihr Nayer!« und führt sie zurück ins Haus Njalikara. Wie Kunki ihn erblickt, schlägt sie sich auf den Bauch und an den Kopf, bricht in bittere Tränen aus, eilt ins Westzimmer und wirft sich auf das Rohrbett, um laut zu jammern und zu klagen. Der Junge geht ihr nach und fragt sie: »Liebe Mutter, was ist Euch?« – »Was brauchst du auch die Nayer herzuführen, Tschandu? Und warum hältst du den Königsbefehl in der Hand?«

»O Mutter von Njalikara, wenn Leute vom Palast kommen und einen Befehl überbringen, so muß man sie doch zum Sitzen einladen? Soll man ihnen keinen Betel reichen? Gebt ihnen doch Betel, Mutter!« – »Es ist keiner da.«

»So gebt ihnen doch Reisschleim zu trinken.« – »Es ist keiner bereit; hab auch keinen Reis zum Kochen.«

Tschandu geht selbst und schaut nach. Er nimmt das Betelbüchschen und steckt den Schlüssel drein, setzt es vor die Nayer und spricht: »Helft euch selbst zu Betel, ihr Nayer!« Schnell ist er in der Küche, wischt eine Silberschüssel ab und trägt den gekochten Reis vor. Viererlei Pfefferbrühe, schön wie Gold, stellt er daneben, und flüssiges Schmalz zum Trunke, klar wie Regenwasser. »So, nun gefrühstückt, ihr Nayer!« – Sie gossen Wasser aus dem Metallkrug, sich die Hände zu waschen, während Tschandu ihnen Schemel und Bananenblätter (als Teller) hertrug. Dann setzten sie sich und aßen den schöngekräuselten Reis, indem sie damit die rechte Hand füllten, ihn mit den Brühen kneteten und die goldgelben Kugeln einander nach in den Mund schnellten. Immer aufs neue schöpfte ihnen Tschandu heraus, bis sie die Hand senkten, zum Zeichen, daß sie satt seien. Dann standen sie auf und wuschen sich Hand und Mund.

Wie sie nun auf der Schwelle saßen und zum Nachtisch Betel kauten, rief Kunki ihre zwei Knaben und sandte sie nach Ostort: »Dort wohnt ja mein Vater Koren; ruft ihn schnell, ihr Kinder!« Der alte Nambi (Baron) Koren machte sich sogleich auf und kehrte mit ihnen zurück, verwundert, was doch die Tochter von ihm wolle. »Vater Koren«, sagt sie, »hier ist Jung Tschandu, erst sieben Jahre alt, und er nimmt des Königs Befehl in

die Hand. Wenn er den Befehl wirklich annimmt, so sterbe ich, Vater!«
Vater Koren tritt zu Tschandu und spricht ihm freundlich zu: »Jung Tschandu von Njalikara, du bist erst sieben Jahre alt und darfst darum keinen Königsbefehl annehmen. Was kann er auch enthalten, als einen Ruf zu Kampf und Krieg? Ist dazu einmal die Zeit gekommen, dann magst du gehen, mein Junge! Jetzt wäre es zu frühe.« –
Der Junge erwidert: »Höret, Großvater, warum mußtet Ihr auch so altern! Wenn jetzt mein lieber Oheim da wäre, so dürfte im Palast keine Verlegenheit aufkommen; der Oheim hätte ihr bald abgeholfen. Vater, ich muß den Befehl annehmen.«
Und, siehe da, Tschandu verneigt sich vor dem Palmblatt, faßt und dreht und liest es. »Schon gut, ihr Nayer! Geht nur voran, ich komme nach.« –
Nachdem er sie verabschiedet, setzte er sich erst ans Frühstück. Mittag war fast vorüber, als er in seine Kammer, das Südzimmer, ging. Da schmückte er sich sorgfältig und ergriff Schild und Schwert zum Ausgehen.
Es zog ihn ins Nachbarhaus, wo sein bester Kamerad Ambadi wohnte. Er sowohl als seine Mutter fragten, was ihn denn herführe? Die Antwort lautete: »Morgen soll ich zum Zweikampf.« – Mit wem? – »Mit dem Heldentöter Omar Ali und seinen drei Fechtmeistern.« – Mutter Tschiru schlägt sich an Brust und Kopf und weint bitterlich. »Ach Tschandu, dazu bist du viel zu jung; denn welch ein Kampf wird das! Nicht einen Schlag der Keule vermagst du zu parieren, kannst kaum den Druck des Fechtgürtels aushalten. Seit dein Oheim gestorben ist, war es mir immer ein Trost, dein Gesicht zu sehen; soll's damit nun aus sein, mein lieber Tschandu?«
Doch der von Njalikara erwiderte: »Wenn Gott mir gnädig ist, und wenn des Oheims Kraft über mich kommt, so mag ich morgen wohl obsiegen, liebe Mutter. Du aber, mein Goldfreund Ambadi, kommst morgen früh, wenn das Gras aufwacht, herüber nach Njalikara. Und jetzt lebt wohl.« Er kniete nieder vor Mutter Tschiru, die ihm die Hand aufs Haupt legte und ihn segnend entließ.
Auf dem Heimweg sieht ihn der Wäscher, der eben an seinem Hügel die reingeschlagenen Kleider aufhängt und trocknet. Verwundert schaut er ihm zu und denkt: »Wenn mein Herr von Njalikara nicht dort vor der Neuburg gefallen wäre, ich müßte denken: Da ist er ja, wie er leibt und lebt, ficht und sticht, ringt und springt, steht und geht; glänzt wie die rote Erbse im Sonnenschein, fliegt dahin wie dürres Laub im Sturme!« Tschandu aber macht den letzten Purzelbaum und geht gerade auf ihn zu.
»Ach, lieber Tschandu«, sagt der Wäscher, »eben dachte ich, wie gleichst du doch deinem Oheim aufs Haar! Was hast du denn, und wohin geht's? Zu Krieg oder Zweikampf?« – »Soviel ich weiß, ist nirgends ein Krieg angesagt. Aber ich soll mit dem Heldentöter, dem Omar Ali, fechten.« – »O weh, mein Tschandu, hast erst sieben Jahre und da bekommst du es mit einem zu tun, der Hiebe austeilt wie ein Elefant! Wie solltest du ihn bekämpfen können?«
»Nun, wenn Gott mir gnädig ist und der Oheim mir Kraft gibt, so könnte es doch auch gegen ihn zum Siege reichen. Jetzt aber gib mir zwei volle Anzüge, Tamilgewebe und heimisches, teuer gekauftes mit schöner roter Borte.« Der Wäscher ist an solche Aufträge gewöhnt; es ist etwas Geheimnisvolles um sein Geschäft, er leiht für besondere Zwecke die Kleider aus, die Glück bringen, wem sie auch gehören mögen, und niemand darf ihn fragen: Was machst du? Also wählt er aus seinem Vorrat das Beste aus und gibt's dem Jungen mit den Worten: »Jung Tschandu von Njalikara, du wirst im Kampfe siegen.«
Mutter Kunki sieht den Jungen kommen mit den Kleidern auf dem Arm. Sogleich geht sie in den Fechtsaal, kehrt ihn sauber aus und besprengt den Boden mit Kuhdungwasser. Sie macht die goldene Lampe zurecht und dreht einen Docht dafür. Auf der Schwelle erscheint Tschandu und frägt: »Wo soll ich die Anzüge niederlegen?« »Hier, mein Goldsohn, im Fechtsaal.« Er legt sie ab, geht in den Garten und schneidet vom schönsten jungen Palmbaum einen noch unentfalteten zarten Zweig ab, legt ihn in die Sonne, bis er welk geworden ist, und flicht daraus eine frische Matte. Die legt er hübsch auf den Boden des Fechtsaals und steigt auf einer Leiter an der Betelrebe hinauf, um feine Blätter zu pflücken, läßt den Knecht von der Arekapalme reife Nüsse brechen und stellt sie zerstückt neben die Matte. Es handelt sich darum, den abgeschiedenen Oheim zu sich einzuladen; so muß man es ihm doch bequem machen. Also wird die Lampe angezündet und ein Sitzschemel herbeigebracht, auch der Anzug vom Wäscher auf dem Boden ausgebreitet.

Tschandu selbst aber legt sich beiseite auf ein gemeines Palmblatt. Da betet er andächtig: »Lieber Oheim von Njalikara, ich weiß ja nichts und bin noch unerfahren. Des Königs Befehl hab ich nun einmal angenommen, und sehe nicht ab, wie es gehen wird, trauter Ohm. Wo soll ich Hilfe suchen als bei dir?« Damit legt er sich hin und schläft ein. – Um Mitternacht aber erhebt sich dort bei der Neuburg der Held von Payenpalli und sagt zu seinen Trabanten mit den Silberspeeren: »Mein Erbe, der Tschandu von Njalikara, ist eingeschlafen im Gedanken an mich. Ich muß zu ihm hin.« Allein wollen sie ihn nicht ziehen lassen, so ruft er sie auf, gürtet sich fester, ergreift Schwert und Schild und geht vor ihnen her. Am Walle des Njalikara Hauses halten sie; da schlägt der Alte den Schild an Knie und Schenkel.

Tschandu fährt über dem Getöse zusammen, er erwacht und denkt: »Ach Gott! jetzt kommt mein trauter Oheim!« Und wieder sinkt er in Schlummer.

Der Alte aber bedeutet den Speerträgern, sich ja ruhig zu verhalten, denn sein Erbe, Jung Tschandu, sei noch gar zart und könnte leicht erschrecken. Also läßt er sie am Eingang und schreitet allein in den Hofraum, wo er Wasser schöpft, um Füße und Gesicht zu netzen. Dann geht er in den Fechtsaal und setzt sich auf den Schemel neben den schlafenden Knaben. Den redet er also an: »Jung Tschandu von Njalikara, du hast wohl getan, den Befehl unseres Königs anzunehmen. Geh du nur, mein Bursche, zum Zweikampf. Wenn du aber hingehst, so nimm deinen Ambadi als Begleiter mit; wandelt immer zusammen, wie Odenan und ich es miteinander hielten! Wirst du nun kampfbereit vor dem König erscheinen, so wird sein Auge sich trüben, sein Sinn wird schwanken. Da sprich es denn vor ihm aus: Wenn es meinem Fürsten gefällt und des Oheims Kraft über mich kommt und Gott mir gnädig ist, so mag ich wohl obsiegen. Weiter aber, ehe es zum Kampfe geht, wird er dich auffordern, Milch zu trinken oder junges Kokosnußwasser. Nimm nichts an, bring nichts über die Lippen. Du wirst siegen, mein Tschandu; nur nicht gezweifelt! Ich bin bei dir, Jung Tschandu. Meine Begleiter, die Silberspeerträger, sind schon ungeduldig und rufen mir. So scheide ich also; glaube nur, du wirst's gewinnen, mein Junge.« Damit verläßt er ihn. –

Mit der ersten Dämmerung machte Mutter Tschiru sich auf samt ihrem Ambadi; sie nahm auch noch ihre Nichte mit, die sich in Eile schmückte. Wie freute sich Jung Tschandu, als er seinen Freund sah; er lud ihn ein, mit ihm zu baden. So stiegen sie denn hinab an den Teich, salbten sich mit Öl und rieben es mit zarten Mimosablättern ab, tauchten unter und schwammen, und kehrten heim, sich mit Sandelpulver und Moschus zu zeichnen auf Stirne, Armen und Brust. Hier drei Striche, und dort fünf, und die runde Stirnmarke mit Goldstaub; dann das seidene Kleid umgürtet und die goldene Kette umgetan, Armringe mit Heldenbildern angestreift und für die zehn Finger acht Goldringe ausgelesen, wie sie am besten zusammenpassen. In die Haarlocke aber flicht man eine Goldschlange, und der Anzug ist vollendet.

Beide Jünglinge treten nun ins Westzimmer, das Heiligtum des Hauses. Da sitzt auf weißem Teppich der Großvater Koren; er legt ihnen die Hände auf und spricht den Segen: »Jung Tschandu von Njalikara, du wirst's gewinnen; der Sieg ist dein; es gelinge dir im Kampfe!« Ebenso segnet ihn die Mutter Kunki, sie segnet auch seinen Freund Ambadi; und Mutter Tschiru macht es ihr nach.

Tschandu aber sagt zur Mutter: »Nur eines bitt' ich, es darf heute keines von euch weinen; denn der Oheim ist bei mir.« Damit verabschiedeten sich die zwei Freunde und schritten dem Palaste zu. –

Wie sie vor den König traten, verehrten sie erst, indem sie die gefalteten Hände auseinander schnellten, Sr. Majestät Fuß, Krone und Leib. Der König aber fragte den Minister an seiner Seite: »Wer ist der, welcher zuerst sich verneigte?« Und als er hörte, das sei der Tschandu von Njalikara, schüttelte er den Kopf und sprach: »Wie sollte ich ein Kind von sieben Jahren für mich fechten lassen?«

Sogleich trat Tschandu vor: »Wenn es meinem Fürsten gefällt und Gott mir gnädig ist und des Oheims Kraft über mich kommt, so mag ich wohl obsiegen. Majestät, zweifle doch nicht.« Der Fürst wird getroster. Er wendet sich zu seinem Brahmanen, dem Koche, und heißt ihn warme Milch bringen mit Zucker, auch Reis zur Wegzehrung, und vom roten Kokosnußbaume (der das beste Wasser hat) unreife Früchte zur Labung. Das alles verbittet sich Tschandu aufs bescheidenste; »die Sonne wird schon heiß, es wäre doch wohl Zeit, zur Ringschule zu gehen, geleitet von den 300 Nayern.«

So heißt denn der König den Koch die Erfrischungen nach der Ringschule schaffen; der Minister aber möge die Träger samt der Sänfte rufen. Alsbald waren sie da. Der König steigt in die Sänfte, und im Zuge mit den Nayern schreiten auch Jung Tschandu und Ambadi, bis vor der Ringschule Halt gemacht wird.
Schon unterwegs bat Ambadi: »Laß mich zuerst mit ihm kämpfen; wage du es nicht, mein Goldfreund.« Aber Tschandu bestand darauf, das sei seine Sache. Auch vor der Ringschule noch wollte Ambadi ihm helfen, den Gürtel umzubinden. »Durchaus nicht, rühre mich nicht an. Steh auf die Erdmauer und schau uns zu!« Tschandu gürtete sich und betete Schwert und Schild an. Dann trat er vor den König und verehrte Fuß, Krone und Leib, schleuderte das Schwert in die Luft und fing es tiefgeneigt auf, worauf er sich zu des Fürsten Füßen niederwarf und seinen Segen empfing in den Worten: »Jung Tschandu von Njalikara, dein Kampf wird gelingen, der Sieg ist dein.«
Wie er die Worte hörte, dachte der Junge lebhaft an seinen Oheim, und flog mit einem Sprung hinab in die Ringschule. Der Heldentöter Omar Ali band sich den Gürtel etwas fester, griff nach Schwert und Schild und ging dem kecken Burschen entgegen.
Erst hieb er nach des Knaben Schulter und dann nach seinem Knie; Terze und Quarte, und Stoß und Hieb, samt allen Finten und Künsten versuchte er umsonst an ihm. Bald mit dem Schwert, bald mit dem Schild parierte der Junge, bis er endlich lachend fragte: »Heldentöter Omar Ali, hast du schon alle Ausfälle erschöpft? So will ich eins versuchen.« Und mit einem Tiefschwung, dem nicht auszuweichen war, traf er ihn in die Seite, daß die Rippen krachten und er beim nächsten Hiebe niederfiel. Tschandu trat ihm auf die Brust und stieß ihm die Zähne aus: »Und du wagtest, meinen Herrn, den König, herauszufordern!«
Er hieb ihm den Schwertarm ab, und der König hocherfreut rief von der Erdmauer herab: »Tschandu von Njalikara, komm herauf aus der Ringschule!« Als er heraustrat, fuhr der Fürst freundlich fort: »Hand und Leib sind dir müde geworden, trink etwas Milch und Kokoswasser. Bringet's ihm her!«
Tschandu aber sagte: »Majestät möge mir gnädig gewogen sein und nicht zürnen, ich trinke weder Milch noch Wasser.« Wie er das Wort sprach, sagten die zwei Fechtmeister der Ringschule: »Jung Tschandu von Njalikara, du hast dich wacker gehalten; komm jetzt, mit uns zu fechten. Fürchtest du dich aber, so fasse uns (abbittend) am Fuß und du magst gehen.« Noch hatten sie den Mund nicht geschlossen, als Tschandu hereinsprang und den Angreifenden sagte: »Hört, ihr Westlinger, da wir nun zu Drei fechten, so seht euch wohl vor, daß es nicht nachmals heiße, Tschandu habe euch überlistet.«
Und plötzlich wälzt er sich im Staube und trifft die beiden in die Füße, daß sie niederstürzen.
Wie freute das den König! »Herauf, mein Tschandu von Njalikara!« rief er ihm zu. Tschandu aber hieb beiden den Schwertarm ab und kam heraus, müde und matt, mit verrenktem Handgelenk. »Das ist die Macht des Geschicks!« sagte feierlich der König; »nun aber trinke, denn du bist völlig erschöpft.« Tschandu erwiderte: »Majestät werde mir nicht ungehalten, ich trinke weder Milch noch Wasser.« – »So steige doch in die Sänfte und laß dich heimtragen.« – »Majestät, ich kann wohl nach Hause wandeln.«
In hellem Haufen ging es nach dem Palaste, allwo der König dem jungen Kämpen die Hälfte seines Reiches und die Hälfte seines Schatzes schenkte, ihn auch mit Seide und Armring beehrte. Ambadi erhielt gleichfalls viele Geschenke. Die beiden Jungen luden's auf einen Elefanten und gingen fröhlich nach Hause. Wie wallte da der Mutter Kunki das Herz! Tschandu aber und Ambadi badeten erst im Teich, und dann setzten sie sich zum späten Frühstück.

2. Kannen von Kaideri

Ein Nayerjüngling, Kannen, trat einmal ins Haus der Mutter und sagte zur älteren Schwester Kunki: »Hast du Reisschleim (Frühstück) bereit?« Diese bedauerte, gerade keinen zu haben, und spottete ein wenig über des Bruders einsames Leben. »Sagt doch das Sprichwort: Hat einer seine 16 Jahre hinter sich, so findet er auch ein Haus, das ihm ansteht, zum Essen. Solltest du dich nicht endlich einmal nach einer Frau umsehen? Freilich muß da jeder selbst finden, was ihm paßt, Bruder Kannen.« Ein verheirateter Nayer nämlich führt ein geteiltes Leben: Bald wohnt und ißt er in der

Mutter Hause, bald in dem seiner Frau. Letztere heimzuführen, ist selten üblich.
»So hör mich einmal an, kleine Kunki. Sieh, ich finde nirgends ein Mädchen, das mir paßt. Bin doch schon weit herumgekommen und habe mir die Töchter des Landes beschaut, aber es will sich nicht machen. Wo mir das Mädchen anstünde, gefällt mir das Haus nicht; wo das Haus mir anstünde, gefällt mir die Tochter nicht. Die eine ist schön, hat aber keinen Verstand; die andere besitzt Mut, aber keine Anmut.«
»So laß mich denn reden, Kannen, wie es mir ums Herz ist. Ich ging ja neulich mit deinem Schwager, in des Großherrn (Vishnus) herrlichem Tempel anzubeten. Höre, was uns da begegnete. Wir hatten angebetet und die Geschenke gegeben, drauf gingen wir heim. Unterwegs nun wurden wir sehr durstig und suchten nach Wasser. Da stiegen wir die Leiter vom Hause Padullom hinauf und baten die Hausmutter um Wasser, unseren Durst zu löschen. Sogleich brachte sie den Messingkrug und eine Milchkanne. Wir wuschen uns den Mund mit Wasser aus und tranken Milch, bis sich der Durst verloren hatte. Dann kamen Bananen und Reissangen, den Hunger zu stillen. Wir dankten und wollten eben gehen, als uns die Hausmutter bat, doch zum Reisschleim zu bleiben. Sie drang so stark in uns, daß wir uns niedersetzen mußten. Im Nu war der Reis fertig; die feinsten Bananenblätter wurden vor uns ausgebreitet und Schemel gebracht. Wunderschöner Grießreis wurde aufgetragen, mit fünf schmackhaften Zugemüsen, kruspeligen Pappadakuchen und weißem Zucker; sie teilte aus, bis wir die Hand senkten. Dann wuschen wir Mund und Hände, nahmen einen Bissen Betel und schwatzten so nach Brauch unter dem Kauen.
Wie wir so da saßen, sahen wir die kleine Makam, ein herziges Ding. Die muß dein werden, Kannen, hieß es alsbald bei mir. Ich zog meinen Goldring vom Finger und legte ihn ihr an. Geh lieber gleich hin und sieh selbst.«
Kannen aber wußte nicht, wo das Haus zu suchen wäre. Sie zeigte ihm die Richtung mit dem Finger, gerade nach Osten, und beschrieb ihm den Weg. Man komme da erst an einen ummauerten, heiligen Feigenbaum, dann an einen Teich und Tempel, so sehe man schon die mit Blei ausgelegte Leiter; ersteige man die, so erscheine am Südflügel des Hauses ein Gebüsch von Bambus und Brechnußbäumen, am Brunnen aber ein vergoldeter Schöpfeimer und ein üppig blühender Jasminbusch. Zugleich lasse sich die Stätte sehen, wo man den Reis stampfe, und eine schön beschlagene Mörserkeule ziehe gewiß die Aufmerksamkeit auf sich.
Kannen begab sich in sein Westzimmer, nahm die Ölvase herab und goß sich Öl in den Teller, dazu fügte er die Kräuter und Mimosenblätter zum Abreiben und nahm damit am Teich des Hauses eine gründliche Salbung vor, der das Baden, Waschen und dreimaliges Untertauchen mit stillem Gebet folgte. Tüchtig abgerieben verfügte er sich in die Schmuckkammer und schmierte sich mit Sandelpulver und Moschus, vier Wohlgerüche vereinigend, auf Stirne, Brust und Arme die nötigen Striche an, worauf er den Rest sich sonst wo am Leibe einrieb. Dann die Hände reingewaschen und gespeist; nachdem aber der Betel gekaut war, wählt er sich im Westzimmer die schönste rote Seide aus China, das eine Stück um den Leib zu schlingen, das andere um den Kopf zu winden, und eines wirft er über die Schulter, gürtet dann die Goldschnur um mit dem Amulettbüchschen, hängt die goldene Kette dran mit dem Prachtmesser, ergreift Schild und Schwert und sagt: »Kunki von Kaideri, schnell geh ich, schnell komm ich.«
Es war ein entscheidender Gang, daher sich der Jüngling nach allen Vorbedeutungen begierig umsah. Dort brennt ein Feuer; gottlob! die Flamme schwingt sich frisch in die Höhe. Eine Sänfte begegnet und ein vornehmes Tragbett; ist auch wohlgetan; dann ein schöner Stier, mit dem Strick um den Nacken. Wie glücklich sich das alles fügt! Da muß doch wohl aus der Reise etwas Ganzes herausspringen, und zwar bald, sonst kämen die Segen verheißenden Erscheinungen nicht so schnell aufeinander.
Eine Stunde war er so gelaufen oder auch zwei, da kam er an den niedlich ummauerten heiligen Feigenbaum. Er steigt hinauf, um im Schatten etwas auszuruhen, setzt sich zuerst nur auf die innere Seite des Schildes; doch bald übermannt ihn die Müdigkeit, und er legt sich und schläft.
Nun kam ein Weib des Wegs, die ein Bündel gesammelter Blätter und Kräuter – zum Salben – trug. Sie wunderte sich, jemand hier schlafend zu finden, und rief laut: »Wer liegt da?« – Kannen erwachte und sagte: »Ich bin's, gute Frau.« Sie meinte, man werde doch wohl auch den Namen wissen dürfen. – »Nun denn, ich bin Jung Kannen von Kaideri.« – »Wohin geht es wohl, Herr Kan-

nen?« – »Ich möchte nach dem Padullom Hause gehen; welches ist es doch, gute Frau?«
»Geht Ihr nach Padullom, so könnt Ihr gleich mit mir kommen, Herr Kannen.« Und er folgte ihr unter höflichem Gespräch, woraus sich ergab, daß die Sammlerin jedes Haus der Umgegend mit den nötigen Blättern versah, und von jedem wöchentlich dafür einen Vierling Reis erhielt.
Nachdem sie zwischen den Wällen von Nayergehöften durch eine enge Gasse gegangen, zeigte sich einen Büchsenschuß entfernt der Tempel und Teich. »Das dort also ist Padullom Haus, Herr Kannen. Lebet wohl.«
Er sieht die bleiausgelegte Leiter, steigt hinauf und setzt sich oben auf den Schild. Eben tritt die Hausmutter an den Brunnen, Wasser zu schöpfen, und er schaut ihr durch die Bäume zu, wie sie den Strick heraufzieht, je eine Fadenlänge messend, bis der goldene Eimer heraufkommt. Daneben blüht ja der Jasminstrauch, und dort über den Südflügel beugt sich der hohe Bambusbusch und der Brechnußbaum. Auch fünf Dienerinnen sitzen seitwärts und stoßen mit der silberbeschlagenen Mörserkeule den Reis ins Reine. Die Zeichen treffen alle zu; so rutscht er sich den Schild zurecht und schläft, das Schwert auf die Brust gelegt.
Die Hausmutter aber naht, besieht sich den Schlafenden und sagt: »Kannen von Kaideri? was soll das heißen, im Eingang schlafen? Wohin geht es denn heute, Kannen?« – Der erhebt sich und sagt: »Ich ging heute Pachtzins einzutreiben und wurde darüber durstig und müde; so legte ich mich auf die Torschwelle. Gebt Ihr mir wohl Wasser, Mutter von Padullom Haus?«
»Ob ich Wasser gebe, Kannen von Kaideri? Setzt Euch doch dort in die Veranda.« Und sogleich brachte sie eine buntfarbige Matte samt seidenem Kopfkissen und breitete sie ihm auf dem glatten Erdaufwurf in der Veranda aus, wo der kühle Südwind durchstrich. Sie wischte die Milchkanne ab und den Wasserkrug und brachte beide gefüllt, dazu auf silbernem Teller Bananenfrucht und Reissangen. Mit dem Wasser spülte er sich den Mund aus, trank Milch und aß Frucht; dann wusch er sich Mund und Hände und machte sich an Betelkauen und freundliche Unterhaltung.
»Ei hört doch, gute Mutter von Padullom! Habt Ihr auch noch Kinder um Euch?« – »Vernehmt denn, Kannen von Kaideri! Ihrer neun hab ich geboren; davon stehen sieben im Dienste des Königs. Nur zwei sind noch bei mir; das eine ist ein Mädchen und heißt Makam; das andere, der Knabe, ist mein Jung Kannen. Die Makam hat schon ihre sieben Jahre (und mehr) hinter sich; Jung Kannen ist erst vier Jahre alt. Makam ist zur Ringschule gegangen und übt ihre Künste, Jung Kannen sitzt beim Schulmeister und lernt schreiben. Ich habe auch noch Vater und Mutter.«
»Wann kommen denn die Kinder heim vom Fechten und Schreiben, gute Mutter?«
»Nun, die Makam hat bald nach Mittag ausgefochten; und um dieselbe Zeit kommt gewöhnlich auch Jung Kannen aus der Schule nach Hause, Kannen!«
Wie sie noch redeten, es war kaum erst Mittag, hatte Makam ihre Übungen vollendet. Die Sonne hatte den Zenit eben überschritten, als das Mädchen die Leiter heraufstieg, noch mit dem Fechtgürtel angetan. Als sie da in die Veranda des Südflügels schaut, sieht sie was Neues, einen Nayer, und verneigt sich, stille stehend. Er ist ihr aber nicht bequem, der Gast, denn sie möchte nun eben baden, und wie kann sie an ihm vorbei ins Haus hinein? Doch sie besinnt sich, und mit einem flinken Luftsprung, in welchem sie sich überschlägt, kommt sie am Teiche unten auf ihre Füße zu stehen.
Kannen erhebt sich und folgt ihr an den Teich. Zürnend fragt sie: »Wenn Frauen baden wollen, ist es auch Männerbrauch, ihnen zu nahen? Wie können wir baden, wenn Männer sich herbeinahen?«
Kannen sagte: »Wenn es Männern nicht ansteht, sich eurem Badeplatz zu nähern, steht es etwa Jungfrauen an, Männerringe zu tragen? Höre, Makam von Padullom, du hast da an deiner Hand einen Ring, den ich vom kleinen Finger weg meiner Schwester Kunki von Kaideri gegeben hatte. Hast's wohl bisher nicht gewußt, obgleich du ihn noch trägst.« Sie verbeugte sich freundlich, und Kannen, der nur günstige Zeichen sah, nahm sein Tuch von der Schulter und reichte es Makam, die noch immer im Fechtgürtel dastand. Sie nahm es an. Damit war die Ehe geschlossen.
Hand in Hand erschienen sie vor der Mutter, die sich über das Glück ihrer Kinder freute. Makam aber machte dem Bräutigam das Westzimmer zurecht und kochte ihm Reis in Milch, woran er sich labte, bis sie das Nachtessen bereitet hatte. Bei Verbindungen von Nayern ist ein Festmahl mit Zeugen entbehrlich; »das Kleiderteilen« ist allein notwendig.

Am Morgen verspätete sich Makam; die Mutter mußte sie erst daran erinnern, daß es ja ihre Aufgabe sei, die Ringschule zu kehren und neue Blumen darin aufzustellen. Darüber brach die Tochter in bittere Tränen aus: »Wie kann ich jetzt noch hinabgehen, da doch, ehe ich die Schule zurechtgemacht habe, die Fechtmeister ihre Erscheinung machen werden? Wenn sie nicht alles in Ordnung finden, so schlagen sie mich tot. Da geh ich lieber nicht hin.«

Wie nun aber Kannen sich erbot, sie zu begleiten, trat sie den sauren Gang an; Kannen gerade hinter ihr her. Die beiden Fechtmeister warfen ihr ihre Nachlässigkeit aufs strengste vor und verboten ihr so scharf, die Schule zu betreten, daß sie sich vor ihrem Bräutigam schämte. An 300 Kinder, Knaben und Mädchen, standen da im Sande, den Fechtgürtel um den Leib und Fechtstäbe oder Keulen in der Hand. Makam wollte sich ihnen zugesellen, aber die Meister drohten mit Schlägen und schwuren hoch und teuer bei Vater und Mutter und bei der Ringschule, sie dürfe nicht mehr herein; daher schaute sie weinend zu, wie die Kinder fochten und rangen, hüpften und sprangen, den Meister umringten, vorwärts und rückwärts wogten, Purzelbäume schlugen, sich wälzten, zusammenknäuelten und wieder zerstoben. Es war ein wundersames Treiben; so flink, gewandt und kunstvoll hatte Kannen noch kein Turnen gesehen.

Er stand auf dem Erdwall der Schule und fragte die Meister: »Sagt mir doch, ihr edlen Meister, warum soll den Makam von Padullom nicht mehr hier fechten?« Die beiden erwiderten: »Unser Ringen und Fechten mit allen nötigen Künsten hat Makam gelernt, so daß wir nicht wüßten, was wir ihr noch zeigen könnten. Sie mag in Wahrheit selbst eine Vorstellung geben, so weit haben wir sie gebracht.«

Der Gedanke kitzelte den Bräutigam: »Ei, ihr Meister, so sagt, wann Makam ihre Meisterschaft zeigen soll.« Da ihnen der nächste Sonntag geeignet schien und Kannen sich erbot, die Kosten einer öffentlichen Vorstellung zu tragen, was sie sich schriftlich geben ließen, so war die Sache bald bereinigt, und die jungen Eheleute verabschiedeten sich in vollem Frieden von den Meistern.

Alsbald setzte sich Kannen hin und schrieb Einladungen auf Palmblätter. Zuerst an die vier Könige in den vier Palästen (den Altkönig und die drei nächsten Prinzen), dann an die übrigen Prinzen der Dynastie und an die edelsten Nayer der vier »Häuser« (Stämme): sie möchten sich doch am nächsten Sonntag in der Padullom Ringschule einfinden, da ein Zögling derselben sein Meisterstück machen werde. Auch an die Häupter der 10 000 Nayer im Lande gingen ähnlich lautende Schreiben ab.

Der Sonntag kam, und die Zurüstungen waren vollendet. Die vier Könige und die Prinzen der Paläste kamen in Sänften, mit ihnen die Minister und die vier Nambis (Grafen), und Nayer zu Tausenden in schallender Prozession. Alles strömte nach der Ringschule von Padullom. Vor sie trat schön geschmückt die Tochter des Hauses.

Kannen aber erhebt sich und spricht: »Ihr Könige und Prinzen, Grafen, Herren und Edle des Landes! Da wir heute euch Makam von Padullom vorstellen wollen, soll sie nun ihren beiden guten Meistern das Schulgeschenk geben?« – Alle sagten ām (ja). – Kannen fuhr fort: »Makam von Padullom, so gib denn den Meistern, die dich unterrichtet, ihr Geschenk.«

Makam erhob sich und sprach: »Leiht mir alle Gehör! Soll ich den Meistern, die mich unterrichtet, ihre Mühe bezahlen?« – Die Herren bejahten's. – Makam nahm rote Seidentücher aus China, wikkelte acht Goldstücke in die Ecken jedes Kleides und reichte den Meistern mit beiden Händen die Geschenke dar, indem sie noch goldene Armringe darauf legte. Dann warf sie sich vor ihnen nieder und berührte ihre Füße; die Meister aber legten ihr die Hände aufs Haupt und segneten sie: »Jung Makam, es wird dir wohl ergehen.«

Makam fragt sogleich: »Meine treuen Meister, seid ihr nun wohl zufrieden?« – Sagen die beiden: »Etwas zufrieden, auch etwas unzufrieden.«

Makam sieht sich nach Kannen um. Der ergreift das Wort und sagt: »Makam von Padullom, greif mit den Fingern ins Silbergeld und gib ihnen!« – Sie tut's und fragt: »Meine treuen Meister, seid ihr nun wohl zufrieden?« – Sie antworten: »Etwas zufrieden, auch etwas unzufrieden.«

Wieder schaut sie nach Kannens Gesicht; der heißt sie mit beiden Händen eingreifen und geben. Sie befolgt es und hofft, jetzt werden sie befriedigt sein; allein es erfolgt dieselbe Antwort.

Kannen heißt sie jetzt Geld schöpfen, soviel ihre Hände tragen; und mit vier Händen ergreifen's die hocherfreuten Meister. Wie aber Makam nun fragt: »Seid ihr jetzt zufrieden, ihr Meister?« legt sich der Witzbold Odenan von Tatscholi ins Mittel und sagt: »Höre, Kannen von Kaideri, Fechtmei-

ster und Schulmeister sind bekanntlich nie zufrieden, ob man ihnen auch Geld wie Wasser schöpfte. Laß es genug sein mit Geschenke geben!« Und Kannen rief seiner Makam zu, endlich innezuhalten.
Die Fechtmeister aber sprachen: »Ihr Könige, Prinzen, Grafen und Edle, die ihr heute zur Ringschule gekommen seid, der Vorstellung anzuwohnen, ihr werdet finden, daß Makam von Padullom sich auf Künste versteht, wie ihr sie noch nie gesehen habt.« Kannen forderte sie auf, mit der Vorstellung zu beginnen.
Makam neigte sich zu den Füßen der Meister, welche sie nochmals segneten und dann ihr den Reifsprung befahlen. Sie ergriffen beide einen Reif und hielten ihn in Manneshöhe über den Boden. Das Mädchen schnellte erst, vor den Fürsten anbetend, die Hände auseinander; dann berührte sie den Reif nur leicht mit der Rechten und drückte ihn dreimal an ihre Stirne. Plötzlich flog sie über ihn hinüber, daß die Könige den Finger an die Nase legten und sich hoch verwunderten, die Nayer aber sich betroffen anschauten.
Und schon halten die Meister den zweiten Reif, diesmal etwas höher, und sie springt durch, der dritte wird noch höher gehoben und schon ist sie drüber weg. Und so geht es fort bis zu dem vierzehnten. Da schlägt manchem das Herz, daß er denkt: Ob sie vielleicht mich nähme? Selbst die Könige meinen: Wie gut paßte diese für unsere Paläste! Und die Prinzen fragen sich: Ob sie wohl mit uns ginge? Alte und junge Tyrannen machten sich Gedanken darüber, wie sie etwa zu gewinnen wäre.
Aber wie bestürzt war alles, als nun plötzlich die Gefeierte verschwand. Wo man auch suchte, man konnte sie nicht mehr entdecken; war's Zauberei oder pure Geschwindigkeit, sie schien wie in die Luft aufgelöst, sich unsichtbar gemacht zu haben. Da seufzte mancher: »Ach Gott und Schöpfer, schenke mir doch noch einen Anblick von Makam!« Ängstlich schauten sich die beiden Meister nach ihr um, suchten hin und her und entfernten sich weinend. Die hohe Versammlung ging auseinander.
Mit Tränen im Auge wankte Kannen davon. Ach, denkt er, welcher Schurke von Baron hat sie wohl geraubt? Wenn ich nur wüßte, welcher Nayer mich so betrogen hat, meine Damaszener Klinge sollte ihn schnell auffressen! Ach, meine Makam von Padullom, daß du so bald mich verlassen mußtest! – So schleicht er dahin auf engem Pfad dem Hause zu: »Aber was soll ich nur der Mutter von Padullom sagen? Wie wird sie es aufnehmen?«
Da tritt ihm Makam plötzlich entgegen. Wie er sie erblickt, fast aus den Wolken gefallen, fragt er: »Makam, wie hast du mich angeführt!« – Sie erwidert: »Lieber Gatte mein, Ihr von Kaideri, hätte ich mich nicht unsichtbar gemacht, so hätten heute die vier Könige, die Prinzen und Herren Euch leicht um meinetwillen getötet.« Da hüpfte ihm das Herz vor Freuden, Hand in Hand gingen sie nach Hause.
Gleich fragte sie, was wohl die Mutter auch habe, um Kannen zu erfrischen; und während diese ihm Reis in Milch gekocht brachte, machte sich die Tochter schon wieder an die Zubereitung für das Mittagsmahl. Und daß er vor dem Essen noch warm baden könne, hatte sie auch im Kessel Wasser gesotten. So erriet sie im voraus alle seine Wünsche, und ihm gefiel es so wohl in Padullom, daß er ein ganzes Jahr dort verweilte, ohne an das Versprechen, das er der Schwester beim stürmischen Abschied gegeben (»schnell komm ich«), irgend mehr zu denken.
Eines Tags sagte der alte Nambi (Graf) Kanaren von Kaideri zu seiner Nichte Kunki: »Ei, wie lange ist's doch, seit Kannen ins Haus Padullom gegangen ist! Mehr als zwölf Monate sind ja darüber hingestrichen. In all der Zeit haben wir auf dem Attaya-Berge nicht gejagt, und der alte Eberkönig läuft dort wie toll herum.« Ihr war's ein Stich ins Herz: »Oh lieber Oheim von Kaideri, wenn unser Kannen nicht zugegen ist, so laßt lieber das Jagen.« Er war aber einmal darauf versessen und ließ sich's nicht wehren; also rief er mit der heiseren Stimme die üblichen drei Jagdrufe. Allein kein Nayer wollte sich einstellen.
Sie meinte, das sei doch ein Zeichen, daß aus der Unternehmung nichts werden solle. Aber der Alte war nun unwirsch und ließ mit höchster Anstrengung die drei Rufe wieder erschallen. Diesmal schienen's die Nayer zu hören und für ernst zu halten, da und dort nahmen sie den Ruf auf, und ajjariō, ariō, ariō; ettō, ettō, ettō; tirō, tirō, tirō usw. erklang es weithin durch die Palmenwälder. Die edle Jagdkunst wird nämlich von den Nayern eifrig gepflegt und ist zu einem ganzen System ausgebildet. »He wisset, kommt, drauf und dran!« lautet der dreifache Jagdruf in vielen Variationen.

Während die Nayer, an 3000, dem Rufe folgten und eilends Kaideri zusprangen, sprach Jung Kannen von Padullom zu seinem gleichnamigen Schwager: »Ei lieber Schwager von Kaideri, hast du die drei Jagdrufe nicht vernommen? Es soll auf dem Attaya-Berge gejagt werden.« – Er aber wandte sich an die Gattin: »Du hast doch den Jagdruf gehört, traute Makam. Mein Oheim Kanaren ist's, der auf dem Attaya-Berge jagen will; da muß ich irgendwie dabei sein. Schnell geh ich, schnell komm ich.«
Sie aber sprach: »Lieber Gatte von Kaideri, höret und merket. Wie viele Nayer sind doch schon umgekommen beim Jagen auf jenem Berge! Geht heute lieber nicht mit. Ich weiß auch etwas von dem tollen Eberkönig und fürchte, der wird Euch übel mitspielen, ja das Leben nehmen.«
»Hindere mich doch nicht, mein Herz«, war die Antwort; »kein ehrenhafter Nayer darf zurückbleiben, wenn er den Jagdruf wirklich gehört hat. Ich will's einmal mit dem Eberkönig vom Attaya-Berge versuchen, denn ich hoffe, ihn zu erlegen und bald wieder da zu sein. Geht es aber anders und tötet mich der Eber, nun so ist's halt mein vorherbestimmtes Schicksal. Nicht wahr, Makam? Schnell geh ich, schnell komm ich.« Sie mußte Ja sagen und ihm das Mahl bereiten, während er eilends badete und sich schmückte. Nach dem Essen sagte er: »Nun, so geh ich denn, bald wiederzukehren, meine Makam.« – »Kommt Ihr auch gewiß bald wieder, mein Gatte?« – »Gewiß«, rief er aus und eilte davon.
Als er den Berg erreichte, hatte der alte Graf mit seinen 3000 Nayern denselben bereits umstellt; daher Kannen, auf die beständigen Rufe merkend, sich an den Wasserweg des Ebers stellte. Sobald er sich dem Teiche nahte, wo gewöhnlich der Wäscher die Kleider wusch, merkte er, wie der Eber eben noch trank. Jetzt erhob sich schielend das Ungetüm, wetzte den Zahn an dem Stein, auf welchem der Wäscher sonst die Kleider rein schlug, und stürzte plötzlich auf Kannen los.
Die beiden kämpfen mit aller Macht und allen Listen. Zwanzigmal haut der Eber den Nayer und trägt jedesmal einen Schwertstreich davon; dann aber schießt er gegen den Blutenden und wirft ihn zu Boden, daß er nur noch die drei Jagdrufe von sich geben kann. Wie die 3000 herbeilaufen, finden sie auf der Steintreppe des Wäscherteichs den Kannen von Kaideri entseelt liegend.
Als ihn der alte Graf erblickte, schlug er sich auf die Brust und schrie: »Ui, Mord! Mein Kannen, bist du mir davon? Bleibst ein Jahr lang aus, und muß dich heute so wiedersehen!« Nachdem er sich ausgeweint, sagte er: »So hab ich dich also jetzt, Kannen von Kaideri! Aber wie bringen wir dich nun fort? Wenn unsere Kunki es erfährt, wird sie sich vor Schmerz töten.« Die Nayer aber sprachen: »Nambi Kanaren, dem wollen wir schon abhelfen«, und zweiundzwanzig der Entschlossensten eilten nach Kaideri.
»Höre, Kunki von Kaideri, und merke! Wir jagten auf dem Attaya-Berge und haben endlich den Eberkönig erschossen. Nun sollten wir ihn im Triumph hereintragen, daher hat uns der Graf hergeschickt, Seidetuch von dir zu erbitten, daß wir ihn damit bedecken.« Sie antwortete: »Ihr zweiundzwanzig Nayer! Ist das Wahrheit oder Lüge?« Wie sie aber einstimmig beteuerten bei Vater und bei Mutter, es sei die pure Wahrheit, freute sie sich hoch, eilte in ihr Westzimmer und holte aus der Seidentruhe ein schönes Kleid, das die Nayer dankend in Empfang nahmen. Die Truhe zu schließen, ging sie ins Zimmer zurück; die Nayer aber schlichen ihr nach und schlossen sie im Zimmer ein, ehe sie das Tuch nach dem Teiche trugen.
Dort verhüllten sie mit der Seide Kannens Gesicht und wanden sie um den Toten, trugen ihn so nach Kaideri und legten ihn in seinem Zimmer nieder. Dann zerhieben sie Elengi- und Sandelholz und türmten im Gebüsch hinter dem Südflügel den Scheiterhaufen auf, während andere den Leichnam wuschen, um ihn rasch auf die Scheiter zu legen. Man eilt gewaltig in Malabar, den Toten die letzte Ehre zu erweisen.
Kunki hatte in steigender Angst den Tönen gelauscht; jetzt schrie sie laut: »Ihr 10 000 Nayer! Was tut ihr? Ihr verbrennt meinen Oheim, das Haupt von Kaideri. Ui, Schicksal! Meine lieben Nayer, nur einen Blick noch laßt mich auf ihn werfen! Wenn ihr mir das nicht gestattet, so ersteche ich mich auf der Stelle.« Da mußten sie wohl ihre Türe aufschließen; heraus stürzte Kunki und sprang in den Busch des südlichen Eckes, zog die Scheiter weg und riß die Seide vom Gesicht, und sah, – daß es ihr Bruder war.
Bitterlich weinend faßt sie sich doch so weit, daß sie ihm nach der Hand greift und den Puls fühlt. Der schlägt noch. Sie reißt die Scheiter auseinander und hebt ihren Kannen heraus, trägt ihn ins West-

zimmer und legt ihn nieder. Wie der Wind rennt sie zum Arzte und bringt ihn nach Kaideri. Es ist Komen von der Urali-Kaste, den sie nun flehentlich bittet, ihr den Bruder am Leben zu erhalten. Gelinge es, so solle er Goldringe an beide Arme bekommen und eine Worfschaufel voll Gold.

Der Arzt untersucht Kannen und findet allerdings noch Leben im Pulse; aber 22 Wunden sind's, aus denen er blutet, und zwei davon scheinen tödlich. Er bestreicht sie alle und verbindet sie, macht selbst ein Tränklein an und legt den Ohnmächtigen in den Salbtrog, so daß das künstlich bereitete Öl ihm beständig auf die Wunden tropft. Es währte nicht lange, so schlug Kannen schon die Augen auf.

Kunki aber setzt siebenfach gebrochenen Altreis über das Feuer und kocht ihn in Milch, um so den Bruder mit dem dünnen Brei zu ätzen wie ein Kindlein, bei Tag und bei Nacht. Nach drei Tagen konnte Kannen sich etwas aufrichten und zusammenhängend reden. Aber drei Monate gingen hin, ohne daß er über den Reisbrei hinüberkam.

Nach dreimonatiger Pflege sagte einmal der Arzt: »Höre, Kunki von Kaideri, der König von Kuttipuram hat mir einen Befehl zugeschickt, heute hinzugehen und ihm ein weitläufiges Salböl zu bereiten. Da muß ich also folgen. So wirst du denn dem Patienten täglich zweimal das Tränklein geben und viermal den Reisbrei; zweimal muß er auch gebadet werden, da nimmst du dich dann sehr in acht.« Kunki brachte ihm die beiden Armringe und die Worfschaufel voll Gold, worauf Komen sich verabschiedete.

Da beginnt Kannen: »Ist es nicht schon über drei Monate, Kunki, daß du dich so mit mir abmühst? Wäre es nicht Zeit, liebe Schwester, daß Makam von Padullom dich etwas ablöste? Wirklich, ich wünschte, du gingest selbst nach Padullom und führtest Makam her zu uns; könntest ja das Tränklein für zwei Tage zumal abkochen.« Sie ließ sich willig finden, sorgte für alle Bedürfnisse des Bruders und machte sich auf den Weg.

In Padullom traf sie erst nur die freundliche Mutter, der sie nun erzählte, wie gefährlich der Eber ihren Kannen zugerichtet habe. Die gute Frau fiel vor Jammer zu Boden; Makam, die dazu kam und die Nachricht hörte, schlug sich auf die Brust und weinte heftig. Dann aber wurde schnell für eine Labung des Gastes gesorgt. Wie nun Kunki nur gleich die Schwägerin mit fortnehmen wollte, legte sich die Mutter drein. »Es ist jetzt Abend geworden, liebe Kunki, und heute mußt du nun schon dableiben, morgen in aller Frühe möget ihr gehen.« So ließ sich's Kunki gefallen, am Abendessen mitzuhalten und die Nacht dort zuzubringen. Am Morgen aber, als das Gras aufstrebte, traten die jungen Frauen ihre Reise an; es war das erstemal, daß Makam Kaideri sehen sollte. Wie sie aber aus den Obstgärten ins Reisfeld niederstiegen, begegnete ihnen der König von Purameri, der hinter seinem Schwertträger zu Fuße einherschritt. »Ho, mein schönes Pärlein«, rief er ihnen zu, »wen haben wir da?« Und als er ihnen näher kam: »Ach, Makam von Padullom! wohin geht es denn heute?« – »Herr König, wir gehen nach Kaideri, Majestät!« – »Was, nur so vorbei am Palast von Purameri? Den solltest du doch auch etwas besehen, Jung Makam!«

Schnell entschlossen flüsterte sie der Schwägerin zu: »Geh du nur rasch voran; ich komme eiligst nach«; diese ließ sich's nicht zweimal sagen und setzte ihren Weg fort. Der König aber lud Makam ein, auf dem schmalen Damm des Reisfeldes nur frisch vor ihm dahin zu schreiten. Sie antwortete sehr bestimmt: »Majestät, das wäre eine Schande, wenn ich heute vor meinem Herrn wandelte; ich werde hintennach folgen.«

Er ließ es sich gefallen, vorauszugehen, und sie schritt hinter ihm drein. Wie er aber an die Treppe seines Hofes kommt, sie ersteigt und um sich blickt, kann er Makam nicht mehr sehen, und wie er auch schaut, verschwunden ist sie; daher er in die Worte ausbricht: »Diese kleine Hexe von Padullom hat mich wahrhaftig für Narren gehabt.«

Makam aber flieht geduckt durch das Reisfeld und holt schon im nächsten Gartenwege die Schwägerin ein. Zusammen treten sie ins Haus. Sagt Kannen: »Kommt ihr endlich? Nun flugs, Makam, einen Reisschleim von deiner Hand!« Und sie kocht ihm den Brei mit bewährter Fertigkeit und bringt ihn bis an die Türe des Krankenzimmers.

Kannen meinte: »Wirst wohl auch einen Schritt ins Zimmer wagen dürfen?« Wie sie aber gehorcht und ihm selbst den Brei reichen will, wallt ihm das Herz vor unnennbarer Bewegung, und alle 22 Wunden brechen wieder auf und bluten.

Außer sich vor Schrecken rannte sie zum Arzte, um ihn herbeizuholen. Der schüttelte erst ungläubig den Kopf, und sagte: »Da hast du wohl irgend welche Schuld, Makam?« – »Ich habe keinerlei

Schuld, Arzt Komen; aber bitte, kommt unverzüglich.« Er kam und machte Pflaster mit Pülverchen und Butter, worauf Makam alsbald ihm auch zwei Armringe schenkte. Noch drei Monate gingen hin unter treuester Pflege, bis endlich die Wunden alle trocken waren und Kannen völlig genas.

Sobald er aber sich stark fühlte, sagte er zu Makam: »Höre jetzt, meine Traute, es geht nicht anders. Den Schuft von Eber, der mich so angeführt hat, muß ich heute töten.« Sie war anderer Meinung: »Diesen Eberkönig vom Attaya-Berge, der schon so viele betrogen, darfst du nicht töten, mein Gatte. Es ist besser, wenn ich hinaufgehe und ihn lebendig hierher bringe.« – »Davon bringst du mich nicht ab, Makam von Padullom. Traust du dir das zu, so will auch ich ihn lebendig fangen.« Sie lächelte und sprach: »Sieh, Kannen von Kaideri, du mußt erst die Tritte dieses Eberkönigs genauer erkennen. Ich will dir sagen, wie das anzugreifen ist. Wenn du dem Tiere begegnest, so sagst du: »O Eberkönig vom Attaya-Berge, mit dir und deinem Geschlechte hab ich weder Krieg noch Fehde. Sogleich wird er sich wenden und dann triffst du ihn von hinten in die Füße. Ohne Trug kommst du ihm nicht bei.«

Kannen ergriff Schwert und Schild und zog hinaus an den Wäscherteich. Der Eber aber kam herab vom Walde, trank im Teich, wetzte seinen Zahn am Wäscherstein und stieg herauf. Kannen wich ihm höflich aus und sagte: »O Eberkönig vom Attaya-Berge, mit dir und deinem Geschlechte hab ich weder Feindschaft noch Fehde.« Sogleich wandte sich das Tier und ging seines Wegs. Kannen aber traf's von hinten und hieb ihm mit einem Schlag die vier Füße ab, daß es umfiel. Dann umwickelte er es mit dem seidenen Tuch und trug es nach Kaideri. Wie ihn Makam erblickte, tat sie einen Luftsprung vor Freude, drehte dem Eber den scharfen Zahn aus und umarmte ihren Kannen. So lebten sie dann glücklich weiter.

3. Kelappen vom Garten

Wir treten in eine Schule, einen bloßen Schuppen, wo etliche Dutzend Knaben auf dem Boden kauern und unter der Aufsicht des alten Schulmeisters, der seine Gegenwart mehr durch gelegentliche Schläge mit dem Meerrohr als durch lange Rede kundgibt, ihre Sanskritverse herleiern und sich im Schreiben üben. Dort in der Ecke entsteht ein kleiner Streit wegen des Sitzraums, und ein zarter Knabe, Willu, der den Nachbar gestoßen und von ihm dafür eine Ohrfeige empfangen hat, kann seine Tränen nicht halten, sondern nimmt seine Palmblätter und geht weinend nach Hause. Er kommt zu seinem Oheim, dem grimmen Fürsten Walu von der Felsenfurt, und gesteht ihm auf seine Frage: Der junge Dairu vom Garten habe ihm eine Ohrfeige gegeben; noch schwellen ihm die fünf Finger am Backen und brennen, ach, so arg! Der Oheim erwidert: »Ja, mein Willu, die vom Garten haben mir schon mehr angetan, und ich ließ es ihnen hingehen. Wenn ich kann, so werd ich's einmal von ihnen fordern. Aber nun ist's genug geweint, mein Junge. Du sollst gewiß getröstet werden.«

Auch der kleine Übeltäter aber findet keine Ruhe in der Schule; er packt gleichfalls auf und geht zum Oheim nach Blumeck. Sagt der alte Graf Kanaren: »Dairu vom Garten, mein junger Erbe, warum schon zurück vom Schreiben? Warum trübt sich dein glattes Gesichtchen? Sonst war's gelb wie eine reife Arekanuß, jetzt ist's zu einem roten Topfe geschwollen; hat dich etwa der Lehrer geschlagen?« – »Nein, der Lehrer hat mich nicht geschlagen.« – Der Junge muß den Vorfall erzählen und wird nur noch bedenklicher, wie er des Oheims langes Gesicht betrachtet. »Dairu, mein Erbe«, sagt der, »was mußt du auch das Land umkehren? Walu von der Felsenfurt ist ja eurer älteren Schwester Gatte, und wie viel habt ihr ihm bereits angetan, während es ihn schon lange gelüstet, unsern Wall zu ersteigen und die schönen Palmenwipfel unseres Edatscheri sein zu nennen! Da laßt nur mich aus dem Spiele.«

Der ältere Bruder aber, Kelappen, nimmt sich des Kleinen an: »Liebster Oheim Kanaren vom Garten, warum auch mit dem Jungen zürnen?« Der greise Graf erkärt ihm umsonst, wie bedenklich die Dinge schon lange stehen zwischen den beiden verschwägerten Häusern; wie die äußerste Vorsicht angezeigt gewesen wäre, um eine verhängnisvolle Fehde zu vermeiden, wie nun aber ein kleiner Vorgang hinreichen könne, zur Rache Anlaß zu geben. »Und jetzt muß ihm dein Bruder die Brücke schlagen, daß er sich an uns machen kann!« Dem kecken Kelappen wird darüber nicht bange: »Höret und merket, liebster Oheim, zürnet doch nicht mit dem guten Jungen! Bringen wir Euch in irgend eine

Ungelegenheit, so mögen wir auch wohl Euch heraushelfen.«
Eben will er weiter, um den erkrankten Vetter am Zitronenteich zu besuchen, von dessen Leiden der Oheim doch wohl auch gehört haben werde? Dieser aber ist voll banger Ahnung: »Besser du bliebest heute zu Hause! Wenn der grimme Walu mit dem blutlosen Auge dir heute begegnet, so zerhaut er dich, trauter Junge, wie der Ichneumon die Schlange zerstückt. Doch welchen Weg wolltest du machen? Wenn dem Reisfeld entlang, dann eile hindurch und komm schnell wieder.« –
Kelappen dachte an eine mögliche Begegnung unliebsamer Art; darum schritt er zuerst ins Nachbarhaus, den Busenfreund Kannen zum Mitgehen einzuladen. Sie gürten sich das Messergehäng um und gehen über den Wall der Grafschaft auf dem langen Raine durchs Reisfeld.
Von ferne schien sich ein Haufe Männer zu nahen: Wer ist es wohl? Kannen erkannte schon von weitem den grimmen Walu, begleitet von seinem Geschäftsführer und 500 Leibwächtern. Vom Freunde gefragt, ob er sich etwa vor dem Tode fürchte, konnte er lustig sagen: »Trauter Kelappen, ich bin ganz zum Sterben gerüstet«, und hörte von diesem, wie nun zu verfahren sei. Nach Nayerehre nämlich schickt sich's, daß, wenn Gleiche sich begegnen, ein jeder von dem hohen schmaler Rain, der duchs Reisfeld führt, auf die niederen Dämme seitwärts trete. Kelappen nun meinte: »Wenn sie uns ausweichen, so weichen auch wir aus. Heben sie die Hand zum Turban hinauf, so grüßen wir gleichfalls. Lassen sie das aufgeschürzte Kleid um etwas niedersinken, so tun wir höflich dasselbe. Ziehen sie aber das Messer aus dem Gehänge oder spannen sie das Feuerrohr, so machen wir's ihnen nach; und laufen sie Brust gegen Brust herüber, so werfen wir ihnen auch die Brust entgegen.«
Walu kam daher, gefolgt von seinen Getreuen, als sähen sie niemand; er lag in der Sänfte, und die Träger eilten rasch einher. Unbekümmert drangen Kelappen und Kannen vorwärts, so daß durch den Zusammenstoß Walu aus der Sänfte ins nasse Reisfeld hinabstürzte. »Ei, Kelappen vom Garten, du hättest mir ja beinahe mit deinem Messergehänge den Schenkel geschlitzt!« – »Ei, Walu von der Felsenfurt, beinahe wäre auch Euer Schwert mir auf den Nacken gefallen.«
Das hieß den stolzen Mann als Seinesgleichen behandelt, daher er alsbald auffuhr: »Und ist denn zwischen uns kein Unterschied?« Gar kühl erwiderte der Jüngling dem Grimmigen: »Und welches wäre denn der Unterschied, Walu? Ihr seid freilich mein älterer Schwager; aber wie Wilyari Euch gebar, gerade so hat Ackamma mich geboren; Euch auf der männerreichen Felsenfurt, mich beim Oheim im goldreichen Blumeck. Mit Gold aber lassen sich doch wohl Männer kaufen, oder nicht?«
Walu erhebt sich und spricht mit Würde: »Schwager Kelappen, heute bist du nun wieder einmal, wie ich dich kenne. Neune, nicht eines bloß hast du schon mir angetan. Da werde ich wohl einmal den Wall von Edatscheri ersteigen.« – »Sehr gut, mein Altschwager! Kommt Ihr gesund nach Edatscheri, so soll's an fürstlicher Bewirtung im Tempelhof nicht fehlen; doch möchte es auch Pulver und Kugeln zu essen geben.« – »Zucker ist in den Kugeln, Kelappen.« – »Aber er schmeckt erst, wenn man ihn ißt, Walu.« – »Nun, wie sich's trifft, mein Junge.«
Damit schieden die beiden voneinander, und Kelappen kümmerte sich nun nicht mehr um den kranken Vetter, sondern mußte auf kürzestem Wege nach Hause, um dem friedliebenden Oheim von der verhängnisvollen Begegnung Bericht abzustatten. Die Drohung war nicht mißzuverstehen und es galt, sich zur Abwehr zu rüsten. Der alte Graf seufzte wohl: »Dairu vom Garten hat's angebahnt, du hast ihn vollends herausgefordert«; doch war er an solche Ehrensachen gewöhnt und also nur bedacht, Verteidiger für den Fall eines Angriffs zu gewinnen.
Das Nächste war, daß man einen Vorrat von Reis einzutun suchte, womit sich Krieger erhalten ließen. Kaufleute aber waren in dieser Palmenwaldung nicht zu finden. Der alte Graf hatte jedoch einem Tschonagen (Mohammedaner) von klein auf viele Wohltat erwiesen, ihn oft gefüttert und damit an sich gefesselt. Dieser Supi (Jussuf) war nun allerdings an den Fluß gezogen und hatte dort seine sieben Kaufläden an der Felsenfurt eröffnet, in denen er Gold und andere Münzen wechselte, Reis nebst allerhand Waren verkaufte und sonst noch manches einträgliche Geschäft betrieb. Wie einst in Europa ohne Juden keine Kriegsführung möglich war, so in Malabar keine ohne den Tschonaga-Handelsmann: Der mußte Vorschüsse machen, wenn, wie so oft, bei den Nayerfürsten das bare Geld ausging; er mußte Reis liefern, wenn gegen das Ende der heißen Zeit der Vorrat erschöpft war.

Kelappen nahm Schwert und Schild und begab sich in rüstigem Schritte nach dem betriebsamen Markte an der Felsenfurt. Der Tschonagen Supi kniete eben betend auf seiner Matte im offenen Laden (es war gerade eine der fünf Gebetszeiten der Moslems); doch wie er den Neffen seines Wohltäters erblickte, erhob er sich alsbald vom Gebet, schüttelte ihm die Hand und bot ihm einen Dreifußschemel. Wie der sich nun setzte und mit Betel bewirten ließ, sagte Supi: »Ach wie lange schon gelüstete mich's, trauter Kelappen, dich wieder einmal zu sehen. Dreimal bereits schrieb ich dir ein Palmblatt, doch kamst du nie hierher. Warum aber gerade jetzt, am heißesten Mittag?« – »Lieber Tschonagen, das hat seine Gründe. Der grimme Walu hat sich heute mit uns gezankt; zum Kampf ist er längst gerüstet, und uns fehlt's noch an Reis; nirgends ein Vorrat in ganz Edatscheri.«
»Jung Kelappen vom Garten, laß dich das nicht anfechten!« sagte tröstend der Kaufmann; und da er sonst nichts brauchte, ging der Jüngling nach Hause. –
Wie am Morgen das Gras erwachte, brachte Supi in Eile seine Lastträger zusammen und ließ sie den Reis seines Magazins in Strohbündel packen, deren zwei ein jeder dann auf den Kopf zu nehmen hatte. Von seinem Wall herab sieht aber Walu dem Treiben am Flußufer zu und ruft dem Geschäftsführer: »Kunken von Schneckheim, wohin sollen diese Reisbündel getragen werden?« – »Es ist für Kelappen vom Garten.« – »Nimm sie sogleich alle in Beschlag und gib nichts heraus.«
Die Nayer eilen vom Hügel herab, legen Beschlag auf den Reis und tragen ihn ins Schloß hinauf, während die Lastträger dem Kaufmann das Geschehene melden. Supi geht zu dem stolzen Manne und sagt: »Fürst von der Felsenfurt, warum laßt Ihr mir meinen Reis wegnehmen? Seid Ihr um etwas Reis verlegen, nun an der Schwelle von Blumeck regnet es immer gar viel des Reises, dort ließe sich bald eine Tüte füllen.« Den Fürsten übermannt der Ingrimm dergestalt, daß er den kecken Kaufmann sogleich niederhaut. –.
Kaum hatte Kelappen von der Mordtat gehört, so griff er nach Schild und Schwert, und ohne dem Oheim etwas zu sagen, flog er nach der Felsenfurt. Walu, der ihn kommen sah, gebot seinem Geschäftsführer, den Jüngling die Walleiter nicht ersteigen zu lassen, und 22 Nayer drängten sich alsbald zu ihrer Verteidigung vor. Kelappen sah kaum auf den Leichnam des befreundeten Kaufmanns, der am Fuße der Leiter lag, sondern rief hinauf: »Hört und merkt, ihr Nayer alle, wenn ihr mir nicht aus dem Wege weichet, mach ich euch meiner Klinge zur Speise!« Sprang im Nu die Leiter hinan, zerhieb die 22 nacheinander, drang ins Haus bis ins westliche Prachtzimmer und suchte allerwärts nach dem Fürsten, ohne ihn zu finden. Er steigt ins obere Stockwerk, bricht in die Schlafkammer, vor der wieder Trabanten stehen, die er niederhaut, sucht weiter in unbändigem Zorne und findet doch den Schwager nicht; endlich durcheilt er den Garten und haut rechts und links Bananenstöcke und Pfefferreben nieder.
Da erschaut ihn aus dem Frauengemach seine Schwester Tschiruta, springt die Treppe herab und steht plötzlich vor ihm. »Nächster Bruder, Kelappen vom Garten, bei mir beschwöre ich dich und bei dir, haue doch nicht in die Bananen und Reben. Ich wehrte dir von oben und du hast nicht auf mich gehört. Bei mir und bei dir, Goldbrüderchen, und beim Fuße des lieben Oheims von Blumeck! Schone doch die Sträucher und Reben. Sind doch fünf oder acht der Kinder, und auch ich bin noch da, Goldbruder, und das ist es, wovon wir leben.« Er hielt inne und sprach mißmutig: »Wenn ihr nicht habt, wovon zu leben, will ich euch nach Edatscheri mitnehmen.«
Dann ging er hinab, nach seinem Supi zu sehen, und das Auge füllte sich mit Tränen. Er schritt auf den Markt der Felsenfurt und rief die Tschonager der Stadt zusammen, daß sie ihn begleiten und den Supi vom Schlanghof, ihren Religionsverwandten, nach ihrer Weise bestatten. Eilig kamen sie zusammen, luden den Leichnam auf die Bahre und trugen ihn singend nach Supis Hause, wo Mutter und Schwestern zusammen jammerten. Schauerlich klang das *La illah ill' Allah* (es ist kein Gott außer Allah) der Männer unter all den Klagetönen der Weiber. Kelappen aber tröstete freundlich: »Hört und merkt, meine Ummas (Mütter), ihr braucht nicht so kläglich zu jammern; bin ich doch euer Beschützer und will euch geben, wovon zu leben; ihr sollt nicht darben, ihr meine Ummas.« Alsbald begruben sie den Supi, während Kelappen mit der Gattin des Ermordeten redete und sie ruhig und verborgen wohnen hieß. Darauf verabschiedete er sich.
Wie er nun aber dem alten Kanaren, seinem Oheim, die Nachrichten alle mitteilte, war der

außer sich, schlug sich an die Brust und sprach: »Trauter Kelappen, du vom Garten, den Tschonagen hab ich von klein auf herangezogen, und jetzt ist er gefallen, nicht im Krieg und nicht im Aufstand. Nein, ihr beide seid schuld daran, meinen Westlinger habt ihr getötet. Jung Kelappen, bei mir schwör ich's, und bei dir schwör ich's, in Edatscheri darfst du nicht länger bleiben, wandre nur aus in irgendein Land. Bleibst du hier, bei mir und bei dir schwör ich's, so wandre ich aus.«
Schnellbesonnen lud Kelappen den Busenfreund ein, ihn ins Ausland zu begleiten, und begab sich dann zur Mutter. Ihr sagte er: »O eigene Mutter, du vom Garten, für mich ist fürder kein Bleibens im Lande, darum geh ich.« Bitterlich weinend erwiderte sie: »Ich weiß wohl, mein Goldsohn, wie sie alle von Herzen wünschen: Fort mit dem rauchenden Feuerbrande! Und nun gehst du denn wie ein solcher!«
Dann trat er zu dem Brüderchen, das immer hinter den Büchern hockte, und sagte: »Dairu vom Garten, für mich ist fürder kein Bleibens im Lande, so gehe ich in ein anderes. Bis ich wiederkomme, mag leicht unser lieber Oheim von Blumeck sterben; dem hältst du dann die Jahrestrauer, trägst die Gebeine (vom Scheiterhaufen gesammelt) hinauf nach dem Tirunelli-Tempel, bestattest sie dort und legst ihm den Opferkuchen. Stirbt die liebe Mutter vom Garten, so übernimmst du dieselbe Pflicht. Ich gedenke zunächst nach Kutyadi zu gehen; gäbest du mir wohl noch was zum Abschied, Goldbrüderchen?« – »Was soll ich dir denn geben, Altbruder?« – »Wolltest vielleicht dir die goldene Kette von den Lenden ablösen und mir schenken? Kann nicht mehr lange hier stehen und reden.« Dairu löste die Kette ab und gab sie ihm, worauf sie Abschied nahmen. –
Die Reise der beiden Freunde führte sie nach Osten an den Fuß der Ghatgebirge. Wie sie eben dem Schlosse von Kutyadi nahten, ging der König baden. Kelappen, auf der Steintreppe des Teiches stehend, schnellte dreimal anbetend vor Sohle, Scheitel und Leib die Hände auseinander. Da fragte der König seinen Minister: »Welcher Nayer ist's, der mich da verehrt?« Als dieser ihm den Mann nannte, meinte der Radscha, so stattlich habe ihn doch noch keiner verehrt, und hieß, sobald das Bad zu Ende gebracht war, den Jüngling ihm ins Schloß nachfolgen.
Dort im oberen Stockwerk durfte sich dieser auf den Teppich setzen und mußte nun erzählen, warum er komme. Nach Nayersitte, wenn einem Recken das eigene Land zu heiß geworden war, wollte er sich ins Gefolge des fremden Radscha aufnehmen lassen; und zwar verschmähte er das Vorrecht, unter die eigentlichen Schloßdiener einzutreten, da er in ihrer Reihe vom brahmanischen Koch bereitete Speisen und fürstliches Öl zum Salben erhalten hätte. Ihm genügte, zum Gefolge in weiterem Sinne zu gehören und sich tagtäglich seine drei Vierling Hartreis ausmessen zu lassen. Das wunderte den König, der wohl wußte, wie der Graf von Blumeck täglich so viel Reis zu verteilen und 500 Nayer zu unterhalten hatte; doch fragte er nicht weiter, sondern sagte: »Das ist nun dein auf den Schädel geschriebenes Schicksal!« und ließ seinen Minister dem neuen Recken im Magazin zu essen geben.
Diesem ist es aber jetzt darum zu tun, ein Daheim zu gründen, daß es ihm im fremden Lande nicht wind und weh werde. Daher kommt er mit dem ausgemessenen Reis im Kleide zum Könige und bittet die Majestät, ihm, der hier weder Weg noch Steg wisse, irgendein Haus zu bezeichnen, wo man ihm kochen könne. Der König beauftragte seinen brahmanischen Koch, den Kelappen zu der jungen Nichte des Ministers, den Kunkitschi von Spielort, zu führen und ihr seinen Befehl auszurichten, daß sie dem Kelappen seinen Reis abnehme und auf den Abend koche. Der Koch führt die beiden hin, wo sie das Mädchen treffen, gerade in Ramas Geschichte lesend; ein Anblick, der Kelappen ungewöhnlich entzückte. Der Auftrag wurde ausgerichtet und Kunkitschi begann, schnell den ihr übergebenen Reis zu kochen.
Sinnend saß Kelappen in der Veranda, bis das Mädchen erschien, ihm mit dem Reis aufzuwarten, und ihn aufforderte, sofort zuzugreifen. Aber es eilte ihm damit nicht. Wie immer flugs bereit, sein Ziel zu verfolgen, fragte er sie, wer ihr denn die Kleider gebe, d.h. ob sie schon verheiratet sei? Sie antwortete: »Jung Kelappen, wegen meiner sind schon Große und Geringe im Lande gekommen, mein Oheim aber, Kunken von Spielort, hat noch an keinem Gefallen gefunden. Nicht, daß es ihnen an Vermögen fehlte.« – Kelappen fiel ihr ins Wort und sprach: »Traute Kunkitschi, so laß mich dir die Bekleidung geben.« Sie gestand ihm offen: »Ich hab an Euch ein großes Gefallen; wenn es aber der Oheim erführe, so wäre es ein Fehler; daher habt Ihr mit ihm zu verhandeln.« Der Jüngling war

seiner Sache so gewiß, daß er die Jungfrau nur bat, durch irgendeine Anspielung die Sache bei dem Oheim einzufädeln; sie könnte ja etwa sagen, der junge Mann vom Garten habe abends seinen Reis nicht gegessen, dann werde es sich schon machen. Mittlerweile aber gab er ihr zu Kleid und Salbe, badete rasch, aß herzhaft und legte sich vor dem Hause schlafen.
Erst am Morgen kam der Minister nach Spielort, wo ihn die Nichte benachrichtigte, wie sie auf den Wunsch des Königs dem Kelappen vom Garten gekocht, derselbe aber nicht gegessen habe. Gefragt, warum es ihm nicht schmeckte, antwortete der Jüngling: »Verehrtester Kunken von Spielort, wenn ich nun auch abends meinen Reis bekomme, wer ist's, der mir das Zubehör schaffte und den Betel reichte? Höret einmal, von wem bezieht denn die traute Kunkitschi, was sie für Kleider und Salbe braucht?« – Der Minister sagte: »Ihretwegen sind schon viele gekommen, Hohe und Niedere, ich fand aber an keinem ein rechtes Gefallen. Nicht daß ihnen Vermögen fehlte.« So fragte denn der vom Garten, ob er ihr nicht Bekleidung geben dürfte? Und der Oheim bekennt, an ihm habe er ein rechtes Gefallen, und gibt ihm die Tochter zum Weibe. Da wurde Kelappen guter Dinge und wohnte glücklich in des Ministers Hause.
Sechs Monate waren verstrichen, als Walu einmal seinen Geschäftsführer anredete, wie er nun sich versichert habe, Kelappen sei nicht mehr im Garten, sondern habe sich in Kutyadi niedergelassen und werde dort vom Könige zu allerlei Unternehmungen versendet. »Jetzt endlich muß ich den Wall von Edatscheri ersteigen«, fuhr er fort. »Rüste sofort alles zum Kriege; morgen in aller Frühe gibst du den Nayern Reis und Sold, läßt sie speisen und sich im Schlosse versammeln. Die weißen Elefanten müssen rasch vom Bauholzmarkte geholt werden, daß sie die beiden Kanonen zur Tschattanfeste hinüberziehen. Laß auch die Mauern wohl verwahren.«
Ein reges Treiben begann alsbald im Schloßhof, man schnitt und goß das Blei in Kugeln, rieb Pulver und reinigte die Feuerrohre, brachte auch die Elefanten zeitig nach Hause; dann badeten die Nayer und speisten. Schon in der Morgenfrühe sammelten sich neue und neue Scharen, und als sich die Sonne gegen Westen neigte, zogen die Elefanten beide Kanonen hinaus.
Geängstigt durch alle diese Zeichen fragte endlich Tschiruta den Gatten: »Grimmer Gebieter der Felsenfurt, ziehet Ihr etwa gegen Edatscheri? Wollt Ihr mein Edatscheri beschießen? Mein Bruder Kelappen durfte ja nicht im Lande bleiben und ist nun fort, weit weg. Was wollt Ihr mehr, mein Walu?« – »Mädchen, was redest du auch? Werde ich denn so töricht handeln und dein Edatscheri beschießen? Gib dich zufrieden, wir gehen nur nachts auf die Eberjagd.« Er tröstete sie so freundlich, daß sie sich völlig begütigen ließ.
Und schon zogen sie aus, Walu mit seinem Geschäftsführer von Schneckheim und 500 Nayern, der Mauer entlang, und langten nach Sonnenuntergang vor der Tschattanfeste an. Die Kanonade beginnt, und Blumeck antwortet mit keinem Schusse. –
Im Westzimmer des Ministers von Kutyadi aber schläft Kelappen in süßer Ruhe, bis er plötzlich zusammenfährt, sich aufrichtet und den fernen Schüssen lauscht. Er weckte die Gattin und sagte: »Kunkitschi, ich höre in Edatscheri schießen. Walu ist's, der es belagert, und ich bin noch nicht in Edatscheri. Mein Dairu kann schon gefallen sein, ohne daß ich's weiß. Traute, öffne mir doch gleich die Türe.« Sie neckte ihn erst: »Ihr seid doch immer derselbe, mein Liebster! Wer nur irgend jagt und schießt, wo man immer ein Donnern oder Knattern hört, jederzeit sagt Ihr auf der Stelle: Man schießt gegen mein Edatscheri.«
»Sage mir nichts mehr, Liebste. Nach Edatscheri geh ich und komme bald wieder.«
»O Kelappen, mein Trauter, wie könnt Ihr jetzt fort, in der Mitternacht dickstem Dunkel, da die grause Tschamundi umgeht? Höret doch weiter, seit drei Monaten trag ich ein Kindlein, sollt Ihr das gute Kindlein nicht sehen?«
Er befiehlt nochmals, während er sich gürtet, die Türe zu öffnen, sie will nicht. Jetzt ist er gerüstet, und öffnet sie selbst; sie eilt ihm nach und hält ihn fest am Schoß des Seidenkleids. Er aber ruft nur noch mit lauter Stimme: »He, mein Kannen, komm mit mir geschwinde!« Und wie der Freund herabsteigt, schneidet Kelappen den Zipfel der Seide ab, an dem Kunktischi ihn halten will, und springt dem Schlosse zu. –
Der König schlief im oberen Gemach, aber Kelappen drang durch alle Zimmer und machte sich Bahn zu dem Bette der Majestät. Huldreicher empfangen, als er erwarten konnte, legte er den Stand

der Dinge dem Fürsten vor: Wie Walu nun Edatscheri beschieße, um die schöne Grafschaft zu erobern, wie der Oheim Kanaren zu alt, Bruder Dairu zu jung sei, um Gegenmaßregeln zu treffen, wie nötig gerade seine, Kelappens, Gegenwart dort sei und kein Augenblick verloren werden dürfe. Der König meinte, da wäre es am Ende das Beste, er selbst zöge auch noch mit, doch das nahm Kelappen nicht an; er wußte, daß er dort des Oheims 500 Nayer treffe und 300 seiner eigenen Nayer; mit denen lasse sich alles Erforderliche ausrichten.

Indessen war der Minister dem König zur Seite getreten und erhielt alsbald den Auftrag: »Höre, Kunken, was nur in unserem Gewölbe sich findet von Pulver und Kugeln, nimm alles, was nötig; dazu 500 meiner Leibwächter, mit denen du selbst im Sturmschritte hinziehst.«

In kürzester Weile war der Zug beisammen und drang durch die schmalen Gartenwege gerade auf die Tschattanfeste los.

Endlich sind sie an der Mauer und schleichen sich ihr entlang, bis Kelappen den grimmen Walu erblickt und um ihn seine Scharen; hinter den Bäumen schießen sie hervor, daß es knattert wie Reis, den man röstet.

Kelappen zog sich seitwärts an den Teich Kannens, und die Nayer schossen nun aufeinander in immer lustigerem Takte. Als der Hahn zu krähen anfing, lagen die 500 Trabanten des Walu alle in ihrem Blute.

Walu fand das unerklärlich, da doch Kelappen nicht mehr im Garten sei. Sein Geschäftsführer aber stieg auf den hohen Feigenbaum und nahte sich auf dessen Zweigen unerspäht dem Kannenteiche, wo ihm das geblümte Tuch und der Kopfbund des Recken vom Garten gar bald erkenntlich wurden. Erst teilte er die Kunde dem Gebieter mit, dann griff er nach dem silberbeschlagenen Rohre, lud es sorgsam, zielte lange und drückte endlich ab. Den Kelappen zwar traf er nicht, wohl aber dessen Busenfreund Kannen, der alsbald zu Boden stürzte.

Kelappen sieht's, ladet und zielt; er verwundet den Geschäftsführer, der durch die Äste gedeckt ist, nur an dem Schenkel. Dieser aber erwidert den Schuß mit letzter Anstrengung und trifft den Rekken gerade in die Stirne.

Auf den Tod getroffen, sammelt doch Kelappen alle seine Sinne, bindet sich sein Tüchlein fest um die Stirne, die Verblutung zu hindern, und zieht ein Palmblatt aus des Schildes Höhlung. Darauf schreibt er: »Walu von der Felsenfurt, wir haben nun erfahren, was wir vermochten und nicht vermochten, und wollen's so lassen. Wenn Ihr jetzt nicht von der Mauer Euch wendet und heimkehrt, werd ich Euch nimmermehr Schwager nennen. Mit mir geht es heute zu Ende, hat doch die Kugel die Stirne getroffen.« Ein Nayer mußte das Palmblatt überbringen.

Die Nachricht übermannte denn doch den grimmen Fürsten. »So haben wir also den trauten Kelappen getötet! Hätt er doch lieber mich niedergeschossen! Denn wie soll ich seiner Tschiruta die Kunde beibringen? Hört sie's, so wird sie das Land umkehren.« Eilig gingen die beiden nach der Felsenfurt zurück.

Kelappen aber entließ die treuen Begleiter: »Dem Könige zu schreiben, reicht mir die Zeit nicht, so meldet ihm, wie die Sache verlief. Doch, Kunken vom Spielort, der trauten Kunkitschi sagt lieber nichts vom Ausgang!« Damit eilte er dem Garten zu.

Es ist noch die alte Heimat, und auf der Schwelle sitzt schon betend (d. h. Götternamen flüsternd) die gute Mutter. Wie bestürmt sie ihn mit Fragen: »Wann bist du denn von Kutyadi gekommen? Ach, und zu welchem Unglückstag? Wenn Walu dich irgend findet, der steinerne, blutlosen Auges, so zerstückt er dich, Herzensjunge, wie der Ichneumon die Schlange zerstückt. Bis eben jetzt hat er uns mit Macht beschossen.« Kelappen konnte nur kurz mitteilen: »Dieses Schießen ließ mich nicht schlafen. Aber wo ist denn mein Goldbruder Dairu?« – »Im Westzimmer ist er, mein Kelappen.«

Kelappen geht hin und findet es verschlossen: »Dairu, rasch, mach doch die Türe auf! Und was tust du denn hier im heiligen Raume? Hast noch immer Angst, mein Junge? Ich konnte nicht schlafen, weil ich Edatscheri beschießen hörte; jetzt bin ich müde. Klopfe und breite mir das Lager, mein Dairu.«

Es ist geschehen, und der müde Bruder legt sich. Noch eine Bitte. »Dairu vom Garten, wie lange schon hab ich deine Verse nicht mehr gehört! Singe mir doch aus Ramas Geschichte.« Der Knabe zündet den Docht der Kettenlampe an, nimmt das Palmblätterbuch und schlägt sich eine Losung auf. Auf der siebten Linie des Blatts, das er gefunden,

fängt er von der siebten Silbe zu lesen an, bricht aber unverzüglich in Weinen aus. – »Was weinst du denn, mein Junge? Wie lautet's im Buche?« – »Ach, mein Altbruder Kelappen, uns steht ein Todesfall bevor. Denn da las ich von Durwa Grase (das zu den Leichenzeremonien gebraucht wird); sicher müssen wir da einen vom Garten verbrennen.«
Kelappen sprach: »Warum denn weinen, mein Bruder? Gehören doch viele zum Garten, und wie sollte man nicht auch im Garten sterben! Höre nun und merke, mein Junge, seit ich nach Kutyadi zog, hab ich Schwester Tschiruta nicht mehr gesehen; schreib ihr doch gleich, wie gern ich sie sähe.« Dairu schreibt ein Palmblatt und sendet's durch einen Nayer ab.
Kelappen fuhr fort: »Höre, Goldbrüderchen, wenn nun Tschiruta kommt, so laß sie sechs Monate lang nicht mehr fort (das ist die Zeit der strengsten Trauer). Sendet Walu dann irgend etwas, so nimmst du durchaus kein Geschenk an. Weiter vernimm, mein Dairu, in Kutyadi hab ich Kunki von Spielort mir angetraut. Drei Monate schon ist sie schwanger, ihr wirst du (in drei weiteren Monaten) den Glückstrank zu feiern haben.« – Wieder bricht Dairu in Tränen aus: »O welche Todesreden, mein Bruder!«
Kelappen aber beruhigt ihn: »Hat doch der König mir aufgetragen, hinauf ins Gebirg zu ziehen und Kardamomen und Sandelholz für ihn zu besorgen! Darüber gehen Monate hin, denn erst nach der Ernte darf ich zurückkehren. Und nun, mein Dairu, singe mir das Rama-Lied und laß mich's hören.« Mit großem Ernst singt Dairu die rührende Geschichte, Kelappen aber verscheidet über dem Singen.
Wie sie dort beisammen waren, kam Tschiruta von der Felsenfurt hergeflogen, stieg die Leiter herauf und stürzte auf die Mutter los: »Oh eigene Mutter vom Garten! wo ist Bruder Kelappen?« – »Liebe Tochter, er ist im Westzimmer.« – Behende springt sie ins Westzimmer: »Nächster Bruder Kelappen, wann bist du von Kutyadi gekommen?« Doch der erwidert ihr kein Wort. So frägt sie weiter: »Warum schweigt mein Bruder gegen mich? Weil ich so komme, fast ohne Geschmeide? Weil ich kein frisches Kleid anlegte? – Ach, dir ist's schwach vom leeren Magen!«
Und bei dem dämmernden Morgenlichte eilt sie zur Küche, setzt Reis auf das Feuer, siedet und kühlt und bringt ihm den Reisschleim. »Nächster Bruder Kelappen vom Garten, trinke, mein Herzensbruder, den Reisschleim!« Damit rüttelt sie den Leichnam, ihn aufzuwecken, bis sie merkt, daß ihr Kelappen tot ist, und mit lautem Ajo! Ajo! zu jammern beginnt.
Jetzt stürzt auch die Mutter ins Westzimmer und jammert bitterlich: »Kelappen vom Garten, mein Goldsohn! Bist du ermordet, mein Junge? Ach ich warnte, so viel ich vermochte, und du wolltest die Warnung nicht hören! Ja der Felsenfurt grimmer Fürst, Walu, der steinerne, blutlosen Auges, hat dich betrogen, mein trauter Kelappen.« Auf der Stelle fiel sie ohnmächtig zu Boden.
Unter der lauten Klage der Weiber häuften die Männer Zykas- und Erythrinabäume zum Holzstoß in der südlichen Ecke des Gartens und verbrannten die Leiche mit Sandel. Stumme Trauer herrschte im Hause. Die Jünglinge aber priesen in Liedern den nie verlegenen, rasch entschlossenen Kelappen, das Muster eines Nayerrecken.

4. Dairu von Ebereck

Wie trotzig einst die Nayer sich gebärdeten, wie sie in ausgedehntester Weise das Recht der Selbsthilfe sich anmaßten und auch dem Lehensherrn gar oft zu drohen wagten, zeigt folgende Geschichte.
Der junge Dairu war gar frühe zum Waisen geworden, daher das einst gefürchtete Haus von Ebereck in ziemlichen Verfall geriet, indem die Gläubiger drängten, die Schuldner nicht zahlten, der König aber sich um die Klagen der Witwe wenig kümmerte. Der Junge trieb sich meist in den Wäldern herum, begleitet von seinem gleichaltrigen Gefährten, der ihm die Büchse trug; da lernte er die Vögel im Fluge treffen und allerhand Gefahren mutig bestehen.
Einmal, als er von der Jagd nach Hause kam, fragte er die traurige Mutter: »Liebe Mutter von Ebereck, sagt mir doch etwas aus den alten Zeiten! Was hatten wir denn für Einkünfte in der Zeit, da der Vater von Ebereck noch lebte?«
Die Mutter erwiderte: »Ach wie ganz anders war es doch, als mein Vater von Ebereck noch lebte! Was kam da alles zusammen an den beiden großen Festen, am Vischu (Frühlingstag- und Nachtgleiche) und am Onam (Schluß der Regenzeit)! Von

jedem Kaufladen der Grafschaft drei Simri Reis, drei Ellen Tuch und drei Goldstücke! Und das zweimal im Jahr, mein Sohn! Seit aber der Vater gestorben ist, nun schon über zehn Jahre, geben die Kaufleute vom Markte Tschirakal uns weder ein Reiskörnchen zum Kochen, noch eine Elle Kleidung, noch einen Pfenning Geld!«
Wie Dairu das hörte, rief er seinem Waffenträger, dem Tschindu von der Urali-Kaste. Der nahm sogleich den Bogen aus schwarzem Palmyraholze mit sieben Stück Pfeilen zur Hand, während Dairu Schwert und Schild ergriff und sich von der Mutter verabschiedete.
Sie gingen nach der Stadt Tschirakal, wo die schönen Kaufläden der Tschonager an der Straße stehen. Auf einen Wink von Dairu trat Tschindu auf das Ende des Bogens und spannte ihn; und ehe sie sich's versahen, lagen fünf bis zehn der Westlinger Kaufleute von Pfeilen durchbohrt am Boden. Dairu aber schloß ihre Läden und steckte vor jedem einen Zweig auf, als Zeichen des landüblichen Bannes.
Sobald dem Großhändler Jung Ali Ahmed von Erzheim die Nachricht überbracht wurde, kam er in Eile einhergelaufen und sah seine Leute in ihrem Blute liegen. Er stand verdutzt und fragte: »Jung Dairu von Ebereck! was soll das alles? Welch eine neue Art ist das?«
Sagt ihm der Jüngling: »Höre, Jung Ali Ahmed von Erzheim! Es sind jetzt über zehn Jahre, seit der Vater von Ebereck dahingeschieden ist und Ihr mir keine der Gebühren mehr entrichtet, die Ihr mir schuldet. Deshalb hab' ich heute getan, wie du siehst, Ahmed!«
Der Großhändler aber erkannte, mit wem er's zu tun hatte, daher legte er sich aufs Bitten. »Nehmt doch nur die Zweige von den Läden, Dairu! Alles Gut, das ich Euch schulde, will ich heute noch entrichten.« Schnell rechnete er die ganze Summe aus und brachte aus den Läden, von welchen Dairu die Zweige wegwarf, Reis, Kleider und Geld in Menge zusammen. Der Jüngling ließ alles von Lastträgern zusammenbinden und seiner Mutter nach Ebereck bringen. –
Im Hochgefühle seines Sieges schritt Dairu weiter, begleitet von dem Waffenträger. Ihm begegnete der Waschermann des Königs von Tschirakal, beladen mit der königlichen Kleidung, die er zum Waschen nach Hause trug. Derselbe dachte nicht daran, den vorbeischreitenden Nayerjüngling höflich zu begrüßen; daher nahm dieser den Bogen und durchschoß den Waschermann mit dem Pfeile, so daß derselbe ihn an den nächsten Stein festnagelte.
Weiter schritt Dairu und gelangte zur Wohnung des Ölmachers, der eben in seiner Presse Sesam mahlte. Er redete ihn an: »Gib mir ein wenig Öl, mein Schwert zu schmieren!« Der Ölmacher erwiderte: »Jung Dairu, das ist kein gewöhnliches Öl, um Schwerter zu schmieren; ich bereite hier Öl, das dem gesegneten Leibe seiner Majestät von Tschirakal zur Salbe dienen soll.« Dairu spannte den Bogen und nagelte den Ölmacher mit dem Pfeil an die Presse.
Weiter schritt Dairu, begleitet von dem Waffenträger, bis er zur Wohnung des Tiyen (Palmbauern) Kannen gelangte, der einst auch zur Untertanenschaft seines Großvaters gehört hatte. Er fand nur die Hausfrau desselben in der Veranda beschäftigt. »Höre, Tschemmaratti (Rosa) von Kalliottu, wo ist denn dein Mann Kannen?« Sie antwortete: »Er ist gerade fort, im Dienst der Regierung ausgegangen.« – »Aber was ist denn das für ein Glockenton, der aus eurem Westzimmer herdringt?« – Die Hausfrau erwiderte: »Ihr Herren Nayer, mein Bauer mußte neulich ins Gebirgsland Kudagu (Kurg) hinaufziehen; da hat ihm der König von Kudagu einen jungen Stier geschenkt. Dem hat der Wurm in die Hufen gefressen, daher ich ihn im Westzimmer festband; sein Glöckchen ist es, das ihr von dort her klingen hört.«
Dairu fragt weiter: »Was ist denn der Pfefferminzgeruch, der sich hier verbreitet?«
Die Hausfrau erklärte, der komme von Bananentrauben, die man vor der Reife abgenommen habe und nun räuchere, um sie für die nächsten guten Tage, den Freitag und den Sonntag, zu Festessen zu bereiten. Der Jüngling rückte seinem Ziel näher, indem er endlich offen bemerkte: »Rosa von Kalliottu, ich habe mir eine Neuigkeit sagen lassen; es heißt, der Palmbauer Kannen sei im Besitz von sieben schönen Steinen.« Edelsteine durften aber von der Bauernkaste nicht besessen werden, und die Nayer wachten eifersüchtig darüber, daß diese sich ihres wachsenden Wohlstandes nicht überhebe.
Die Hausfrau war nicht verlegen mit einer Ausrede: »Ihr Herren Nayer, mit den sieben Steinen im Hause hat es soweit seine Richtigkeit; da ist zuerst der Reibstein fürs Zugemüse und der Roller dazu,

dann der untere und obere Mühlstein, um Mehl zu mahlen, und endlich die drei Steine des Herdes, um den Reistopf drauf zu stellen; macht gerade sieben Steine.« Dairu sagte: »Das ist's nicht, was ich meine, der Bauer soll sieben Schätze aufbewahrt haben.«

Als Rosa das entschieden leugnete, sprang Dairu ans Westzimmer und trat mit dem Fuß die Türe auf. Drinnen fand er den Palmbauern, den er gesucht, wie er eben durch heilige Zeremonien mit Glöckchen und Pfefferminze seine Schätze zu sichern bemüht war. Er band ihm die Hände auf den Rücken und sprach: »Höre, Kannen von Kalliottu, du hast sieben Schätze und sieben Rubinsteine. Heraus damit, wenn nicht mein Schwert dich fressen soll.« Da gab ihm der Arme die Schätze mit den Steinen. –

Nun erst gingen die beiden der Heimat zu; der Weg führte sie nach Osten, wo sie am schönen Teiche von Kottayam Halt machten und die westliche Treppeneinfassung hinabstiegen, um sich zu baden. Während sie aber im Wasser sich erfrischten, erschien auf der entgegengesetzten Seite der König von Kottayam, begleitet von seinen Nayern, um gleichfalls ein Bad zu nehmen. Nun fiel von den Kokospalmen, welche den Südrand des Teiches überragten, eine Nuß in das Wasser. Der König schwamm auf sie zu; ebenso tat Dairu, und zwar kam der Jüngling dem Fürsten zuvor, drückte ihm im Vorbeischwimmen auf den Nacken und ließ ihn tüchtig Wasser schlucken, während er selbst sich der Kokosnuß bemächtigte.

Der König war voll Ärger über den stolzen Burschen. »Jung Dairu von Ebereck«, redete er ihn an, »du hast mir schon neune, nicht eins nur angetan. Neulich, wie ich durch den Wald von Paytschi ging, hast du doch geradezu auf mich gezielt, hast die Zottel von meiner Sänfte weggeschossen und einen meiner Träger verwundet, daher die übrigen aus dem Takte kamen und niederfielen und ich eine Strecke zu Fuß zu gehen hatte. Dafür habe ich dich noch nicht zur Rechenschaft gezogen.«

Dairu entschuldigte sich mäßig: »Majestät wissen, wie jung Ihr Knecht noch ist, da halten doch die Großen einem wohl etwas Ungeschicklichkeit zugute. In den Paytschiwald ging ich, um Sperlinge und Tauben zu schießen, wie das meine Gewohnheit ist; auf der Majestät gesegneten Leib habe ich sicherlich nicht gezielt.« Das hieß, wenn's der König verstehen wollte: hätte ich gezielt, so hätte ich auch getroffen.

Der König geruhte zu sagen: »Jung Dairu von Ebereck, am nächsten Sonntag solltest du in den Palast nach Paytschi kommen; es findet da die große Preisausteilung statt.« Von ihm war's halb spöttisch gemeint; aber Dairu faßte den Gedanken mit großem Ernste auf: »Gut, Majestät, wie Sie belieben! Wenn Sie aber nicht den ersten Preis dem Kaideri, den zweiten dem Kurungoden, den dritten mir erteilen, so dürfte dem gesegneten Leibe ein Unfall bevorstehen. Leicht könnte ich das beblümte Kleid mit etlichen Blutflecken bespritzen, Majestät.« Damit schieden sie voneinander. –

Der Sonntag brach an, und schon in der Morgenfrühe machte Dairu mit seinem Waffenträger Tschindu sich auf den Weg nach dem Palast. Als sie dort anlangten, traten sie vor den König und beteten an. Der König war hocherfreut, daß der grollende Vasall und unvergleichliche Schütze sich zum erstenmal an einem Hoftage eingefunden hatte. Dann kam die glückliche Stunde der Preisausteilung. Den ersten Preis warf der König dem Kaideri zu, den zweiten dem nächsten Vasallen, dem Kurungoden, indem er beide bei ihren Namen aufrief. Den dritten Preis warf er dem Dairu zu, doch ohne seinen Namen auszusprechen. Der von Ebereck aber faßte den Preis, als er herbeiflog, indem er lächelnd bemerkte: »Majestät haben nicht geruht, mich beim Namen zu nennen, so wird es denn meine Mutter tun.« Er nahm den Preis und brachte ihn seiner Mutter, die hochbeglückt seinem Wunsche entsprach und ihn als »Dairu von Ebereck« feierlich begrüßte. Der alte Glanz des Hauses war damit hergestellt.

BIBLIOGRAPHIE DER SCHRIFTEN HERMANN GUNDERTS

in Auswahl

Deutsch und Englisch

Briefe, Tagebücher, Zeitschriften und Sammelwerke

Aus dem Briefnachlaß von Dr. Hermann Gundert [hg. v. Johannes Hesse/Calwer Verlagsverein], Calw & Stuttgart 1907, 560 S; vgl. Aus Dr. Hermann Gundert's Briefnachlaß, Als Manuskript gedruckt, Stuttgart 1900, 423 S.
Briefe an Paul [hg. v. David Gundert], Stuttgart 1930, 125 S.
Briefe von Hermann Gundert 1839–1893, Archiv der Basler Mission, Basel.
Briefe von Hermann Gundert und Julie Gundert-Dubois 1833–1893, Deutsches Literaturarchiv/Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, erfaßt v. Albrecht Frenz, Jg. 1833–1870, Marbach & Stuttgart 1986 ff., rd. 12 200 S.
Das Calwer Missionsblatt, 1828–1918, hg. v. Hermann Gundert 1863–1883, Calw.
Calwer Missionsblatt für Kinder, 1842–1918, hg. v. Hermann Gundert 1863–1892, Calw & Stuttgart.
Calwer Tagebuch 1859–1893, hg. v. Albrecht Frenz, Stuttgart 1986, 671 S.
Evangelisches Missions-Magazin, 1816–1974, hg. v. Hermann Gundert 1865–1874, Basel.
Jugendblätter, 1836–1916, hg. v. Hermann Gundert 1862–1881, Stuttgart.
Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden, 1839–1917, hg. v. Hermann Gundert 1863–1888, Calw & Stuttgart.
Schriften und Berichte aus Malabar, hg. v. Albrecht Frenz, Stuttgart 1983, XVI+263 S.
Schriftgedanken auf alle Tage des Jahres, hg. v. Th. Häring/Calwer Verlagsverein, 3. durchges. Aufl., Calw & Stuttgart 1906, 376 S.
Tagebuch aus Malabar 1837–1859, hg. v. Albrecht Frenz, Stuttgart 1983, XXIV+399 S.

Abhandlungen

Obwohl die Verfasser in den Zeitschriften – vor allem ab Mitte der sechziger Jahre – üblicherweise genannt werden, vermeidet Gundert, sich selbst als Verfasser anzugeben. In den meisten Fällen jedoch finden sich entsprechende Hinweise in Gunderts Briefen oder im Tagebuch, die seine Autorenschaft sicherstellen bzw. als sehr wahrscheinlich nahelegen.

Abriß der Geschichte der Station Tellitscherry, MM 1846,2, S. 96–124.
Alphonse François Lacroix, MM 1862, S. 325–366; 453–506; 510–527.
Amritsar, JB 1874,1, Sp. 115–122.
Aneaso, der Neger aus dem Ibo-Lande, Basel 1865, 55 S.; 2. Aufl., Aneaso, oder Durch Sklaverei zur Freiheit, Basel 1883, 48 S.; vgl. MM 1864.
Arbeiter in der Tamil-Mission [Einleitung], MM 1868, S. 31–34.
  1. Franz Xavier, S. 34–45.
  2. Robert dei Nobili, S. 49–70.

3. Joseph Beschi, S. 97–114.
4. Bartholomäus Ziegenbalg, S. 129–153.
5. Johann Philipp Fabricius, S. 177–195.
6. Chr. F. Schwartz, S. 225–242.
Karl T. E. Rhenius, S. 257–289.
John Anderson, S. 305–325.
9. Dr. Karl Graul und die Kaste in der Tamil-Mission, S. 353–371.
Dr. Karl Graul, S. 385–396.

Die Asante (Aschante), MM 1873, S. 353–373.

Auf der Südspitze Indiens, JB 1876,2, Sp. 355–370.

Aus dem Leben von Christian Martig, weiland Missionar in China, Basel 1864, 100 S.; 2. Aufl., Basel 1872, 75 S.; vgl. MM 1863.

Aus dem Nayerleben:
1. Der junge Tschandu von Njalikara, JB 1868,2, Sp. 225–236.
2. Kannen von Kaideri, JB 1868,2, Sp. 297–312.
3. Kelappen vom Garten, JB 1868,2, Sp. 369–384.
4. Dairu von Ebereck, JB 1869,1, Sp. 61–66.

Aus einem Mönchsleben, JB 1870,2, Sp. 85–104; 161–188.

Aussicht der Mission in Persien, MM 1873, S. 3–22.

Barth, Dr. Christian Gottlob, in: Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. 2, Leipzig 1878, S. 108–111; 3. Aufl., Bd. 2, Leipzig 1897, S. 418–420.

Der Bauernaufstand in Bengalen, MM 1860, S. 385–418.

Bericht über die Reise nach Manantodi, MM 1844,4, S. 142–145.

Beschreibung des Sahya-Gebirges, SB, S. 119.

Bilder-Tafeln zur Länder- und Völker-Kunde mit besonderer Berücksichtigung der evangelischen Missionsarbeit, Calw & Stuttgart 1883, 178 Tafeln und Register; 2. Aufl., Faks. d. Ausg. 1883, Stuttgart 1987.

Ein Blick nach Persien, MM 1872, S. 3–56.

Blumhardt, Christian Gottlieb, in: Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. 2, Leipzig 1878, S. 501–505; 3. Aufl., Bd. 3, Leipzig 1897, S. 262–264.

Calwer Bibellexikon, redig. v. P. Zeller, hg. v. Calwer Verlagsverein [Hermann Gundert], Calw & Stuttgart 1885, 1036 S.; vgl. MM 1885, S. 47.

Die central-afrikanische Mission, MM 1865, S. 279–297; 305–343.

Christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien, begr. v. Christian Gottlob Barth, fortgef. durch Hermann Gundert, 18. Aufl., Stuttgart 1866, IV+264 S.; neu bearb., 21. verm. Aufl., Calw & Stuttgart 1882, 304 S.; 23. verb. Aufl., Stuttgart 1892, 315 S.

Christianens Denkmal, Ein Stück Familienchronik aus dem ersten Drittheil unseres Jahrhunderts. Als Manuskript gedruckt, Calw & Stuttgart 1868, 416 S.;
Christianens Denkmal, Ein Stück Familienchronik, aus dem ersten Dritteil unseres Jahrhunderts, Calw & Stuttgart 1894, 304 S.

Circular, monatl., an »Brüder« in Indien, Calw, April 1860 ff., jeweils ca. 4 S.

David Tappan Stoddard, MM 1867, S. 129–159; 177–210; 225–272.

Die Denomination und die Missionskirche, MM 1869, S. 385–399.

Die dravidischen Elemente im Sanskrit, Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 23. Bd., Leipzig 1869, S. 517–530.

Der Elephantenführer Gowinda, Ein Lebensbild aus Malabar, Basel 1860, 48 S.; 1877; 1894; 1899; 1909; 1913; vgl. MM 1857, S. 321–381.

Die englisch-presbyterianische Kirche in China, MM 1867, S. 115–121; 159–171.

Eine Episode aus dem indischen Feldzug, JB 1873,1, Sp. 323–332.

Erinnerungen an Missionar Isenberg, MM 1866, S. 129–145; 177–190; 225–235; 257–279.
Die Evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten, Calw & Stuttgart 1881, V+359 S.; 3. verm. Aufl., Calw & Stuttgart 1894, VIII+531 S.

Die Fortschritte der indischen Mission in den letzten zwölf Jahren, MM 1864, S. 145–194.
Fünfzehn Vorträge Samuel Hebichs, Hg., Stuttgart(?) 1861.

Die Gefangenschaft der Missionare Ramseyer und Kühne in Asante und ihre Befreiung, Basel 1875, 32 S.
Georg Adam Kißling, ein Missionsleben in Afrika und Neuseeland, Basel 1871, 55 S.; vgl. MM 1867, S. 305–323; 353–360; 390–400; 443–461.
Georg Müller, JB 1871,1, Sp. 329–342.
Die Geschichte der Neuesten Zeit 1815–1877, 2. Aufl., Calw & Stuttgart 1878, VI+354 S. = Lesebuch der Weltgeschichte oder die Geschichte der Menschheit, allgemein faßlich erzählt von Wilhelm Redenbacher, Bd. 4; Bd. 1–3 von Hermann Gundert bearbeitet, Bd. 4 von ihm verfaßt.
Geschichte von Württemberg, begr. v. C. G. Barth, neu bearb. v. Hermann Gundert, 5. verm. Ausg., Calw & Stuttgart 1884, VI+339 S.
Die Goßner'sche Mission unter den Kols, MM 1874, S. 330–363.

Handbuch der Bibelerklärung, Bd. II, Das Neue Testament, neu bearb. v. Hermann Gundert, 5. umgearb. Aufl., Calw & Stuttgart 1878, 2 Karten, VIII+628 S.
Hanna Thoma, JB 1869,1, Sp. 361–390.
Hebich in Canara, MM 1869, S. 24–47; 97–113; 129–139.
Hebichs letzte Zeit, MM 1870, S. 481–500.
Herrmann Mögling, ein Missionsleben in der Mitte des Jahrhunderts, Calw & Stuttgart 1882,VI+391 S.
Ein Hilferuf für Madagaskar, MM 1872, S. 239–258.
Hochlande Indiens, JB 1868,1, Sp. 421–428.

Imadeddin, Ein bekehrter Muhammedaner, Basel 1881, 16 S.; vgl. MM 1871, S. 397–412; MB 1876,5, S. 1–16.
Der indische Aufstand, JB 1867,2, Sp. 214–226; 303–314.

Jamaika einst und jetzt, MM 1864, S. 99–104; 284–291; 463–480; 529–568 (Aneaso).
Jamaika seit dem letzten Aufstand, MM 1870, 329–336.
Jesus Christus, Europa und Asien, MM 1867, S. 3–24.
Johannes Evangelist Goßner, MM 1874, S. 289–301.

Die Kaders der Anamalai-Berge, JB 1862,2, Sp. 37–40.
Keral'-achara sancshepam, SB, S. 120–126.
The Kerala Mahatmya or Keral'otpi, Zusammenfassung in Englisch, SB, S. 115–118.
Die Kirche der Thomaschristen von Dr. W. Germann, Gütersloh 1877, Rezension, MM 1877, S. 88–96; vgl. ebd., S. 97–112.
Königin Luise, JB 1874,1, Sp. 147–158; 185–204.

Die Lebensgeschichte Nanaks, des Religionsstifters der Sikhs (Nach Originalquellen), JB 1875,1, Sp. 337–348; 431–442.
Leichte und schwere Garben vom Missionsfeld, Basel 1878; 2. Aufl., Basel 1888, 16 S.
Licht und Schatten in der Madagassischen Mission, MM 1876, S. 481–509.
Livingstones Entdeckungsreisen am Zambesi, MM 1866, S. 3–37; 48–90; 97–103.
Dr. Livingstone's Wirksamkeit, MM 1872, S. 387–400.
Lord Lawrence, JB 1872,1, Sp. 57–68.

Die Macht des Evangeliums, urspr. Ein Sonntag bei Capt. Robert, Stuttgart(?) 1863.
Malabar und die Nilagiri od. blaue Berge, in: Atlas der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel, bearb. von J. Josenhans, Basel 1857, 1 S.

Missionar Hebich in Kannanur, MM 1870, S. 14–36; 69–92; 113–127; 143–166; 200–223; 240–255; 257–278; 305–329; 367–383; 397–432; 454–478.
Der Missionar und der Saktipriester, JB 1875,2, Sp. 241–248.

Missions-Bilder, Calw & Stuttgart 1864–1879:
1. Heft, Neuseeland, 1864, 112 S.
2. und 3. Heft, Polynesien, 1864, 224 S.; Die Südsee, 2. umgearb. Aufl., 1875, 212 S.
4. Heft, Nordamerikanische Indianer, 1866, 132 S.; 2. umgearb. Aufl., 1877, 104 S.
5. Heft, Die Mission in den Polarländern, 1867, 120 S.; 2. umgearb. Aufl., 1880, 96 S.
6. Heft, Die evangelischen Missionen in Mittel- und Süd-Amerika, 1868, 128 S.
7. Heft, Jamaika und die Bahama's, 1869, 112 S.
8. Heft, Sierra Leone und Yoruba, 1870, 146 S.
9. Heft, West-Afrika, 1870, 112 S.
10. Heft, Madagaskar, 1871, 112 S.
11. Heft, Das Kapland, 1873, 120 S.
12. Heft, Südost-Afrika, 1874, 112 S.
13. Heft, Ost-Afrika, 1875, 128 S.
Neue Serie: Asien:
1. Heft, Syrien und Palästina, 1876, 120 S.
2. Heft, Vorderasien, 1876, 112 S.
3. Heft, Die Indusländer, 1878, 112 S.
4. Heft, Die Gangesländer, 1878, 112 S.
5. Heft, Malabar, 1878, 112 S. (8. Das Malajalamland, S. 94–111.)
6. Heft, Die Tamil- und Teluguländer, 1878, 112 S. (I. Das Tamilland, S. 3–86.)
7. Heft, Ceylon und Hinterindien, 1879, 112 S.
8. Heft, Die ostasiatische Inselwelt, 1879, 112 S.
9. Heft, China's Millionen, 1879, 112 S.
10. Heft, China's Missionsgemeinden, 1879, 112 S.

Missionsanfänge in Bengalen, MM 1865, S. 300–355; 379–399; 432–442; 485–528.
Missionsgedanken eines Vermittlungstheologen, MM 1876, S. 257–290.
Die Mission und der »Tempel«, MM 1876, S. 49–66.
Die Mission vor dem Richterstuhl der Immanenz, Entgegnung auf: J. F. Langhans, Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußeren Mission, Erster Theil, Leipzig 1864, MM 1865, S. 14–50; 90–100; 123–132; 152–196.

Nachruf auf Missionar J. M. Bühler, HB 1854,10, S. 92–94.
Nala Charita Saram, Erster Theil, Hauptinhalt der Nala-Geschichte = Beiträge zur Kenntniß des religiösen Lebens der Hindus, MM 1853,1, S. 49–65;
Die Nala-Geschichte, Zweiter Theil und Dritter Theil = Beiträge zur Kenntniß des religiösen Lebens der Hindu's, MM 1854,1, S. 66–93.
Die Nestorianer, JB 1865,1, Sp. 411–420.
Neues aus Centralafrika, MM 1876, S. 200–210.
Die Nilagiri und die Basler Mission, MM 1861, S. 57–106; 109–137; 189–242 (mit »handschriftlichen Mitteilungen von Missionar Dr. Gundert«).
Noch einmal Freretown, MM 1876, S. 226–236.
Noch einmal Sir Henry Lawrence, JB 1875,1, Sp. 37–54.

Ostafrika, MM 1866, S. 481–512.

Pater Sidotti, MM 1883, S. 283–285.
Philipp Tschandran und sein Vaterhaus, Basel 1866, 56 S.

Reisebericht [auf die Nilagiri] von Missionar Gundert in Tellitscherry, MM 1842,2, S. 248–258.
Reise des Missionars Gundert nach Antscharkandi, eine Plantage bei Tellitscherry, MM 1839,3, S. 477–485.
Robert Noble, MM 1869, S. 232–254; 257–283.
Rosette Schrumpf, MM 1863, S. 237–265; 313–338; 369–392.

Samuel Hebich, Ein Beitrag zur Geschichte der indischen Mission, von zwei Mitarbeitern des Verewigten [Hermann Gundert und Herrmann Mögling], Basel 1872, 320 S.
Samuel Hebichs Anfänge, MM 1868, S. 433–447; 481–495.
Savanarola, JB 1875,1, Sp. 371–380.
Sir Henry Lawrence, JB 1868,1, Sp. 23–39.
Sir Herbert Edwardes, JB 1873,1, Sp. 117–132.
Skizzen aus der Mission in Urumia, MM 1867, S. 24–31; 49–75.
Skizzen aus Persien, JB 1872,1, Sp. 21–36.
Stephan Grellet, der französische Quäker-Missionar, JB 1868,2, Sp. 25–50; 97–108.
Stephan Hislop, MM 1870, S. 3–14.
Ein Sterbebett ohne Hoffnung, Übersetzung und Zusammenfassung von »Der Ausbruch (oder Anfang) des Weltekels« von Cottajagattu Radscha, Kerala Varma, MM 1853,1, S. 76–79.
Stimmen aus der Mission über den Aufstand in Jamaika, MM 1866, S. 145–158.

Thomas Gajetan Ragland, Missionar in Süd-Indien, MM 1859, S. 257–292.
Tijo Soga, MM 1872, S. 57–76.
Die Tinnewely-Mission, MM 1866, S. 190–216; vgl. MB 1876,6, S. 1–16.
Tod des Bischofs von Calcutta, MM 1867, S. 109–115.
Translation and Analysis of the ancient documents engraved on copper in possession of the Syrian Christians and Jews of Malabar, in: The Madras Journal of Literature and Science, Vol. XII, Parts I, II, 1844/45, Madras 1845, S. 115–146.

Der Ursprung des deutschen Kriegs, JB 1866,2, Sp. 193–220; JB 1867,2, Sp. 55–80.

Ein vergessener Großkönig von Madagaskar, JB 1865,1, Sp. 387–400; 421–424.
Vierhundert Millionen, MM 1871, S. 244–257; 284–293; vgl. S. 293–298.
Vier Jahre in Asante, Tagebücher der Missionare Ramseyer und Kühne aus der Zeit ihrer Gefangenschaft, Basel 1875; 2. Aufl., Basel 1875, IV+256 S.
Eine Visitationsreise nach Madagaskar, MM 1875, S. 49–67.
Vor zwei Menschenaltern, JB 1871,2, Sp. 207–220; 307–314; 359–368; JB 1872,1, Sp. 51–58; 121–132; 299–310; 385–394; JB 1872,2, Sp. 69–78; 181–190; 243–254.

Warren Hastings, JB 1876,2, Sp. 33–42.
Ein wiedergewonnener Sträfling, JB 1876,2, Sp. 83–92.
Wie gelangt man zu einer Bibelübersetzung in der Mission?, in: Verhandlungen der zu Bremen gehaltenen vierten allgemeinen Missions-Conferenz in der Himmelfahrtswoche 1876, Gütersloh 1876, S. 19–26.
William Chalmers Burns, MM 1871, S. 3–29; 72–98; 117–128; 147–174; 179–190.

Die Zaubereisünden, Bericht, HB 1858,5, S. 40–42.
Zur Erinnerung an Christian Martig, MM 1863, S. 401–428; 449–492.
Zur Erinnerung an Gottfried Weigle und Pauline Bacmeister, Basel 1884, 32 S. = Auszüge aus »Herrmann Mögling«, s.o.
Zwölf Monate in Madagaskar, MM 1875, S. 433–461; 481–491.

Malayalam-Werke (auch Englisch u.a.)

Diese Zusammenstellung erfolgte in Zusammenarbeit mit Prof. Scaria Zacharia. Die mit * gekennzeichneten Ausgaben sind Berichten oder Buchlisten entnommen. Soweit wie möglich wurde die gängige Malayalam-Umschreibung verwendet, z.B. aa für ā, zh für ḻ. Die ersten oder seltenen Ausgaben befinden sich bei der Basler Mission in Basel, in der Universitätsbibliothek Tübingen und einige auch im Britischen Museum London, den Archiven von Tamilnadu in Madras und in verschiedenen Bibliotheken Keralas.

Amendments to Robert Caldwell's Comparative Grammar of the Dravidian Languages (London 1856), Manuskript, Sammlung Gundert Stuttgart, 80 S.

Bibel:
- Pazhayaniyamam *Altes Testament*:
- Pavitralekhakal *Poetische Bücher*; Thalassery 1857, 423 S.; Mangalore 1881, 364 S.; 1886, 468 S.
- Pravaacakalekhakal *Prophetische Bücher*, Mangalore 1886, 468 S.
- Sankiirttanangal *Psalmen*; Mangalore 1880, 288 S.; 1886; 1893; revidiert, Mangalore 1897*, 196 S.
- Putiyaniyamam *Neues Testament*, Thalassery 1852–54, 443+335 S.; Mangalore 1868, 629 S.; revidierte Ausgabe Mangalore 1887, 632 S.
- Putiyaniyamattile lekhanangal *Römerbrief bis Offenbarung*, Thalassery 1852–54, 335 S.
- Satyaveda Itihaasam *Epos der wahren Religion* (Bearbeitung Genesis bis 2. Könige), Kottayam/Thalassery 1841–1845, 44+108+112 S. (Kanaresische Übersetzung Genesis 1–11 von Herrmann Mögling, Mangalore 1842, 24 S.).
- Satyavedakathakal *Biblische Geschichten* (Übersetzung von C. Barths 52 Biblischen Geschichten), Thalassery 1849–50, 96+92 S.; 4. Auflage, Mangalore 1868–69, 159+134 S.; 9. Auflage, Mangalore 1904–05, 222+186 S.
- Suvisesakathakal *Neutestamentliche Geschichten*, Thalassery 1847, 108 S.
- Suvisesasamgraham *Synopse der Evangelien*, Thalassery 1849, 279 S.; revidiert und erweitert, Mangalore 1876, 339 S.

Deva vicaarana, *Über Hindu-Götter,* Übersetzung aus dem Kanaresischen, Thalassery 1845, 54 S.; Mangalore 1864, 94 S.; 1865.

Garmmannya rajayattile kristusabhaanaviikaranam *Die Geschichte der Reformation in Deutschland*, Thalassery 1847, 82 S.; Mangalore 1866, 103 S.

Gesangbuch:
- Giitangal *Gesangbuch*, Mangalore 1842, 112 S.; 1844*; erweiterte Ausgabe, Thalassery 1847.
- Kristiiyagiitangal *Christliches Gesangbuch* zusammen mit Melodien, Thalassery 1850; 1854; 1861; erweiterte Ausgabe: Kristiiyagiitangal, Mangalore 1867, 296 S.; 1883 (in Gebrauch bis heute).

Grammatik:
- Malayaalabhaasaa vyaakaranam *Malayalam-Grammatik*, Thalassery 1851, 95 S.; erweitert, 176 S.; vollständige Ausgabe mit englischen Glossen, Mangalore 1868, 278 S.; Kottayam 1962.
- Grammar of the Malayalam *Malayalam-Grammatik*, Manuskript in der Universitätsbibliothek Tübingen, Thalassery 1839, 104 S.; erweitert, 228 S.
- Malayaala vyaakarana codyottaram *Katechismus der Malayalam-Grammatik*, 1860*; neu bearbeitet von L. Garthwaite, Mangalore 1867, 140 S.; 1870; 1882; 1883; 1887; 1889; 1890; 1892: 1903; 1905; mit englischer Übersetzung von L. Garthwaite, Mangalore 1867, 320 S.; 1870; Madras 1881; Mangalore 1892.

Kerala utpatti *Ursprung Keralas*, Mangalore 1843, 54 S.; 1868; 1874; 1880; 1890.

Kerala pazhama, or the History of Malabar A.D. 1498–1631 *Geschichte Keralas*, Mangalore 1868, 195 S.; 1869; Kottayam 1983; Kozhikode 1988 (mit kritischer Einleitung von N. M. Namputiri); vgl. Paschimodayam 1847, Bd. 1, Nr. 1 ff.).

Kristiiya visvaasam *Malayalam-Katechismus*, Mangalore 1843, 55 S.

Kristusabhaa caritram *Kirchengeschichte*, Thalassery 1847/48, 474 S.; revidierte Ausgabe, Mangalore 1871.

Lokacaritra saastram *Universalgeschichte*, Thalassery 1849–1851, 407 S.
Lokacaritra samkshepam *Universalgeschichte* (Zusammenfassung), Madras 1859, 158 S.
Lutharinre ceriya codyottaram *Luthers Katechismus* = First Catechism, 2. Aufl., Mangalore 1869, 29 S.; 1899; 1908.

A Malayalam and English Dictionary, Mangalore 1872, XVIII+1116 S.; Kottayam 1962; Osnabrück 1970; Kottayam 1972; Tiruvananthapuram 1985 (?); New Delhi 1982; 1989.
Matapariiksa-Kerala giitam *Prüfung der Religion* (Übersetzung von John Muirs Matapariiksa), Thalassery 1855, 133 S.
Manusya codyangalkka daivam kalpicca uttarangal *Gottes Antworten auf menschliche Fragen – Zellers Katechismus*, Mangalore 1842*, 73 S.; 3 Teile, Thalassery 1845/46*; 1847, 138 S.; 1853, 147 S.
Malayaala raajyam *Das Malayalam-Land*, Mangalore 1869; 1877, 80 S.; 1887.
Mahammada caritram *Geschichte Mohammeds*, Mangalore 1844*, 30 S.; 1862; 1869; 1883.
Maanusha hrudayam *Herzbüchlein* (Übersetzung von J. E. Goßners »Herzbüchlein«), Thalassery 1848, 28 S.; 1849; 1851; 1852*; Mangalore 1867; 1877; 1897*.

Nalacarita saarasoodhana *Hauptinhalt der Nala-Geschichte*, Teil I, 34 S., Teil II, 29 S., Teil III, 37 S., Thalassery 1851; 1853; 1855*; 1864*; Mangalore 1867; 1889; 1897.

Ora aayiram pazhancol *Eintausend Sprichwörter*, Thalassery 1850, 81 S.; 1857*; Mangalore 1868; erweiterte Ausgabe: Aayirattirunnuuru pazhancol *Zwölfhundert Sprichwörter*, Mangalore 1904.

Pancatantram, Thalassery 1850/51, 133 S.; 1857*; Mangalore 1891*.
School-Pancatantram, Mangalore 1866, 207 S.; 1868; 1884; 1891; 1897; 1900; 1903; 1910; 1916.
Pazhancolmaala *Eine Girlande von Sprichwörtern*, 3 Teile, Thalassery 1845, 133 S.; Mangalore 1896.
600 Malayalam-Sprichwörter, Thalassery 1846*.
Paathamaala *Malayalam-Lesebuch*, Madras 1860*.
Paathaarambam *Fibel*, Thalassery 1845*; 1851, 43 S.; erweitert und neu bearbeitet: Valiya Paathaarambam, Mangalore 1873; 1882; 1897.
Polukarppa caritram *Das Leben Polykarps*, Thalassery 1847, 32 S.; 1855.
Praarttanaacaarangal *Gebete*, Thalassery 1847, 72 S.
Praarttanaasamgraham *Malayalam-Liturgie*, Thalassery 1857, 200 S.

Sanmaranavidya *Die Kunst, selig zu sterben*, Thalassery 1847*; 1850*; 1851, 34 S.; 1852; Mangalore 1864; 1869; 1894; 1897; 1929.
Sancariyute prayaanam *Pilgrim's Progress*, Übersetzung von John Bunyans Werk, Thalassery 1849, 154 S.; Mangalore 1869; neu bearbeitet, Mangalore 1929.
Satyaveda caritram *Biblische Geschichte*, Thalassery 1854, 65 S.; Mangalore.
Sriiyesukrista maahaatmyam *Das Leben Jesu* (Übersetzung von John Muirs Sanskrit-Werk), Thalassery 1851/52, 100 S.
Sthiriikaranattinulla upadesam *Württembergisches Konfirmationsbüchlein* = Second Catechism, Thalassery 1853, Mangalore 1869, 21 S.; 1892; 1907.

Vajrasuuci *Die diamantene Nadel* (Übersetzung von Asvaghoshas Sanskrit-Werk), Thalassery 1851, 24 S.; 1853; Mangalore 1868; 1892.

Malayalam-Manuskripte (auch Englisch)

Die Manuskripte, die in diesem Abschnitt aufgeführt werden, bestehen aus einer Sammlung von klassischer Malayalam-Literatur, historischen Dokumenten, Summarien, Kommentaren, volkstümlicher Literatur usw. Die meisten davon hat Gundert in seinem magnum opus, in *A Malayalam and English Dictionary* und in seinen grammatischen Werken Wort für Wort analysiert. In vielen Fällen war er der erste, der die Schriften

systematisch sammelte und für den Druck bearbeitete. Die »Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw« besteht aus 16 Palmblatthandschriften. Die Sammlung der Württembergischen Landesbibliothek enthält 5 Palmblatthandschriften mit 113 Blättern (226 Seiten); der Umfang der einzelnen Werke wird in *Sloka* (Doppelvers mit 16 Silben) angegeben. Die Sammlung der Universitätsbibliothek Tübingen besteht aus Palmblatthandschriften und Manuskripten auf Papier, davon wurden Tausende von Seiten von Gundert selbst geschrieben. Die Sammlungen in Stuttgart und Basel sind Manuskripte auf Papier.

Adhyaatma Raamaayanam Kilippaattu *Klassische Malayalam-Version des Ramayana*, Universitätsbibliothek Tübingen, Mspt. Nr. 1, 290 S; Nr. 2, 302 S.
Advaita satakam *Philosophisches Gedicht*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 45 Bl.
Ancati, vgl. Notizbuch Gunderts 5.
Astaangahrudayam *Medizinbuch*, Sanskrit und Malayalam, Universitätsbibliothek Tübingen, 59 Bl.
An astrological treatise in Malayalam *Eine astrologische Abhandlung in Malayalam*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 28 S.

Bhaagavatam Kilippaattu *Klassische Malayalam-Version des Bhagavatam*, Universitätsbibliothek Tübingen, 546 S.
Bhadradiipam *Gedicht über die Gottesverehrung*, Universitätsbibliothek Tübingen, 50 S.
Bibelmanuskripte über verschiedene Bücher des Neuen und Alten Testaments, hauptsächlich im Archiv der Basler Mission Basel, einige in der Universitätsbibliothek Tübingen.
Brahmaanda puraanam paattu, *Legende über den Kosmos*, Universitätsbibliothek Tübingen, 278 S.

Candrasamgamkatha *Liebesgeschichte des Mondes*, Universitätsbibliothek Tübingen, 6 S.
Candrasamgamkatha Paattu *Liebesgeschichte des Mondes*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 28 Bl.
Caturddasa vruttam *Gedicht in vierzehn Versmaßen*, Universitätsbibliothek Tübingen, 42 S.
Christian Poem on Salvation *Christliches Gedicht über die Erlösung*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 7 Bl.

Devimaahaatmyam *Ruhm der Gottheit*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 48 Bl.
Devimaahaatmyam *Ruhm der Gottheit*, Universitätsbibliothek Tübingen, 27 S.
Dushiparvam *Kapitel zur Verunglimpfung*, Universitätsbibliothek Tübingen, 10 S.

Ekaadasi Maahaatmyam *Geschichte des Fastens*, Universitätsbibliothek Tübingen, 28 S.

Grammar of the Malayalam, Konzept, Universitätsbibliothek Tübingen, 40 S.

Hora vyaakhyaanam *Kommentar zu Hora* (eine Abhandlung über Astrologie, Kommentar in Malayalam), mit der Aufschrift: »Miss Harrisson went to Europe on 24th Feb 1834 Calicut (27th item)«, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 58 Bl.

Irupattiranta vruttam *Gedicht mit vierundzwanzig Versmaßen*, Universitätsbibliothek Tübingen, 52 S.

Jenovaparvam *Ein Kapitel über Genoveva* von Ernst Hanxleden, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 16 Bl.
Jnanappana *Gesang über das Wissen*, Sammlung Gundert Stuttgart, 7 S.; vgl. Notizbuch Gunderts 5.
Judicial Records *Gerichtsakten*, von Gundert gesammelt, Universitätsbibliothek Tübingen, 22 S.

Kaivalya navaniitam Kilippaattu *Gedicht zur Gottesverehrung*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 78 Bl.
Keralaacaara samksepam *Zusammenfassung von Sitten in Kerala*, Sammlung Gundert Stuttgart, 20 S.
Kerala Mahatmyam, auch Kerala Utpatti genannt, *Der Ursprung Keralas*, Sanskrit in Malayalam-Schrift, Universitätsbibliothek Tübingen, 160 Bl.
Kerala Mahatmyam, Zusammenfassung und Kommentar in Englisch und Malayalam des vorigen, Sammlung Gundert Stuttgart, 24 S.
Kerala Naatakam *Keraladrama*, Sammlung Gundert Stuttgart, 54 S.
Kerala Utpatti (Keralolpatti) *Der Ursprung Keralas*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 87 Bl.
Kerala Utpatti (Keralolpatti) *Der Ursprung Keralas*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 72 Bl.

Kerala Utpatti (Keralolpatti) *Der Ursprung Keralas*, Universitätsbibliothek Tübingen, 35 Bl.
Kerala Utpatti (Keralolpatti) *Der Ursprung Keralas*, Universitätsbibliothek Tübingen, 24 S.
Kerala vilaasam *Gedicht über Kerala in acht Teilen*, Sanskrit in Malayalam-Schrift, Universitätsbibliothek Tübingen, 86 S.
Krishnagaata *Gesang über Krishna*, Universitätsbibliothek Tübingen, 448 S.
Krishnappaattu *Lied Krishnas*, unvollständig, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 25 Bl.
Krishna stuti *Der Frauen Loblied auf Krishna*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 7 Bl.; vgl. Stuti.
Kristu caritram *Geschichte Jesu*, (Beschreibung der Geschichte Jesu in Versen, hauptsächlich nach Johannes), unvollständig, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 37 Bl.

Laksmii Paarvati Samvaadam *Dialog zwischen Parvati und Lakshmi*, Sammlung Gundert Stuttgart, 4 S.

Mahaabhaaratam Kilippaattu *Klassische Malayalam-Version des Mahabharata*, Universitätsbibliothek Tübingen, Mspt. Nr. 1, 998 S.; Nr. 2, 560 S.
Mahaabhaaratampaattu *Geschichte des Mahabharata* in einfachen Malayalam-Versen, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 168 Bl.
Malayalam-English Dictionary, Konzept, Bd. 1, 768 S.; Bd. 2, 674 S.; Bd. 3, 772 S.
Malayalam Portuguese Dictionary, 3 Bde. mit einer unvollständigen englischen Übersetzung, Verapoly 1745, Universitätsbibliothek Tübingen, 890 S.
Malayalam Stories *Malayalam-Geschichten*, Sammlung Gundert Stuttgart, 6 S.
Maappila song *Mappila-Epos*, Universitätsbibliothek Tübingen, 34 S.
Megasandesa kaavyam *Gedicht über die Botschaft der Wolke*, 106 Sloka, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.
Muukaambi Maahaatmyam *Der Ruhm Mukambis*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 20 Bl.
Mudraaraakshasam bhaashaagaanam, *Gedicht über Mudrarakshasa*, Universitätsbibliothek Tübingen, Mspt. Nr. 1, 152 S.; Nr. 2, 159 S.

Nalacaritam, *Erzählung von Nala*, Universitätsbibliothek Tübingen, 228 S.
Nalodaya kaavyam *Gedicht über Nala*, 222 Sloka, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.
Naasiketu puraana *Erzählung von Nasiketu*, Universitätsbibliothek Tübingen, 16 S.
Nasraanikalute pazhama *Geschichte der Thomaschristen*, Universitätsbibliothek Tübingen, 40 S.
Notizbuch Gunderts 1, Konkani Sprichwörter, Universitätsbibliothek Tübingen, 36 S.
Notizbuch Gunderts 2, Kopien der Korrespondenz von Regierungsbeamten und einer Liste von Malayalam-Alphabeten, Universitätsbibliothek Tübingen, 134 S.
Notizbuch Gunderts 3, Persische and arabische Lektionen, Rechtswesen Keralas, Abschriften von Sahadevavaakyam *Worte von Sahadeva* und Prapancahrudayam *Herz des Universums*, Universitätsbibliothek Tübingen, 209 S.
Notizbuch Gunderts 4, Ausführungsbestimmungen für die Justizverwaltung in Malabar, Universitätsbibliothek Tübingen, 64 S.
Notizbuch Gunderts 5, Tiruvannaattancati, Ponmeri ancati, Kannipparampancati, Kaanjirangaattancati, jeweils *Fünf Slokas* (ancati) *über Tiruvannaatu, Ponmeri, Kanniparampu, Kaanjirangaatu*; Jnaanappaana *Gesang des Wissens*; Vijnaanappaattu *Gesang der Erkenntnis*, Sammlung Gundert Stuttgart, 52 S.

Oonappaattu *Onam-Gesang*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 10 Bl.
Oonappaattu *Onam-Gesang*, Universitätsbibliothek Tübingen, 6 S.

Palayannur paattu *Gesang von Palayannur*, Universitätsbibliothek Tübingen, 36 Bl.
Pancatantram *Pancatantra*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 112 Bl.
Pancatantram paattu *Pancatantra in Versen*, Universitätsbibliothek Tübingen, 84 S.
Portuguese-Malayalam Dictionary, Verapoly 1745, Universitätsbibliothek Tübingen, 290 S.
Prasnariiti, *Astrologische Abhandlungen*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 14 Bl.

Raamacaritam *Erzählung über Rama*, Ältestes Malayalam-Gedicht, wohl 8. Jh. n. Chr., Universitätsbibliothek Tübingen, 186 S.
Raamaayanakatha *Erzählung von Rama*, Universitätsbibliothek Tübingen, 6 S.

Santaana gopaalam kilippaatu *Gesang für Kinder*, Universitätsbibliothek Tübingen, 13 S.
Siilaavati paattu *Gesang über Silavati*, Universitätsbibliothek Tübingen, 18 S.
Siitavruttantam *Erzählung von Sita*, Universitätsbibliothek Tübingen, 6 S.
Sriikrishnacaritam manipravaalam *Geschichte Krishnas* in Malayalam und Sanskrit vermischt, Universitätsbibliothek Tübingen, 86 S.
Sriiraamodanta kaavyam *Gedicht über die Rama-Geschichte*, 151 Sloka, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.
Stuti *Lieder*: Suurya stuti *Sonnengesang*, Krishna stuti *Gesang auf Krishna*, Gurunaatha stuti *Gesang auf den Lehrer*, Raamapaahima *Gebet an Rama*, Sammlung Gundert Stuttgart, 12 S.

Taccolippaattukal *Balladen aus Malabar*, Sammlung Gundert Stuttgart, 226 S.
Taliparambu maahaatmyam *Geschichte von Taliparambu*, Universitätsbibliothek Tübingen, 2 S.
Tantra samgraham *Essenz des Tantra*, Universitätsbibliothek Tübingen, 295 S.
Tantra saastram *Leitfaden des Tantra*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 54 S.
Tellicherry Records *Dokumente von Thalassery*, Vol. I–XII, von Gundert gesammelt in Calicut, 1796–1800, Universitätsbibliothek Tübingen; 4448 S.
Tripuradahana kaavyam *Gedicht über die Zerstörung von drei Orten*, 197 Sloka, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.
Trussambaram stuti, *Lieder an Krishna,* Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 7 Bl.

Uttararaamaayanam *Schlußteil des Ramayana*, Universitätsbibliothek Tübingen, 66 S.

Vaalmiiki Raamaayanam *Das Ramayana des Valmiki*, Malayalam-Übersetzung von Kerala Varma, Universitätsbibliothek Tübingen, 868 S.
Vairaagya candrodayam *Gedicht über Asketismus*, Universitätsbibliothek Tübingen, 33 S.
Vetaalacaritam *Geschichte des Vetala*, Universitätsbibliothek Tübingen, 109 S.
Vedanta darsanam *Philosophische Diskussion*, Sammlung Gundert *Steinhaus* Calw, 50 S.
Vivekaratnam *Juwel des Wissens*, Universitätsbibliothek Tübingen, 65 S.
Vyavahaaramaala *Ordnungswesen* (vor der britischen Herrschaft), Universitätsbibliothek Tübingen, 628 S.
Vyavahaaramaala kanakkasaaram *Zusammenfassung von Kalkulationen im Rechtswesen*, Sammlung Gundert Stuttgart, 7 S.

Yudhishthiravijaya kaavyam *Gedicht über den Erfolg des Yudhishthira*, 939 Sloka, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.

Tamil

Die folgenden Tamil-Werke wurden von Hermann Gundert am 3.10.1838 in Nagerkoil zum Druck gegeben (GM 18.11.38):

Ausführliche Kirchengeschichte bis auf Gregor VII.
Griechisches Lexikon = Greek and Tamil Dictionary for the N.T. (GM 7.10.36).
Hebräische Grammatik.
Kurzes Hebräisch-Tamil-Wörterbuch.
Madagaskar-Verfolgung.

Abkürzungen

AB	Archiv der Basler Mission Basel
AG	Briefe an Gundert
BN	Briefnachlaß
CD	Christianens Denkmal
CT	Calwer Tagebuch
EM	Die evangelische Mission
FZ	Frenz
GB	Gundert-Briefe Basel
GK	Generalkonferenz
GM	Gundert-Briefe Marbach
GT	Gunderts Studententagebuch
HB	Der evangelische Heidenbote
HM	Herrmann Mögling, Biographie
JB	Jugendblätter
LG	Ludwig Gundert
MB	Monatsblätter
MM	Missions-Magazin
NH	Nachrichten aus der Heidenwelt
SB	Schriften und Berichte aus Malabar
SH	Samuel Hebich, Biographie
TM	Tagebuch aus Malabar
UB	Universitätsbibliothek Tübingen

C	Kreuzer
Fl	Gulden
Rp	Rupie
Rs	Rupien

CMS	Christian Missionary Society
LMS	London Missionary Society

Bl.	Blätter
ebd.	ebenda
s.	siehe
Sp.	Spalte
S.	Seite
vgl.	vergleiche

( )	im Zitat: von Gundert, sonst vom Herausgeber
[ ]	im Zitat: vom Herausgeber
⟨ ⟩	im Zitat: von einem früheren Ergänzer
. . .	im Zitat: Lücke im Original; unleserlich; Auslassung
*	im Zitat: unsichere Lesart

Worterklärungen

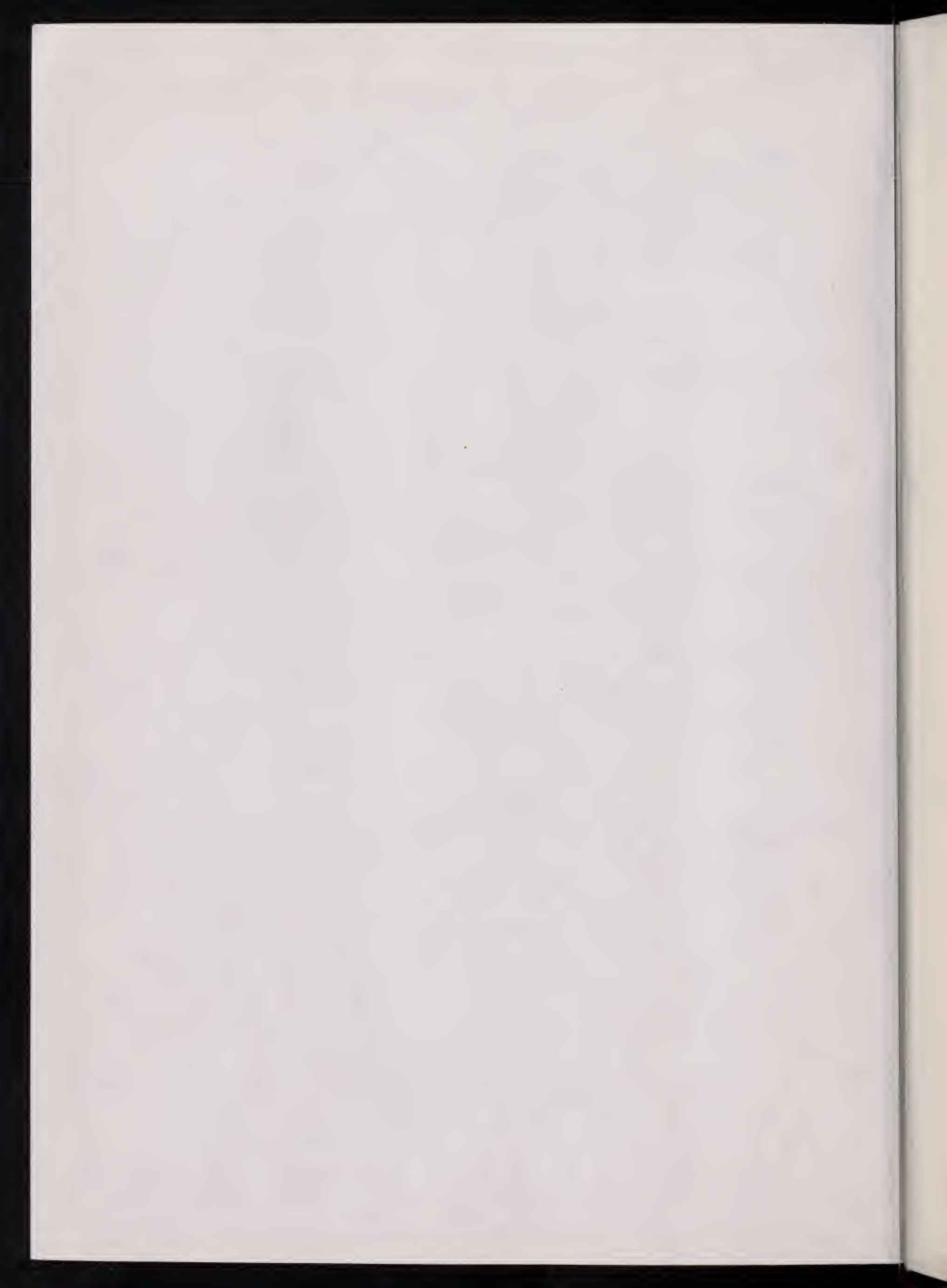
Adhikari	Amtmann
Anacaram	schlechte Gewohnheit
Avatara	Herabgestiegener, Inkarnierter
Ayer	Missionarstitel
Backwaters	»rückwärtige Wasser«, in denen sich das Salzwasser des Meeres mit dem Süßwasser der Flüsse mischt
Badaga	»Nördlinger«, Bergstamm auf den Nilagiri
Bhatta	Gottesverehrer
Bhikshu	buddhistischer Mönch
Book of Common Prayer	allgemeines Gebetbuch der Anglikanischen Kirche
Brahma	Gott Brahma
Brahmane	Kaste, Oberschicht
Bullockbandi	Ochsenwagen
Catsheri	Amtshaus des Tahsildar
Chalian, Chettian	Kaste, Weber
Chandala	Kaste, Stamm der Urbevölkerung
Collector	Magistrat, Landrat
Compound	eingefriedetes Grundstück
Coorg (Kurg)	eigentlich *Codugu*, Bergland um die Stadt Merkara
Curry	»Fleisch oder Früchte in schmackhafter, sehr hitziger Pflanzensauce verkocht«

Dissenter	religiös Andersdenkender
Ermekatti	Oberster Staatsrat
Grant	Handschrift
Halfcast	Mischling, z.B. Indo-Brite, Indo-Portugiese
Havaldar	Oberbeamter
Highcast	aus hoher Kaste
Irayaler	Kaste, »Abhangbewohner«
Islington	Vorort Londons, Missionshaus dort
Jainas	Religionsgemeinschaft
Kanakkapilla	Rechner, Schreiber
Kareiyar	Kaste, Bootleute
Karnatik	früher das Land zwischen Arabischem Meer und Golf von Bengalen, dann das Land an der Ostküste Indiens, heute Karnataka an der Westküste Indiens
Konkani	Volksbezeichnung an der Westküste Indiens
Kols	Volksstamm in Chotanagpur um die Stadt Ranchi
Kulam	Stamm
Kuli	»Lohn«arbeiter
Kuritschiyer	(niedere) Kaste
Kurumber	Kaste, Wald-, Bergbewohner
Lingam	Phallus
Manji, Manju	großes Boot
Manjil	Tragsessel
Mappilas	Bezeichnung für Fremde: in Malabar die Moslems, in Travankor die syrischen Christen
Mogayer	Hindu-Moslem-Mischkaste
Moravians	Herrnhuter
Mugayer	Kaste, Flußfischer, Fuhrleute
Mukver	»Taucher«, Kaste, Seefischer
Muni	Weiser
Munschi	(Sprach-)Lehrer
Munsiff	Distriktrichter
Nawab	Fürst
Nayadis	Kaste, Bettler
Nayer	»Führer«, Sudra-Kaste, Oberschicht in Kerala
Nazarani, Nasrani	Bezeichnung der syrischen Christen, z. B. Nestorianer und Thomaschristen
Nilagiri	Blaue Berge
Paisa	kleinste Geldeinheit
Palankin	Tragsessel, Sänfte
Palayakaran	Baron
Parangi	Arabisch und Persisch: *Farangi*, »Franke« (Bezeichnung für Portugiese)
Paraver	Kaste, Fischer
Parayer	Kaste, Arbeiter
Parsi	Volks- und Religionsbezeichnung
Pattankatti	Häuptling, Steuereinnehmer
Pattimar	Küstenschiff der Eingeborenen
Peon	Polizeidiener
Pongal	Reissieden, Erntefest
Pulayer	Kaste, Reissklaven
Purana	»alte« Erzählung
Raja	König

Repetent	»Wiederholer«, Mittelsperson in kirchlichen Lehreinrichtungen
Retti	Kaste, Kaufmann
Rishi	Seher
Rupie	indische Währung
Saheb, Sahib	Herr
Sakti	Sanskrit *Shakti*, Gottesmacht
Samorin	eigentlich *Tamurin* oder *Tamutiri*, Fürst
Sanyasi	Weltentsager
Sastra	Sanskrit *Shastra*, Lehrbuch
Schanar	Palmbauer
Sikhs	Religionsgemeinschaft
Sipahi, Sepoy	indischer Kolonialsoldat
Subahdar	»einer, der eine Provinz regiert«, Gouverneur
Sudra	Kaste
Swami	Herr
Tahsildar	Amtmann, Oberamtmann
Taluk	Bezirk
Tiatti	Kaste
Tiyer	Kaste
Todaver	Kaste
Travellors' Bungalow	Gästehaus für Reisende an größeren Orten
Tukudi	Sub- oder Untercollector
Ullaler	Kaste, Bergbewohner
Vaishya	Kaste
Veda	»Wissen«, Heilige Schriften
Vettuver	Kaste, Salzmacher, Tagelöhner
Warier	Kaste, »Bodenkehrer«
Yama	»Bezwinger«, Totengott
Yogi	Yogaübender

Register

Hauptsächlich Orts- und Personennamen (ohne Nala- und Nayergeschichten)

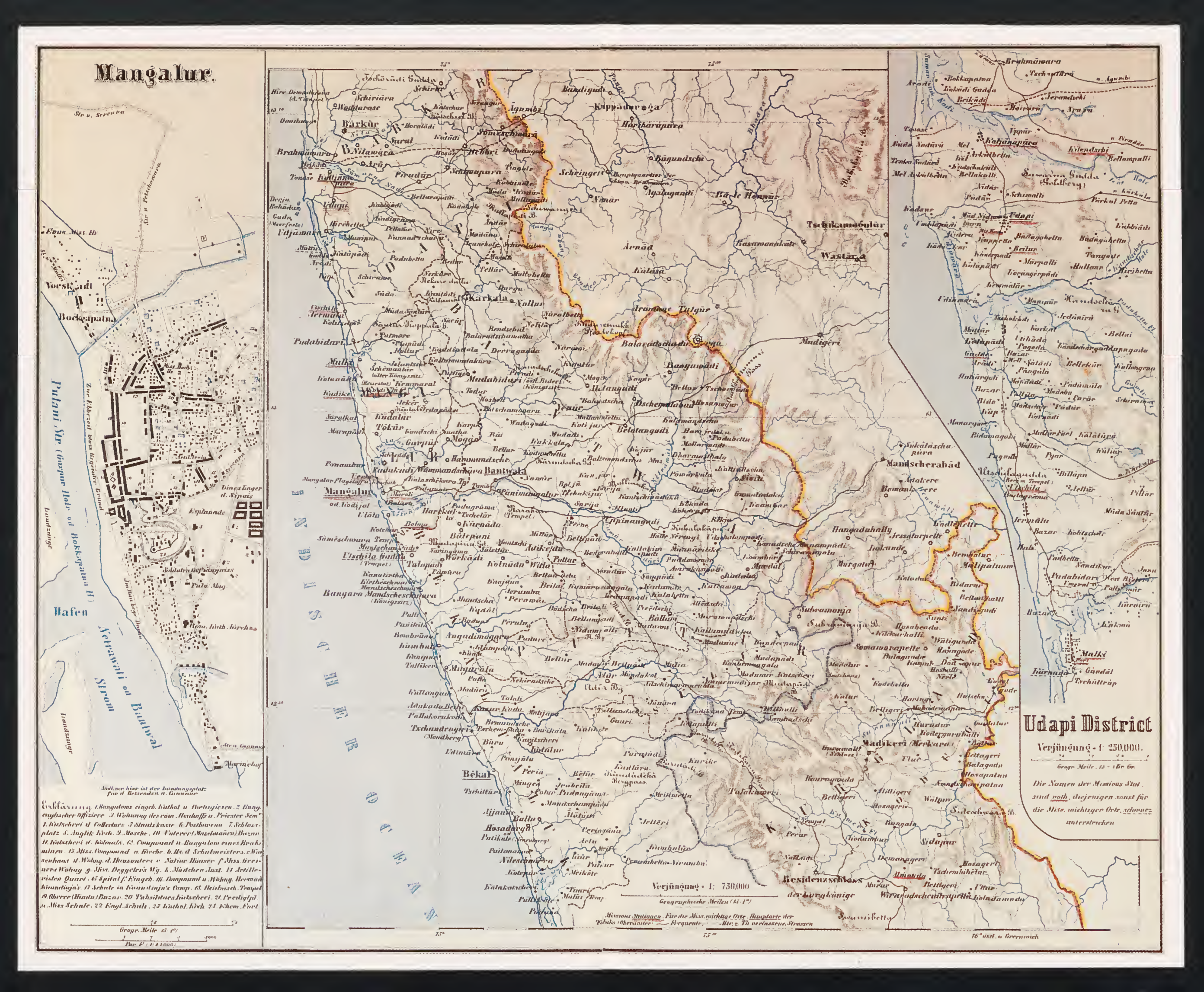




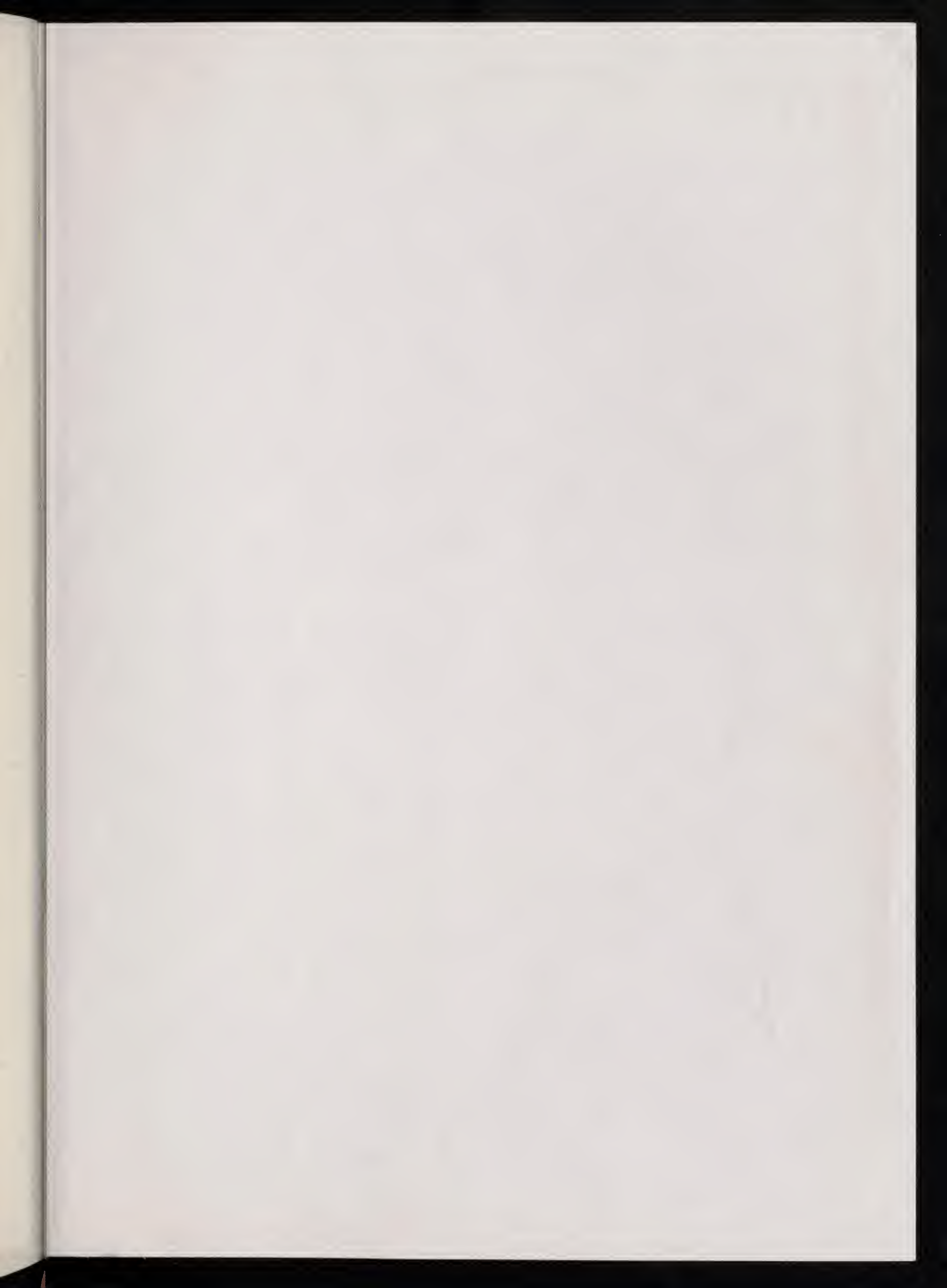

MALABAR
und die
Nilagiri od. blaue Berge,
nach den Angaben von
Miss. Dr. Gundert.
Verjüngung = 1:750,000
geogr. Meilen
Basler Miss. Stationen
Auswärtige Miss. Stationen
Für die Mission wichtige Orte
Hauptorte der Taluks (Oberämter)
(bg) Bangalas (Reisehäuser)
Nadu heisst in allen südindischen Sprachen, Land, Distrikt
Die Namen sind auszusprechen wie sie geschrieben sind es sind die „malajalim" in deutscher Orthographie, möglichst genau wie der gegeben.
77° östlich v. Greenwich.
INDISCHER OCEAN
Kannanur
Tschirakal
Talatscheri
Mahe
Dharmapattanam
Wadagara
Köliködu
Ellattür
Bejpür
Tirurangadi
Tanür
Ponani
Palakadu
Ottakamand
Kotagiri
Manantowadi
Heggadawen Kotta
Kabbani
Hardanhalli
Tarkanumbi
Kambattür
Mantscheri
Ongadipuram
Tscheru-pul-tscheri
WAIJANADU
KURUMBANADU
KADETTANADU
NEDUNGANADU
PALAKADU
BETTUTANADU
KÖTTAJAM
Missions Stationen
(bg) Bangalas (Reisehäuser)

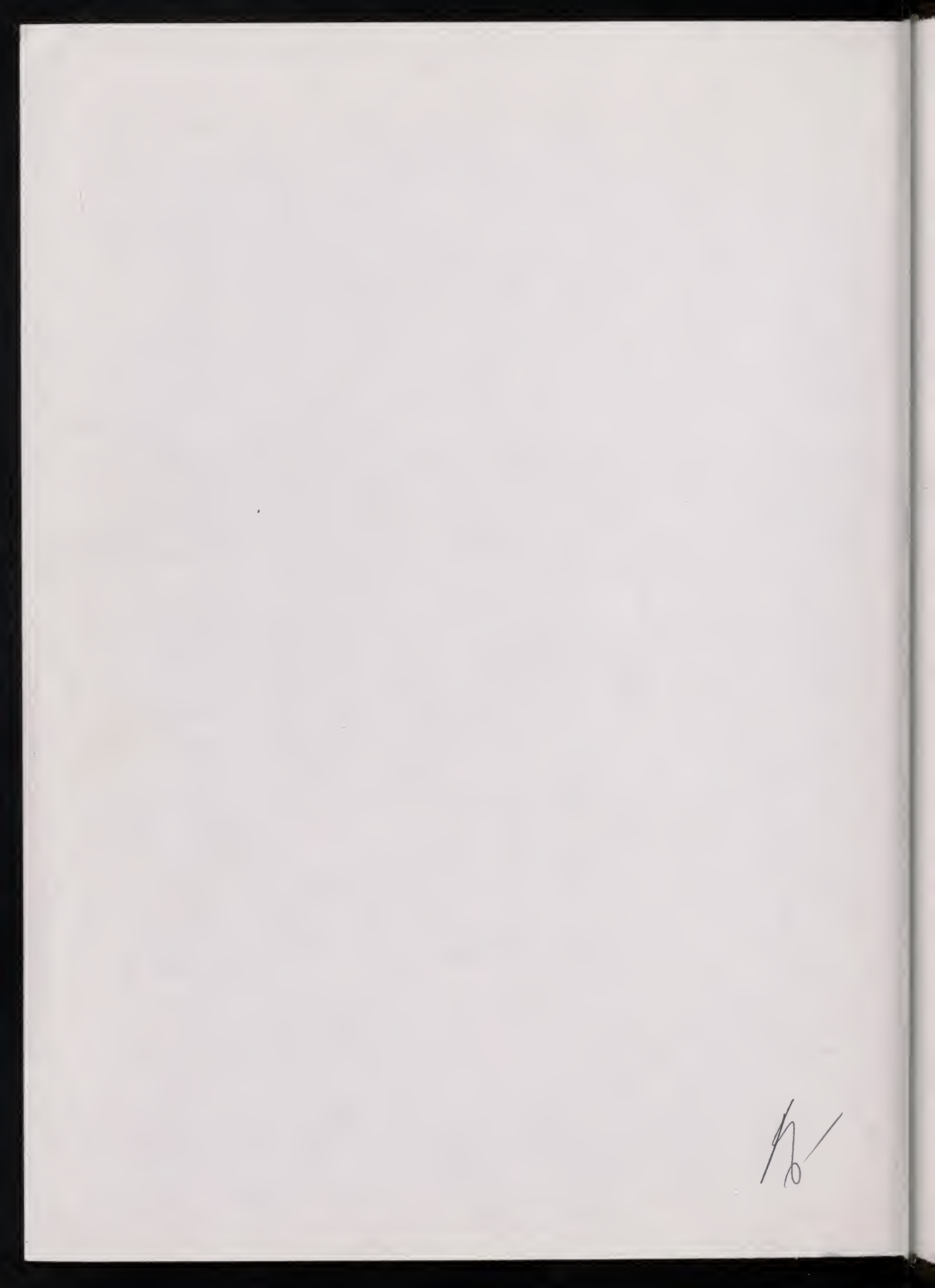





Mangalur.
Vorstadt
Bockapatna
Pulani Str. (Gurpur Hole od Bokkapatna H.)
Netrawati od Bantwal Strom
Hafen
Esplanade
Marinehof
Südl. von hier ist der Landungsplatz für d. Reisenden u. Gannmer
Erklärung. 1. Bangalows eingeb. kathol u. Portugiesen. 2. Bung. englischer Offiziere 3. Wohnung des röm. Bischoffs u. Priester Sem. 4. Kutscheri d. Collectors 5. Staatskasse 6. Postbureau 7. Schlossplatz 8. Anglik. Kirch. 9. Mosche. 10. Unterer (Muselmannen) Bazar 11. Kutscheri d. Kotwals. 12. Compound u. Bangulow eines Brahminen. 13. Miss. Compound a. Kirche. b. Hs. d. Schulmeisters. c. Waisenhaus d. Wohng. d. Hausvaters e. Native Häuser f. Miss. Greiners Wohng g. Miss. Deggeler's Wg. h. Mädchen Anst. 14. Artilleristen Quart. 15. Spital f. Eingeb. 16. Compound u. Wohng. Hermann Kaundinja's. 17. Schule in Kaundinja's Comp. 18. Heilbusch. Tempel 19. Oberer (Hindu) Bazar. 20. Tahsildaes Kutscheri. 21. Predigtpl. u. Miss. Schule. 22. Engl. Schule. 23. Kathol. Kirch. 24. Ehem. Fort
Geogr. Meile (15 = 1°)
Par. F. (1:44000)
Udapi District
Verjüngung = 1: 250,000.
Geogr. Meile. 15 = 1 Br. Gr.
Die Namen der Missions Stat. sind roth, diejenigen sonst für die Miss. wichtiger Orte schwarz unterstrichen
Udapi
Malki
Verjüngung = 1: 750,000
Geographische Meilen (15 = 1°)
Missions Stationen. Für die Miss. wichtige Orte. Hauptorte der Taluks (Oberämter). Frequente, Alte, z. Th. verlassene Strassen
16° östl. v. Greenwich
Barkur
Brahmawara
Udapi
Karkala
Mudabidari
Mangalur
Bantwala
Tschikamogulur
Wastara
Mudigeri
Manscherabad
Subramanja
Madikeri (Merkara)
Residenzschloss der Kurgkönige
Bekal
Hosadurg
Nileschwara
Agumbe
Sringeri
Kuppa







leer;
Karten sind
eingeklebt



Hermann Gundert

Quellen zu seinem Leben und Werk

zusammengestellt und kommentiert

von Albrecht Frenz

Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm